

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zehnter Jahrgang. — Erster Band.

(Januar bis März 1885.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

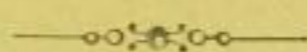
10714

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs X.

(Januar bis März 1885.)



	Seite
Karl Braun-Wiesbaden: Unterhaltungen mit dem Fürsten Bismarck . . .	1
Bismarck und Arnim. Ein Brief des Grafen Arnim-Schlagenthin an den Redakteur der „Deutschen Revue“	10
Hermine von Hillern: Um der Liebe willen. Eine Erzählung. I. II. 13.	129
F. Winckel: Über die Moden und die Gesundheit der Frauen. Zeitgemäße Betrachtungen	34
Die Gesellschaft der französischen Republik. Von einem französischen Staatsmanne	41
Adolf Laffon: Wahrer und falscher Patriotismus	59
Charlotte von Kalb: Cornelia. Ein ungedruckter Roman. I. II. III. 66. 184.	312
Hermann Bambéry: Will und kann denn Rußland Indien erobern? I. II. 80.	162
Friedrich Latendorf: Sechs unbekannte Studentenlieder Theodor Körners .	88
Welche direkten Vorteile hat die Landwirtschaft von den Kolonien zu erwarten?	95
Bismarck und Arnim. Antwort des Verfassers von „Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsruh“ auf den Brief des Grafen Arnim-Schlagenthin	154
Alfred Stern: Die preussische Regierung nach dem Sturze des Freiherrn vom Stein im Jahre 1808. Wahrheit und Dichtung aus der Feder eines Zeitgenossen	157
Bernhard Langkavel: Über das Tierische im Menschen	199
Daniel Sanders: Der Zopf in der Amtssprache	206
Max Haushofer: Wie lange können die Großstaaten die Militärlast ertragen?	210
E. Laspeyres: Die Wanderlust der Studenten	215
Ludwig von Herbeck: Kunst und Circus	229
Karl Jaenicke: Der „liebenswürdige“ Hauptmann. Novelle	257
John Tyndall: Erinnerungen aus meinem Leben	278
Max Haushofer: Frauenregiment in der Gegenwart	293
J. N. von Nußbaum: Die Wohlthaten für die Menschheit durch die Chirurgie	302
Georg Adler: Die erste deutsche anarchistische Bewegung	323

	Seite
Aus unbekanntem Papieren des Dichters Alexander Petöfi	337
Graf Cadorna: Hat Italien Kolonien nötig?	346
E. F. von Homeyer: Über lokale und klimatische Einflüsse auf die organische Welt	351

Berichte aus allen Wissenschaften:

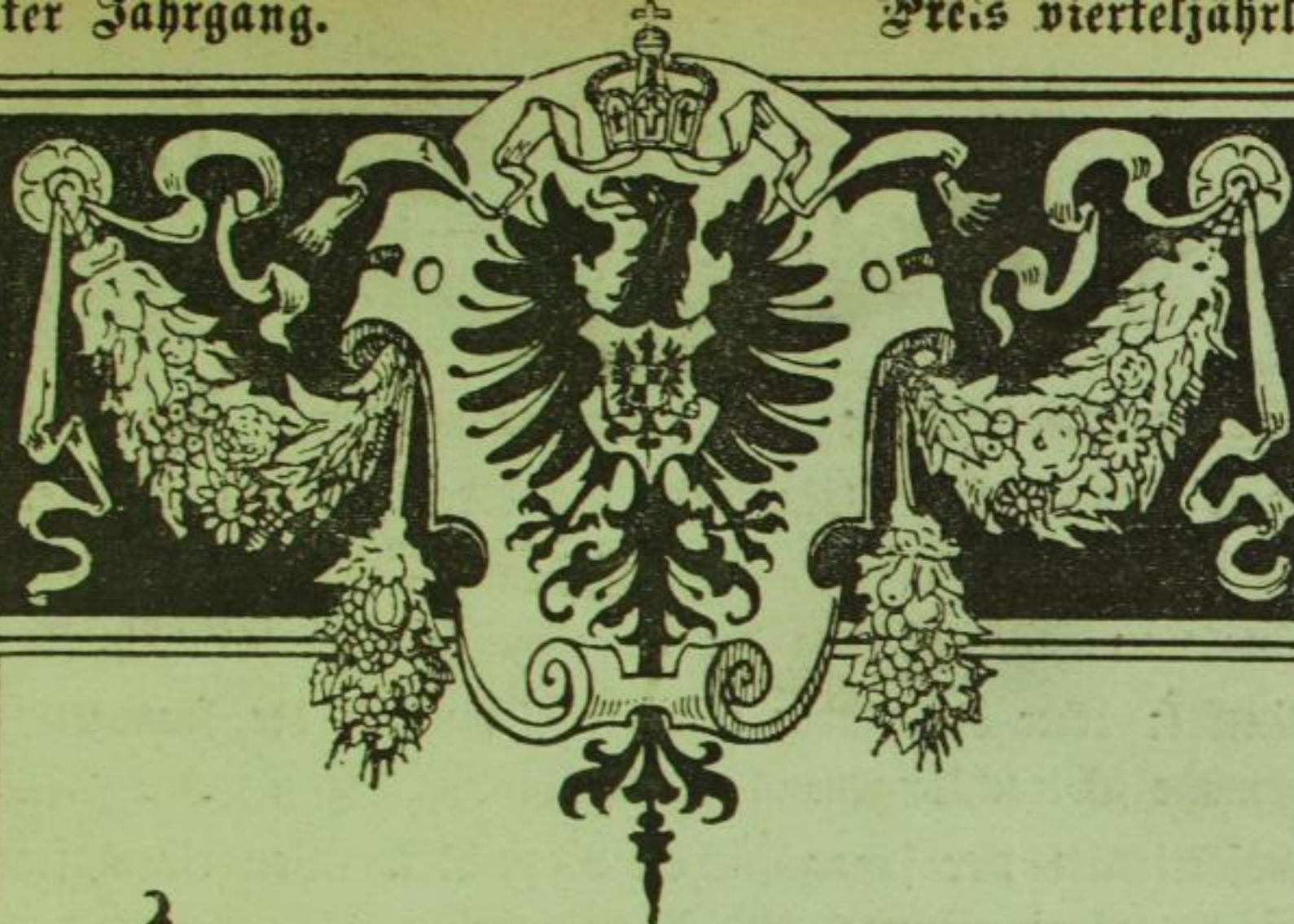
Chemie.	
K. Kraut: Über „Selbstentzündung“ von Baumwolle	98
Kunstgeschichte.	
G. Droysen: Raffael und Michelangelo	103
Kriegswissenschaft.	
H. Dechend: Welche Bedeutung hat heute noch eine Besitznahme von Städten?	108
Erdkunde.	
Karl Zeller: Über Land- und Seekarten	234
Medizin.	
Hugo Magnus: Die neueste Errungenschaft in der Behandlung Augenkranker	239
Staats- und Rechtswissenschaft.	
L. Fuld: Zur Geographie der Verbrechen in Preußen	242
Heinrich Simon: Der neue preussisch-russische Auslieferungsvertrag und seine Einführung als deutscher Reichsvertrag	358
Litteraturgeschichte.	
Albert Lindner: Unser Kriegslied	362

Kleine Revuen:

Naturwissenschaftliche Revue	113
Litterarische Revue	244. 369
Litterarische Berichte	121. 249. 374
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarkts	380

Kunstbeigabe zum I. Quartal 1885.

- I. Franz Lenbach: „Porträt des Fürsten Bismarck.“ Gemälde, reproduziert von Fr. Bruckmann in München.
- II. Kunstrevue:
 1. Fr. Pecht: Das neueste Bismarckporträt von Franz Lenbach.
 2. Allgemeine Kunst-Chronik.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1885. Januar.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
folio mit Kunstblatt.



Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Tauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.



Inhalts-Verzeichnis.

Januar 1885.

	Seite
I. Karl Braun-Wiesbaden: Unterhaltungen mit dem Fürsten Bismarck.	1
II. Bismarck und Arnim. Ein Brief des Grafen Arnim-Schlagenthin an den Redakteur der „Deutschen Revue“.	10
III. Hermine von Hillern: Um der Liebe willen. Eine Erzählung. I.	13
IV. F. Winkel: Über die Moden und die Gesundheit der Frauen. Zeitgemäße Betrachtungen.	34
V. Die Gesellschaft der französischen Republik. Von einem französischen Staatsmanne.	41
VI. Adolf Laffon: Wahrer und falscher Patriotismus.	59
VII. Charlotte von Kalb: Cornelia. Ein ungedruckter Roman. I.	66
VIII. Hermann Bambery: Will und kann denn Rußland Indien erobern? I.	80
IX. Friedrich Latendorf: Sechs unbekannte Studentenlieder Theodor Körners.	88
X. Welche direkten Vorteile hat die Landwirtschaft von den Kolonien zu erwarten?	95
XI. Berichte aus allen Wissenschaften:	98
1. Chemie. K. Kraut: Über „Selbstentzündung“ von Baumwolle.	
2. Kunstgeschichte. G. Droysen: Raffael und Michelangelo.	
3. Kriegswissenschaft. H. Dechend: Welche Bedeutung hat heute noch eine Besiznahme von Städten?	
XII. Naturwissenschaftliche Revue.	113
XIII. Litterarische Berichte.	121

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zur Beachtung!

Anfang kommenden Monats erscheint das zum ersten Quartal gehörige **Kunstheft der Deutschen Revue**. Dasselbe enthält außer begleitendem Text das neueste **Porträt des Fürsten Bismarck**, von **Franz Lenbach** für den Papst gemalt und von **Bruckmann** photographisch vervielfältigt. Da das Kaiserliche Post-Zeitungsamt dieses in größtem Format erscheinende Heft nicht befördert, so ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, dasselbe den geehrten Postabonnenten gegen Einsendung des Abonnementscheines sowie der Portogebühren von 50 Pf. kostenfrei zuzustellen.

Breslau, im Dezember 1884.

Eduard Trewendt.

Unterhaltungen mit dem Fürsten Bismarck.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

I.

Ich bin stets ein Bewunderer der auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck gewesen, welche in dringlichen und entscheidenden Augenblicken eben so kühn und energisch, wie im übrigen vorsichtig, ruhig, nach allen Seiten hin abwägend ist und eine weit über die augenblickliche Konstellation hinausreichende Borausicht zeigt. Trotz aller Verschiedenheit in den jeweiligen Mitteln und Wegen behält sie unentwegt ihr Ziel in den Augen.

Unsere innere Politik hat nicht denselben Charakter. Sie hat in den letzten Jahren eine Reihe von Übereilungen, Fehlgriffen und Mißerfolgen aufzuweisen, namentlich auf den finanziellen, handelspolitischen und sogenannten „sozialpolitischen“ Gebieten. In inneren Angelegenheiten sind Überraschungen nicht am Platze, und mit den politischen Parteien und den Parlamenten kann man auf die Dauer nicht so operieren wie mit Soldaten und Diplomaten und mit auswärtigen Mächten. Sonst kommt man von Bennigsen, Stausenberg, Forckenbeck auf Windthorst.

Doch das nur beiläufig. Wenn ich meine Aufzeichnungen aus dem letzten Jahrzehnt zur Hand nehme und prüfe, ob solche jetzt schon veröffentlicht werden können, so finde ich darunter einige aus den Jahren 1875—1877, bezüglich deren ich diese Frage glaube bejahen zu dürfen. Sie sind veranlaßt durch Gespräche mit dem Fürsten Bismarck über öffentliche Angelegenheiten, namentlich über die Politik Deutschlands während der türkischen Krisis, sowie über unser Verhältnis zur österreichisch-ungarischen Monarchie. Ich habe nicht nach jeder Unterredung mich hingesezt und die ipsissima verba zu Papiere gebracht, um sie zu veröffentlichen. Noch viel weniger habe ich während der Unterhaltung unter der Tischdecke den Crayon geführt, um stenographische Aufzeichnungen zu machen. Ich halte das für unstatthaft und habe einmal einem parlamentarischen Kollegen, welcher eine solche Aufzeichnung in der Absicht sofortiger Veröffentlichung gemacht hatte und mir sie vorlas, aus guten Gründen sein Manuskript aus der Hand genommen und in das Kaminsfeuer geworfen. Im Anfang war er über dies

eigenmächtige Autodafé ein wenig entrüstet; allein da er ein braver und anständiger Mann war, so gelang es mir, ihn zu überzeugen, daß ich ihn vor einem unüberlegten Streiche bewahrt und wohl gehandelt hatte.

Für meine Aufzeichnungen kann ich den Charakter von Stenogrammen oder Photogrammen nicht in Anspruch nehmen. Ich brachte sie erst später zu Papier, nach kurzen, aber zuverlässigen Notizen. Sie werden, davon bin ich überzeugt, für die Geschichte der deutschen Politik nicht ohne Wert sein; aber sie werden es vermeiden, auf Sensation zu spekulieren oder berechnigte Interessen zu verletzen. Ich halte es auch kaum für nötig zu sagen, daß ich nicht für jedes einzelne Wort einstehen kann, daß ich aber den Gedankengang im großen und ganzen richtig wiedergegeben zu haben glaube, und daß meine abweichende Meinung in betreff innerer Fragen nicht imstande ist, meinen Rückblick auf die auswärtige Politik zu trüben oder zu alterieren; denn ich bin zuerst Deutscher und dann Parteimann.

Ich habe im Jahre 1875 die Türkei bereist, im Jahre 1876 Österreich-Ungarn bis an die rumänische und serbische Grenze, im Jahre 1877 abermals einen Teil der Türkei, sowie Istrien, Dalmatien, Griechenland und Montenegro.

Heutzutage, wo man überall Emisjäre wittert, halte ich es für nicht ganz überflüssig, ausdrücklich zu versichern, daß ich von dem Staat (außer den Diäten, die ich als Mitglied des Abgeordneten-Hauses erhielt, und die ich nicht zurückweisen durfte) niemals einen Pfennig bezogen und namentlich auch meine Reisen im Südosten auf eigene Veranlassung, Gefahr und Kosten gemacht und niemals eine andere Mission gehabt habe als die, welche ich mir selbst gab.

Gleichwohl war ich stets bereit, dem Reichskanzler auf dessen Wunsch über meine Reiseindrücke Auskunft zu geben, nicht in Gestalt von Rapporten, sondern in freier Konversation. Er sprach mir dafür seinen Dank aus und meinte, dergleichen erfahre man nicht aus den Gesandtschaftsberichten.

Im September 1875 kehrte ich zurück aus Saloniki, von wo ich auf der etwas primitiven, aber dem Touristen doch sehr erwünschten Eisenbahn und dann zu Pferde so weit als thunlich vorgedrungen war nach dem damals so interessanten Lande „zwischen Sawa, Raschka und Zbar.“

Ich entnehme meinen damaligen Aufzeichnungen folgendes Resumé, in welchem ich zum Schlusse das Gesamtergebnis meiner Beobachtungen an Ort und Stelle zusammenfaßte:

— „Obgleich die Bewohner Bosniens und der Herzegowina slavischer Rasse sind, so unterscheiden sie sich doch sehr von einander in religiöser Beziehung.

Nur die griechisch-orientalischen Bosniaken oder Herzegowiner gravitieren, je nach ihrer geographischen Lage, entweder zu Montenegro oder zu Serbien, dagegen wollen sie von Österreich nichts wissen. Umgekehrt ist es mit den Römisch-Katholischen. Diese neigen zu Österreich und wollen von den Serben und Montenegrinern nichts wissen. Endlich ist eine Anzahl Herzegowiner zum muhamedanischen Glauben übergetreten; diese gelten, obgleich ebenfalls slavischer Abkunft, als „Türken“ und genießen alle Vorteile der privilegierten Rasse, weshalb

sie natürlich auch bei der Türkei bleiben wollen. Viele von ihnen mußten während des Aufstandes flüchten.

Ein gemeinschaftliches bosnisches oder herzegowinisches Volks- oder Staatsbewußtsein existiert ganz und gar nicht, und unter diesen Umständen wäre es eine Thorheit, aus diesem Territorium, das sich kaum als türkische Provinz eins fühlt, ein besonderes Reich machen zu wollen. Es würde sich noch nicht einmal zur Stellung von Montenegro, Griechenland, Serbien oder Rumänien aufschwingen können. Auch würden die Großmächte eine Republik an dieser Stelle für polizeiwidrig halten, und ein Fürst würde sich schwerlich finden.

Eine Annexion des Ganzen durch Österreich findet nirgends zahlreichere und entschiedenerer Gegner als gerade in Österreich selbst, sowohl vom ungarischen, als vom deutschen, als auch vom gesamtstaatlichen Standpunkt. Österreich verschmäht diesen noch nicht gargekochten Braten, wenigstens noch zur Zeit; und ebenso widerstreben die griechisch-orientalischen Bosniaken einer solchen Annexion.

Auf der anderen Seite aber kann sich Österreich durchaus nicht gefallen lassen, daß irgend eine dritte Macht, namentlich eine slavische, das Aufstandsgebiet erhält oder daß sich etwa Montenegro und Serbien allein darein teilen. Denn in diesem Falle wäre Österreichs slavische Küste an der Adria, und mit ihr auch vielleicht das in einen slavischen Ring eingeschlossene italienisch-deutsche Triest gefährdet. Ein slavisches Regiment auf der ganzen Strecke von Cattaro bis zur Donau würde die ganze südslavische Bevölkerung Österreichs in Aufregung versetzen. Namentlich aber die zwei durch Annexion vergrößerten Nachbarn, Serbien und Montenegro, würden als jugendliche Streber für das alte österreichisch-ungarische Kaiserreich sehr unbequeme Nachbarn sein, jedenfalls unbequemer als die ebenfalls alte und dabei lahme und fatte, nichts weniger als annexionslustige oder expansive Türkei.

Endlich hat man noch vorgeschlagen, Österreich nur mitessen zu lassen, in der Art, daß Serbien den einen Brocken erhält, Montenegro den anderen und Österreich den mittleren dritten, und zwar vorzugsweise den von Muhamedanern und Römisch-Katholischen bewohnten Teil, welcher, beiläufig bemerkt, der beste ist; denn er hat guten Ackerboden und außerdem die bekannten Bergwerksdistrikte. Allerdings würde dadurch die dalmatinische und kroatische Grenze für Österreich besser haltbar gemacht; die sterile Küste würde durch das weidenreiche Hinterland ergänzt; auch die Defilées zwischen Küsten- und Hinterland würden, wenn beides in einer Hand ist, zugänglicher werden. Allein bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ist wenig Aussicht, daß sich dieser an sich für Österreich nicht unvernünftige Plan realisire. Österreich würde bei einem einseitigen Vorgehen zu große Gefahr laufen und vielleicht auch seine innere Ruhe gefährden. Es würde, um Bosnien und Herzegowina provisorisch oder definitiv zu gewinnen, der Zustimmung Europas bedürfen. Deutschland hätte meines Erachtens keinen Grund, den Konsens zu verweigern, selbst auf die Gefahr hin, daß Österreich später einmal zwischen Serbien und Montenegro sich keilsförmig vorschiebend, seine Arme bis nach Saloniki ausstreckte. In diesem Falle müßte Deutschland dafür sorgen,

daß die österreichisch-ungarischen Eisenbahnen bis zur Strecke Mitrowiza-Saloniki fortgeführt würden und daß durch günstige Handelsverträge der deutschen Industrie der südöstliche Markt aufgeschlossen würde."

So schrieb ich am 20. August 1875 in Saloniki in dem Hotel Benedetti.

Lange ehe mein Reisebrief gedruckt wurde, hatte ich dessen Inhalt dem Fürsten Bismarck mündlich vorgetragen. Er interessierte sich sehr für den Gegenstand, dem er offenbar große Wichtigkeit beilegte. Ungefähr um dieselbe Zeit soll er in einer seiner Soireen, in welcher ich ebenfalls anwesend war, von „dem Bischofen Herzegowina“ gesprochen haben. Ich habe diese Äußerung selbst nicht gehört, und wenn sie gefallen sein sollte, so halte ich sie für eine bloße, durch Zeit und Umstände, Zweck und Ersprießlichkeit bedingte Façon de parler. Denn aus den Unterredungen, welche ich um dieselbe Zeit mit dem Fürsten Bismarck hatte, entnahm ich, daß er dieses erste Glimmen der türkischen Krisis mit aufmerksamen Augen verfolgte und sich sehr für die Sache interessierte.

Ich schwärmte damals für die Türken — und ich thue dies, abgesehen von den obersten Tausend, auch noch heute, — gab diesem Gefühle unverhohlenen Ausdruck und beobachtete alles, was ich von den russischen Antrieben, die mir auf eine Vorbereitung zum Kriege hinauszulaufen schienen, erfahren hatte; von der Rolle, welche Abd-ul-Affiz spielte; und von dem Bestreben, die Kirche der Moskowiter von der der Griechen zu trennen, die türkischen Raja ganz der ersteren in die Arme zu führen und von dem griechischen Patriarchate in Konstantinopel loszureißen; sowie endlich von meinen Beobachtungen in Serbien, Bulgarien, Bosnien und der Herzegowina.

Ich schloß mit der Ansicht, es sei meines Erachtens die Aufgabe des mächtigen Deutschland, den Russen jeden Angriff auf die Türkei zu verbieten oder wenigstens zu verhindern, daß die Türkei ausschließlich von Rußland okkupiert werde; ich gedachte der Griechen als eines wichtigen Kultur-Elementes auf der Balkan-Halbinsel und meinte, für das fruchtbare und kulturfähige Land zwischen Sawa, Raschka und Ibar sei ein Bischofen österreichische Militärdiktatur, welche die Ordnung aufrecht erhält und Ackerbau-Kolonieen ermöglicht, nicht übel.

Der Fürst lächelte.

„Friedrich der Große“, meinte er, „behauptete von Kaiser Joseph dem Zweiten, derselbe wolle immer schon den zweiten Schritt thun, bevor er den ersten zurückgelegt habe. Hüten wir uns, daß man dasselbe auch von uns sagen könne. Das mächtige Deutschland hat große Aufgaben: vor allem aber die, Europa den Frieden zu erhalten. Dies ist für mich der oberste Gesichtspunkt, auch in der orientalischen Krisis. Ich gedenke mich ohne die äußerste Noth nicht einzumischen. Denn grade durch die Einmischung könnte eine europäische Konflagration entstehen, namentlich dann, wenn auf der Balkan-Halbinsel die Interessen Oesterreichs und Rußlands einander feindselig entgegen treten. Nähme ich für den einen Staat Partei, dann würde sich Frankreich sofort auf die Seite des anderen schlagen, und ein europäischer Krieg stände vor der Thüre. Ich habe zwei mächtige Wappentiere an ihren Halsbändern. Ich halte sie auseinander, erstens damit

sie sich nicht zerfleischen, zweitens damit sie sich nicht auf unsere Kosten verständigen können. Ich glaube damit nicht nur jedem derselben, sondern auch Deutschland und Europa einen Dienst zu erweisen. Was den von Ihnen befürchteten Angriff Rußlands auf die Türkei anlangt, so ist ein solcher, so viel ich weiß, bis jetzt noch durchaus nicht beschlossen, obgleich es eine Partei giebt, die zum Kriege drängt, und eine andere, welche sich drängen läßt; und so wäre es möglich, daß Rußland dem Kriege entgegentriebe. Was in diesem Falle zu thun, ist Sache demnächstiger Überlegung. Dem, welcher zum Hieb ausholt, in die Klinge zu fallen, ist ein schlechtes Geschäft. Man erwirbt sich damit keine Freunde, und der Behinderte wird einem dies Dazwischentreten bei anderer Gelegenheit entgelten lassen. Es wäre immerhin eine Art Intervention, und die Folgen einer solchen Handlungsweise lassen sich schwer übersehen.

„Ich glaube nicht, daß im Augenblick die Türkei schon geteilt und der „unaussprechliche Türke“, wie sich Mr. Gladstone ausdrückt, schon ganz aus Europa hinausgeworfen wird. Jedenfalls ist es nicht Mr. Gladstone, der es thun wird.

„Ihre Mitteilungen über Bosnien und dessen Verhältnis zu Oesterreich sind mir von großem Interesse. Es ist das erste Mal, daß ich von einem unparteiischen Beobachter dergleichen höre. Ich meine es gut und aufrichtig mit Oesterreich-Ungarn und habe nicht die Absicht, es in irgend einem Unternehmen zu hindern, welchem die deutschen Interessen nicht entgegenstehen. Ich zweifle nicht an der Richtigkeit Ihrer Behauptungen, aber die Zeit ist noch nicht gekommen, dieselben praktisch zu verwerten. Jedenfalls wäre es nicht unsere Sache, so zu disponieren, sondern die Sache Europas. Ohne die Zustimmung des letzteren würde die Disposition keine Dauer versprechen.“

Soweit die Unterredung im September 1875. Ich habe sie deshalb so gut im Gedächtnis behalten, weil sie mir durch jede Phase der orientalischen Krisis immer wieder aufs neue in das Gedächtnis zurückgerufen wurde bis zum Berliner Kongreß von 1878, wo Bosnien und dessen Zukunft von dem europäischen Areopag diskutiert wurde und der Fürst Bismarck die charakteristischen Worte sprach:

„Tu, felix Austria, — nimm Dir's!“

Oder vielmehr nicht sprach, sondern schrieb.

II.

Die zweite Unterredung betraf unser Verhältnis zu Oesterreich-Ungarn. Sie datiert von 1877. Ich hatte mich in der österreichisch-ungarischen Monarchie, die ich bis in die äußersten Winkel bereist habe und besser kenne als mancher Eingeborene, nach Kräften informiert über die Stimmungen gegenüber Deutschland.

Was mich beunruhigte, waren die schutzzöllnerischen Bestrebungen der österreichischen Industriellen, welche Deutschland in die nämliche Richtung zu drängen suchten. Namentlich schwärmte man in diesen Kreisen damals wieder grade so, wie zu den Zeiten des Handelsministers Baron Bruck — und, wie ich auf

Grund vielfacher eigener Erfahrung hinzufügen kann, im Schoße der preußenfeindlichen Regierungen verschiedener deutscher Mittel- und Kleinstaaten, — für das mittel-europäische austro-ungaro-germanische Siebenzig-Millionenreich, — wenigstens auf handelspolitischem Gebiete. Man wollte zum wenigsten aus sämtlichen zum Deutschen Reich und zu der österreichisch-ungarischen Monarchie gehörigen Ländern einen Zollverein zusammenschweißen, d. h. ein einheitliches Wirtschafts-Gebiet, das aber nicht wie der preußisch-deutsche Zollverein auf einer liberalen und aufgeklärten Handels- und Zoll-Politik beruhen, sondern zur Basis das Ausschließungs-System und das Prinzip der Handelsfeindseligkeit haben sollte, kurz, eine neue Art von Kontinental Sperre, für welche, statt eines Napoleon, Österreich die Führung übernehmen sollte, wie es ja auch in der Zeit von 1815 bis 1866 die Führung der weiland Rheinbundesstaaten in Deutschland übernommen hatte.

Wir graute vor solchen Plänen. Ich war in einem schwarzgelb infizierten deutschen Kleinstaat aufgewachsen, gleichsam unmittelbar unter des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien, und hatte alle Wohlthaten des Metternichschen Systems genossen, von welchem man mit Tacitus sagen konnte „Solitudinem pacem appellat“, sie kennen keine andere Art des Friedens als die Verödung. Zwar fürchtete ich nicht, daß wir wieder Österreicher niederer Ordnung oder Heloten des Bundestages werden würden, wie wir es unter Metternich waren. Dazu war denn doch der Fürst Bismarck, der zudem den Bundestag an der Quelle studiert hatte, zu klug und Preußen zu mächtig. Aber ich fürchtete einen Pakt anderer Art. Einen Pakt *Do ut des, facio ut facias*. Nämlich so: Österreich wirkt auf die deutschen Mittel- und Kleinstaats-Regierungen nicht mehr, wie vor 1870, in preußenfeindlichem, sondern in preußenfreundlichem Sinne, dafür übernimmt Preußen und Deutschland die Verpflichtung, in Österreich der Regierung, nötigenfalls auch gegen die Deutschen, beizustehen und die „interessanten historisch-politischen Völker-Individualitäten“, soviel als nötig, in Ordnung zu halten, — ein Gedanke, der mehr politisch als national wäre.

Mein Trost waren die Ungarn, die einer neuen mitteleuropäischen Kontinental-Sperre widerstrebten und keine Lust hatten, sich von den österreichischen Schutzzöllen ausbeuten zu lassen. Die dortigen Freihändler befürchteten von den Schutzzöllen Erschwerung ihres Vieh- und Getreide-Exportes und wollten lieber gar keine Zölle. Die ungarischen Schutz Zollinteressenten wollten zwar eine chinesische Mauer, aber sie wollten solche an der Leitha, d. i. gegen Österreich.

Selbst liberale österreichische Politiker, wie der Märzminister Johann Philipp Freiherr von Wessenberg, dessen Briefe an den österreichischen Legationsrat von Isfordink-Rostniß aus der Zeit von 1848 bis 1858 grade damals bei F. A. Brockhaus erschienen waren und den Beweis dafür lieferten, vermochten sich von den alten bundestäglichen Anschauungen nicht loszumachen. Was von dieser Seite an den Tag trat, erinnerte an den Rechberg-Schmerlingschen Fürstentag von 1863, von welchem man wohl sagen kann, daß niemals im neunzehnten Jahr-

hundert eine diplomatische Aktion mit weniger Geschick und mehr Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in Szene gesetzt wurde¹⁾.

Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über. Ich vermute, daß ich alles Obige und vielleicht noch einiges mehr dem Fürsten vorgetragen habe.

Er machte mir stets seine Bemerkungen dazwischen, versicherte, daß er Österreich liebe, daß das Gewitter von 1866 notwendig gewesen sei, um die Luft zu reinigen, daß er aber auch damals sich der Annexion von Böhmen und Mähren widersetzt und Österreich nichts Unwürdiges zugemutet habe.

„Österreich“, so sagte er weiter, „konnte den Verlust seiner italienischen Stellung, welche ihm keine Anlehnung gewährte, ohne großen Schmerz schon verwinden. Etwas Anderes ist es mit Deutschland. Österreich-Ungarn ist ein eigenartiges Mosaik verschiedener Rassen, Religionen und Völker; deutsche, magyarische, slavische und romanische Stämme wimmeln dort bunt durcheinander. Ist dieses Mosaik-Bild ganz allein sich selbst überlassen und beginnen dessen einzelne Stifte einander zu stoßen oder zu schieben, so befindet es sich in Gefahr, auseinander zu fallen. Ist es aber an einer dauerhaften Wand angebracht oder auf einen unverrückbaren Boden befestigt, so kann selbst eine Veränderung der musivischen Zusammenstellung ohne Gefahr sich vollziehen. In dem ersteren Falle führt jede Differenz im innern auch zu einer Krisis nach außen. Im letzteren dagegen mögen die inneren Fragen in Ruhe und Frieden ihre Verständigung suchen, ohne nach außen zu explodieren. Man denke, was ersteren Fall anlangt, an die gegenwärtige Koinzidenz der Ausgleichskrisis und der türkischen Wirren.“

„Um in solchen schwierigen Fragen nicht mißverstanden zu werden, muß man vor allem sagen, was man nicht will. Wir wollen nicht die Wiederherstellung des Deutschen Bundestages. Denn er war nur der organisierte Krieg zwischen Österreich und Preußen. Er verleitete Deutschland, sich in die inneren Angelegenheiten des Donau-Reiches einzumischen, und Österreich, sich für jede jämmerliche Kabinettsintrigue im deutschen Bundestags-Wirrwarr zu engagieren. Wir schickten unseren sächsischen Beust und unsern württembergischen Rechberg nach Österreich, und Österreich seinerseits schickte wieder seine Grafen Leiningen und Prinzen Solms nach den „Mittelreichen“ von Deutschland. Wir haben beiderseits dabei zu viel Schmerzens- und Lehrgeld bezahlt, um nicht zu sagen: „Laß', Vater, genug sein des grausamen Spiels.“ Es mochte für die Beuste und Rechberge, für die Leiningen und Solms recht schön sein, aber wir ändern, wir „Archivi“, sowohl an der Donau und der Theiß, als an dem Rhein, der Isar und der Spree, haben darunter gelitten. Wir wollen ferner auch nicht wieder, wie zur Zeit des seligen Herrn von Bruck, dem Phantom der Zolleinigung nachjagen. Wir haben bei der Münzkonvention schlechte Erfahrungen gemacht, wir haben infolge derselben jetzt

¹⁾ Wahrhaft Unglaubliches in dieser preußenfeindlichen Richtung leisten auch die Briefe des Reichskanzlers Erzherzog Johann von Österreich, welche in den „Gesammelten Schriften“ des (Pascha) August von Zochmus (Berlin, 1884) Band IV. soeben publiziert wurden.

die österreichischen Silberthaler auf dem Halse; ihre Einlösung, die im Interesse unserer Münzreform notwendig ist, wird uns nicht erspart bleiben und eine stattliche Summe Geld kosten. Auch eine Zolleinigung ist unmöglich zwischen zwei Staaten, in welchen Geldumlaufs-, Produktions- und Konsumtions-Verhältnisse so verschieden sind, wie zwischen dem Deutschen Reich und der österreich-ungarischen Monarchie. Etwas Anderes ist es dagegen mit Erleichterungen des Grenzverkehrs, welche für beide Teile eben so erwünscht als praktikabel sind. Wir wollen endlich nicht eine nur vorübergehende Vereinigung ad hoc, etwa zum Zwecke einer Eroberung, wie zur Zeit der schleswig-holsteinischen Krisis. Eine solche Vereinigung ist ohne bleibendes Interesse und kann, wie wir gesehen haben, jeden Tag in ihr Gegenteil umschlagen.

Was beiden Teilen nützlich sein würde, das wäre eine dauernde organische Verbindung, welche weder eine Injektion noch eine Commixtion, weder eine Fusion noch eine Konfusion, weder eine wirtschaftliche und finanzielle Gemeinschaft, noch eine wechselseitige Einmischung in innere Fragen und territoriale oder partikuläre Differenzen anstrebt, sondern alles das auf das bestimmteste und strikteste ausschließt, welche aber den beiderseitigen gegenwärtigen Besitzstand garantierte und sich zur Aufrechterhaltung des mitteleuropäischen Friedens, zu Schutz und Trutz, mittelst bleibender Institutionen verpflichtete. Damit wäre nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr mit inbegriffen eine Reihe von Vereinbarungen zu gleichheitlichen Einrichtungen auf den Gebieten der Rechtspflege, der Gesetzgebung, der Verwaltung, sowie der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Dinge, eine Zusammenwirkung, welche ohne Zweifel sehr segensreich sein könnte zwischen zwei Gemeinwesen, welche so sehr berufen sind, einander zu ergänzen."

Auf meine handelspolitischen Auseinandersetzungen gab der Fürst mir außer dem im obigen Wiedergegebenen keine Antwort. Er kannte mich als entschiedenen Freihändler und als Anhänger der Volkswirtschafts-, Zoll- und Handelspolitik Delbrücks, der schon im Mai 1876 abgegangen war. Er hatte, wie ich vermute, aus diesem Grunde keine Neigung, sich damals, 1877, mit mir auf eine eingehende Erörterung volkswirtschaftlicher Dinge einzulassen. Der vormalige württembergische Minister Freiherr von Barnbüler-Hemmingen besaß damals schon ganz sein Ohr in dergleichen Angelegenheiten. Jedenfalls aber machten die damaligen Äußerungen des Fürsten auf mich wenigstens den Eindruck, daß er trotz seiner Vorliebe für Oesterreich und seiner Überzeugung von der Notwendigkeit, in der großen Politik Hand in Hand mit demselben zu gehen, doch die Idee eines mitteleuropäischen Siebenzig-Millionen-Reiches oder eines dem entsprechenden österreichisch-deutschen Zollvereins (nebst Kontinental Sperre) auf das Entschiedenste repudierte. Ich fand dies natürlich, obgleich ich wußte, daß er damals schon dem (im Jahre 1879 durchgeführten) Schutz Zollsystem zuneigte. Er ist kühn, wenn es sein muß, aber niemals phantastisch.

III.

Einer Äußerung des Fürsten über Rußland will ich hier noch gedenken.

„Ich glaube nicht,“ meinte er, „daß das Testament Peters des Großen apokryph ist. Jedenfalls giebt es in Rußland noch Leute, welche demselben anhängen und welche Rußland immer mehr nach Westeuropa wollen vordringen lassen, wo es sich doch nichts holen kann, als den Nihilismus und ähnliche Krankheiten, welche auch mit einer „heiligen Allianz“ nicht zu kurieren wären. Seine Aufgabe liegt in Asien. Dort repräsentiert es den Kulturfortschritt.“

Diese Äußerung haftete mir im Gedächtnis. Ich erinnerte mich, vor etwa fünfzig Jahren bei einem liberalen Schriftsteller fast wörtlich dasselbe gelesen zu haben.

Ich suchte danach fast acht Tage in meiner, ziemlich vollständigen historisch-politischen Bibliothek.

Endlich, nachdem ich längst aufgehört hatte zu suchen, spielte mir der Zufall das richtige Buch in die Hände. In demselben stand wörtlich Folgendes zu lesen:

— „Hätte Rußland Cäsars hochherzigen Stolz, lieber der erste in einem Dorfe als der zweite in Rom sein zu wollen, dann würde es seinen Trieb, sich westlich auszudehnen, unterdrücken und den Blick nach Asien wenden. Rußland wird Europa nie beherrschen, oder dieses müßte früher des Wunsches unwert geworden, seine Kultur zerstört, die Krone der Bildung ihm entrissen sein. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reiches von der Grenze Asiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen, was not thut; aber nun, nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäischer Bildung besucht hat, möge es nach Asien zurückkehren, wie Peter der Große selbst nach vollendeten Lehrjahren in seine Heimat zurückgekehrt war. In Asien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein gering geachteter Schüler bleiben. Aber die herrschaftliebenden europäischen Fürsten, den verjährten Vorurteilen des Adelsstolzes noch immer anhängend, wollen sich nur mit ahnenreichen europäischen Ländern vermählen, auch wenn sie arm und häßlich wären, und achten die viel reicheren und schöneren Staaten der übrigen Weltteile darum nicht, weil sie neuern Ursprungs und gleichsam bürgerlicher Abkunft sind. Rußlands Unterthanen werden als asiatische Bürger sich frei und glücklich fühlen und ihren Beherrscher lieben, als europäische aber sich mit den liberaler beherrschten Deutschen, Franzosen und Engländern vergleichen und das Joch der Regierung drückend finden.“

Das Buch, worin dies stand, waren Ludwig Börnes gesammelte Schriften, Bd. VII., Seite 110, „Fragmente und Aphorismen“, Num. 292. Börne hatte diese Bemerkung schon im Jahre 1822 niedergeschrieben.



Bismarck und Arnim.

Nachstehender Brief des Grafen Arnim ist uns infolge einiger im Novemberheft der „Revue“ enthaltenen Bemerkungen über die diplomatische Thätigkeit des verstorbenen Botschafters in Paris und über seine Stellung zu dem Fürsten Bismarck zugegangen.

Wir nehmen das Schreiben des Grafen Arnim, welches gewissermaßen eine Verteidigung seines verstorbenen Vaters bildet, hier auf, bemerken aber, daß eine eingehende Entgegnung auf diesen Brief seitens des Verfassers der Abhandlung „Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsrub“ auf Grund wichtigen diplomatischen Materials erfolgen wird.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

Geehrter Herr Redakteur!

Das Novemberheft der deutschen Revue enthält in dem Artikel „Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsrub“ eine Reihe von Behauptungen über meinen seligen Vater, gegen welche ich Widerspruch zu erheben mich verpflichtet fühle, damit nicht mein Schweigen als Anerkenntnis gedeutet werde. — Zunächst wird behauptet, die Stellung meines seligen Vaters sei in Rom eine unhaltbare geworden und deshalb die Beförderung auf den Pariser Posten erfolgt. — Es ist zu bedauern, daß Ihr Korrespondent nicht sagt, weshalb wieso, Wem gegenüber die Stellung unhaltbar wurde. — Der Leser, welcher die Verhältnisse, um die es sich hier handelt, nicht kennt, bekommt durch die bestimmte Form der Behauptung, deren Inhalt für mich ganz überraschend war, den Eindruck, als handle es sich um feststehende unbestrittene Thatsachen. —

Ich würde, wenn diese Behauptung genauer präcisiert würde, wahrscheinlich beweisen können, daß sie falsch ist.

Ferner aber wird in dem Artikel gesagt.

„Leider aber ließ Graf Arnim sich alsbald in Paris verleiten, nicht allein eine selbständige diplomatische Rolle spielen zu wollen, sondern sich auch in die Illusionen einzuwiegen, sich demnächst selbst auf den Stuhl des Fürsten Bismarck setzen und die Rolle des Kanzlers im deutschen Reich übernehmen zu können.“ u.

Dies ist unrichtig. Diese und ähnliche Behauptungen sind von Personen erfunden und verbreitet worden, die ein Interesse daran hatten, die öffentliche Meinung über die wirkliche Veranlassung der gegen meinen Vater gerichteten Verfolgung zu täuschen und es auch jetzt für ehrenvoll halten, das Andenken eines Verstorbenen herabzuwürdigen. Ihr Berichterstatter war wohl über diesen Sachverhalt nicht informiert.

Im weiteren Verlauf der Darstellung wird sogar zum Beweise der Richtigkeit jener Behauptungen eine angebliche Äußerung des Fürsten Bismarck reproducirt, die folgendermaßen lautet:

„Ich würde meinen Bruder und meinen Sohn wegzagen, wenn diese sich

erdreisteten, auf eigene Hand Politik zu machen oder gar aus Sentimentalität oder ähnlichen Schwächen meinen von Sr. Majestät dem Kaiser sanktionierten Befehl zu ignorieren." zc. zc.

Ich kann nicht glauben, daß der Fürst Bismarck diese oder eine ähnliche Äußerung gethan hat, denn dieselbe würde das, allerdings für mich recht wertvolle, Anerkenntnis enthalten, daß nicht die meinem Vater zur Last gelegten Verbrechen die Veranlassung zu der gegen ihn gerichteten Verfolgung gebildet haben. —

Es sprechen aber noch andere gewichtigere Gründe gegen die Annahme, daß der Bericht korrekt ist.

Zunächst werden nach deutschem und preußischem Rechte die Botschafter von Sr. Majestät dem Kaiser und König ernannt und werden daher auch nicht vom Reichskanzler oder dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten „weggejagt“. —

Sodann hat mein Vater niemals auf eigene Hand Politik getrieben, d. h. wissentlich den Befehlen Sr. Majestät des Kaisers zuwider gehandelt. Es ist daher auch niemals außer in dem Landesverratsprozeß, der Versuch unternommen worden, den Vorwurf zu begründen und zu beweisen, daß mein Vater auf eigene Hand Politik getrieben habe. — In jenem Landesverratsprozeß ist allerdings mein Vater angeklagt worden absichtlich, gegen die Anweisung des Herrn Reichskanzlers, Verhandlungen mit der französischen Regierung in die Länge gezogen zu haben. —

Das Telegramm des Herrn Reichskanzlers, in welchem die Anweisung zu einer Beschleunigung der Verhandlungen enthalten gewesen sein soll, lautete nach der Anlageakte:

„Berlin, den 2. März 1873.

Dem Grafen von Arnim

Paris

Nr. 7.

„Es ist die Sache gar nicht geheim zu behandeln; es sind unsere Vorschläge à prendre ou à laisser; dem französischen Botschafter habe ich von dem Hauptinhalte bereits Mitteilung gemacht, und ich habe auch keinen Zweifel daran, daß sie bereitwillig angenommen werden. Wenn nicht, denn nicht.

(gez.) Bismarck.“

In Wirklichkeit schloß das Telegramm mit den Worten: „Wir können es abwarten.“ — Diese Worte, die anscheinend eine Aufforderung zu Eile nicht enthalten, waren, wie sich später herausstellte, weggelassen worden. —

Ich darf diesem unbestrittenen Sachverhalt gegenüber wohl behaupten, daß dieser einzige ernstliche Versuch meinem Vater zu beweisen, er habe den erhaltenen Befehlen zuwider gehandelt, nicht als ein sehr glücklicher anzusehen ist.

In einigen der Erlasse des Herrn Reichskanzlers an meinen seligen Vater, welche anlässlich des ersten „Prozeß Arnim“ veröffentlicht worden sind, wird wiederholt der Vorwurf erhoben, daß mein Vater die Vorgänge, welche Gegenstand seiner Berichterstattung waren, anders beurteile, als der Herr Reichskanzler. —

Ich habe um so weniger Anlaß zu untersuchen, inwieweit dieser Vorwurf berechtigt war, als jetzt bereits die Erkenntnis in immer weitere Kreise dringt, daß das Urtheil meines seligen Vaters über einzelne wichtige Fragen z. B. die preußische Kirchenpolitik, nicht ganz unrichtig war. —

Aber ich halte mich für verpflichtet darauf aufmerksam zu machen, welche Begriffsverwirrung darin liegt, wenn der Umstand, daß mein Vater von den Vorgängen, deren Augenzeuge er war, zuweilen einen Eindruck gewann, der mit der Anschauung, die man in Berlin, also aus der Ferne, sich gebildet hatte, nicht in allen Punkten übereinstimmte, folgert, diese Verschiedenheit der Ansichten begründe den Vorwurf, daß mein Vater auf eigene Hand Politik getrieben habe. —

Die Berichterstattung der Gesandten und Botschafter wäre ein überflüssiger Luxus, wenn sie nichts weiter enthielte als eine Wiederholung der Ansichten, welche der jeweilige Leiter der auswärtigen Politik sich gebildet hat. —

Mein Vater hat daher auch stets an der Ansicht festgehalten, daß es seine Pflicht gewesen sei, einfach das, was er selbst beobachtete und erfuhr, zu berichten und so dem Leiter der deutschen Politik ein möglichst reiches Material zur Beurteilung der jeweiligen Lage zu liefern. — Er hat aber ferner es für seine Pflicht gehalten die Aufträge, die er von Berlin erhielt, auch dann, wenn er sie für bedenklich hielt, bestmöglichst auszuführen. —

Dementsprechend hat denn auch der Reichskanzler nicht meinem Vater wegen seiner Handlungen, sondern nur wegen seiner Berichterstattung Vorwürfe gemacht. —

Ein Beispiel wird es klar machen, welcher Art die Begriffsverwirrung ist, welche erzeugt werden mußte, um den Vorwurf zu begründen, mein Vater habe auf eigene Hand Politik getrieben, d. h. den Befehlen Sr. Majestät des Kaisers zuwider gehandelt.

Ein Kaufmann K. in Berlin beauftragt seinen Korrespondenten J. in London ihm über die jeweilige Lage des dortigen Marktes zu berichten. — Herr J. bemüht sich infolgedessen Herrn K. über die häufig wechselnde Situation auf dem Laufenden zu erhalten. Eine Zeit lang geht dies denn auch ganz gut und J. erhält infolgedessen von K. eine Reihe von Aufträgen und erledigt sie mit Geschick und Sachkenntnis. — Plötzlich entstehen zwischen K. und seinem Vertreter J. aus irgend einem Grunde Zwistigkeiten. Sofort wendet sich nun K. an den Strafrichter. — In der Denunziation, welche er einreicht, führt er etwa Folgendes aus: „Ich habe Herrn J. als meinen Vertreter in London bestellt. — Er hat mich denn auch eine Zeit lang gut bedient, nicht nur fortlaufend mich über die Geschäftslage mit guten Nachrichten versehen, sondern auch zu meiner Zufriedenheit verschiedene erhebliche Lieferungsverträge für mich abgeschlossen. — Zu meinem Bedauern hat er aber neuerdings auf eigene Hand Geschäfte gemacht, was gegen die Abrede war und mir großen Schaden gethan hat. Zum Beweise dieser Behauptung kann ich weiter nichts anführen, als daß J. mir Berichte über die Geschäftslage gesandt hat, die mit meiner Ansicht nicht genau übereinstimmen.“

Was würde wohl der englische Richter zu einer Demunziation sagen, die auf eine solche ungereimte Begründung sich stützt?

Sie sehen, Herr Redakteur, der Schluß: „Graf Arnim hat als Botschafter in seinen Berichten häufig die Vorgänge, über die er berichtete, anders beurteilt als derjenige, der die Berichte empfing, also hat er den Anordnungen seiner Vorgesetzten zuwider gehandelt,“ dieser Schluß steht mit den Gesetzen der Logik in Widerspruch. — Dementsprechend hat aber auch der Herr Reichskanzler selbst, soviel ich mich entsinne, in den veröffentlichten Erlassen niemals meinem Vater vorgeworfen den Befehlen Seiner Majestät des Kaisers zuwider gehandelt zu haben.

Gerade die Vorwürfe, die der Herr Fürst Bismarck zu Lebzeiten meines Vaters in den veröffentlichten Erlassen erhoben hat, berechtigen zu dem Schluß, daß er jetzt, nach dem Tode desselben, keine neuen Vorwürfe gegen ihn formuliert hat, — und somit der nicht allzu diskrete Verfasser des Artikels „Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsruh“ dem Herrn Reichskanzler Dinge in den Mund legt, die er garnicht gesagt haben kann. —

Ich bitte Sie, Herr Redakteur, das Mißverständnis, das hier anscheinend vorliegt und dessen Verbreitung geeignet ist, das Gedächtnis eines Verstorbenen herabzuwürdigen, durch Aufnahme dieses meines Briefes in die nächste Nummer der Revue, aufklären zu wollen. —

Ich benutze diesen Anlaß zum Ausdruck

vorzüglichster Hochachtung
Graf Arnim-Schlagenthin.

Berlin, den 15. November 1884.



Um der Liebe willen.

Eine Erzählung

von

Hermine von Hillern.

Es ist ungefähr um die Mitte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts, zur Zeit, da in Italien der Kampf wütete zwischen Franz I. von Frankreich und Kaiser Karl V.

Eine Schlacht ist geschlagen worden in Oberitalien, darin die Kriegskunst der deutschen Landsknechte den Sieg davon getragen über die verbündeten, aus Menschen aller Nationen gemischten Truppen. Nun aber ist der Kampf zu Ende. Verödet, bedeckt mit Leichen und Verwundeten ist das Schlachtfeld. Noch hat man nicht daran gedacht die Toten zu begraben, nach der schweren Arbeit der Nacht und dem reichlichen Genuß erbeuteten Weines ist eine tiefe Abspannung über die tapfern Streiter gekommen. —

Gruppenweis lagern deutsche Landsknechte, Spanier, gefangene und verwundete Italiener, Schweizer und Franzosen um die erloschenen Feuer. —

Die Sonne ist heraufgestiegen, und die volle Hitze eines italienischen Sommertages brütet über dem Schlachtfeld, senkt sich mit bleierner Schwere auf die geröteten Augenlider der wettergebräunten Gefellen, legt sich auf die starren, bleichen Züge der Toten, die so ruhig schlafen unter dem sengenden Hauch, als lägen sie daheim in traulicher Kammer und träumten süßen Traum von holdem Geschehnis des entschwundenen Tages.

Und immer höher steigt die Sonne, immer schwüler, immer drückender wird die Atmosphäre; der Leichengeruch und der heiße Brodem vergossenen Blutes kann nicht mehr in die Höhe steigen, er lagert sich wie eine schwere Dunstschicht über die Erde und verdichtet die Luft, die die mühsam atmende Lunge einzusaugen sich quält. — Und tiefe Stille breitet sich aus über die Stätte, wo Lebende und Tote friedlich der Ruhe sich weih'n. —

Aber dort inmitten eines Kreises von Erschlagenen, da sitzt auf einer umgestürzten Trommel, regungslos wie erstarrt, den Oberkörper leicht nach vorne geneigt, die Hände schlaff und träumerisch auf den Knien liegend, eine schlanke Jünglingsgestalt, in der malerischen zerlumpten Tracht der deutschen Landsknechte. Zu seinen Füßen liegt die Leiche eines schönen Burschen mit weichem, knabenhaftem Antlitz, aus einer kunstvoll gestickten Haube heraus ringeln sich seidene goldblonde Locken, die nur hin und wieder getränkt sind mit geronnenem Blut. — Wie sorglich mochten weiße Hände die Fäden durch den kostbaren Stoff gezogen haben, zum Geschenk für den Geliebten, und freudigen Stolzes voll hat wohl das Herz der Maid geklopft, da sie der schimmernden Locken gedachte, die die Haube schmücken sollten. Nun liegt er da auf blutiger Wahlstatt, und das Liebeswerk der fleißigen Hände tränkt das Blut, und der Staub der fremden Erde legt sich darauf. —

Es ist ein junger Fahnenträger, der da schläft. Als er von tödlichem Schlag getroffen zusammengesunken, da ist der andere, an dessen Seite er gekämpft, nicht von ihm gewichen und sitzt nun, selbst leicht verwundet, bei dem Toten und brütet. —

Und wie ihm so die schwarzen Locken, auf denen bläuliche Lichter spielen, das gesenkte Haupt umschatten, da scheint es fast, als sei es der Genius des Todes, der da trauert an der Leiche eines lichten, dem Verhängnis verfallenen Göttersohnes.

Das Gesicht von selten regelmäßiger Schönheit, von etwas bräunlicher Farbe, deren gelblicher Ton jedoch vorteilhaft absticht von dem kräftigen Rot der erhitzten Gesichter der derben Landsknechte und Schweizer, die hohe, edle Stirn, die leichtgebogene Nase, alles trägt auf den ersten Anschein das Gepräge kühnen, feurigen Geistes und thatkräftiger Energie. Dem aber widerspricht der glanzlose Blick der großen, dunklen, von langen Wimpern umschatteten Augen. Sie haben einen seltsam müden Ausdruck, wie man ihn häufig bei leidenschaftlichen Naturen findet, denen das Schicksal nicht gestattet ihre Energie in einer ihren Neigungen zusagenden Aufgabe zu bethätigen und die schließlich erlahmen und jede Lebensfreudig-

keit verlieren im ewigen Kampfe mit der ihrem ganzen Wesen entgegengesetzten Beschäftigung und den Verhältnissen, in die die Vorsehung sie gestellt. —

Manchen, der in die tiefe Nacht dieser Augen geblickt, den mochte es gemahnen, als habe er hinabgesehen in ein offenes Grab, darinnen er seines Lebens Hoffnung geborgen und an dessen Rand für allezeit seines Mundes Lächeln erstorben sei. Also mochte, wer weichen Herzens und Gemütes war, wohl nimmer froh werden, wenn er den trost- und hoffnungslosen Blick des Jünglings geschaut. — Regungslos starrt er in das liebliche Gesicht des Erschlagenen.

Wie er so sanft schlummert, der schöne Knabe, es mußte ein guter, friedlicher Gedanke gewesen sein, über dem er eingeschlafen. — Und die glanzlosen Augen schließen sich einen Moment, wie um den tiefen, milden Schlaf, der die Lider des Toten zgedrückt, nachzuempfinden. — Ach es mußte sich so gut ruhen und träumen, und leise, leise flüstern seine Lippen ein schwermütiges, italienisches Liebeslied. Und wie die melodischen Worte tonlos, verstohlen, als dürfe sie die Luft nicht hören, über seine Lippen gleiten, da erfaßt es ihn mit heißer Sehnsucht, und ein Schmerz, ein alter liebgewordener, längstgewohnter Schmerz zieht wieder mit erneuter Macht durch seine Seele. Und er denkt des verstummten Mundes, von dem ihm zum erstenmal die melancholischen Weisen tönten, von dem er sie abgelesen in einsamen, traurigen Stunden, da er noch ein kleiner Knabe war und die Thränen eines schönen, stillen Mannes seine dunklen Locken betauten. —

Es war sein Vater, ein deutscher Maler, den die Schönheit Italiens gebannt, also daß er für immer in der ewigen Stadt seiner Seele Heimat gefunden und nimmer wiederkehren mochte in das licht- und farblose Vaterland. Er wußte sich noch wohl zu entsinnen, wie er dem Vater zugeschaut, wenn er malte und die lieblichsten Gebilde unter seinen Händen entstanden. Und dann, wenn der Abend kam und sie zusammensaßen in der Dämmerung oder hinausgingen in die rebenumrankten Ruinen, dann sang der Vater zur Laute die süßen, schwermütigen Weisen, und wie die Klage eines gefangenen Vogels klang aus ihnen allen der monotone, immer sich wiederholende Schmerzensschrei einer nie gestillten Sehnsucht. —

Und hin und wieder — da glitt heimlich und leise am Abend eine tief verhüllte Frauengestalt in das Zimmer, preßte den Knaben an ihr Herz und strich mit der zarten, kühlen, weißen Hand über seine wirren, dunklen Locken, und dann wurde ihm so wohl, die Thränen traten ihm in die Augen, und unter der liebevollen Berührung erschloß sich seine Seele, wie die Blume unter dem ersten Sonnenstrahl. Dann küßte sie den Vater, und der ernste, strenge Mann wurde heiter und freundlich wie ein glückliches Kind, bis sie eben so heimlich, wie sie gekommen, wieder entwand. Er wußte nicht, wer sie war, nie hatte ihm der Vater ihren Namen genannt, und den Namen, den sein Herz ihr ahnend gab, das süße Wort: „Mutter“, wagte er nicht auf die Lippen zu bringen in der kurzen Stunde, da ihre hoheitvolle Erscheinung wie ein Lichtstrahl in sein freudloses Dasein trat.

Sie war schön, so schön und trug kostbare, mit Gold und edlen Steinen geschmückte Gewänder, die langschleppend die hohe, stolze Gestalt umgaben, sie mußte wohl sehr reich, sehr mächtig sein. Und das alles zusammen, verwebt mit

dem Geheimnisvollen ihrer Erscheinung, mit dem strengen Gebot des Vaters, zu keinem Menschen von ihr zu reden, wirkte auf das erregbare Kindergemüt, daß er im Schlafen und Wachen an sie denken, von ihr träumen mußte. Bald sah er sie in göttlicher Glorie von Engeln umschwebt, gleich der lichten Königin des Himmels, dann wieder sah er sie in reichgeschmückter Halle und stolzem Prunkgemach, und sie war bleich und still, als trüge sie schweres Leid, und die Pracht ihrer Umgebung drückte sie nieder. Sie aber kam immer wieder in der Abenddämmerung und eben so leise wie sie gekommen schwand sie hinweg.

So war der Knabe 10 Jahre alt geworden, da war sie auch wieder hereingeglitten in das Haus, noch dichter verschleiert als gewöhnlich und hatte mit dem Vater gesprochen ernst und ruhig. Er konnte ihre Reden nicht verstehen, denn sie sprachen gar heimlich und leise miteinander. Aber dann war der Vater auf die Kniee gesunken vor ihr und hatte laut geschluchzt, daß seine Gestalt bebte in wildem Schmerz, und hatte den Saum ihres Kleides geküßt und dann hatte er das Kind geholt und es geheißten niederzuknieen und: „Angelo, bitte deine Mutter, daß sie uns nicht verläßt,“ sprach er, „nur nicht für immer verläßt.“ Zum erstenmal war es ausgesprochen in der Scheidestunde, das lange verhehlte, auf den Lippen zurückgedrängte Wort: „Mutter“. Und die stolze Gestalt erbebte, ein Zittern durchlief ihren Körper, mit dem Ausdruck des tiefsten Wehs küßte sie den Knaben, legte ihm segnend die schmale Hand auf das lockige Haupt und mit einem letzten Abschiedskuß auf die Stirn des gebrochenen Mannes schritt sie ungebeugt in ihrer ganzen Hoheit wie eine Schicksalsgöttin hinaus.

Seit jenem Tage kam kein Lächeln mehr auf die Lippen des Malers, er redete wenig und sang nicht mehr zur Laute. Seine Seele hatte die Sprache verloren und war verstummt vom jähen Schlag. —

Auch vor seinem Sohne gedachte er ihrer nicht. Beide scheuten sich den Namen zu erwähnen, von dem sie wußten, daß sie mit seinem Anrufen eine blutende Wunde berührten. Dann hatte der Vater ein Bild angefangen, das Bild der Entschwundenen.

In strahlender Schönheit hatte er ihre Züge hingeworfen, die ganze Hoheit ihres Wesens thronte auf ihrer Stirn, aber er hatte dem Antlitz einen Zug des Schmerzes verliehen, des Schmerzes, der in der Abschiedsstunde darauf lag. Und er konnte sich nicht genug thun, immer wieder, obgleich das Werk schon beendet war, verbesserte er es aufs neue. Zarter reiner und edler wurden die Linien des schönen Gesichtes, immer vergeistigter der Ausdruck, immer weicher und durchsichtiger das zarte Kolorit ihrer Haut, und endlich stand sie da, nicht wie das Werk eines Menschen, nein als sei es ihr eigenes Spiegelbild, das da aber unvergänglich und für ewige Zeiten festgehalten, auf der toten Leinwand sich abspiegelt hatte. Und als das Bild beendet war, hatte er seine Pinsel und Farben genommen und war hingegangen und hatte sie in den Tiber versenkt, — er wollte nichts Anderes mehr malen. —

Tag um Tag saß er nun vor seinem Werk im Anschauen verloren, bis seine Augen sich mit Thränen füllten und er nicht mehr unterscheiden konnte, ob es

nur ihr Bild oder ob es die Geliebte selber war, die da in stummer Trauer vor ihm stand. — An das alles denkt Angelo jetzt, da er einsam auf dem verödeten Schlachtfeld weilt, und er sieht alles wieder vor sich, als sei es heute gewesen. Und wie dann eines Tages ein Ritter gekommen war und vom Vater die Herausgabe des Bildes verlangt hatte. Er konnte den Sinn ihrer Reden nicht verstehen, denn ein heftiger Wortwechsel war entstanden, und er hatte sich erschrocken in den fernsten Winkel des Gemaches geflüchtet und beobachtete mehr tot als lebend die wilden Geberden der Streitenden. Nur soviel erriet er, daß der Fremde dem Vater das Bild entreißen wollte und daß sich darüber der Streit entsponnen.

Lange dauerten die Für- und Widerreden, da rief der Ritter dem Maler ein paar Worte zu — und einen Augenblick war es still, wie in einem Sterbezimmer, ein zu Tode getroffenes Herz rang stumm den letzten Kampf — dann aber tönte ein Aufschrei durch das Gemach, gellend wie der Schrei eines verendenden Raubtieres, darauf Ruhe, dann wieder ein dumpfes Stöhnen, die Hand des Schwergeskränkten griff nach einem Dolch, und ehe der andere es hindern konnte, hatte er das Bild durchbohrt — ein klaffender Riß zog sich durch die Gegend des Herzens, das Antlitz aber war unversehrt. — Der Ritter war ihm in den Arm gefallen, da zückte er einem Wahnsinnigen gleich, den Dolch gegen ihn. — Ein Schwert blitzte hochgeschwungen in der Hand des Fremden und senkte sich dann tief in die Brust des andern. —

Als Angelo sich von seinem Schreck erholte, war der Mörder mit dem Bild verschwunden, auf der Erde aber lag ein wunder Mann, auf dessen Antlitz sich die Schatten des Todes gesenkt hatten. Schluchzend warf sich der Knabe über den Sterbenden und suchte den Blutstrom zu hemmen, der unaufhaltsam aus einer tiefen Wunde brach. — Aber der Vater wehrte ihn ab.

„Flieh, Knabe,“ sprach er mit schwacher Stimme, „flieh zu Deutschen, daß sie dich mitnehmen, zurück in die Heimat — ich sterbe — klage nicht um mich, forsche nicht nach meinem Geschick. — Süßigkeit und der Unsterblichkeit Trank meinte ich zu kosten und an meines Lebens Ende fand ich, daß es Gift gewesen, das mir Leib und Seele verdorben. Darum muß ich sterben. —

Wer vermöchte zu leben, nachdem er gesehen, daß das Licht zur Finsternis geworden und die Wahrheit Trug und Lüge? — Flieh, eh' sie dich finden und hineinziehen in ihr gleißend Verderben. — Ich kann dir nichts geben von Geldeswert, arm bin ich hergezogen, aber glücklich und leichten Sinnes, — arm und elend, — ein betrogener, verratener Bettler, scheid' ich aus dieser schönen Welt, die mir den Sinn bethört mit ihrem Glanz. —

Gott schütze dich, armes Kind, — Angelo nannte ich dich, da ich dich zum erstenmal im Arme hielt und du mich ansahst, mit deiner Mutter großen, dunklen Augen, ein Engel unserer Liebe, meint' ich, solltest du werden, nun gehst du einsam durch die Welt, als ein Engel der Trauer auf dem Grabe erstorbener Treue. —

Deines Vaters trüber Sinn hat dir die Seele verdüstert, daß du das Licht nimmer freudig schauen magst, und der Schmerz verratener Minne ist dein einzig Erbe.“ — — —

Die Stimme des Sterbenden brach, ein Krampf verzerrte sein Antlitz, noch etwas wollte er sagen, aber nur erstickte Laute entstrangen sich seiner Brust, noch ein kurzes Stöhnen, und er war hinüber. —

Von Grauen gefaßt war der Knabe hinausgeflohen aus dem verödeten Heim, in die dunklen Straßen, da war er weinend und ratlos herumgeirrt, bis mit dem Morgenrauen ein paar deutsche Landsknechte ihm begegnet, die dazumal ein fürstlich Haupt sicher nach Rom geleitet hatten und nun in wenigen Tagen wieder zurückkehrten in die Heimat. Die hatte er, eingedenk der letzten Worte des Vaters, angefleht ihn zu schützen, da hatten sie ihn mitgenommen als Troßbuben in die deutsche Heimat, und so war er unter dem Schutze des Fähnleins herangewachsen, bis er stark genug war ein Schwert zu schwingen und er einer der ihren wurde. —

Aber es war kein freudig, frisches Soldatenleben, das er führte. In seiner Seele war ein ewiges, nagendes Sehnen, ein dumpfer Schmerz, den er fühlte, ohne daß er sich dessen klar bewußt war. Wie sein Körper beständig fröstelte in der rauheren Atmosphäre seiner ihm zur Fremde gewordenen Heimat, so durchdrang seinen Geist ein Gefühl der Kälte, darunter die Blüten, die darin entsprossen, welken und verdorren mußten.

Das glühende Verlangen nach Wärme und Licht, nach melodischen, weichen Lauten, nach Schönheit der Form und Farben erfüllte ihn stets. — Wenn er niederkniete in einer der düstern, gotischen Kirchen zu beten, da wandte er unwillig das Auge von der steifen, verzeichneten Madonna der altdeutschen Schule, an ihre Stelle zauberte ihm seine Phantasie eine der lieblichen Gestalten des cinque cento, und in das brünstige Gebet, das er empor sandte zum Himmel um Frieden für sein zerrissenes Herz, mischte sich die heimliche Klage um die verlorene Welt des Schönen, um ein Etwas, das er selbst nicht nennen konnte, dessen Entbehrung er aber tief und schmerzlich empfand. — Die rauhe Umgebung, das wilde Treiben der Kriegsknechte ekelte ihn an, es war eine beinahe weichliche Empfindlichkeit in seiner Seele, die sich bei jeder harten und unschönen Berührung zusammenzog. So schloß er sich immer mehr ab gegen die Außenwelt, und das verborgene Feuer seines leidenschaftlichen Naturells brannte im Innern weiter und verzehrte heimlich die Thatkraft und Energie seines Geistes, bis es endlich erlosch und an die Stelle der erkalteten Gluthen eine tiefe Schwermut, eine seelische Müdigkeit sich lagerte, die ihn gleichgültig machte für alles und ihn selbst den Haß nicht mehr empfinden ließ, den er gegen das Kriegshandwerk hegte, zu dem er nun einmal erzogen und bei dem er geblieben war aus Mangel an einer anderen Beschäftigung, an einer ihm besser zusagenden Existenz, zu deren Erwerbung ihm die Mittel fehlten.

So war er immer stiller, immer schroffer geworden, seine Bewegungen hatten die Elastizität verloren, in seinen dunklen Augen war das blitzartige, rasch wechselnde Leuchten erstorben, und ein breiter, matter, weißlicher Schimmer, wie an dem Auge eines Blinden, gab ihm den seltsam müden, halberloschenen Blick. —

Vor wenig Tagen erst ist er mit dem Fähnlein nach Italien gekommen

und so sitzt er nun, die langen schwarzen Wimpern träumend gesenkt. Die Sonne brennt auf das geneigte Haupt, und er empfindet wohlthuend den glühenden Kuß. — Es ist ja die Sonne seiner Heimat, sie hat auf ihn geschienen, da er ein Kind war und die frische Lebenskraft, die Liebe zu allem Schönen gesogen aus ihrem sengenden Strahl. Und das erkaltete Blut seines Körpers trinkt das Feuer, das ihm entgegen strahlt, und er fühlt, wie es mit raschem Pulsschlag durch seine Adern rinnt, wie es kochend zum Herzen strömt, daß es mächtiger anfängt zu schlagen, und wie die heiße, rote Woge ihm ins Gehirn steigt und pochend in seinen Schläfen hämmert; — er rührt sich nicht, — er läßt es toben und sieden und fühlt zum erstenmal wieder, daß er lebt, daß er kein Schatten ist, kein müder traumhafter Schemen, der aufgehört hat zu hoffen und zu sehnen. Ein tiefer Groll vereint mit dem alten, langgehegten Schmerz steigt in ihm auf. — Da liegt das Leben vor ihm, warm, sonnig, farbenprächtigt — in den Geruch des Leichenfeldes mischen sich schmeichelnd die Düfte südlicher Pflanzen, — er saugt sie ein, und ein süßes Träumen überkommt ihn. — Er sieht sich selbst in kostbaren Gewändern, mit Edelsteinen geschmückt und um ihn herum schöne Männer und Frauen, wie sein Vater sie gemalt, wie er sie nie mehr gesehen, seit er Italien verlassen. Gesang und Saitenspiel tönt, und von den Wänden der Prunksäle niedersteigen, lebendig geworden, die Gestalten, die die Maler dahingezaubert, und mischen sich unter die Lebenden, und eine, die schönste und hoheitvollste von ihnen allen, mit dem Schmerzenszug um den stummen Mund, naht sich ihm und sie hat eine klaffende Wunde im Herzen — ah — ein Stöhnen des Schmerzes kommt aus seinem Mund, warum muß er sie gerade sehen, in dieser holden, harmonischen Welt, als grelle Disharmonie der schön zusammengestimmten Farbentöne! — Ist denn diese Welt für ihn auch Trug und Lüge, wie sie es für seinen Vater gewesen? Kann und darf er denn nicht vergessen, nicht sein Recht geltend machen auf seinen Anteil an der Schönheit, an der Kunst? Aber wenn er es thut, wenn er hineintritt in diese Sphäre, wo ihn alles an das Leid seiner Jugend gemahnt — dann ist ja ein Vergessen unmöglich — und doch sehnt sich sein Herz so sehr nach Glück, nach Liebe, nach voller Befriedigung seiner nie gestillten Sehnsucht. —

Seine Brust dehnt sich, leuchtend heben sich seine Augen empor zu dem blauen Himmel, aber sein Blick fällt auf das Schlachtfeld, die Arme sinken schlaff herab, sein Haupt neigt sich, und die erloschenen Augen heften sich wieder mit dem alten Ausdruck auf den toten Knaben zu seinen Füßen. —

Er ist so versunken in seinem Sinnen, daß er es nicht bemerkt, wie sich zwei Frauengestalten suchend auf dem Schlachtfeld bewegen und mit forschendem Blick jedes Toten Antlitz prüfen. Nun aber, da sie sich ihm nähern, weckt ihn das leise Geräusch ihrer Tritte aus seinem Traum.

Die langen Wimpern heben sich einen Moment, und die müden Augen sehen träumerisch nach den zwei Gestalten, die in der Tracht deutscher Bürgerfrauen, die weißen Kopftücher zum Schutz gegen die Sonne etwas ins Gesicht gezogen, auf ihn zuschreiten. Die eine, eine rüstige Frau, mit schönem, gutmütigem Gesicht, mochte ungefähr 40 Jahre zählen, die andere aber, ein Mädchen von noch

nicht 20 Jahren, war, das sah man sofort an der Ähnlichkeit der beiden, ihre Tochter. —

Einen Augenblick nur hat der Blick des Jünglings die Beiden gestreift, dann hat er ihn wieder zu Boden gesenkt und gleichmütig, unbekümmert um die Nahenden vor sich hingestarrt. —

Die Schritte sind indes näher gekommen, unsicher, oft zaudernd, wie der Schritt, der mit Bewußtsein einem Verhängnis entgegengeht, und nun stehen die Frauen still. — Ein Schrei bricht aus dem Munde des Mädchens, ein Schrei des Schmerzes, des tiefsten Herzeleids. — Über die Leiche des blonden Fahnen-trägers hat sich eine schlanke, schmiegsame Gestalt geworfen, bebend vor verhaltenem Schluchzen. Zwei große, thränengefüllte, blaue Augen schauen mit angstvoller Frage zu der dunklen Männergestalt auf, die da so teilnamlos auf ihren Schmerz herabsieht. Und er liest und versteht den fragenden Blick, er weiß sofort ohne Wort, ohne Erklärung, wie das arme, geängstigte Herz sich sehnt nach den letzten Nachrichten über den Toten. —

Was sie für einen wunderbar rührenden Ausdruck haben, diese thränengefüllten, unschuldigen Kinderaugen, ein tiefes inniges Mitleid überkommt ihn, warme Teilnahme. Er ahnt, sie erwartet von ihm, daß er mit ihr spricht, etwas zu ihr sagt, und ein gutes Wort tritt ihm auf die Lippen, da aber legt es sich auf sein Herz mit tötender Kälte, eine herbe Scheu erfaßt ihn, vermischt mit einem Gefühl der Bitterkeit, — ein harter, gleichgültiger Zug verfinstert sein Gesicht — er wendet die Augen ab. —

Das Mädchen hat ihn nicht weiter beachtet, sie ist niedergekniet bei dem Toten, hat ihm die seidene Haube aus den blutgetränkten Haaren gelöst und streichelt nun zärtlich mit leisem Schluchzen die weichen goldenen Locken, und der stumme Zuschauer sieht alles durch die halbgeschlossenen Lider. Er sieht, wie die zarte, weiße Hand sich liebevoll auf das Haupt des Toten legt, er sieht, wie die warmen, roten Lippen die kalte, marmorbleiche Stirn berühren, und er sieht die heißen Thränen unaufhaltsam herniederperlen auf die leblose, regungslose Brust. —

Zwei brennende Tropfen drängen sich unaufhaltsam in seine Augen, er zerdrückt sie, ehe sie seine Wangen betauen, aber er kann die Thränen nicht stillen, die seine Seele weint um sein liebeleeres, freudloses Dasein. Er gönnt dem Schlummernden die tiefe, traumlose Ruhe nicht, die ihm selbst versagt ist, er neidet ihm die Liebe, die Thränen des treuen Herzens, er neidet ihm die Berührung der warmen, weichen Hand, — ach, wie glücklich war der Tote und wie glücklos war er. Eine dunkle Glut überzieht sein Gesicht, da er sich an die Stelle des Toten denkt — aber er hat ja niemanden, der um ihn weint. —

Die beiden Frauen flüstern leise zusammen, die ältere sucht das Mädchen zu trösten, das vollständig fassungslos ist und immer wieder das Antlitz des Geliebten küßt und leise seinen Namen ruft. —

„Laßt's jetzt genug sein des Jammerns und Klagens, so ich Euch zu nützen vermag, thut mir's kund.“ Der tiefe, weiche Klang seiner Stimme kontrastiert

seltsam zu den fast schroffen, rasch herausgestoßenen Worten. Erschrocken sehen sich die Frauen um. Die hohe, schlanke Jünglingsgestalt mit dem eigentümlich düstern, umflorten Antlitz stimmt wohlthuend zu ihrem Schmerz.

„Habt Dank,“ sagt die Mutter, „so Ihr Euch zweier verlassenen Frauen annehmen wollt, im fremden Lande, mög' es Euch der Himmel lohnen.“ Und rasch hat sie dem Horchenden erzählt, wie sie weit hergekommen seien von Deutschlands Grenzen, um des Mädchens Verlobten zu suchen, alles dies, weil so viel der Zeichen geschehen waren, die ihnen verkündet, daß dem Geliebten Gefahr drohe. Und da sie über die Alpen gekommen, hörten sie, daß eine Schlacht noch bevorstehe zwischen des Kaisers Mannen und denen des französischen Königs. So waren sie eilends weiter gezogen, da hatte ein flüchtiger Landsknecht ihnen Kunde gebracht von dem, was geschehen, und vom wahrscheinlichen Tod des schönen Fahnenjunkers. Da waren sie auf das Schlachtfeld geeilt, hoffend ihn vielleicht, wenn auch verwundet aber doch noch lebend zu treffen. Und da sie nun suchend jedes Toten Antlitz beschaut, da waren sie auch dahin gekommen, wo die Leiche lag, und hatten von ihm, der so stolz und frohgemut ausgezogen, nur noch die arme, erkaltete Hülle gefunden. Die Stimme der Frau brach in Thränen. —

„Und nun Herr, so Ihr uns Eure Hilfe leihen wollt, forget, daß wir ihm ein recht und christlich Begräbnis geben auf fremder Erde, da ihm nicht vergönnt ist, im Dorfgärtlein unter der Linde zu ruhen, wie er so oft sich gewünschet.“

„O trautes Lieb, o trautes Lieb,“ schluchzt das Mädchen, „was bist du von mir gegangen, o vielbitterer Tod, was hast du mir meines Lebens Licht, meines Herzens Trost geraubet. Nun erlischt in Weinen meiner Augen Glanz, die nur für ihn geleuchtet, und mein junger Leib welket, wie die Blume an Grabesrand, denn meiner Seele Wurzeln sollen in deines Grabes Erde haften, und was du an mir lieblich erfandest, soll vergehen für dich in Regen und Sonnenbrand! O mein junger Gesell, mein süßes Gespiel, o du meines Herzens liebste Sonne! Nimmer umfang' ich dich mit liebendem Arm, nimmer küßt mich dein rosiges Mund und leuchtet mir deiner Locken goldener Schimmer ums Haupt! In die finstere Erde soll ich meines Lebens Licht, den höchsten Schatz, den Erd' und Himmel mir borgen, verschließen und nie mehr dein holdselig Antlitz schauen.“

Und in neuem Schmerzensausbruch wirft sie sich über die Leiche, das Kopftuch ist ihr vom Haupt gefallen, von der Bewegung und vom raschen Gehen gelöst ist ihr Haar aufgegangen und in dem hellen Sonnenschein flutet es wie ein goldener Regen an ihr nieder.

Und die dunklen, blicklosen Augen saugen den rötlichen Schimmer ein, der von den langen seidnen Wellen ausgeht, und sie bleiben wie gebannt hängen an den reinen, weichen Linien des schönen Gesichtes, und während sein künstlerisches Gefühl wohlthuend den Zauber des bestrickenden Bildes in sich aufnimmt, dringen der Ausbruch ihres liebenden Schmerzes, die achtlos, unbekümmert um den Lauschenden herausgestoßenen zärtlichen Worte in sein Gemüt, und sein ganzes Wesen erstarrt und belebt sich im Mitfühlen des fremden Kummers, in der Sorge um ein fremdes Leid.

Aber noch ein Anderes ist es, was ihm durch die Seele zieht, ein fremdes, nie gekanntes Weh. Nicht der Schmerz um seiner Kindheit trauriges Erlebnis, nicht die Unzufriedenheit mit seinem Dasein — er weiß es selbst nicht, was es ist. Er vergleicht die beiden Köpfe, das bleiche Haupt des Getöteten, an das sich so farbensatt, wie eine volle, eben erblühte Rose, die warme, lebensfrische Wange des Mädchens schmiegt, miteinander: er muß sich sagen, ein schönes, harmonisches Bild war da zerstört. Sie gehören zusammen, diese beiden, wie Frühling und Liebe, Sonnenschein und Blumenduft und Vögelsang; — ja sie glichen sich, wie zwei dem gleichen Stengel entsprossene Frühlingsblumen, die beide umflossen vom goldenen Tageschimmer, es nicht anders wissen, als daß sie eins sind. Und nun ist die eine erstorben, die schöne Harmonie zerstört, und auf dem geschlossenen Grabe wird die andere langsam dahinwelken. Die Phantasie des Künstlers sucht das zerstörte Bild wieder zu ergänzen, an die Stelle des bleichen, farblosen Leichenantlitzes fügt sie ein anderes bräunliches, ein dunkles Haupt lehnt an dem rosigen Köpfchen, und die rötlichen Wellen fluten neben dichten, schwarzen Locken, auf denen bläuliche Lichter spielen, und in den dunklen Augen liegt ein lebensfreudiger Ausdruck heißer Liebe. —

Es ist eine kräftig kontrastierende Farbenwirkung, — aber zum zweitenmal überzieht das tiefe Rot sein Gesicht, und erschrocken, er weiß selbst nicht recht warum, wendet er den Geist ab von dem Bilde, das ihm seine Phantasie vorgezaubert, — es war nur der Künstler in ihm, der den Gedanken geboren, — aber seine Seele erhebt dabei in einer wunderbaren Ahnung, und ihm ist, als sei der Blick, der ihre Schönheit getrunken, Sünde gewesen. —

Seine Stimme klingt herb, die zurückgedrängte, mühsam bemeisterte Bewegung schnürt ihm die Kehle zu, da er spricht:

„Wollet gestatten, Ihr Frauen, daß ich Euch zu einem Zelt geleite, darinnen Ihr geborgen vor der Sonne Glut harren möget, bis ich dem Toten das Grab gerüstet und die noch Überlebenden des Fähnleins versammelt habe, daß wir ihm vereint die letzten Ehren erweisen. Tapfer hat er gekämpft, wert, daß wir ihm ein ehrlich Begräbniß gönnen.“

Die alte Frau nickt zustimmend zu seiner Aufforderung, auf die das Mädchen kaum geachtet hat.

„Komm Berntrudis,“ spricht die Mutter, „so uns der Herr ein bergend Gezelt weisen will, darinnen wir vor der Mittagsglut geschirmt sind, so laß uns gehen. Denn beide sind wir ungewohnt der langen Wanderung und des Brandes italischer Sonne. Besser ist es, wir ruhen, bis alles bereit, daß uns nicht die Kraft mangle zum letzten, schweren Werk.“

Das Mädchen rührt sich nicht, sie hält immer noch die Leiche umfaßt, als könne sie sich nicht trennen von dem letzten, armen Rest, der noch von ihm übrig ist.

„Und wer soll ihn behüten, bis wir wiederkommen und sein Haupt schirmen vor den Strahlen des glühenden Aethers, wer soll seinen armen Leib sanft in das Bahrtuch legen und ihm die Hände falten, ehevor sie ihn in die schwarze Erde

senken? Was liegt an mir, laffet mich hier bei ihm, Mutter, auf daß der Sonnenbrand mich töte und ich auf seiner Leiche verschmachten möge."

Sie spricht es tonlos, die Stimme klingt hart, fast ohne Empfindung. Aber die Lider Angelos röten sich plötzlich, ein feuchter Schimmer tritt in seine Augen.

"Seid ruhig, Jungfrau, ich will ihn behüten, bis Ihr geruhet habt, und in den Mantel hüllen, darinnen wir ihn in die Erde senken, dann mögt Ihr ihm an Grabesrand die Hände falten und ihm den letzten Kuß auf die Stirn drücken, und er wird sanft schlummern, da solch' treues Lieben wie mit Engelschwingen seine Ruhestätte umschwebt. Euch aber geziemet zu leben, auf daß Ihr Eurer Mutter treue Stütze seid und sie nicht ihres Alters Trost verliere, um des Toten willen, den Gott sich erkoren, daß er die Herrlichkeit des himmlischen Bräutigams schaue und sich getrösten möge aller irdischen Minne."

Die Worte klingen so ernst und mild an das Ohr der Weinenden, ein eigener Trost zieht in ihre Seele, ein Gefühl des Dankes und ruhigen Vertrauens kommt über sie, da sie in das traurige Antlitz sieht, das da selbst so schmerzerfüllt, selbst so freudlos auf sie herabblickt. Eine Ahnung durchzuckt sie, von einem Los schlimmer als das Sterben, von einem Scheiden, herzbrechender, als wenn der Tod das Band der Liebe löst, und ein plötzliches Mitleid erfaßt sie mitten in ihrem eigenen Kummer um das unausgesprochene Weh auf der Stirn des Jünglings.

Da zieht sie aus der Brust des Toten eine Kapsel ähnlich denen, wie sie gebraucht wurden, die Siegel darin zu bergen, sie öffnet sie, ein von Meisterhand gemaltes Miniaturbild, Zug um Zug ihr ähnlich, liegt darin.

Von neuem bricht sie in Thränen aus. „Das hab' ich ihm gegeben, da er von uns ging, nun soll er es behalten und mit sich nehmen ins Grab, also verlob' ich mich ihm für Zeit und Ewigkeit.

Recht habt Ihr, mir geziemet für meine Mutter zu leben, auf daß Gottes Gebot erfüllet werde, aber wie mein Bildnis verschlossen bleibe im Dunkel des Grabes und modere und vergehe mit seiner Leiche, also soll mein Herz, mein Hoffen und Lieben, an ihn gebunden sein. Und mein Denken soll bei ihm sein in der Gruft und entschwinden mit ihm, bis der Herr mich abrufft, und wir uns wiedersehen in der Ewigkeit. Das gelobe ich hier vor Gottes Angesicht und vor Euch, und der Schwur, den ich that an seiner erkalteten Hülle, er bindet mich für alle Zeit."

Sie hat die Kapsel wieder geschlossen und in seinem Wams geborgen, dann erhebt sie sich, von ihrer Mutter unterstützt, ihr Blick streift dabei den Landsknecht, einen Augenblick hat seine Hand gezuckt ihr zu helfen, dann hat er sie wieder sinken lassen, der finstere, verschlossene Ausdruck liegt wieder in seinen Zügen. Stumm führt er die Frauen nach einem der verlassenen Zelte, wo er ihnen aus herumliegenden Decken und anderm Gerät ein Lager zurecht macht. Eine Kanne Weines und etwas Brot bringt er ihnen auch, sich zu erquicken, aber er spricht kurz, herb und abgebrochen, nur das Nötigste. Einige Male haben die weinenden Augen Berntrudis hilfeschend die seinen gesucht, aber er hält den Blick gesenkt,

und die halbgeschlossenen Lider mit den langen, umschattenden Wimpern verbergen den Ausdruck, der zum Verräther an seiner Seele werden könnte.

Dann ist er weggegangen und hat die Landsknechte zusammengerufen und vom Anführer die Erlaubnis erbeten, den Toten zu bestatten. Wenige nur sind es der alten Kameraden des Fähnleins, und diese meist aus schweren Wunden blutend. Nun haben sie ihm ein stilles Plätzlein gesucht, da, wo von Myrte und Lorbeer schattig Gesträuch sich rankt und fremdländische Blüten süßen betäubenden Duft ausströmen. Da graben ihm zwei der starken Gesellen ein Grab.

Angelo aber ist zu der Leiche zurückgekehrt. Er hat ihn lange, lange still betrachtet, als wolle er sich das friedliche Bild des Schlummernden noch einmal einprägen. Dann ist er bei ihm niedergekniet und hat ihm die wirren Haare glatt gestrichen und ihm die Gewänder geordnet, die vom Fall und vom Todeskampf verschoben waren. Darauf hat er ihn in seinen eigenen Mantel gehüllt, denn der des Toten war ganz durchlöchert und nicht groß genug, ihn zu bedecken, — er hat es zart und sorglich gethan und dabei der verlassenen Leiche seines Vaters gedacht, die wohl von Fremden lieblos und ohne Sorgfalt in ein Armengrab gebracht worden. — Da hat er laut aufgestöhnt und das Gesicht in die Hände geborgen. Dann aber denkt er der Augen, der blauen, hilfesehenden Augen, die vor seiner Seele stehn unaufhörlich mit dem thränengefüllten, rührenden Blick, und wie er die Locken des Knaben streichelt, da thut er's fast zärtlich, als könne es die weiße Hand fühlen, die darauf geruht.

Und da schleicht es ihm ans Herz, bestrickend hold, mit rötlichen, seidnen Wellen, mit blauen, geisterhaften Augen. Und das ist ein Schmeicheln und Flehen, ein süßes, sinnbethörendes Raunen, von Liebesglück und Lenzesahnen, und wunnige, lichtgeschaffene Gebilde ziehen durch seine Seele und sprechen mit silberner, wohlbekannter Stimme minnige, beruhigende Worte von entschlafenem Leid und schön erblühtem Glück.

Und sie sagen ihm, daß es kein Unrecht sei, zu begehren, zu hoffen und sie reden ihm von Blüten, die er ein Recht habe zu pflücken, und wenn sie auch an Grabesrand stehen. Und das raunt und webt, das wogt und flüstert in seiner Seele, und das unbestimmte, schmerzliche Sehnen in ihm nimmt Gestalt an und strebt einem greifbaren, erreichbaren, irdischen Ziele zu, das ihm so nah liegt, so verlockend nah.

Er streckt die Hand aus nach der Brust des Toten und zieht eine Kapsel hervor und öffnet sie: ein liebliches Gesicht blickt ihm entgegen.

Es ist so still um ihn, nichts hört er weit und breit als den Schlag seines eigenen, ungestümen Herzens, als das rauschende Blut, das in seinen Adern kocht. Er versinkt in stummem Anschauen.

Das Bild ist wundervoll gemalt, ein großer Meister mochte es geschaffen haben, wie ähnlich ist es, und doch wie verschieden ist der Ausdruck des Bildes vom Original. Zug um Zug vergleicht er es mit der Lebenden. Das sind dieselben blauen, leuchtenden Augen, aber was für ein liebes und lebensfroher Blick

ist es auf dem Bild, die Stirn trägt das Zeichen klaren, stolzen Geistes, und dabei liegt es wie überströmende, warme Empfindung in dem jugendlichen Gesicht.

So mochte sie geblickt haben, da das erste Liebeswort an ihr Ohr drang und sie stolz und doch zärtlich errötend vor dem Geliebten stand. Angelos Phantasie belebt den Schmelz der Farben, die schwellenden, roten Lippen bewegen sich, er sieht sie vor sich, die schmiegsame, schlanke Gestalt in ihrem Liebreiz, und sein ganzes Wesen erbebt in einem einzigen glühenden Wunsch. Seine schmale, weiche Hand krampft sich um die silberne Einfassung, wie wohl im Todeskampf die Hand eines Sterbenden einen letzten Halt faßt, den ihr nichts mehr entreißen kann. Dann neigt sich sein Haupt, und die fiebernden Lippen drücken einen Kuß auf das leblose Abbild.

Ein Schauer überläuft ihn, — heiß wie Flammengluten zuckt es durch sein ganzes Sein, und plötzlich, — mitten in dem Erglühlen erster Liebesjeligkeit weht es ihn an mit kaltem, eisigem Hauch, wie aus einer offenen Gruft, und seine eigene Hand, die die Kapsel hält, ist kalt und starr wie die eines Toten.

Eine seltsame Täuschung ergreift ihn, als sei das süße Gebild in seiner Hand schon zu Moder zerfallen, und an seinen Lippen haftet der graufige Duft.

Und er sieht hinab in die Tiefen der Erde und er sieht eine zu Staub werdende Leiche — und er sieht, wie auf der verwesenden Brust das Bildnis ruht, das holdselige Bildnis, — und er sieht, wie die Farben sich lösen, die schönen, heitern Farben, und das leuchtende Blau der Augen ineinanderfließt. Ein eisiger Frost schüttelt seine Glieder, der Aberglaube seines Jahrhunderts tritt ihm, wie ein bleiches Gespenst, grinsend entgegen. — Er hat es oft gehört im Volke, wie neidische Weiber von den schönen Haaren ihrer Nebenbuhlerin in die Erde vergruben und wie, wenn das Haar vermodert war, auch die Schönheit des Mädchleins schwand und verging.

Unzählige waren der Beispiele, wo ein symbolisch Handeln Tod und Verderben gebracht hatte über die Lebenden. Und ein Symbol war die That Berntrudis; — dem Toten hatte sie sich anverlobt in das Grab und ihr eigen Konterfei hatte sie der Verwesung geweiht, — wenn nun das Bildnis zerstört war, mußte da nicht auch der junge Leib, das süße Antlitz, dessen Abbild es war, vergehen und verderben?

Entsetzt faßt den Jüngling, das holde Geschöpf, das lieblichste, das er je geschaut, soll er solchem Tode weihen. Und dann kommt es über ihn, wie rasende Eifersucht; dem Toten soll dieses Opfer gebracht werden, dem gleichgültigen, fühllosen Toten, der nichts mehr ahnt, nichts mehr empfindet von der Glut des heißen Sehns, die in den Adern des Lebendigen kocht, — der nichts mehr fühlt von dem namenlosen Glück, das im Besitze dieses kostbaren Gutes liegt, das ihm wert erscheint sein Leben darum hinzugeben. Und mehr als das leblose Werk des Pinsels soll ihm werden. Ihr Denken, ihre ganze Seele haftet das Zeichen mit ihm in die Gruft, daß sie ewig haften müssen bei den Schatten und nimmermehr dem frischen Leben gehören dürfen. Denn so wie ihr Bild im Grabe bei ihm ruhen sollte, so würde auch ihre Seele bei ihm sein für alle Zeit, — hat sie gelobt. —

Aber muß denn das schöne Antlitz in die Erde verschlossen werden, auf der kalten, marmornen Brust? —

Wenn nun das Bild nicht mit der Leiche in's Grab gesenkt wird, dann ist das Gelöbniß gelöst und ihr Geist nicht mehr gebunden an das grause Totenreich, — sie ist wieder bei den Lebenden.

Und wer weiß es denn, wer ahnt es, wenn er dem stummen, freudlosen Schläfer das Angedenken der Liebe abnimmt und es birgt an der eigenen, lebenatmenden, verlangenden Brust und dem Licht und der Liebe wiedergiebt, was dem Licht und der Liebe gehört? Ist es ein Raub, wenn er das, was dem andern nichts mehr nützt, ein Gut, dessen Verlust der starre Leichnam nicht empfindet und das ihm das Begehrtestwerteste scheint auf der Welt, an sich zieht? — Er denkt nichts mehr, er überlegt nichts mehr — er weiß nur eines, daß er die geliebten Züge nicht begraben kann in die dunkle Erde, daß er sie sein nennen muß um jeden Preis.

Mag er sie selbst auch nie wiedersehen, mag sie ihm auch vom Schicksal nicht bestimmt sein, er trägt ihr Antlitz mit sich durchs Leben, wie er's im Herzen trägt für Zeit und Ewigkeit. Er nimmt die Kette, mit der die silberne Kapsel, die wohl einige Zoll im Durchmesser haben mag, an dem Hals des Jünglings befestigt ist, hebt das schwere Haupt von der Erde und müht sich die Kette über den Kopf hinwegzuziehen. Es ist kein leichtes Beginnen, denn die seidnen Locken des Erschlagenen haben sich in das rauhe Metall verwickelt, und da er die Kette mit Gewalt löst, bleibt ein ganzes Büschel blonder Haare darin hängen.

Ihm graut, — über das Gesicht der Leiche ist ein Zug des Schmerzes geflogen, und da er ihn nun ansieht, ist der Friede aus dem starren Antlitz geschwunden, und die Züge haben sich verzerrt. — Es ist die Veränderung, die die beginnende Verwesung jeder Leiche ausdrückt, aber der aufgeregten Phantasie Angelos erscheint es als ein grauenhaftes Zeichen. Ein Fieberfrost überläuft ihn — da sieht er von weitem die Männer, die das Grab gegraben, auf sich zukommen, eilends birgt er den Raub auf seiner Brust, mit übermenschlicher Anstrengung bemeistert er das Entsetzen, das ihn schüttelt, und umgiebt den Toten so fest und geschickt mit dem Mantel, daß nur das Haupt und die gefalteten Hände zu sehen sind, und für den Fall, daß sie noch einmal nach dem Bild suchen sollte, sie die ganze mühsame Umhüllung zerstören müßte.

Eben hat er diese Arbeit beendet, da melden ihm die beiden, daß das Grab gerüstet sei und die Bestattung beginnen könne. Er eilt, die Frauen zu rufen. — Schweigend gehen sie über das blutgetränkte Schlachtfeld. Das Mädchen weint nicht mehr, ihre Augen sind starr geworden. Thränenlos schreitet sie an den Bildern des Schreckens, den verstümmelten Leichnamen, den gefallenen Pferden vorbei, unbeirrt durch den Gifthauch, der ihnen entströmt.

Nun aber kommen sie an eine Stelle, da scheint die Zerstörung der Schlacht nicht hingekommen zu sein. — Myrthe und Lorbeer ranken ihr immergrünes Laub um ein verfallen Muttergottesbild, lind und berauschend steigt der süße Duft des Ölbaumes und anderer südlicher Pflanzen empor. Und mitten in dem grünen Frieden gähnt ein tiefes, dunkles Grab, —

Es ist Abend geworden, die Sonne hat den Himmel schon mit Purpur übergossen, und die Farbenpracht schimmert gleißend durch das ernste Grün der hohen Sträucher und umweht das trauernde Muttergottesbild, das seine Arme schützend über dem letzten Bett des stillen Schläfers ausbreitet, mit einer Strahlen-
glorie.

Bertrudis empfindet den Frieden dieser Ruhestätte; ein dankbarer Blick sucht wieder die Augen Angelos, aber sie starren gerade vor sich hin in das Dunkel der offenen Gruft und sehen nicht die Herrlichkeit um sich her. Ein Ausdruck seelischer Angst liegt in seinen Zügen, als trüge er die Spuren durchgerungenen Todeskampfes. —

So stehen die drei stumm an dem Rande des Grabes; nun tönt von fern her, dumpf und feierlich, der monotone Schlag einer Trommel, — die Gestalt des Mädchens erbebt, — näher und näher kommen die düstern Klänge. Eine schwarze Fahne hebt sich von dem heitern, farbenglühenden Abendhimmel ab, wie ein riesiger, schwarzer, Unheil verkündender Vogel, dann kommt der Feldpfaff, ihm folgen vier hohe, kräftige Landsknechte, sie tragen auf zusammengebundenen Spießen die Leiche, ihnen nach schleppt sich mühsam ein Häuflein verwundeter Kameraden, verwegen aussehende, zerlumpete Gesellen, an sie reiht sich eine Schar Schweizer, ungeschlachte, aber gutmütige Bursche, die des Mädchens Kummer erbarmte und die nun mitgehen, dem gefallenem Feinde die letzten Ehren zu erweisen. Nun stellen sie die kunstlose Bahre auf die Erde, das Mädchen drückt einen letzten Kuß auf die bleiche Stirn, dann spricht der Pfaffe murmelnd die Gebete über ihn.

Bertrudis steht hochaufgerichtet regungslos, wie erstarrt, ihre Lippen bewegen sich leise im Gebet, aber da sie ihn in die Gruft senken, bricht sie jäh zusammen, ohne Aufschrei, ohne Schmerzensstöhnen, — lautlos, wie eine Blüte vom Zweige fällt. — Das andächtige Geleite um sie her bemerkt es nicht, selbst die Mutter ist so versunken in ihrem Leid und in ernster Andacht, daß sie nicht sieht, wie das Mädchen hinsinkt, — einer aber hat es gesehen, mit den scheinbar blicklosen, nichtssehenden Augen. Leise, unhörbaren Schrittes ist er neben sie getreten, mit einem tiefen Aufatmen nimmt er die schlanke, weiche Gestalt in seine Arme und trägt sie leicht, wie ein Kind, hinweg durch die murmelnden, andächtigen Gruppen.

Hochaufgerichtet, mit erhobenem Haupte, schreitet er über das Leichenfeld, nicht rechts noch links sehend, stolz und doch demütig, wie der neugeweihte Priester, der zum erstenmal in feierlicher Prozession durch die schweigende Kirche wandelt.

Vergessen ist alles um ihn und in ihm, der süße Friede einer Erfüllung ist herabgestiegen in seine Seele, und vor der Heiligkeit dieses Moments schweigt sogar der ungestüme Wunsch seines Herzens.

Zum erstenmal schauen die dunkeln Augen weit offen in die Glut des Abendhimmels, der sich darin spiegelt und in das tiefe Dunkel einen wunderbar leuchtenden goldenen Schimmer malt, einen vollgesättigten, freudigen Ausdruck. An seinen schwarzen Haaren nieder gleitet ein glühender Strahl der scheidenden Sonne, sie

küßt wie segnend mit mütterlichem Kuß das wirre Gelock, und der lichte, friedliche Glanz spielt weiter und herab von dem düstern Haupt senkt er sich auf das rötliche Haar, auf das bleiche Antlitz mit den geschlossenen Augen, und es ist eine Strahlenglorie, die sie beide umgiebt und in ein lichtiges, von blendendem Schimmer umrahmtes Bild verwebt. —

So ist er mit seiner leblosen Bürde bei dem nächsten Zelt angelangt. Dort legt er sie nieder auf ein verlassenes Feldbett und eilt Wasser herbeizuholen, mit dem er ihr sorglich die Schläfen nekt, dann sitzt er still und blickt in das regungslose Antlitz. Er sieht, wie das Blut nach und nach in die bleiche Wange zurückströmt, wie der Atem kräftiger die Brust hebt und senkt, aber die tiefe Erschöpfung ist zu mächtig, noch kehrt das Bewußtsein nicht wieder, aber der nächste Moment schon kann es ihr bringen. Und dann? Was ist dann? — Dann beginnen auf's neue die Klagen und der wilde, grenzenlose Jammer um einen Gestorbenen, und er steht ausgestoßen und hat keinen Teil mehr an ihr, darf nichts mehr fordern von ihr, — denn alles — alles ihr ganzes Sein gehört dem Toten! —

Er erbleicht — in tödlichem Schmerz krampft sich ihm das Herz zusammen, er sieht noch einmal auf das stille Antlitz: die bleiche, edle Stirn von goldenem Dunst umwogt, die geschlossenen Augen mit den armen, von salzigem Naß geröteten Lidern, den kleinen, roten, schmerzlich zusammengepreßten Mund — ein Gedanke durchzuckt ihn, ein bestrickender, berauschernder Gedanke, einen Augenblick nähert sich sein Mund dem ihren, — aber nur ein Augenblick ist es — — nein aus dem unbewachten Heiligtum ihres Schmerzes darf er nichts nehmen, nichts begehren. —

Was nützt ihn der Kuß, den er heimlich, wie ein Dieb, den stummen Lippen raubt, die sich noch eben beim Abschied auf die Stirn des Toten gedrückt? —

„Heilig sei mir dein unbeschützter Schlummer, heilig dein Schmerz und deine Liebe wie das Bild des Gottes in meiner Brust,“ flüstert er leise. Aber ein plötzlicher Gedanke nimmt ihm den Atem.

War ihm ihr Schmerz und ihre Liebe heilig gewesen, da auf seiner Brust das Angedenken ruht, das dem Toten gehört?

Nun macht sie eine Bewegung des Erwachens — er eilt dem Ausgang zu, — sie darf ihn nicht mehr finden, wenn das Bewußtsein wiederkehrt.

Er hebt den Vorhang des Zeltes und blickt noch einmal zurück. Der volle Abendschein flutet durch den offenen Spalt und übergießt das Mädchen mit der Verklärung einer Heiligen. Von dem fernen Grabe her tönen die rauhen Stimmen der Landsknechte durch die Abendstille, sie singen nach altem Brauch dem Entschlafenen ein schwermütig Reiterlied.

Er lauscht der einfachen Melodie, da sein Blick noch wie gebannt an dem berückenden Bilde hängt.

„Ein Tod auf fremder Erde
Das ist des Landsknechts End.“

schlägt eben der Schlußreim des Liedes an sein Ohr. Die Töne der schlichten, rührenden Weise verfliegen. Durch die tiefe Stille bricht von den Lippen des Mädchens ein wilder, verzweifelter Schrei:

„Wendelin, mein Wendelin!“ Zwei dunkle Augen schließen sich, — ein kampfmüdes Haupt neigt sich tief unter dem niedern Ausgang. Schwankenden Schrittes ist die hohe Gestalt hinausgetreten, — der Vorhang des Zeltes fällt zu. —

Jahre sind vergangen, seitdem man auf einem Schlachtfelde in Italien einem erschlagenen Fahnenjunker die letzte Ehre erwiesen.

Man hatte es sich dazumal nicht erklären können, warum der dunkeläugige, schwarzhaarige Landsknecht mit dem seltsam scheuen, düstern Wesen, der sich so freundlich der beiden verlassenen Frauen angenommen, allsobald nachdem das Begräbniß vollbracht, verschwunden und nicht mehr zu finden war, da die beiden Frauen ihm Lebewohl und Dank für seine Hilfe sagen wollten: genug, als der Morgen graute, war er fort, und kein Mensch ahnte, welchen Weg er genommen.

So waren die beiden Frauen traurigen Herzens heimgewandert, die Truppen weitergezogen, die Gefangenen hatte man ausgewechselt, das Lager war verlassen, die Zelte abgebrochen worden, und öde und leer liegt nun das einstige Schlachtfeld.

Aber höher und immer dichter ranken sich Myrthe und Lorbeer um ein stilles Grab, darüber ein zerfallen Muttergottesbild die Arme ausbreitet. Aber die schirmenden Arme sind immer mehr herabgesunken, als sei ihre Kraft erlahmt, und von den Farben, damit es einst bemalt gewesen, ist nichts übrig geblieben als ein großes, blutendes, vom Schwert durchbohrtes Herz, das leuchtet gar seltsam aus dem tiefen, dunklen Laub. —

Drüben aber in Palästina, unweit Jerusalem, da ruht, das Haupt auf hartem Felsgestein gebettet, ein Pilger.

Die Nacht ist heraufgestiegen in ihrer stillen Majestät. Sie umfängt die von der Hitze des Tages versengte, verschmachtete Erde mit liebendem Erbarmen und fühlt ihr die Wunden, die die Glut des leuchtenden Tagesgestirns ihr gebrannt. Aber ihre Kühlung nützt wenig, glühend, heiß bleibt das Erdreich, das den Tag über den Strahl der Sonne erduldet, und der nackte Fuß des Pilgers empfindet keine Linderung. —

In weitem, wolkenlosem, kristallenem Rund wölbt sich der Himmel. Flammend in hellerem Glanz sehen die Sternbilder herab auf den Schläfer, dessen bleiches, vergräntes Antlitz ihnen zugewandt, lange hinaufgestarrt hat nach den strahlenden Lichtern dort oben. Endlich aber ist der Schummer herabgesunken auf die müden, brennenden Lider, und in kurzer Ruhe vergißt er die Mühsal des verschwundenen Tages. Er trägt das Gewand der Pilger, die zum heiligen Grabe wallen. Ein leichter, schwarzer Bart umsäumt ein bleiches, schmales, von tiefem Leid durchfurchtes Angesicht, die großen, von langen, dunklen Wimpern umsäumten Augen sind geschlossen, ungepflegtes, lange nicht mehr geschuittenes Haar hängt ihm wirr um die Schläfen und umschattet die ernste, edle Stirn. Die ganze Erscheinung trägt den Ausdruck körperlicher Erschöpfung, tiefen seelischen Leids. Die schöne, abgezehrte Hand, schlank und trotz ihrer Magerkeit weich wie die eines Mädchens, hält noch im Schlaf eine geöffnete, silberne Kapsel umfaßt, die das

lieblich gemalte Bild eines Mädchens enthält. Er mochte es angeblickt haben im Glanz der sternhellen Nacht, bis die ermüdeten Augen endlich zufielen und nur die kraftlose Hand in alter Gewöhnung sich noch um das Bild schloß, das sich nun leise hinüberspielte in seinen Traum.

Die Sterne wissen's, sie haben's geschaut, lange, lange schon, wie die dunklen Augen Tag und Nacht das Antlitz angestarrt haben mit einer Sehnsucht, einer wilden, verzweifelnden, wahnsinnigen Sehnsucht. Sie haben's gehört, wie der heiße, lechzende Mund, wenn endlich ein kurzer Schlummer das Bewußtsein umfing, im Traum einen Namen rief: einen einzigen schlichten, deutschen Namen, hinaus in die schweigende Wüste. Und die arme, vertrocknete, vom Sonnenbrand zerrissene Erde hat es gefühlt, wie das kleine, verwundete Menschenherz an dem ihren zuckte in Todesqual. Und der Schritt des Pilgers war immer matter geworden, und immer mehr erlahmte die Kraft der jungen Glieder in nagendem Leid.

Jahre mochten vergangen sein, daß er entflohen war ohne Abschiedswort, ohne Lebewohl, um ein Angesicht nimmer zu schauen, das ihm nie gehören durfte und um das er zum Räuber geworden war an einem Toten.

Er war fortgestürmt in die Welt, bald da, bald dort Kriegsdienste nehmend, und immer mehr war seiner Seele Frieden von ihm gewichen, immer mehr war ein wilder, verzehrender Schmerz über ihn gekommen, den nichts mehr zu betäuben vermochte.

Tag und Nacht, im Wachen und im Träumen sieht er sie vor sich, die hohe, schlanke Mädchengestalt mit den thränengefüllten blauen Augen, mit dem goldenen Haar, auf dem der Sonnenschimmer ruht, mit dem kleinen, roten, schwellenden Mund. Ein jeder Gedanke, der seinem rastlos arbeitenden Gehirn entsteigt, bringt sie ihm vor die Seele, jeder Atemzug, der seine Brust hebt und senkt, wird zu einem Schmerzensseufzer der Sehnsucht. Sein ganzes Sein verlangt nach ihr, jedes Pochen seines zuckenden Herzens wird zu einem Pulsschlag fiebernder Ungeduld.

Was nützt ihm nun das tote Abbild, das er tausendmal an die heißen Lippen preßt und mit dem er vergebens das Sehnen seiner Seele zu stillen sucht? Ein einziger Blick aus den lebendigen Augen, ein einziger Druck der weißen Hand, ein einziger Kuß auf die lebenswarmen Lippen, und er dünkte sich geheilt genesen von allem Leid. Aber er weiß ja nicht einmal, wo ihre Heimat ist, er hatte es versäumt, danach zu fragen in der Verwirrung seiner Seele, er weiß nur, daß sie aus Deutschland ist, aber wie und wo kann er sie finden und wie darf er ihr nahen mit der Schuld, die er gegen sie auf dem Herzen trägt, mit dem Raub, den er verübt an dem teuren Toten?

Ein seltsamer Druck lastet bleiern auf ihm. Die That, die ihm so gering erschienen, da er sie begangen, sie foltert sein Gewissen mit einem Schuldbewußtsein, das er nicht mehr zu bannen imstande ist.

Angelo ist ein Kind seiner Zeit: einer Zeit, da der bestehenden Roheit aller Sitten in grellem Gegensatz die höchste Feinheit der Empfindung, wie sie uns das

Blütenalter spanischer und italienischer Poesie zeigt, gegenübersteht; einer Zeit, da dem üppigsten Sinnengenuss, wie er an den Höfen der damaligen, besonders der italienischen Fürsten herrscht, das bleiche Zerrbild der Buße mit hohlem Auge entgegentritt und das geängstigte Gemüt nach Erlösung ringt aus den Qualen des belasteten Gewissens; einer Zeit, wo sich der grösste Aberglaube im Volk wunderbar mengt mit dem Licht, das aus den Schriften der Humanisten der Welt mit nie geahnter Helle zuströmt.

Und während das Gemisch von tierischer Roheit, sinnlicher Überfeinerung und dumpfer Geistesnacht jene Gährung erzeugt hatte, aus der die geistige Erneuerung einer Welt hervorging, war es wohl auch das Vorgefühl einer großen Umwälzung, einer sittlichen Auflösung, die die Phantasie der größten Künstler mit den Schrecken des jüngsten Gerichts erfüllte und sie veranlaßte, der gesunkenen, im Übermut der Sünde befangenen Menschheit den richtenden Gott in seiner ganzen Schrecklichkeit zu zeigen.

Noch ist kaum ein Menschenalter vergangen, seit Savonarolas Bußpredigten verhallten, aber der Gedanke einer irdischen Buße ist noch nicht erloschen in den Gemütern. Hatte doch noch zu Anfang des Jahrhunderts der männliche Geist Luthers gerungen und sich gequält in tausend Zweifeln, und jener Fürst Wilhelm von Anhalt, der bleich und abgezehrt von Fasten und Kasteiungen die Stadt Magdeburg als Barfüßermönch mit dem Bettelsacke durchzog, mag wohl nicht das einzige Beispiel gewesen sein, wo das unverstandene Sehnen der Seele nach dem Überirdischen, nach der Erlösung aus den Banden des Erdenleibes diese Wirkung hervorbrachte.

Und während gleichzeitig die Befreiung der Geister sich vollzog, waren doch die Befreier selbst noch nicht fähig, sich über ihre Zeit zu erheben. Luther kämpft mit dem Teufel, und der Glaube an das Übernatürliche, an Zauberei und Hexenwerk beherrscht nach wie vor die Menschen.

Die Alchymie, die Astrologie sind das Lieblingsstudium der Fürsten, und im Volksbuch vom Dr. Faust findet der unbefriedigte Wissensdrang seinen Ausdruck.

Eine That wie die Angelos war keine Seltenheit unter den rohen Scharen der Landsknechte, die Plünderung und Beraubung im Kampfe Gefallener gehörte zum Kriegshandwerk, aber nicht selten waren auch die Fälle, wo manch einer der wilden Gesellen reumütigen Herzens das Bußgewand genommen und wo der erzürnte Tote sein Eigentum wieder zurückverlangt und den Schuldigen so lange geängstigt hatte, bis er das entwendete Stück von sich warf in jähem Entsetzen.

Die unrechtmäßige Aneignung eines Gutes, das einem Toten mit ins Grab gegeben worden, galt jederzeit als eine Sünde, und nicht selten verweigerte der Priester dem Schuldigen die Absolution, bis er seinen Frevel gesühnt hatte.

Das alles kommt Angelo nun mit furchtbarem Vorwurf in den Sinn.

Seiner zartfühlenden und fein angelegten Natur war das wilde Treiben des Krieges stets verhaßt gewesen, keine Beute hatte bis dahin an seiner Hand gefleht, sie war rein von Raub geblieben. Nun aber lastet auf seiner Seele ein zweifach Vergehen: der Diebstahl an dem hilflosen Leichnam, dem er das An-

denken der Liebe entrissen, und die Schuld gegen das Mädchen, dessen Vertrauen er so schmähdlich getäuscht. Es war, als habe das Grauen, welches ihn in dem Augenblick seiner That erfaßt, Gestalt gewonnen, sich an seine Fersen geheftet und verfolge ihn von Ort zu Ort.

Seine umdüsterte Seele, welche zu der Melancholie, die das Erbe seines südlichen Blutes war, noch das harte Geschick seiner Jugend mit der trostlosen Überzeugung einer unheilvollen Prädestination erfüllte, brütete unaufhörlich über dem Rätsel seiner eigenen Existenz, über dem Zwiespalt in seinem Innern, und aus diesem Grübeln heraus stiegen Schatten, die ihm das Licht des Tages verfinsterten.

In die verzehrende Leidenschaft seiner Liebe mischte sich nun das niederdrückende Gefühl der Scham über eine unwürdige That, das Bewußtsein einer Schuld, die seine feinfühlende Seele schwer bedrückte, und ein unerklärliches Entsetzen, das nicht mehr von ihm wich. —

Und eines Abends, da er weinend hingesunken in namenloser Qual, da ist es gekommen zum erstenmal, leise, unhörbar in der Dämmerung und ist neben ihn getreten und hat ihn berührt mit kalter, eisiger Hand, eine bleiche, schattenhafte Gestalt, mit blutgetränktem, goldenem Gelock und schmerzverzerrtem, friedlosem Antlitz. Die sieht ihn an aus starren, gebrochenen Augen, mit stummem Vorwurf, und er erbebt in einem fieberhaften Grausen.

Er weiß, was sie von ihm fordern, die bleichen Lippen, was die erloschenen Augen suchen mit gespenstischem Blick, er weiß, was dem Toten die Ruhe geraubt, die stille, friedliche Grabesruhe, die er ihm einst so beneidet.

Ein schwarzer, unheimlicher Fittig schlägt geräuschlos mit schwirrendem Flug um sein Haupt. Mit einem gellenden Aufschrei schleudert er die Kapsel mit dem Bilde der gespenstischen Gestalt entgegen, und eine tiefe Ohnmacht umfängt seine Sinne. Aber als er erwacht, ist die alte Gewohnheit mächtiger, und überwältigend wacht die heiße Sehnsucht wieder in ihm auf, — er sucht nach dem Bilde, und da er es an der Erde liegend findet, da nimmt er es auf und versinkt in seinen Anblick.

Aber das Schrecknis weicht nicht mehr von ihm, es schlägt seine Krallen in sein Gehirn und trinkt sein Blut, und er trägt es mit sich, wo er geht und steht.

Er weiß nun plötzlich, daß seine That ein Sakrileg war, eine Entweihung der Heiligkeit des Todes, und daß er dem Fluche verfallen ist. Er weiß jetzt auch, daß das Feuer, das seine Seele versengt und seinen Körper zerstört, ein Verhängnis ist, das das Bild über ihn gebracht, und doch kann er sich nicht davon trennen.

Und sonderbar, je mehr sich seine Leidenschaft für Berntrudis steigert, um so mehr erfaßt ihn ein Mitleid mit dem Toten, dem er das Zeichen, das ihr Lieben ihm in die Grube bannte, entwendet. Er weiß, was er leidet, er weiß, daß seine Schmerzen zum Himmel schreien gegen ihn, er weiß es und doch — — tausendmal hat er das Bild von sich geworfen und eben so oft ist er hingegangen und hat es wieder geholt — er kann nicht davon lassen. Nächstelang hat er auf den Knien gelegen, in einer der düstern, schweigenden Kirchen und hat um Frieden

gefleht für seine zerrissene Seele, aber still und regungslos hat er neben ihm gestanden, der bleiche Schatten in dem Dunkel der Kirche und seine Hand hielt ein Herz umfaßt, ein rotes, blutendes, vom Schwert durchbohrtes Herz, und dem Betenden erstirbt das Wort auf den Lippen. —

Da hat er Pilgergewand genommen, um nach Jerusalem zum heiligen Grabe zu wallfahren und dort Vergebung zu suchen für seine Schuld.

So ist er hingezogen in das gelobte Land auf nackten Sohlen, sein Antlitz hat das Leid und die Mühsal der Reise gefurcht, es sieht verwildert und gealtert aus, und der ungepflegte Bart entstellt es, aber trotzdem trägt es noch die Spuren einstiger Schönheit in den feinen, regelmäßigen Zügen, in den tiefen, dunkeln, ruhelosen Augen.

So ist er bis in die Nähe von Jerusalem gekommen, da ist er hingesunken zu kurzem Schlummer, der den erschöpften Körper stärkend umfängt. Die Nächte im Süden sind kurz. Mit dem ersten Strahl, der den Osten rötet und schmerzhaft wie ein glühender Pfeil die müden Lider des Entschlafenen berührt, erwacht er zum Bewußtsein seines Elends.

Ein kalter Tau ist gegen Morgen gefallen, und nach der Erhitzung des Tages durchschauert es ihn eisig kalt, sein Gewand ist durchnäßt, seine Glieder sind steif. Er liegt noch immer still und regungslos auf der harten Erde und überdenkt die Träume dieser Nacht. Es war ein verworrenes Durcheinander, von dem ihm nichts geblieben ist als ein dumpfes Schmerzgefühl. Nur an eines erinnert er sich noch, daß er seinen Vater gesehen, wie er das Bild der Mutter malte, und auf einmal war es Berntrudis, die da auf die Leinwand hingeworfen stand.

Der Traum regte einen neuen Gedankengang in ihm an, zum erstenmal seit langer Zeit tritt die Gestalt seines Vaters ihm wieder vor die Seele:

„Ein Bild war meines Vaters Verderben, ein Bild ist auch mein Verhängnis geworden,“ flüstert er.

Er will sich erheben, aber die Glieder versagen ihm den Dienst, er ist wie gelähmt. Eisiger Frost schüttelt seinen Körper, ein brennender Durst quält ihn. —

Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit überkommt ihn. — In der Ferne spielt ein Rudel Gazellen unter einer Gruppe vereinzelter Palmen, sonst ist kein lebendes Wesen weit und breit.

Wenn er hier stirbt so verlassen, so einsam, wer würde es wissen, wer um ihn weinen? Morgen für Morgen wird die Sonne mit glühendem Blick herabschauen auf den leblosen Körper, und nachts werden die Sterne auf ihn leuchten — — — wäre es doch Nacht, daß er sie sehen könnte am Himmel, die milden, tröstenden Scharen und unter ihrem Schutz den Atem aushauchte.

Und ein liebes Bild wird ihm vor der Seele stehen im letzten Augenblick, mit den leuchtenden, blauen Augen, — wenn sie ihn sähe, wie er so hilflos mit dem Tode ringt, ob sie wohl weinen würde um ihn und sein erkaltetes Antlitz streicheln mit der weichen, warmen Hand, — sein Denken verwirrt sich — er fühlt die leichte, sanfte Berührung und schließt in seligem Gefühl die Augen, aber da

ist es auch schon wieder das Schrecknis, das bleiche Gespenst — es treibt die engelhafte Gestalt hinweg und stellt sich neben ihn und sieht ihn an mit den starren Leichenaugen, und er muß ihn dulden, den entsetzlichen Blick, wie er auch den Kopf rechts und links wendet, sie bleiben gerade auf ihn gerichtet, die gebrochenen Augen.

Kalter Schweiß tritt auf seine Stirn, er fühlt, wie das Herz anfängt still zu stehen, wie eine bleierne Schwere nach und nach durch seine Glieder schleicht. —

„Ich habe sie so über alle Maßen geliebt,“ murmeln seine Lippen, wie zur Rechtfertigung vor der Anklage seines Gewissens.

„Ich habe sie so über alle Maßen geliebt,“ wiederholt er noch einmal, „mein Beginnen war Sünde, aber aus Liebe fiel ich in Sünde.“

Nun ist es ihm, als ob sein toter Körper auf dem Schlachtfeld läge, an derselben Stelle, wo damals Wendelin, der Geliebte Berntrudis', lag, und da kommt es an ihn herangeschlichen, leise, suchend, und eine harte, kalte Hand greift nach dem silbernen Gehäuse und nach dem Bild auf seiner Brust, und da er ihm die Kette über den Kopf zieht, reißt er ihm das Haar aus, also daß er durch den Schmerz, der ihm glühend das Hirn durchzuckt, des Diebstahls gewahr wird.

Eine grenzenlose Todesangst überkommt ihn, mit letzter Kraft faßt die Hand nach dem Bild, er öffnet das Gehäuse und will noch einen Kuß auf das süße Antlitz drücken — aber mit jähem Aufschrei wirft er es von sich — aus dem lieblichen Gesicht blicken ihm die Augen des Gestorbenen entgegen.

„Herr, erbarme dich meiner, Christe, erbarme dich meiner, Lamm Gottes, der du der Welt Sünde trägst, erbarme dich meiner, Maria, Schmerzensmutter, erbarme — —

„Berntrudis“, — flüstern die bleichen, bebenden Lippen. Dann ist es still.

(Fortsetzung folgt.)



Über die Moden und die Gesundheit der Frauen.

Zeitgemäße Betrachtungen.

Von

F. Winckel.

Zu allen Zeiten und in allen Landen hat es Menschen gegeben, die mit der Form, der Gestalt, dem Wuchs der Geschöpfe, welche die liebe Natur hervorbrachte, nicht recht zufrieden waren, welche bei Tieren und Menschen nachhelfen zu müssen glaubten, um dieselben schöner zu machen. Daß man Hund und Pferd Ohren und Schweife verstümmelte, daß man ihre Haare verschnitt, ihnen den warmen Winterpelz nahm, bloß um sie der Mode gemäß frieren zu

lassen, mag ja noch als eine ziemlich milde Art der Verschönerungsfucht gelten. Auch daß man Kindern, um sie durch äußeren Zierat zu schmücken, die Ohrläppchen zu durchstechen pflegt, weil das ja eine ganz leichte, wenig empfindliche Prozedur ist und manche noch der fixen Idee leben, daß dieselbe für Ohren- und Augenkrankheiten sehr heilsam sei! Aber wie ist doch zeitlebens das Weib für seine Eitelkeit bestraft, wenn durch Tragen zu schwerer Ohrgehänge aus jenem Loch ein Einschnitt geworden ist und nun ein einseitig zweigelapptes Ohrläppchen seine Trägerin verunziert! Es sind diese Gebräuche offenbar Überbleibsel ähnlicher Moden, wie sie sich noch jetzt bei manchen Urvölkern finden, die sich sehr zu verschönern glauben, wenn sie Nasen und Lippen und Ohren durchstechen und mit Pfeilen und Goldringen und Platten durchziehen.

Ist doch so manche andere Sitte, beispielsweise das bei den Indianern noch sehr gebräuchliche Bemalen des Gesichts, auch bei uns noch sehr häufig, nur daß bei jenen der Zweck der ist, den Eindruck des Kriegers zu erhöhen und furchtbar und grausig zu machen, während bei uns die Schminke grade das Grausige glätten, die Falten nehmen oder aus dem gesunden, frischen Teint der Dorfschönen den blutleer schmachtenden der Städterin und Salondame machen soll.

Auch in anderer Beziehung ahmen heutigen Tages deutsche Frauen bewußt und unbewußt Thorheiten nach, über die sie sich sonst gern lustig machen würden. In der Straßburger anatomischen Sammlung befindet sich das Skelett des Fußes einer Chinesin, an welchem man erkennen kann, daß es der früheren Trägerin desselben mit ungeheurer Energie gelungen ist, die zierliche Gestalt ihres ohnehin kleinen Fußes dadurch noch auffallend zu verkleinern, daß die Außenseite desselben umgebogen, der Fuß also gleichsam verdoppelt und der Fußrücken zur Fußsohle gemacht worden ist. Das ist ja schrecklich, so wird wohl manche Leserin sagen, und in der That ist Dank der lieben Eitelkeit hier eine Verunstaltung erzielt worden, welche dem Klumpfuß sehr ähnlich ist und welche wir, wenn sie bei Kindern vorkommt, möglichst frühzeitig, durch jahrelange mechanische und operative Kuren zu beseitigen suchen, aber keineswegs immer mit befriedigendem Erfolg. Und doch, liebe Leserin, sieh dir die schönen Schuhe deiner Nachbarin an, bewundere ihre Kleinheit und die enorm hohen Absätze und laß dieselbe einmal vor deinen Augen auf und abgehen, und du wirst sehr bald den unnatürlichen Gang erkennen, wobei die ganze Last des Körpers von der breiten Fußsohle auf eine dünne Fläche zwischen dem Gelenk der ersten und fünften Zehe verlegt und zwar kein Klumpfuß, aber nach und nach ein ebenso unschöner Pferdefuß bewirkt wird. Daß die stielähnliche Beschaffenheit dieser Absätze und ihre der Mitte der Fußsohle nahe Befestigung die Unsicherheit des Ganges steigert, ein Hängenbleiben an allerlei Gegenständen, wie Teppichen und Treppenstufen, befördert und so die Gesundheit und das Leben gefährden kann, ist leider durch zahlreiche Beispiele erhärtet worden. Und doch ist diese häßliche Mode noch sehr verbreitet, und kleinen und großen Damen, die auf solchen Stelzfüßen umher-spazieren, kann man täglich auf der Promenade begegnen. Soll doch erst vor kurzem in der Hauptstadt des deutschen Reiches eine junge Dame mit einem

spitzen Absatz in einem Pferdebahngleise stecken bleibend, von dem Pferdebahnwagen überfahren und getöfct worden sein.

Alle diese Unsitten kommen gewöhnlich am ersten von jenem Volke, welches nach des Dichters Wort:

Selbst in steter Knechtschaft dienend
Diesem jezt, dann einem Andern,
Trachtet stets nach Deutschlands Knechtung
Und es hofft durch Modenwechsel
Fraun und Mädchen zu berücken
Und durch sie zulezt die Männer.

Wenn noch vor etwa einem Menschenalter in Deutschland ein Kind das Licht der Welt erblickte, dessen Kopf nicht ganz rund erschien, so machten sich weise Frauen sofort darüber her, dem armen Erdenwurm durch kräftiges Kneten und Drücken seinen schiefen Kopf zurechtzurücken; freilich in der Regel mit wenig Erfolg, denn dazu gehört viel Zeit und viel Kraft, und es läßt sich denken, daß das Schreien des gequälten Säuglings sein mitleidiges Mutterherz zu der Bitte brachte von dieser Prozedur abzustehen, und da man wohl ohnedies ihre Unwirksamkeit erkannte, so ist sie allmählich fast in Vergessenheit geraten. Nicht so Günstiges läßt sich leider sagen von jener künstlichen Verunstaltung des menschlichen Schädels, welche auf einem sehr großen Teil der Erde ausgeübt wurde und erst allmählich vor der immer weiter vordringenden Zivilisation schwindet. „Um die Schädelform eines fremden herrschenden Volksstammes nachzuahmen, um die zufällig vorhandene außergewöhnliche Kopfform eines Indianers von Ansehen zu imitieren und die Zusammengehörigkeit einer bevorzugten Klasse oder diejenige gleichberechtigter Rassen zu dokumentieren, um die geistigen Fähigkeiten in bestimmte Bahnen zu lenken, um mutig und weise zu machen, um verschiedenartigstem Aberglauben zu huldigen, einer Mode, einem Kopfspuße, einer einmal herrschenden, von den Vorfahren überkommenen Sitte zuliebe zwängte man den kindlichen Kopf in Fesseln, Bänder und Druckapparate, welche nach und nach seine Form sehr wesentlich änderten. Diese künstliche Verunstaltung des Schädels wurde und wird noch heutigen Tages fast über ganz Amerika und Europa, sowie über einen großen Teil Asiens, des ostindischen Archipels und der Südsee ausgeübt, während nach Angabe von A. B. Meyer von Afrika d. h. dem eigentlich schwarzen Kontinente nur ein einziger und aus Australien bisher kein beglaubigter Fall derselben verzeichnet worden ist. In der Krim, der klassischen Stätte dieser Schädeldeformität, und zwar in dem Museum zu Kertsch, sah Verfasser vor kurzem drei menschliche Schädel, welche in dortigen über 2000 Jahre alten Gräbern gefunden worden und durch eine offenbar über die Kranznaht zum Hinterhaupt verlaufende Zusammenschnürung derartig verunstaltet sind, daß der Schädel von der Seite gesehen fast einer Acht gleicht.

Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen um die Folgen solcher Gewalten kennen zu lernen. Aus der Schweiz z. B. wissen wir, daß man bei Genf noch vor kurzem eine *serre-tête triangulaire* anwandte, und bei den Wendinnen

der Lausitz wird nach Birchows Beobachtungen der Kopf noch heutigen Tages dauernd eingeschnürt.

Das Dresdner ethnographische Museum enthält sogar eine Maschine, welche von den Milanais auf Borneo gebraucht wurde und dazu bestimmt war, dem Kopfe jugendlicher Individuen angepaßt und allmählich stärker zugekehrt, den geraden Durchmesser derselben von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupt zu verkürzen, den senkrechten aber durch seine und der queren Abnahme zur Erhöhung zu bringen, dadurch also den Kopf mehr rund zu machen und mit einer höheren Stirn zu versehen. Und wie mehrere der so behandelten Schädel, die ebenfalls im Dresdner Museum befindlich sind, beweisen, ist es jenen Völkern in der That gelungen, durch längere Anwendung einer bedeutenden Kraft auf die noch nachgiebigeren und beweglicheren Knochen eine von ihnen für schöner als die natürliche gehaltene Kopfform künstlich zu erzielen. Leider existieren keine Nachrichten darüber, ob und welchen Einfluß diese instrumentale Einwirkung auf die Entwicklung des Gehirnes und seine Thätigkeit gehabt hat. Doch läßt sich schon a priori mit Bestimmtheit annehmen, daß derselbe kein günstiger gewesen sein kann, weil unter dem dauernden zirkularen Drucke zweifellos einzelne Gehirnteile weniger als ohne ihn zur Entwicklung gelangen, ja gewiß gradezu in ihrer Ernährung leiden und fast atrophisch werden müssen. Denn derartig sind die Folgen eines solchen Druckes, wie wir nachher beweisen wollen. Vielleicht wird es in zukünftigen Zeiten Psychologen, welche an Ort und Stelle Gelegenheit haben, jene so verunstalteten Völkerschaften zu studieren, möglich aufzufinden, welche psychische Defekte sich infolge solcher Behandlung erkennen lassen.

Es giebt nun auch noch aus religiösen Motiven entspringende künstliche Verunstaltungen des menschlichen Körpers, auf die wir indes hier nicht näher eingehen können.

Diejenigen von unsern freundlichen Leserinnen, welche einmal das Glück gehabt haben, die Venus von Medici in Florenz oder die Venus von Milos im Louvre zu bewundern, werden zweifellos darin mit uns einverstanden sein, daß, wenn man sich diese Prachtbilder griechischer Schönheit in der Gegend des Gürtels auch nur ein wenig eingedrückt dächte, ihre ganze Schönheit gelitten haben würde, daß diese Möglichkeit gradezu für barbarisch gehalten würde. Nun ist zwar der Marmor in Deutschland so teuer, daß jetzt meistens nur kleine Büsten von Frauen aus diesem Material ausgeführt werden; allein gesetzt den Fall, ein Phidias erstände und wollte sich unter den europäischen Schönen ein göttergleiches Bild für seinen Meißel aussuchen — in Deutschland würde er leider wenige finden, da hier immer noch die leidige Unsitte bei hoch und niedrig besteht, durch mehr oder weniger festes Schnüren der Taille die natürlichen schönen Formen zu entstellen, aus den sanften Einsenkungen starke Einschnürungen, aus dem zarten Gewölbe des Rumpfes eine stumpfe, dicke Acht zu machen. Der Gedanke, daß eine recht dünne, sogenannte Wespentaille die Gestalt verschönere, die Figur verlängere, ist allgemein, und manche Frau klagt den Arzt bitter an, daß er nicht rechtzeitig Rücksicht auf Erhaltung ihrer Taille genommen habe. Wie allgemein diese Ver-

umgestaltung ausgeübt wird, erhellt auch aus dem Umstande, daß Witblätter nicht müde werden, dieselben immer wieder lächerlich zu machen. Die Dame in „Drang voll fürchterlicher Enge“ in den fliegenden Blättern und eine Ärmste, welche an einem verhängnisvollen Laib Brod mit dem Messer abgleitend sofort den eignen Leib an jener dünnsten Stelle durchschneidet und leblos zurücksinkt, haben gewiß manche Leserin zum Lachen gebracht, hoffentlich aber auch solche getroffen, denen der Scherz galt. Freilich können Damen erwidern, daß sie nicht allein dieser Unsitte fröhnten und daß der bekannte Leutnantschwur: Auf Taille! am besten beweise, wie sehr diese löbliche Gewohnheit auch unter dem männlichen Geschlecht verbreitet sei; daß wir also zunächst vor unsrer eigenen Thür kehren möchten. Allein Scherz beiseite, die Fälle, in denen Männer, und es könnte sich natürlich nur um Uniformtragende handeln, sich wirklich schnüren, gehören zu den größten Seltenheiten, und es dürfte wohl kein Fall bekannt geworden sein, in welchem jemals bei einem Manne jene wichtigen Veränderungen innerer Organe gefunden worden wären, welche wir als Folge des Schnürens in fast jeder weiblichen Leiche bei Europäerinnen nachzuweisen vermögen. Ich meine nämlich die Verbiegung der Rippen, die Verschmälerung des Brustkastens, die Druckerscheinungen an der Leber, welche als Schnürleber bezeichnet werden, und die von ihnen abhängigen anderweiten Symptome.

Jedermann weiß, daß die Leber die Galle absondert und daß die Galle in den Darm fließt, also wohl zur Verdauung beitragen wird; hauptsächlich aber dient sie dazu, die Aufsaugung der Fette aus den genossenen Speisen zu befördern. Eine Dame also, die sich sehr schnürt, wird die Gallenentleerung hindern, wird die Blutzufuhr zur Leber und damit die Gallenbereitung vermindern und wird durch den steten Druck schließlich einen Teil des Lebergewebes zum Schwinden bringen und so die Thätigkeit eines Organs verringern, welches in dem menschlichen Organismus das größte und schwerste und für die Blutzusammensetzung und Blutzirkulation von sehr großer Bedeutung ist. Durch die Leber muß nämlich auch ein großer Teil des venösen Blutes, welches von den verschiedenen Organen des Unterleibes zum Herzen zurückkehrt, seinen Weg nehmen. Wenn dieser Rückfluß also gehemmt, erschwert wird, so werden Stauungen des Blutes in allen unterhalb der Leber gelegenen Organen bis nach dem Fuße hin die Folge sein, und mit diesen sind natürlich eine große Reihe der verschiedensten Beschwerden verbunden.

Wenn nun infolge einer mangelhaften Thätigkeit der Leber diejenigen Stoffe im Blut zurückgehalten werden, welche naturgemäß ausgeschieden werden sollten, so wird die Ausscheidung derselben durch andere Organe stattfinden müssen; es werden daher Bestandteile der Galle in die Haut und Schleimhäute abgelagert, und es kommt so anfangs zu einer fahlen, dann zu einer mehr gelblichen Hautfarbe, schließlich zu öfteren Anfällen von Gelbsucht. Das Vorkommen von Gallensteinen, die man beim Weibe fast doppelt so häufig als beim Manne findet, kann auch dadurch begünstigt werden. Schon ehe es so weit kommt, nimmt der Appetit ab, und hierdurch sowie durch die verminderte Aufnahme des Fettes findet

allgemach eine merkliche Abmagerung statt. Das noch vorhandene Fett in der Haut und andern Organen wird vom Körper verbraucht, und nun hat er weniger Reserve. Da das Fett ferner unempfindlich ist und als gutes Polster die Organe vor Druck und zu starker Abkühlung schützt, so frieren magere Personen leichter, sind Erkältungen, Katarrhen mehr ausgesetzt und infolge ihrer Blutbeschaffenheit, ihrer mangelhaften Verdauung und ihrer Frostigkeit sind sie viel empfindlicher und reizbarer wie andere. So leiden allmählich unter jener unverständigen Einschnürung nicht bloß die Leber und die unmittelbar unter und neben ihr gelegenen Organe wie der Magen und die Därme, sondern auch die Organe der Brust, Lungen und Herz und viele andere, und es entwickelt sich bei vielen dieser Frauen ein Bild, welches den Männern unserer Tage, auch wenn sie nicht Ärzte und nicht verheiratet sind, gar zu gut bekannt ist, da sie ja so oft von beweibten Freunden die Klage gehört: Gott bewahre jeden vor einer hysterischen Frau.

Es geht durch unsre Zeit die allgemeine Klage, daß die Frauen so sehr viel häufiger als früher krank seien, ja daß es kaum noch gesunde Frauen gäbe. Diese Klage mag insofern wohl unrecht sein, als man jetzt durch bessere diagnostische Methoden in der Lage ist, sicherer den Sitz vieler Krankheiten zu erkennen; sie mag auch insofern erklärlich und das weibliche Geschlecht wohl zu entschuldigen sein, als die Ursachen, welche Krankheiten erzeugen können, in Haus und Hof, auf dem Lande und in der Stadt, beim Gehen und Fahren heutigen Tages in der That viel zahlreicher als früher sind; man denke nur an das Gas und Petroleum und ihre Gefahren, an die Nahrungsmittelverfälschungen, an die Reisen auf Eisenbahnen, Dampfschiffen und in Pferdebahnwagen, an die überfüllten Konzertsäle und Theater u. s. w., aber das steht mindestens ebenso fest, daß in vieler Beziehung die Frauen an der Häufigkeit ihrer Erkrankungen selbst Schuld sind. Unsere deutschen Frauen speziell pflegen ihre körperlichen Kräfte viel zu wenig und machen sich in der Regel auch viel zu wenig Bewegung. Fragt man eine Engländerin, ob sie täglich ein bis zwei Stunden spazieren gehe, so lacht sie, weil sich das ihrer Ansicht nach von selbst versteht und sehr oft viel mehr Zeit von ihr zu dieser Bewegung verbraucht wird; fragt man eine deutsche Frau oder Jungfrau nach demselben Verhalten, so lacht sie ebenfalls, aber bloß um zu sagen: ja mit wem sie denn spazieren gehen sollte, der Vater oder Bruder habe keine Zeit, und allein könnte sie doch auch nicht gehen. Wie man in Deutschland jetzt endlich eingesehen hat, daß bei der Erziehung der Knaben durch zu vieles Sitzen und zu angestregte geistige Arbeiten leider Gottes sehr viel geschadet worden ist, und wie man nun anfängt, durch öftere Freistunden den Körper mehr in Spielen und tüchtigen Bewegungen im Freien zu üben, so wäre es an der Zeit diese Mittel auch in den wichtigsten Entwicklungsjahren der jungen Mädchen zu benutzen, besonders aber in den Jahren, wo sie einer Pension anvertraut werden. Wenn man jetzt in einer großen Stadt an einer Schar von jungen Mädchen vorübergeht, welcher man schon von ferne an dem truppweisen Marschieren die Pension anmerkt, so mag das ja durchaus richtig und notwendig sein, junge

Mädchen zu gewöhnen, langsam und gesittet in den Straßen sich zu bewegen, allein diese Bewegungen sollte man doch nicht für Promenaden halten, so wenig wie die Märsche für den Soldaten. Die Pensionärinnen nehmen ja gleichsam die Atmosphäre der Pension in den den Reigen eröffnenden und schließenden Lehrerinnen mit sich. Man sollte solche Wanderung auch nicht für genügend zum Genuß frischer Luft halten, wenn nach einem halb oder gar stündigen Marsch ebenso in Reihe und Glied nach der Pension zurückgekehrt wird. Nein sie sollten nur der Weg zum Spielplatz im Freien sein und hier in gemeinsamen oder in Gruppenspielen, in Laufen und Springen und Ringen die Muskeln gekräftigt, der Brustkorb erweitert, das Blut in lebhafteste Bewegung versetzt und frische Röthe der Wangen bewirkt werden: sicherlich wäre dann der Schulstaub entfernt, und die später folgende geistige Anstrengung würde leichter und erfolgreicher sein. Freilich würde dadurch auch der Appetit besser, und größere Anforderungen müßten an die Pensionsküche gestellt werden, Ansprüche, die den Vorsteherinnen wohl manchmal Angst einjagen würden. Denn das ist auch noch ein wunder Punkt im deutschen Pensionsleben, daß so viele junge Mädchen in den Pensionen gerade in der Zeit, in welcher sie sich am raschesten zur blühenden Jungfrau entwickeln sollen, durch eine nicht ausreichende oder durch ihr Einerlei ermüdende Kost in ihrer Gesundheit geschädigt werden und bereits mit deutlicher Bleichsucht die Pension verlassen. Das wird dann manchmal auf das Wasser geschoben, während doch nur ein ungenügendes Essen und Trinken die Schuld tragen. Durch Süßigkeiten, Kuchen und andere Dinge suchen die Hungernden alsdann heimlich ihren Appetit zu stillen und überladen dabei den Magen mit Dingen, welche ihn durch Säurebildung noch mehr für die Aufnahme einer kräftigen gesunden Nahrung ungeeignet machen. Vieles Essen gilt für ungebildet, bleiches Aussehen für interessant, runde, frischrotbackige junge Mädchen werden leicht für etwas plump oder bäurisch gehalten; solche Vorurteile bewirken es, daß von einzelnen, die sonst gesund sind, sogar mit Absicht weniger, als sie zur einfachen Stillung ihres Hungers notwendig hätten, gegessen wird, bloß um mager zu werden; andere nehmen gar geradezu um blaß und dadurch interessant zu werden, Essig zum Getränk! und wenn sie dann durch tüchtiges Schnüren, weniges Essen und Essiggenuß ihre Absicht bald erreicht haben und nun zurück in ihre Familie kommen, dann schreien die Eltern wegen der Bleichsucht nach dem Arzt, und nun beginnt die bekannte Eisenkur und das Schicken in Bäder, aber manchmal wird die Medizin wohl nicht genommen, weil ja die Patientin keine roten Wangen haben will, oder sie wird nicht ertragen, weil der Magen schon gründlich ruiniert ist.

Die Bilder, welche hier entrollt wurden, sind nicht der Phantasie entsprungen, sondern aus einer langjährigen praktischen Erfahrung geschöpft und ließen sich noch vielfach vermehren. Doch lassen sie sich nicht alle in einer Zeitschrift wie diese wiedergeben. Eine Ursache der häufigen Erkrankungen unserer weiblichen Jugend liegt endlich auch noch in der unzweckmäßigen Beschäftigung, namentlich in dem stundenlangen Klavierspielen. Jedermann weiß, daß die meisten jungen Mädchen doch Dilettantinnen bleiben, ja selbst für den Hausgebrauch

reicht die musikalische jahrelange Übung in der Regel nicht aus. Gewöhnlich wird sie dann auch von den jungen Frauen schon vor dem ersten Kinde, sicher fast immer nach seinem Erscheinen ganz an den Nagel gehängt und mit Recht! Aber vorher kann sie schon genügend geschadet haben. Bei gesunden und kräftigen Mädchen allerdings kaum, wohl aber bei solchen, die ohnehin zart, bereits Anlage zur Bleichsucht haben und wie man sagt „nervös“ sind. Wenn solche mit ihren eigenen Leistungen ihr armes Trommelfell durch Millionen von Schwingungen ermüden und doch immer wieder dieselben Fehler machen, wenn sie Eltern und Lehrer in Verzweiflung bringen und nun gar, um die Fortschritte zu zeigen, sich vor andern hören lassen sollen, ja daß sie da alle freie Zeit auf dieses schädliche Klimpern anwenden und immer nervöser werden und an heißem Kopf, aber kalten Händen und Füßen leiden und sich und anderen unleidlich sind, ist das zu verwundern!? Vielleicht, daß durch ärztliche Bekämpfung dieser sehr verbreiteten Unsitte den unaussprechlichen musikalischen Qualen so vieler Städtebewohner mit abgeholfen wird, welche jetzt auf Gesetze sinnen, durch die sie dem Pianofortemißbrauch steuern können!

Baden, schwimmen, turnen, springen und Berge steigen, nicht bloß tanzen; arbeiten in Küche und Keller, wie Goethe es so schön in seiner bekannten Epistel besungen hat, dabei als geistige Beschäftigungen die Erlernung fremder Sprachen, die Lektüre einheimischer und fremder Klassiker, die Pflege der Stimme und des Chorgesanges; kleinere oder größere Fußreisen in den Ferien — diese Beschäftigungen werden bei einer gesunden nahrhaften Kost, bei bequemer, der Jahreszeit und dem Klima entsprechender Kleidung und einer guten sonnigen Wohnung die Gesundheit erhalten, die Frische der Wangen nicht erbleichen und einen gesunden Geist in gesundem Körper zur Entfaltung gelangen lassen. Und ein solches junges Mädchen, welches von Modejournalen nichts kennt, wird es nicht nötig haben, mit allen zweifelhaften Verschönerungsmitteln wie Schminken und Schnüren und sonstigen Allüren den Mann anzulocken, sondern eine frische, fröhliche und gesunde Hausfrau werden und eine schöne Zierde jedes gebildeten Kreises.



Die französische Gesellschaft unter der Republik.

Von einem französischen Staatsmann.

Frankreich ist das Land der Experimente, auf welches sich in jetziger Zeit wahrscheinlich die Augen aller Völker Europas, ja vielleicht die Blicke der ganzen Welt richten. — Seit nun beinahe hundert Jahren bemüht es sich, die richtige Bahn zu finden, d. h. es ist bestrebt, sich eine Organisation zu geben, welche ihm den vollen Genuß seiner geistigen und materiellen Güter sichern soll. Dabei verfährt es aber nicht in der Weise anderer Länder, wo man mit Ruhe und

Überlegung auf den Einfluß der Zeit rechnet. Eine derartige Geduld liegt nicht im Charakter der Nation. Frankreichs Entwicklung vollzieht sich vielmehr in schroffem Wechsel, was die vielen und plötzlichen Veränderungen beweisen, welche es seit der großen Umwälzung von 1789 durchgemacht hat. Alle zehn oder fünfzehn Jahre haben erneute Volksbewegungen die bestehende Regierung umgestoßen. Wenn dadurch keine bedeutendere Veränderung der gesellschaftlichen Zustände bewirkt wurde, so ist der Grund wohl darin zu suchen, daß dieselben im allgemeinen weniger, als man oft anzunehmen geneigt ist, durch Personen oder selbst durch Institutionen beeinflusst werden, sondern in erster Linie aus dem Charakter und den Sitten des Volkes hervorgehen. Eine politische Revolution verändert aber nicht im Augenblick die Sitten oder den Charakter einer Nation. Diese Wahrheit scheint jetzt in das Bewußtsein der Masse übergegangen zu sein. Es ist daher wohl Aussicht zu der Hoffnung vorhanden, die gegenwärtige Regierung der Republik werde nicht allein fortbestehen, sondern sich auch konsolidieren können, da sie überdies noch andere Gründe für eine längere Dauer in sich trägt. — Im Laufe der Zeit hat sich der Charakter der Nation allerdings nicht unerheblich geändert. Die Franzosen waren früher ein heiteres, leichtlebigeß Volk, und man pflegte im achtzehnten Jahrhundert zu sagen, daß bei ihnen alles in einem Chanson ende. Heut sind sie ernster geworden. Während andere Nationen bemüht waren, mit ihnen in leichter Auffassung des Lebens zu wetteifern und sich ihre Grazie und Eleganz zu eigen zu machen, scheuten die Franzosen keine Anstrengung, sich die ernstere Geistesrichtung gewisser Völker zu assimilieren. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß sie bei diesem Streben manche Einbuße an guten und liebenswerten Eigenschaften erlitten haben.

Die geselligen Vereinigungen einer früheren Zeit haben fast ganz aufgehört zu existieren; Salons giebt es kaum mehr. Jene Art der Unterhaltung und Plauderei, deren Zweck nur die Unterhaltung war, ist gänzlich verloren gegangen. Persönliche und politische Interessen werfen ernste Schatten auf jedes Antlitz. Vergebens haben mehrere Frauen von Bedeutung den Versuch gemacht, die Geselligkeit im Geiste vergangener Zeiten neu zu beleben. Man hat sich bei Madame Arnaud (de l'Arrière) zusammengefunden; Madame Edmond Adam hat ihre Salons geöffnet; Politiker, Gelehrte und Künstler haben sich dort rendez-vous gegeben: aber der gute Erfolg, welchen man zu erwarten berechtigt schien, ist doch ausgeblieben. Diese Erscheinung dürfte wohl darin ihre Erklärung finden, daß man heutzutage nicht mehr mit der Vorsicht einer früheren Zeit bei der Auswahl der Elemente verfahren darf, welche bestimmt sind, sich in den Salons zu bewegen. Deshalb läßt die Geselligkeit der Gegenwart auch die feinen Formen und die Eleganz der Salons des vergangenen Jahrhunderts vermissen, mit denen selbst die der Jahre 1815 und 1831 noch größere Ähnlichkeit aufweisen. Das politische Leben brachte in letzter Zeit viele Persönlichkeiten an die Oberfläche, welche ursprünglich anderen Gesellschaftskreisen angehörten als denen, in welchen sie sich im Augenblick bewegen.

Diese „neuen Schichten“, wie Gambetta sie nannte, haben vielleicht der Re-

publik wesentliche Dienste geleistet, können aber die Welt der Intelligenz und der feinen Umgangsformen weder durch Geistes- noch durch Herzensbildung bereichern.

In Litteratur und Kunst machen sich dieselben Übelstände bemerkbar. Bücher und Schriften jeder Art erscheinen in großer Menge, verlieren aber an Gehalt und künstlerischer Vollendung, was sie an Zahl gewinnen. Die unglaubliche Eile, mit der sie verfaßt werden und erscheinen, erklärt diese Oberflächlichkeit zur Genüge. Horaz sagt irgend wo: man solle jede Schrift neun Jahre lang im Schreibtisch liegen lassen, und sie erst nach Ablauf dieser Frist der Öffentlichkeit übergeben. Der Rat ist gut, aber um ihn befolgen zu können, hätte der anmutige Dichter zu gleicher Zeit das Mittel angeben sollen, wie man neun Jahre leben kann, ohne zu essen. Heutzutage ist die Litteratur ein Gewerbe geworden. Und doch hat der Schriftsteller dadurch keine Einbuße an persönlicher Würde erlitten; denn er lebt jetzt nicht mehr, wie in früheren Zeiten, auf Kosten des Hofes oder der Grandseigneurs. Freilich giebt es jetzt in Frankreich weder einen Hof noch Grandseigneurs, und es ist daher als ein Glück zu betrachten, daß die Schriftsteller für sich zu sorgen vermögen. Durch die großen Dimensionen, welche das Geistesleben der heutigen Zeit angenommen hat, wird ihnen diese Aufgabe sehr erleichtert. In Paris allein erscheinen jährlich mehr als 500 Romane; die Zahl der Revueen und Journale ist eine ungleich größere und beträgt weit über das Doppelte.

An Qualität läßt die Geistesnahrung, welche auf diese Weise dem lesenden Publikum geboten wird, allerdings viel zu wünschen übrig. Die meisten dieser Produktionen tragen nur zu deutlich die Spuren der Eile, mit der sie hervorgebracht wurden. Der Schriftsteller hält es nicht der Mühe wert und nimmt sich nicht die Zeit, sein Talent auszubilden und zu pflegen; doch muß man zugeben, daß es trotzdem auf gleicher Höhe mit dem Geschmack sowie mit der Bildung und Moralität des Publikums steht, für welches er schreibt. Leider richten sich die Schriftsteller heutzutage nur zu sehr nach dem Geschmack dieses Publikums. Der Mann der Feder hat dieselbe hohe Mission zu erfüllen wie der Mann des Schwerts und der Mann des Gesetzes. Statt zu seinen Lesern hinabzusteigen, soll der Schriftsteller versuchen, dieselben zur eigenen Höhe emporzuheben, und nie darf er sich soweit erniedrigen, ihrem Geschmack oder ihren Neigungen zu schmeicheln, wie es z. B. Emile Zola in seinen Romanen thut, und wie dies von gewissen Journalisten geschieht, deren Blätter man mit vollem Recht durch das Wort „unsittlich“ brandmarken darf.

Man muß aber die französische Litteratur nicht nach diesen frankhaften Auswüchsen beurteilen. Außer den Produktionen des sogenannten „Naturalismus“ besitzt dieselbe glücklicher Weise die Werke eines André Theuriet und Ernest Daudet, die frischen, interessanten und originellen Schöpfungen eines Jules Verne, sowie die einer idealen Richtung entstammenden Schriften eines Ludovic Halevy, des Verfassers des „Abbé Constantin“.

Das Theater ist weniger vom Wege der Tradition abgewichen. Theaterstücke, welche Männer wie Octave Feuillet, Emile Augier oder Victorien Sardou zu Verfassern haben, sowie jene, die Alexandre Dumas fils auf die Bühne bringt, tragen

stets den Stempel echt französischer Grazie und Leichtigkeit. Trotzdem treten oft auch in diesen Schöpfungen rationalistische und politische Tendenzen in den Vordergrund. Man fühlt ihnen an, wie sehr das Geistesleben ihrer Verfasser von den großen Problemen in Anspruch genommen wird, deren Lösung jetzt auf der Tagesordnung steht. Der Schriftsteller huldigt den Musen nicht mehr allein um der Kunst willen, und selbst das „castigat ridendo mores“ hat aufgehört, sein Wahlspruch zu sein.

Oft tritt er als Advokat von Tagesfragen auf, für welche er dann in beherdeter Weise plaidiert. So ist A. Dumas fils für die „Ehescheidung“ in die Schranken getreten und dadurch unabsichtlich zum Bahnbrecher für M. Raquet geworden.

Das Drama hat sich durch Viktor Hugo auf einer gewissen Höhe erhalten. Dieser große Dichter, der das achtzigste Jahr bereits überschritten hat, gehört schon bei Lebzeiten der Unsterblichkeit an. Die einem religiösen Kultus gleichende Verehrung, deren Gegenstand er ist, könnte fast übertrieben erscheinen, wenn das Genie des Poeten diese Begeisterung nicht rechtfertigte, welche ebenso diejenigen ehrt, die von ihr beseelt sind, als den Dichter, dem sie geweiht ist.

Dem Verfasser des „Hernani“ sind von seiner Familie nur noch die Enkel und eine Schwiegertochter, Madame Lockroy, geblieben; aber ein Hofstaat ergebener Freunde schart sich um den greisen Dichter. Viktor Hugo ist immer noch thätig, ohne jedoch für die Öffentlichkeit zu arbeiten. Mit Politik beschäftigt er sich nicht mehr viel, obgleich er noch Senator des Seine-Departements ist. Seine Gedanken nehmen ihren Flug hauptsächlich in die hohen Regionen der Philosophie; er prophezeit mehr, als er spricht, und nur in seltenen und wichtigen Fällen läßt er seine Stimme erschallen, so, wenn es sich darum handelt, die Solidarität der Interessen aller Völker zu proklamieren, oder wenn ein Wort von ihm dem Schafott seine Beute entreißen und ein Menschenleben erhalten kann. Noch immer ist er der Apostel der erhabensten Gedanken und Gefühle.

Beim Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn zertrümmerte Viktor Hugo die Altäre Corneilles und Racines und wurde dadurch der Schöpfer jener großen, litterarischen Umwälzung, welche schließlich weit über das Ziel hinausging. Denn wenn auch im Zeitalter Ludwigs XIV. die tragische Muse sich in einem Übermaß von Pathos gefiel, so hätte man den Gegensatz weder bis zum Verfall der Sprache durch Neuerungssucht treiben noch in einen Stil hineingeraten sollen, der bei großer Verwirrung, Zusammenhangslosigkeit und Trivialität der Gedanken bald an Schwulst, bald an Weitschweifigkeit leidet. Auch hier macht sich jene alle Verhältnisse durchdringende Demoralisierung der Menschen und Dinge geltend. Was das Theater an Naturwahrheit und Einfachheit gewonnen hat, verlor es an Schönheit der Sprache und an der Fähigkeit, edle und erhabene Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Den anderen Künsten ist es nicht besser ergangen. Die Malerei verschmäht die großen Sujets. Der Künstler widmet seinen Pinsel fast ausschließlich der Verherrlichung des Alltagslebens und scheut sich nicht, dem Publikum Gegenstände

von wahrhaft erschreckender Realität vor Augen zu führen. Seine Bilder erwecken nicht mehr die Erinnerung an die großen Thaten der Ahnen im Gedächtnis seiner Zeitgenossen, und er unterläßt es, das Gemüt und der Seele des Beschauers durch die Lehren der Geschichte zu erheben. Auch der Maler arbeitet zu oft nur um des Gewinnes willen. Der letzte Salon brachte nur wenige Bilder, auf welche dies Urtheil keine Anwendung findet. Nur die Wandmalerei war durch ein großes und schönes Gemälde von M. Duvis de Chavannes vertreten, welches die neun Musen im Schatten des heiligen Haines darstellt.

Unter den Musikern nimmt noch immer Herr Charles Gounod den ersten Rang ein. Sein letztes größeres Werk ist „le Tribut de Zamora“ betitelt. Charles Gounod gehört jener guten Schule an, die nicht unter dem Verfall der Musik gelitten hat, welche seit Offenbach in das Gebiet der Posse hinabstieg.

Offenbach ist für die Musik gewesen, was die übrigens meist geistreichen Verfasser des modernen, leichtfertigen Lustspiels für das Drama sind.

Die Baukunst ist ein bürgerliches Gewerbe geblieben. Sie läßt Häuser entstehen, welche Palästen gleichen, hat aber keinerlei Stil mehr. Ihre Schwester, die Bildhauerkunst, sollte augenblicklich bei den Franzosen in großen Ehren stehen, denn nie kam sie mehr zur Anwendung als heutzutage, wo man jeden Augenblick Statuen errichtet. Das Kaiserreich hat in dieser Beziehung ein trauriges Beispiel gegeben. Es hatte den beklagenswerten Mut, M. de Morny durch ein Standbild zu verherrlichen und weihte auch dem Gedächtnis des M. Billault eine Statue.

Die Republik erweist ihren Söhnen nur dann solche Ehren, wenn sie sich wirklich Verdienste erworben haben. Doch hat sie sich selbst auf dem früher Château d'eau benannten Platze eine Kolossalstatue errichtet, welche sie in ihrer Würde und ihren wohlwollenden Gesinnungen zur Darstellung bringt. Während die linke Hand am Griff des Schwertes ruht, hält und erhebt die rechte den Astzweig, um die friedlichen Absichten der Republik zu kennzeichnen. Die Schönheit dieses Werkes liefert von neuem den Beweis, daß ein tiefes und volkstümliches Gefühl auch in jetziger Zeit noch durch die Kunst zum Ausdruck gebracht werden kann. Leider strebt auch die Bildnerei nicht immer nach den höchsten Zielen. Auf einen Künstler, der des heiligen Feuers voll ist, kommen hundert, welche ihren Meißel nur als Handwerkszeug oder Ware betrachten. Aus diesem Umstand hat die Industrie allerdings wesentlichen Nutzen gezogen, vornämlich die der Gipswaren, Terrakotten und Bronzen.

Das Eindringen des künstlerischen Geistes der Nation in das Gebiet der Industrie hat auch in höchst glücklicher Weise die Herstellung der Fayencen und emaillierten Glaswaren, sowie die der Stoffe und Möbels beeinflusst. Das Ausland selbst ist bei uns in die Lehre gegangen, und die Weltausstellungen haben ihm manches Geheimnis ausgeliefert, welches früher unser alleiniges Eigentum war. Wie die Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen die Wohlthaten und mit ihnen vielleicht auch die Mängel unserer gegenwärtigen Zivilisation über die ganze Welt verbreiten, indem sie die Entfernung zwischen den Ländern aufheben,

so erweisen sich diese friedlichen Völkervereinigungen als ein wirksames Mittel zur Ausbreitung gewerblicher Produktionen, welche früher weniger allgemein bekannt waren.

Die Kunst hat, im Bunde mit der Wissenschaft, deren Fortschritte sie sich zu eigen machte, Industrie und Gewerbe mächtig beeinflusst. Das Kunstgewerbe hat dadurch einen großen Aufschwung genommen, und all die tausend Spielereien, Nippes und Fantasiegegenstände, welche es täglich auf den Markt bringt, sind wahre Wunder an Geschmack und Schönheit. Der ausgebreitete Wohlstand des Landes und die relative Wohlfeilheit dieser Gegenstände machen sie beinahe zum Gemeingut aller Klassen der Gesellschaft. Doch darf man sich nicht verhehlen, daß sie auch die ungemeine Begehrlichkeit in hohem Maße erregen. Selbst den ärmeren Schichten der Bevölkerung scheint eine gewisse Behaglichkeit des Daseins nicht mehr unerreichbar. Im Bürgerstande ist der Geschmack an Luxus und Komfort sehr verbreitet, und in den Kreisen der Reichen herrscht eine Opulenz, welche die Richtschnur und der Zweck des Lebens geradezu zu sein scheint, und die entschieden demoralisierend wirkt, sobald sie sich nicht auf der Grundlage eines bedeutenden Besitzes entwickelt.

Die wissenschaftlichen Forschungen der letzten Zeit haben andererseits wesentlich dazu beigetragen die Geister und selbst die Herzen tiefer zu erregen.

Der Materialismus hat viele Anhänger gewonnen; der Positivismus ist falsch verstanden worden. Da, wo Littré von Zweifel sprach, betont man jetzt das Wort „Negation.“ Die Reaktion, welche sich gegen die Lehren der katholischen Kirche geltend macht, hat ihrerseits nicht wenig dazu beigetragen, erkältend auf den Glauben zu wirken.

Dies trat deutlich in dem Augenblicke zu Tage, als der Staat es unternahm, die Geistlichkeit und die religiösen Kongregationen den allgemein gültigen Gesetzen zu unterwerfen, welchen sich dieselben nicht in allen Punkten gefügt hatten. Wie sehr die Geistlichkeit sich auch bestrebte, die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten zu stimmen und den Glauben zu erwecken, als handle es sich bei diesem Vorgehen der Staatsgewalt um einen Angriff auf die Religion, wie sehr sie auch bemüht war, sich als die Opfer und ihre Gegner als Verfolger hinzustellen, es gelang ihr dennoch nicht, die Bevölkerung aufzuregen. Ein anderes wäre es gewesen, wenn der Staat in Wahrheit den unglücklichen Gedanken gehabt hätte, die Gewissensfreiheit oder die freie Religionsübung anzutasten. Bei einem solchen Unterfangen hätte er sogar die Widersacher der Religion gegen sich gehabt, jene (libre-penseurs) Freigeister, welche sonst die Religion bekämpfen und der gewiß irrthümlichen Ansicht sind, es sei wünschenswert, dieselbe ganz verschwinden zu sehen.

Die eigentliche Ursache des Kampfes zwischen Staat und Kirche lag tiefer, als es den Anschein hatte, und entzog sich deshalb zum größten Teil dem Verständnis der Menge. Leibniz hat einmal gesagt: „Gebt die Erziehung in meine Hand, und ich verspreche Euch, die Welt umzugestalten.“ Doch den besten Beweis, daß die Erziehung keine so mächtige Einwirkung ausübt, als man oft zu glauben geneigt ist, liefern wohl die Erscheinungen, welche das achtzehnte Jahrhundert dar-

bietet. Im achtzehnten Jahrhundert lag dieselbe in Frankreich befanntlich vollständig in den Händen der Jesuiten. Des Menschen Wille vermag gewiß viel, aber eine unsichtbare, höhere Macht — mag man sie immerhin leugnen und verkennen — regiert dennoch die Welt und zeichnet der Menschheit die Wege vor, von denen sie nicht abweichen darf.

Wenn aber auch die Erziehung nicht die allmächtige Wirkung auf die Menschen ausübt, welche ihr der große Geist eines Leibniz in jenem Ausspruch beilegt, so ist sie doch ein gewaltiger Hebel und eine nicht zu unterschätzende Macht. Seit ungefähr fünfzig Jahren war der katholische Klerus eifrig bestrebt, sich den Besitz derselben zu sichern; aber es lag nicht in den Absichten der Regierung, ihm diese Macht wieder in die Hand zu geben. Daraus allein ging der Kampf hervor, der mit den Verhandlungen über den viel besprochenen Artikel 7 begann und dessen Resultat jene denkwürdigen Dekrete bilden, deren Ausführung bestimmt war, allem, was sich in Frankreich „klerikal“ nennt, die letzten Illusionen zu rauben.

Die Regierung der Republik ist aber dabei nicht stehen geblieben, sondern es sind die großartigsten Anstrengungen für die Entwicklung des Unterrichtswesens gemacht worden. Das Budget des öffentlichen Unterrichts wurde beträchtlich vermehrt. Departements sowohl als Kommunen beteiligten sich hilfsbereit an dieser Bewegung. Überall sind Schulen entstanden, deren Lehrplan man erweiterte und vervollständigte. Der kostenfreie, durch Laien zu erteilende Volksunterricht ist obligatorisch geworden. Es werden auch Lyceen errichtet, in denen junge Mädchen eine höhere Bildung erhalten sollen. Doch bei dieser eifrigen Sorge für den Unterricht scheint man die wichtige Frage der eigentlichen Erziehung vollständig zu übersehen. Man fühlt sich zu glauben versucht, daß den Machthabern das „Wissen“ alles bedeute und daß Herzensbildung und jene guten Formen, welche mit Recht als ein Ausfluß derselben angesehen werden müssen, in ihren Augen völlig wertlos sind. Es wäre dies aber ein folgenschwerer Irrtum, denn die Erziehung bleibt in der That die Hauptsache. Uns will es scheinen, als sei die Politik sogar nicht imstande, aus eigener Kraft echten Bürgersinn zu wecken und zu pflegen. In Ländern, wo konstitutionelle Monarchieen bestehen, treten die Bürger in Vereine, welche man ins Leben ruft, um Fragen von allgemeinem Interesse zu besprechen. Indem der Staatsbürger sich daran gewöhnt, an derartigen öffentlichen Versammlungen teil zu nehmen, erhalten Geist und Charakter eine gewisse Vorbildung für das politische Leben. In Frankreich kennt man weder derartige Vereinigungen, noch versteht man in friedlicher Weise zu disputieren. Der ernste und ehrenwerte Bürger nimmt, im Fall er nicht einer der beiden Kammern angehört, nur höchst selten regen Anteil an Diskussionen über Fragen von allgemeinem Interesse, und öffentliche Versammlungen werden fast ausschließlich von Persönlichkeiten organisiert und geleitet, welche mit der vollkommensten Unwissenheit die größte Leidenschaftlichkeit verbinden. Diese Erscheinung findet ihren Grund vielleicht darin, daß es bisher keine Regierung — die der Republik nicht ausgenommen — der Mühe wert hielt, bei der Bevölkerung Gewohnheiten anzuregen und zu pflegen, welche doch die festeste Grundlage republikanischer Institutionen bilden würden. Mit der

Einführung des allgemeinen Stimmrechts glaubte man alles gethan zu haben, bedachte aber nicht, daß dieses große Werkzeug der Selbstregierung in den Händen von Menschen, die dafür nicht reif sind, auch nicht das Resultat liefern kann, welches man davon erwartet. Deshalb hat denn auch das allgemeine Stimmrecht zuerst die Knechtschaft herbeigeführt und ist jetzt auf dem besten Wege, die Keime der Korruption in alle Verhältnisse zu tragen. Man kann kühnlich behaupten, daß die Republikaner alten Schlages, wenn sie es nur wagen dürften, gern eingestehen würden, es sei von ihrer Seite ein Fehler gewesen, im Jahre 1848 dies zweischneidige Schwert in die Hände eines Volkes zu legen, welches keine politische Erfahrung besaß. Besser wäre es sicherlich gewesen, nur schrittweise vorzugehen; mit Hülfe der Zeit hätte man, ohne das Ziel aus den Augen zu verlieren, langsam und vorsichtig darauf lossteuern sollen. Aber dem Franzosen ist ein solches Abwarten und Lavieren im höchsten Grade unsympathisch. Diese Nation, deren hervorragendste Eigenschaften Logik und Klarheit sind, will jedes Prinzip sofort zur Anwendung bringen. Da aber das allgemeine Stimmrecht einmal eingeführt ist, darf keine Partei, keine Regierung es jetzt wagen, an dies Heiligtum zu rühren. Sie gäbe durch ein derartiges Verfahren ihren Gegnern jedenfalls eine mächtige Waffe in die Hand, welche diese sofort gegen sie wenden würden, indem sie dem Volke die Wiederherstellung seiner Rechte versprächen.

Die Nation ist also verurteilt, dies Übel mit sich herum zu tragen. Hoffen wir, daß dasselbe sie nicht aufreibe! Diese Besorgnis ist keineswegs übertrieben; denn das allgemeine Stimmrecht, das sich unter dem Kaiserreich gleich einem Kinde gängeln ließ, ist jetzt auf dem Wege, ränkevollen Intriganten in die Hände zu fallen. In letzter Reihe ist jene Kammer aus ihm hervorgegangen, welche Gambetta eine Versammlung von „Unter-Tierärzten“ nannte.

Die offizielle Kandidatur ist nicht verschwunden, sondern existiert unter anderer Form nach wie vor. Die Beeinflussung geht jetzt nicht mehr von der Regierung, sondern von den Deputierten selbst aus. Dieselben erlauben sich die größten Übergriffe in das administrative Gebiet und haben ihre Hand bei der Besetzung aller Beamtenstellen. Manchmal untersucht die Opposition, ob der neugewählte Deputierte während der Wahlperiode zu Mitteln der Bestechung oder der Einschüchterung gegriffen hat. Das ist aber wirklich verlorene Mühe. Die Wahlbeeinflussung wird heutzutage nicht mehr kurz vor dem Skrutinium ausgeübt, sondern erstreckt sich von einer Wahlperiode zur andern, und kein Tag geht ungenutzt vorüber. Man zieht die Cadres zusammen und organisiert den Erfolg beizeiten. Die Minister, welche selbst Deputierte oder Senatoren sind, drücken ein Auge dabei zu und können kaum anders handeln. Wie oft werden sie trotzdem getäuscht! Wie oft sind fähige, friedliche und sehr tüchtige Leute, wahre Freunde der Republik, nur deshalb abgedankt worden, weil sie einfach ihre Pflicht thaten! Der nach Einfluß strebende Deputierte weiß, um seine Wiederwahl zu sichern, oft kein anderes Mittel, als sie von ihrem Posten zu vertreiben, um an ihre Stelle Menschen zu setzen, die vollständig von ihm abhängig, seine Lehnsleute und Kreaturen, ja seine Sklaven sind. Die Säuberung, welche in gewissen Zweigen der öffentlichen Ver-

waltung vorgenommen werden müßte, hat leider diesen Mißbräuchen die Wege geebnet. Wie gerne möchte man sich überreden, daß dieselben nur vereinzelt vorkommen, daß es nur Ausnahmefälle sind, wenn sie nicht durch ihre häufige Wiederkehr den Charakter der Regel annähmen.

Eine geordnete Verwaltung ist unter solchen Verhältnissen unmöglich. Die Regierung wird auf diese Weise ihrer wichtigsten Prerogative beraubt. Wird das Listenskrutinium, welches jetzt an die Stelle des Uninominalsystems tritt, im Stande sein, dieser Misere Einhalt zu thun, die so großes Unheil in ihrem Schoße birgt? Falls dem Übel nicht durch dies letzte Mittel beizukommen wäre, und es dadurch anderen Charakter annähme, müßte man für die Zukunft Verwickelungen befürchten, die zweifellos einer allgemeinen Auflösung und Zerstückung Thor und Thür öffnen würden.

Das allgemeine Stimmrecht hat auch noch in anderer Weise der Anmaßung und den Ansprüchen der unteren Klassen Vorschub geleistet. Diese Gleichheit der politischen Rechte erweckt bei vielen den Gedanken, als bestehe kein Unterschied mehr zwischen ihnen und solchen Bürgern, die durch Geburt und Bildung einer höheren Gesellschaftsklasse angehören. Wie soll man z. B. dem Bauer, dem Arbeiter begreiflich machen, er sei einem Manne, der ihm an Bildung überlegen ist, auch in gewissen Fällen Rücksicht und Beachtung schuldig, wenn er doch genau weiß, daß die Stimme eben dieses Mannes zur Zeit der Wahlen kein größeres Gewicht in die Wagschale der Geschicke des Landes wirft als sein eigenes Botum? Ein Schritt weiter, und jedes Gefühl der Unterordnung und des Respekts geht verloren. Schon jetzt lassen die Beziehungen zwischen der Jugend und dem Alter sowie zwischen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts viel zu wünschen übrig, ja sogar das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hat sich zu seinem Nachteil verändert.

Alles dies sind wirkliche Übel, deren Existenz zwar von vielen geleugnet, von andern jedoch zugegeben, wenn auch nicht in ihrer ganzen Tragweite erkannt wird. Noch andere, welche diese Zustände tief beklagen, möchten ihnen durch Wiederbelebung vergangener Institutionen abhelfen. Die Monarchisten wiegen sich in dem Traum, die Herstellung des Königtums werde das goldene Zeitalter zurückführen. Eine andere Partei, die sich solchen Illusionen nicht hingiebt und im Grunde des Herzens gar keine besondere Vorliebe für die Monarchie hegt, sieht doch in ihr das geeignete Schutzmittel ihrer persönlichen Interessen und möchte sich deshalb gern hinter diesem Wall verschanzen, um ihr Teuerstes dadurch in Sicherheit zu bringen, ihre Ruhe und ihre — Reichtümer, deren Bestand sie durch das republikanische System gefährdet glaubt. An der Spitze dieser Partei stehen in der Kammer der Deputierten die Herren Graf de Mun und Treppel, Bischof von Angers, im Senat ist M. Chesnelong als ihr Haupt zu bezeichnen. Der Herzog von Broglie und M. Buffet sind ebenfalls monarchisch gesinnt; beide sind eben so klerikal, wie die zuerst Genannten und machen gleich jenen keinen Hehl aus ihrem Haß gegen die Republik, gehören aber doch einer ganz anders gefärbten Richtung an. Die Herren de Broglie und Buffet sind Anhänger des konstitutio-

nellen Bürgerkönigtums von 1830 und vor allem Parlamentarier. Als wahrhafte Freunde der Freiheit hegen sie auch die höchste Achtung vor allen freisinnigen Institutionen.

Auf ganz anderem Boden stehen die Bonapartisten. Sie vertreten nicht Ansichten und Meinungen, sondern lediglich Interessen. Mit ihnen läßt sich deshalb gar nicht verhandeln; alle Mittel sind ihnen recht, und kein Skrupel beengt ihre Bewegungen. Schwüre leisten und dieselben brechen, sich an die niedrigsten Leidenschaften des Menschen wenden, die Bevölkerung zusammenschießen — wie dies am 18. Brümair und am 2. Dezember geschah — sie schrecken vor nichts zurück, sobald sie dadurch zur Gewalt gelangen können. Zur Strafe gelingt es ihnen nicht, ebensowenig wie den Monarchisten Einigkeit unter ihrer Partei herzustellen. Sie spalten sich in Jéromitisten und Viktoriens. Ein Haupt der Partei, Paul de Cassagnac, dessen Politik allerdings nur darin besteht, mit Injurien um sich zu werfen, will nichts vom Prinzen Jérôme wissen, welcher der napoleonischen Tradition zufolge doch der einzige und wahre Repräsentant des „Empire“ ist. Dem Prinzen Jérôme stellt er seinen Sohn, den Prinzen Viktor, gegenüber, und dieser schreckt nicht vor der ihm zugedachten Rolle zurück, sondern tritt gegen seinen Vater in die Schranken. Dieser kann eine Partei unmöglich sinken.

Auch unter den Republikanern bestehen verschiedene Spaltungen, welche aber weniger ins Gewicht fallen, da es sich hier nicht mehr um die Erlangung der Gewalt handelt und die Regierung nicht zu gründen, sondern nur zu stürzen ist. Wäre dieselbe, was sehr unwahrscheinlich ist, eines Tages bedroht, so würde man alle Differenzen schwinden und die Republikaner aller Schattierungen sich einmütig zum Schutze der Regierung erheben sehen. Die Zeiten des Herrn Thiers würden dann wiederkehren, welcher, als die republikanische Partei ihn zu ihrem Haupte erkoren hatte, nicht aufhörte ihr zu wiederholen, daß die Zukunft dem Klügsten gehört. Diese Wahrheit scheint augenblicklich weder den Monarchisten noch den Imperialisten einzuleuchten. Beide Parteien streiten untereinander, gleich dem Jäger der Fabel, um das Fell des Bären, ehe sie ihn erlegt haben, trotzdem sie sich nicht einmal über die Frage zu einigen vermögen, die ihnen doch als das Fundament jeder Regierung erscheint, über die Person des Souveräns nämlich. Es giebt nur einen Thron, aber vier oder fünf Prätendenten streiten sich um den Besitz desselben.

Wenn die Spaltungen unter der republikanischen Partei auch das Bedauern aller Gutgesinnten erregen, sind sie doch nicht dazu angethan, in der Bevölkerung ernste Besorgnisse hervorzurufen. Die Partei zerfällt in drei verschiedene Richtungen. Das linke Zentrum vertritt die vorgeschrittene gemäßigte Richtung, während die äußerste Linke stets die Lösung aller Fragen im radikalsten Sinne erstrebt. Die Partei, welche sich augenblicklich am Ruder befindet, die Regierungspartei, hält die Mitte zwischen beiden Richtungen. Man glaubt, dieselbe dadurch in Mißkredit bringen zu können, daß man ihr bei jeder Gelegenheit die Epitheta „ministeriell“ und „opportunistisch“ zuschleudert, ohne zu bedenken, daß jede Partei, sobald sie

zur Regierung kommt, ministeriell und opportunistisch wird. Jede Regierung muß mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und darf sich dieser Auffassung, die zu allen Zeiten und in allen Ländern maßgebend gewesen ist, nicht verschließen. Aus diesem Grunde erklärt sich der Umstand, daß trotz alles Wechsels die Regierungen einander doch stets gleichen, und deshalb konnte auch ein französischer Schriftsteller, Alphonse Karr, den geistreichen Scherz wagen: „Je mehr Wechsel, desto mehr Ähnlichkeit.“

Unverändert in allem Wechsel der Zeiten bleibt auch das menschliche Herz mit seinen Leidenschaften. Heutzutage ist unzweifelhaft der Ehrgeiz die mächtigste Triebfeder alles Haders und Streites, und aus diesem Grunde wird der Kampf auch mit einer Erbitterung geführt, die den unbeteiligten Zuschauer schmerzlich berühren muß. Nie, zu keiner Zeit ist heftiger um den Besitz der Gewalt gestritten worden, als dies jetzt der Fall ist. Jeder Deputierte will Minister oder doch wenigstens Unterstaatssekretär werden, und das niedere Gezücht der Parlamentarier stürzt sich gierig auf zwar untergeordnete, aber desto lukrativere Stellungen.

Unter den Männern, welche gern dem Vorgehen der Regierung engere Schranken anweisen möchten, steht Monsieur Jules Simon obenan, obgleich er selbst nicht immer sehr vorsichtig zu Werke gegangen ist. Gleich dem Apostel Paulus hat er den Weg nach Damaskus zurückgelegt und infolge dessen das Vertrauen der Republikaner verloren. Trotzdem er eine bedeutende Kapazität ist und als Philosoph, Redner und Schriftsteller Ausgezeichnetes leistet, wird es ihm doch schwerer werden, wieder an die Oberfläche zu kommen, als seinem dem Senat angehörenden Kollegen M. de Freycinet, welcher ebenfalls zur gemäßigten Partei zählt. Dieser, dem man wegen seines glatt rasierten Gesichts und der sehr kurz geschnittenen Haare den Beinamen „die weiße Maus“ gegeben hat, wird auch von manchem wegen seiner außerordentlichen Zurückhaltung und Vorsicht mit einem Fuchse verglichen, der den Schwanz einzieht.

Er ist übrigens ein sehr bedeutender Mann, der Gambetta während der Zeit der Nationalverteidigung wesentlich unterstützte. Von ihm rührt auch der Plan für die öffentlichen Arbeiten her, welcher bestimmt ist, der industriellen Leistungskraft Frankreichs neue Ausdehnung zu geben. Trotzdem er mehrmals Minister und selbst Premierminister war, ist doch schwer zu sagen, welche die politischen Maximen sind, von denen er sich leiten läßt. Er ist ein durchaus unbestimmter Charakter. M. Wilson soll eines Tages etwas giftig und gereizt zu seinem Schwiegervater, M. Grévy, gesagt haben: „Ihr Herr von Freycinet ist ein wahrer Machiavel-Gribouille.“ Und einer der politischen Freunde des Herrn von Freycinet, M. Goblet, that sogar den Ausspruch: „Unentschiedenheit und Mangel an Energie sind nicht bloß Fehler des Herrn von Freycinet, sie sind der Mann selbst.“

Der Präsident Grévy ist mit M. de Freycinet befreundet, und zwischen den Damen der beiderseitigen Familien herrscht große Intimität. Fräulein von Freycinet war auch sehr liiert mit Fräulein von Hohenlohe, und man erzählt sich, daß dies seiner Zeit nicht unwesentlich dazu beitrug, gewisse Unterhandlungen mit dem Berliner Hofe zu erleichtern. Fräulein von Freycinet ist nicht allein der Sekretär,

sondern auch die eifrige und intelligente Mitarbeiterin ihres Vaters und erinnert durch die aufopferungsvolle Verehrung, welche sie dem Urheber ihres Daseins widmet, an die berühmte Frau von Staël.

Ein Mann, von dem nicht ganz genau zu sagen ist, welcher Partei er angehört, ist der jetzige Kammerpräsident M. Brisson. Doch darf man ihn wohl mehr der Mittelpartei als irgend einer anderen parlamentarischen Fraktion zählen. Er ist Republikaner aus Überzeugung und ein sehr geschätzter Redner. Man sagt, er rechne darauf, einst Herrn Grévy zu ersetzen. Doch dürfte diese Erwartung wohl möglicherweise — ja wahrscheinlicherweise — getäuscht werden. M. Brisson ist eine schöne Erscheinung und steht im Alter von fünfzig Jahren. Mit ernster Würde verbindet er die angenehmsten Formen, und sein ganzes Auftreten ist im höchsten Grade maßvoll.

Er präsidiert sehr gut, mit großem Takt und vieler Unparteilichkeit. Der beste Repräsentant der herrschenden Richtung, der Richtung, welche sich in gleicher Weise von den Übertreibungen der Rechten wie der Linken frei hält, ist aber Jules Ferry, welcher mit Herrn Brisson in gleichem Alter steht.

Er ist von hohem Wuchs, und sein Backenbart ist sprichwörtlich geworden. Die Karrikatur hat sich seit langem dieser Physiognomie bemächtigt, deren Hauptausdruck große Hartnäckigkeit ist. M. Jules Ferry ist in der That ein ausgesprochen hartnäckiger Charakter, und M. Henry Brisson soll einst lächelnd gesagt haben: „Ferry und ich, wir sind die Maulesel der Kammer.“

Der jetzige Ministerpräsident spielte schon vor Gambettas Tode eine nicht unbedeutende, aber noch nicht die erste Rolle. Zuerst Journalist, wurde er später Advokat und Deputierter und war im Jahre 1871 der letzte, welcher Paris verließ. Später ist er zu verschiedenen Malen Kabinettsmitglied gewesen. Als Unterrichtsminister machte er sich durch den Eifer bemerkbar, mit dem er das geistige Erbe der Nation zu vermehren suchte. Als Minister des Außern hat er, im geheimen von Gambetta beeinflusst, die tunesische Expedition organisiert.

Wenn der Einfluß, den M. Jules Ferry jetzt unzweifelhaft besitzt, auch nicht der Autorität gleichkommt, über welche Gambetta einst gebot, so ist er jener vielleicht vorzuziehen, da er nicht in gleichem Grade das Mißtrauen herausfordert. Zu Gambettas Lebzeiten war die Existenz eines jeden Kabinetts fortwährend gefährdet. Der Exdiktator hielt das ganze Räderwerk der Politik in seiner Hand, und er war es, der die Minister ein- und absetzte. Er berief sie auf ihre Posten, er hieß sie gehen, ganz wie es im Interesse und Bedürfnis seiner persönlichen Politik lag, deren Ziele, wie es scheint, sehr veränderlicher Natur waren. Daraus ging eine Unbeständigkeit aller öffentlichen Verhältnisse hervor, welche den Interessen des Landes zum Nachteil gereichte und die Regierung der Republik verdienstermaßen in Mißkredit brachte. Jetzt, wo der Kammer die Freiheit ihrer Entschliessungen zurückgegeben ist, scheint sie das Programm des gegenwärtigen Kabinetts zu acceptieren, und der Chef desselben, M. Jules Ferry, findet nun volle Gelegenheit zur Entfaltung seiner politischen Fähigkeiten. Er hat trotzdem noch mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, da wichtige Mitglieder der

Partei, wie z. B. M. Léon Say, sich seiner Leitung nicht in der Weise unterordnen, wie sie dies einst Herrn Thiers gegenüber thaten. Herr Thiers übte längere Zeit eine Art moralischer Diktatur aus, welche ihm die Aufgaben seiner Stellung wesentlich erleichterte. Er konnte seine Thätigkeit ausschließlich der inneren Verwaltung und der äußeren Politik widmen, während M. Jules Ferry neben der Sorge für die inneren und äußeren Angelegenheiten fortwährend Fragen parlamentarischer Majoritäten und parlamentarischen Gleichgewichtes in Betracht ziehen muß. M. Thiers, der durch die öffentliche Meinung etwas verwöhnt worden war, zeichnete sich in solchen Fällen nicht durch Geduld aus und drohte mit seinem Rücktritt, sobald die Opposition Miene machte, ihre Stimme zu erheben. Doch preist ihn das Vaterland, dem er seine ganze Kraft widmete, als einen seiner größten Bürger.

Sein Charakter ist jedermann bekannt. Er war arm, als er mit seinem Freunde, M. Mignet, nach Paris kam. Bald nach seiner Ankunft daselbst wurde er Redakteur des „National“ und machte der Restauration in der letzten Stunde eine sehr eifrige Opposition. Beim Erscheinen der Juliordonnanzen zeigte er großen Mut und nahm thätigen Anteil an der Revolution von 1830. Unter Louis-Philippe war er zuerst Deputierter und später zu verschiedenen Malen Minister. Als solcher verfocht er dem Könige gegenüber den bekannten Grundsatz: „le roi règne et ne gouverne pas.“ Auch liebte ihn Louis-Philippe nicht allzusehr. Er lächelte zustimmend, als Marschall Soult ihn eines Tages in seiner soldatischen Ausdrucksweise einen kleinen „Hampelmann“ nannte. Louis-Philippe selbst verschmähte es nicht, bei Gelegenheit beißende Bemerkungen über Herrn Thiers zu machen. Eines Tages, es war im Sommer und man promenierte auf der Terrasse der Tuileries, sagte jemand aus der Umgebung des Königs: „Mein Gott, wie schön ist doch der Mond!“ „Schweigen Sie,“ entgegnete schnell der König, „denn wenn M. Thiers dies hörte, würde er sogleich den Mond von mir verlangen, und ich könnte ihm denselben doch nicht geben.“

Während des Kaiserreichs gehörte M. Thiers der Opposition an. Er bekämpfte mit großer Energie die Absichten der Regierung, als diese, ohne genügend gerüstet zu sein, den Krieg von 1870 beginnen wollte. Er erklärte damals, im Gegensatz zu den Ansichten des Kriegsministers Marschall Leboeuf, Frankreich sei nach seiner festen Überzeugung nicht imstande, den Krieg mit Deutschland aufzunehmen. Die Ereignisse rechtfertigten seine Ansicht. Da er bald darauf vielfache Beweise unbegrenzter Aufopferung gab und als Vertreter seines Landes bei den Friedensunterhandlungen demselben die möglichst günstigen Bedingungen erkämpfte, da er später über den verbrecherischen Aufstand der Kommune triumphierte, gelangte er zu großem persönlichen Einfluß und benutzte seine bedeutende Stellung zur Organisation der noch heute bestehenden Regierungsform. Als Chef der Exekutive hat M. Thiers mehr als irgend jemand dazu beigetragen, die Regierung der Republik zu gründen und zu befestigen. Eine Intrigue führte seinen Sturz herbei. Der Nachfolger, den man ihm in der Person des Marschalls Mac Mahon, eines edlen und ruhmbedeckten Kriegers, gab, verdiente in seiner

Eigenschaft als tapferer Soldat, daß man das zerfetzte Banner des Vaterlandes seinen Händen anvertraute, war aber durchaus kein Politiker. Er befand sich bald vor der Alternative, die Macht nur durch Anwendung der Gewalt behaupten zu können, oder sie in ziemlich kläglicher Weise seinen Händen entchlüpfen zu sehen. Dahin kam es mit einem Manne, der zuerst voller Ruhmredigkeit gesagt hatte: „J'y suis, j'y reste!“ Er gab der hochmütigen Forderung Gambettas nach, der unumwunden erklärt hatte, der Marschall habe nur die Wahl, sich zu unterwerfen oder abzudanken.

Herr Thiers lebte damals nicht mehr. Er hatte sich bei einem Morgen-spaziergang auf der Terrasse von St. Germain eine Erkältung zugezogen und starb infolge davon an einer Brustentzündung. Man war also um einen Nachfolger für den Marschall Mac Mahon verlegen.

M. Jules Grévy war zu dieser Zeit Präsident der Kammer. Er gehörte seit Anfang seiner Laufbahn der republikanischen Partei an und ist ihren Grundsätzen völlig ergeben. Im Jahre 1848 verlangte er die Abschaffung der Präsidentschaft der Republik, und das Amendement, das er zu der neuen Konstitution einbrachte, welche Frankreich damals seinen vielen Verfassungen hinzufügte, hatte in der öffentlichen Meinung einen um so tieferen Eindruck hinterlassen, als die Präsidentschaft der Republik im Beginn die Quelle verdrießlichster Unruhen für das Land gewesen war und zuletzt sogar der Republik ein Ende gemacht hatte.

Während Herr Thiers klein war und eine lebhaft, ausdrucksvolle Physiognomie hatte, ist Herr Jules Grévy groß und besitzt viele Würde, welche jedoch eine gewisse Gutmütigkeit nicht ausschließt. Sein fleckenloser Ruf, der Takt, die Mäßigung und Würde, mit welcher er früher der Nationalversammlung und später der Deputiertenkammer präsiidiert hatte, ließen hoffen, er werde sich als ein vorzüglicher Präsident für die Republik erweisen. Gambetta selbst, der wohl fühlte, daß sein Augenblick noch nicht gekommen sei, trat für die Kandidatur des Herrn Grévy ein, als der Marschall Mac Mahon sich zurückzog.

In die politische Gewalt teilen sich in Frankreich zwei Faktoren. Die Legislative besteht aus zwei Kammern: dem Senat und der Kammer der Deputierten. Der erstere hält seine Sitzungen im Luxembourg, dem Palais der Medicäer, welcher einer der schönsten Bauwerke der Hauptstadt ist. Die Kammer tagt im Palais Bourbon, auf dessen Perron die Statuen der Minerva und der Themis stehen, was zu dem Witz Veranlassung gegeben hat, die Deputierten ließen Weisheit und Gerechtigkeit vor der Thür. Kammer und Senat, zur Nationalversammlung vereinigt, bilden den Kongreß. Der Kongreß allein darf konstitutionelle Fragen aufstellen und entscheiden, und aus dem Kongreß geht auch der zweite Faktor der politischen Gewalt hervor, die Exekutive, welche durch den auf eine Dauer von sieben Jahren gewählten Präsidenten repräsentiert wird. Von diesem Gerichtshofe wurde M. Grévy mit großer Majorität zum Präsidenten der Republik gewählt.

M. Thiers wollte als Staatsoberhaupt gern zu allem und jedem die Anregung geben, er wollte selbst alles thun und entscheiden. Der Marschall Mac

Mahon war ein Werkzeug in der Hand der Parteien. Herr Jules Grévy hält die Grenzen seiner Stellung genau inne. Er gestattet niemandem Eingriffe in seine Rechte, erlaubt sich aber auch seinerseits keinerlei Übergriffe. Durch seine Ruhe und sein richtiges Urtheil hat er, ohne die Grenzen der konstitutionellen Sphäre zu überschreiten, schwierige Situationen mit Kaltblütigkeit und bedeutendem Geschicke gelöst. Er bewohnt in Paris das Palais Elisée, dessen mit hohen, hundertjährigen Bäumen bepflanzter Park nur durch ein Gitter von der schönsten Promenade der Welt getrennt ist. Im Innern ist das Elisée prachtvoll ausgestattet. Der Präsident und Frau Jules Grévy machen dort in lebenswürdigster Weise die Honneurs, von ihrer Tochter, Madame Wilson, dabei unterstützt. Madame Wilson ist eine junge, pikante Brünette, deren vielseitige Talente durch ungewöhnliche Intelligenz gehoben werden, ihr Gatte, M. Wilson, ein junger Deputirter, welcher sich hauptsächlich mit finanziellen und ökonomischen Fragen beschäftigt. Frau Jules Grévy ist eine Dame von hohem Wuchs, welche sich dem politischen Treiben fern hält und ihre lebenswürdigen Eigenschaften, deren vornehmste große Einfachheit und Güte ist, im Kreise ihrer Umgebung entfaltet.

Im Sommer verlebt der Präsident mit seiner Familie die Zeit der parlamentarischen Ferien in Mont-Sous-Baudrey, einer Kreisstadt des Juradistrikts. Die Villa, welche er dort bewohnt, war schon das Eigentum seines Vaters. Der ehemalige Artilleriegeneral Grévy und M. George Grévy, Senator und früher General-Gouverneur von Algier — haben sie ihrem ältesten Bruder überlassen, welcher sie vergrößerte und verschönerte. Hinter der Villa liegt, von einem Flüsschen begrenzt, ein entzückender, schattiger Park, in dem Blumengruppen mit dichtem Gehölz, Teichen und grünen Wiesenflächen abwechseln.

Der Präsident der Republik sollte aber nicht lange in ungetrübter Ruhe die Annehmlichkeiten seiner Stellung genießen, sondern lernte bald die Wahrheit des Sprüchwortes kennen: „Keine Rose ohne Dorn.“ Gambetta hatte nur deshalb die Kandidatur des Herrn Grévy unterstützt, weil er für sich selbst den wichtigen Zeitpunkt noch nicht gekommen glaubte. Das Ziel seines Ehrgeizes war — und daran zweifelte niemand — selbst und zwar in kürzester Frist, das Oberhaupt der Republik zu werden. Der unbeschränkte Einfluß, über den Gambetta gebot, die Ausnahmestellung, welche er einnahm und die dazu beitrug, ihn dem Gegenstand seiner Begierde immer näher zu rücken, waren nicht dazu angethan, den Inhaber des Titels der Präsidentschaft mit dem Gefühle der Sicherheit zu erfüllen. Der persönliche Einfluß des Erzdiktators war in der That ungewöhnlich und um so gefährlicher, als er im geheimen und hinter den Kulissen ausgeübt wurde.

Bergebens versuchten seine Gegner, in energischer Weise aufs äußerste dagegen anzukämpfen und zu protestieren.

Gambettas Aufsteigen war rapide vor sich gegangen. Advokat unter dem Kaiserreich, war er noch völlig unbekannt, als ein das allgemeine Aufsehen erregender Prozeß, in welchem er plaidierte, ihn in die Öffentlichkeit einführte. Marseille ernannte ihn darauf zum Deputirten, und er gelangte bald zu großer Bedeutung. Im Corps législatif war er einer jener berühmten „Fünf“, welche

dem Kaiser Napoleon in der Kammer den Widerstand der „Unversöhnlichen“ entgegenzusetzen. — Das Wort ist von Gambetta selbst. Als die Ereignisse von 1870 eingetreten waren, wurde er natürlich in die Regierung der Nationalverteidigung gewählt und verließ Paris im Ballon, nachdem die Hauptstadt eingeschlossen worden war. Mit der Macht eines Diktators ausgerüstet, setzte er darauf den Kampf von Tours und Bordeaux aus fort. Man kann mehr als einen Vorwurf gegen ihn erheben, darf aber den Gefühlen des glühenden Patriotismus, von denen er beseelt wurde, die Anerkennung nicht versagen. Nur in allerletzter Zeit, bei Gelegenheit der ägyptischen Affaire, ist er demselben untreu geworden. Die Dienste, welche er der Republik geleistet hat, sind geradezu unermesslich. Mit gewaltiger Hand hat er die demokratische Menge organisiert, und wenn es nach seinem Tode M. Jules Ferry gelang, der Regierung eine solide Majorität zu sichern, so hat er dies hauptsächlich der Partei zu danken, deren Seele und Haupt Gambetta einst war.

Die Aufgabe, welche dem jetzigen Ministerpräsidenten zugefallen ist, bleibt noch immer eine sehr bedeutende. Nicht genug, daß er, im Zusammenwirken mit der Budgetkommission und getragen von dem guten Willen der Kammer, für die Wiederherstellung der Finanzen sorgen muß — dieselben haben durch die Ausdehnung, welche in letzter Zeit die öffentlichen Arbeiten nahmen, etwas gelitten — er muß auch alles thun, was im Bereiche der Möglichkeit liegt, um der wirtschaftlichen Lage aufzuhelfen.

Diese ist zwar nicht gefährdeter als überall in Europa, denn allerwärts macht sich eine gewisse durch Überproduktion herbeigeführte Stagnation der Geschäfte geltend, verlangt aber doch die wachsamste Aufmerksamkeit von Seiten der Staatsmänner. M. Ferry hat, um wirksamere Hilfe leisten zu können, in letzter Zeit eine Politik eingeschlagen, die wohl mit dem Ausdruck „Kolonialpolitik“ zu bezeichnen ist. Wird dieselbe durch Erfolg gekrönt, so bleiben die günstigsten Resultate gewiß nicht aus. Doch ist zur Durchführung des Unternehmens, welches unverkennbar den Charakter der Größe und Kühnheit trägt, eine ungewöhnliche Gewandtheit erforderlich, und der Minister wird seiner ganzen Energie und Klugheit bedürfen, um einen glücklichen Ausgang herbeizuführen. Die Nachwelt wird seine Thätigkeit wohl besser zu würdigen wissen, als dies jetzt von Seiten der Zeitgenossen geschieht. Jedenfalls ist dringend zu wünschen, daß die parlamentarische Koalition einer Sache von solcher Wichtigkeit nicht vorzeitig Schwierigkeiten in den Weg lege. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, erscheint das Vorgehen der Gegner des Kabinetts als im höchsten Grade unpatriotisch. Unter anderem setzt M. Clémenceau, das Haupt der äußersten Linken, sein Werk der Zerstörung fort, obgleich dem öffentlichen Wohle schon große Nachteile daraus erwachsen sind. Leider wird er dabei auch von solchen unterstützt, deren Ansichten sonst weit von den seinigen abweichen, wie z. B. von M. Andrieux, welcher von der radikalen zur gemäßigtsten Richtung übergegangen ist und diese mit demselben Feuereifer vertritt, den er ehemals im Verfechten der entgegengesetzten Ansichten zeigte.

M. Andrieux war Prokurator der Republik in Lyon, darauf Polizeipräfekt von Paris und zuletzt Gesandter in Spanien. M. Clémenceau ist Arzt, aber ein

Arzt, der bessere Reden hält als mancher Advokat. Seine Beredsamkeit trägt den Charakter besonderer Gewandtheit und Lebhaftigkeit; er liefert nicht Schlachten, sondern Scharmüchel. Aber wie mörderisch sind diese Scharmüchel! Wie mancher Minister, wie manches parlamentarische Kabinet hat schon unter seinen Streichen geblutet! Wie Viele sind schon das Opfer seiner plötzlichen Überfälle geworden! —

M. Clémenceau kämpft mit Feuer und Schwert, und seine geschickte Hand weiß sofort die schwache Stelle in der Rüstung des Gegners zu entdecken. Er ist 45 bis 50 Jahr alt, von mittlerer Größe und beginnt grau zu werden. Es wird ihm wohl kaum gelingen, M. Ferry eines Tages im Amte abzulösen, wenn es ihm aber gelänge und er sich dann genötigt sähe, seinen jetzigen Freunden Opposition zu machen, würde er seine Popularität eben so schnell schwinden sehen wie einst Gambetta und andere. Hinter M. Clémenceau steht in Frankreich — wie überall — die Klasse der Bessenen, der Besitzlosen und der Rasenden. Das Land hat, so gut wie Rußland, England und Deutschland seine Intransigenten, Sozialisten, Kommunisten und Kollektivisten. Und wenn es durch dieselben auch weniger beunruhigt wird als die beiden erstgenannten Länder, vielleicht sogar weniger als Deutschland, so haben doch auch in Frankreich die Umsturzideen viel Terrain gewonnen, und hier, wie überall, sind die arbeitenden Klassen von beklagenswerten Doktrinen nicht frei geblieben. In dieser Richtung übt das allgemeine Stimmrecht, dessen Unvollkommenheiten wir nicht bemäntelten, eine heilende Wirkung aus. Ihm allein ist es zuzuschreiben, daß die Deklamationen der Demagogen nicht zur Insurrektion führen. In einem Lande, wo die öffentlichen Gewalten stets als der Ausfluß des Willens der Mehrheit des Volkes angesehen werden müssen, haben aufständische Bewegungen keine Aussicht auf Erfolg. Die Minderheit würde bei einem solchen Unterfangen sofort erdrückt werden. Es bleibt also nichts übrig, als der Regierung auf gesetzlichem Wege Opposition zu machen, und der Ministerpräsident hat nur auf parlamentarische Angriffe seine Aufmerksamkeit zu richten. Man versichert, er ertrüge dieselben ungeduldig genug, und man sagt auch, er habe einen störrischen, hartnäckigen Charakter, dessen Energie öfters in Härte ausarte. Glücklicherweise macht sich in seiner Nähe der Einfluß lebenswürdiger Weiblichkeit geltend. Madme. Jules Ferry, Tochter eines Herrn Risler und Enkeltochter eines reichen, elsässer Industriellen, des Herrn Resther, der unter dem Kaiserreich das Kreuz der Ehrenlegion ausschlug, ist eine junge und lebenswürdige Dame. Sie ist sehr musikalisch und hat unter angenommenem Namen im „Salon“ Bilder ausgestellt, welche die Aufmerksamkeit des Publikums erregten.

In der Privatwohnung des Ministers, Avenue d'Alma, gesellt Madme. Jules Ferry den aus Athen stammenden antiken Skulpturen ihres Gatten eine Auswahl wertvoller Gemälde und Kunstgegenstände zu. Sie folgt darin einem jetzt weit verbreiteten Geschmack, der vielleicht mehr ein Resultat der Mode als der Ausdruck eines wahrhaft künstlerischen Gefühls ist. Die Mode übt stets einen mächtigen Einfluß auf eine Nation aus, welche nicht allein, gleich der französischen, lebenswürdig ist, sondern auch für diese Lebenswürdigkeit nach der gefälligsten äußeren Form sucht. Um nicht ungerecht zu sein, muß man zugeben, daß ihr dies in vollem

Maße gelingt. Der nach Frankreich kommende Fremde wird in höchst angenehmer Weise von der allgemein hervortretenden Liebenswürdigkeit berührt, welche wesentlich zur Erleichterung des Verkehrs beiträgt. Die Höflichkeit hat zwar in den höheren Kreisen abgenommen, sich aber in den unteren Schichten der Bevölkerung immer weiter verbreitet, einem Farbstoffe gleich, der an Kraft verliert, wenn er in einer größeren Wassermasse aufgelöst wird, dem es aber doch gelingt, die Flüssigkeit ganz zu durchdringen. Diese große Leichtigkeit und Gewandtheit der äußeren Formen hat vielfach zu dem Irrtum Veranlassung gegeben, sie seien mit eben so großer Leichtfertigkeit der Sitten verbunden. Diese sind jedoch weit besser als es den Anschein hat. Die Fremden haben keine Gelegenheit, sich ein richtiges Urtheil darüber zu bilden, da die Beziehungen, welche sie anknüpfen, meist in höchst zweifelhaften Regionen liegen. Dies hat sicherlich dazu beigetragen, Paris in den Ruf des modernen Babylon zu bringen, während in Wirklichkeit die Moralität der Bevölkerung keine niedrigere Stufe einnimmt als die anderer Großstädte. Leider hat Paris vielfach den Schein gegen sich. Die Moden der Frauen verstoßen zuweilen gegen die Gesetze des Anstandes, gewisse Bilder und Skandalblätter, die Spielhöllen, Courtisanen, Kneipen und Kaffee-chantants fordern die Kritik heraus. Doch muß man stets bedenken, daß es sich hier um eine Anhäufung von mehr als zwei Millionen Menschen handelt. Wenn auch ein Teil der Bevölkerung sich ausschließlich dem Vergnügen hingiebt, lebt und arbeitet die überwiegende Mehrheit doch in der ehrenhaftesten und ernstesten Art. Nicht allein in der Provinz und auf dem Lande, sondern auch in Paris finden sich noch tadellose Sitten. Im großen Ganzen ist die Bevölkerung menschenfreundlich und großmütig, voller Mitgefühl und eifrig bestrebt, ihre Menschenliebe durch Werke der Barmherzigkeit zu bethätigen.

Das Jagen nach Glücksgütern und der Wunsch, sich in der leichtesten und schnellsten Weise ein Vermögen zu erwerben, diese Erscheinung tritt nicht nur in Frankreich, sondern aller Orten zu Tage. Überall gelingt es dem Reichtum, sich in den Besitz jener Vorteile und Privilegien zu setzen, welche früher das ausschließliche Eigentum hoher Geburt waren. Möchte es dem persönlichen Verdienst einst gelingen, denselben zu entthronen und sich an seine Stelle zu setzen! Wenn wir uns aber die Frage vorlegen, ob die Franzosen mit größerer Eifer nach Erwerb streben als andre Völker, so können wir mit gutem Gewissen antworten, daß dieselben nur weit sparsamer und haushälterischer sind als andre Nationen, Augenblicklich verhindert eine gewisse Stagnation der Industrie und des Handels das Wachstum der Früchte dieser Sparsamkeit. Die Ursache dieses unbehaglichen Zustandes ist in der finanziellen Krise, welche vor zwei Jahren eintrat, und in der Konkurrenz des Auslandes zu suchen. Übelstände aber von weit längerer Dauer und ungleich größerer Bedeutung sind das relative Sinken der Bevölkerungszahl und die Entvölkerung der ländlichen Distrikte.

Die meisten dieser schwer zu lösenden Probleme nehmen mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch und verlangen gebieterisch die besondere Beachtung der Staatslenker. Während sich einige dieser Übelstände nur auf ein einzelnes Land beschränken, erstrecken sich andere über einen großen Teil der

Menschheit. — Das gewissenhafte Arbeiten an der Gegenwart und die weise Vorsorge für die Zukunft werden durch zwei Faktoren bestimmt, — die Menschen und die Institutionen. Die Menschen scheinen ihrer Aufgabe gewachsen zu sein. Ungeachtet aller der Schwankungen, Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten, deren wir weiter oben gedachten, hat das Land sich in relativ kurzer Zeit von seinem Mißgeschick erholt. Die Finanzen sind wieder hergestellt, die Armee ist reorganisiert worden, und der öffentliche Unterricht hat, das höhere Schulwesen vielleicht ausgenommen, einen großartigen Impuls erhalten. Neben den Erzeugnissen der leichten Tageslitteratur machen sich in ununterbrochener Reihenfolge Werke bemerkbar, welche die Frucht ernster Arbeit und tiefer Studien sind. Die Moralität der Bevölkerung hat sich gehoben. Dies alles ist zweifellos den republikanischen Institutionen zu danken. Ihr Wert ist also bereits erprobt worden und berechtigt zu den besten Hoffnungen für die Zukunft. Die Welt steht der Entwicklung dieser Zustände beobachtend gegenüber. — In dem Geiste strengster Parteilosigkeit, welcher die Ausführung dieser Skizze geleitet hat, schließt diese naturgemäß mit dem Ausdruck brüderlicher Gesinnung und den wärmsten Wünschen für Frankreichs Wohl und gedeihliche Entwicklung. —



Wahrer und falscher Patriotismus.

Von

A. Lasson.

Patriotismus, — ein schönes Wort für eine schöne Sache! Das Vaterland lieben, in allen Fasern des Herzens mit ihm verwachsen sein, — es giebt kein edleres Gefühl; das Wohl des Vaterlandes anstreben, die eigenen Interessen hinter die des Vaterlandes zurückstellen, — man kann nichts Besseres thun. Wie schade, daß es nötig werden kann, sich gegen den Mißbrauch zu verwahren, den der Unverstand einerseits, die Arglist andererseits mit dem Worte und dem Begriffe des Patriotismus treiben! Der gegenwärtige Moment ist ganz dazu angethan, daß ein paar Worte über den Gegenstand nicht schaden können.

Es gilt auf allen Gebieten, daß das Beste zum Schlimmsten wird, wenn es mißbraucht wird. Mit dem Patriotismus verhält es sich nicht viel anders als mit der Frömmigkeit. Vaterlandsliebe und Gottesfurcht sind höchst wertvolle Eigenschaften, die man nicht genug preisen kann, — wenn sie echt sind. Nichts vermag so wie sie dem inneren Leben der Menschen einen idealen Gehalt zu geben, der Seele einen hohen Schwung zu erteilen und sie weit hinaus über gemeine Selbstsucht und niedere Interessen zu begeistertem Streben für das Edelste und Unvergängliche zu erheben. Aber leider ist auch eine Gefahr dabei. Diese hohen Eigenschaften haben eine unmittelbare Beziehung auf die beiden größten und wichtigsten Formen der Gemeinschaft unter den Menschen, auf den Staat und die

Kirche, und besitzen für dieselben einen äußeren Wert, einen spürbaren Nutzen. Es ist ganz natürlich, daß dem Staate daran liegt, daß patriotische, wie der Kirche daran, daß religiöse Gesinnung immer mehr sich ausbreite und Macht gewinne; ihre Selbsterhaltung und ihre Blüte hängt daran. Es ist nur ebenso natürlich, daß Personen von solcher Gesinnung jenen beiden mächtigen Gemeinschaften die willkommeneren, weil die brauchbareren sind, und daß die letzteren das, was sie an Vorteilen und Ehren zu vergeben haben, mit Vorliebe denen zuwenden, die sich ihnen durch stark in die Augen fallende Beweise einer patriotischen oder einer frommen Gesinnung am meisten empfohlen haben. Dadurch geschieht es, daß es vorteilhaft, daß es eine Staffel zu Macht, Ehre und anderem Gewinn ist, solche Gesinnung in sich auszubilden oder doch seine Worte und Thaten so einzurichten, daß darin ein leicht verständlicher Ausdruck solcher Gesinnung gefunden werden kann. Bei der Schwäche und Gebrechlichkeit der menschlichen Natur kann es dann nicht wohl ausbleiben, daß viele sich einbilden, eine Gesinnung wirklich zu haben, die sich so vorteilhaft erweist, oder daß sie mit ausdrücklicher Arglist anderen die Meinung über sich beizubringen streben, als hätten sie so lobenswerte Gesinnungen in ausgezeichnetem Maße. Solcher Einbildung oder solcher Heuchelei kann sich der Staat ebensowenig wie die Kirche erwehren; ja, sie werden beide in der Lage sein, daraus für sich ihren Vorteil ziehen zu müssen, so gut es geht. Man sieht aber, wie dadurch zugleich die Gefahr der äußersten Verzerrung dessen, was an sich das Edelste und Beste ist, herbeigeführt und in Bestand erhalten wird.

Indessen es kommt ein anderes hinzu, was weniger dem Willen als dem Verstande zuzurechnen ist, was aber ebenso geeignet ist, das an sich Gute und Rechte zu fälschen und in ein bedenkliches Zerrbild zu verwandeln. Die Menge der Menschen ist außerordentlich geneigt zu einer unklaren, verschwommenen, phrasenhaften Gefühlseligkeit, für welche gerade die idealsten Gegenstände menschlichen Fühlens und Strebens den bequemsten Anlaß bieten. Das gilt in hervorragender Weise auch vom Patriotismus. Zu welcher formlosen, aber gefühlswarmen Begeisterung muß sich nicht der Gedanke des Vaterlandes hergeben! Es ist so schön, so rührend, so erhaben, patriotisch zu sein! Wo wäre ein Gegenstand, bei dem die hochtönendsten Worte so wohl angebracht wären! Wodurch sonst wäre man so sicher, auf die Gemüter von unbefangenen und gutgesinnten Leuten mit solcher Leichtigkeit die tiefste Wirkung zu üben! Es ist gar nicht nötig, daß man sich dabei auch jedesmal etwas Klares und Bestimmtes denke oder in klaren Worten und bestimmten Begriffen zu anderen rede; das Lockende, das Ergreifende und Hinreißende liegt gerade in der Stimmung als solcher, und in hohen Gefühlen läßt sich so angenehm schwelgen! Je mehr man dann von dem stolzen Bewußtsein der Erhabenheit des eigenen Fühlens durchdrungen ist, um so mehr ist man in Versuchung, einer schroffen Ausschließlichkeit gegen andere nachzugeben, die nicht durchaus im Stande sind, in denselben Ton mit einzustimmen. Aus keinem Punkte ist es so leicht, andere zu verdächtigen, Gehässigkeiten zu säen und sich zu überheben, indem man andere verkehrt. Und wie oft ist es doch gerade die eigene Unklarheit und Verschwommenheit, die die Leute gegen das klarere und besonnenere

Wesen der anderen aufhebt! In der That, es ist im Munde vieler der schwerste Vorwurf, daß ein verständiger und überlegter Mensch da kühl und abweisend sich verhält, wo andere in edlen Gefühlen schwelgen oder in fliegender Hitze sich ereifern. Die Gefühlvollen dünken sich die Guten zu sein und verachten die Ruhigen und Ernsten als die Schlechten; die Arglist und Tücke aber hat gewonnenes Spiel, indem sie diese Dispositionen der Gemüther für ihre Interessen ausbeutet.

Man muß sich also wohl in acht nehmen. Nicht alles ist wirklicher Patriotismus, was so aussieht, und nicht alles ist echter Patriotismus, was sich dafür ausgiebt. Am meisten muß man da auf seiner Hut sein, wo der Stolz der edlen Gesinnung sich aufdringlich in demonstrativer Weise in den Vordergrund schiebt und die Hoheit seiner Intentionen als Kampfesmittel gegen verhaßte Gegner gebraucht. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort von der verstimmenden Wirkung der Absicht, die man gemerkt hat.

Außerordentlich widerwärtig ist so insbesondere der Vorwurf unpatriotischer Gesinnung, den eine politische Partei gegen die andere erhebt. Es läßt sich ja leider nicht bezweifeln, daß es Leute, daß es ganze große Parteien giebt, die keine patriotische Gesinnung haben; um so weniger läßt es sich bezweifeln, als sie ausdrücklich solche Gesinnung von sich ablehnen und es auch gar nicht als einen Vorwurf, sondern eher als einen Ruhm betrachten, mit ihren Bestrebungen und Sympathieen über die Grenzen des bestimmten einzelnen Staatswesens hinauszugreifen. Die internationalen Tendenzen der Sozialdemokratie sehen im Patriotismus geradezu eine Schwäche; sie wollen nicht die Größe und das Wohl des Vaterlandes, sondern die äußeren Interessen eines bestimmten Standes überall in den Ländern der Kulturwelt fördern und die vorhandene Form und Begrenzung der einzelnen Staaten lieber zertrümmern, wo sie es können und für die Erreichung ihrer Zwecke für nützlich erachten. Diese Leute stehen ganz außer der Reihe, und von ihnen sehen wir ab. Bei weitem in den meisten Fällen aber ist der Kampf zwischen den Parteien nicht ein Kampf von patriotisch Gesinnten gegen solche, die nicht patriotisch gesinnt sind, sondern ein Kampf zwischen solchen, die alle den gleichen Zweck haben, das allgemeine Beste des Vaterlandes zu fördern, und nur in der Ansicht darüber auseinandergehen, welche Mittel die geeignetsten sind, um diesen Zweck zu erreichen. Nicht einmal die Hitze der Leidenschaft, wie sie sich im Kampfe der Parteien entwickelt, kann es entschuldigen, wenn das so oft verkannt oder vergessen wird.

So ist es schon eine Ungerechtigkeit, den Klerikalen als solchen eine unpatriotische Gesinnung vorzuwerfen. Es kann ja vorkommen, daß einzelne, daß viele päpstlich Gesinnte in dem Eifer, die hierarchischen Interessen ihrer Kirche wahrzunehmen, gegen die Interessen des Vaterlandes mehr oder minder indifferent, ja feindselig sich verhalten; aber das dürfte man doch keineswegs von der Partei als solcher als selbstverständlich aussagen. Es kann ganz wohl und es wird sicher in den meisten Fällen in der Partei die Meinung vorherrschen, daß dem Vaterlande am besten damit gedient, daß Ordnung, Friede, Sittlichkeit am sichersten dadurch gewahrt sei, daß die hierarchische Form der Kirche in möglichster Freiheit

sich entfalten und die Gemüther sich unterthänig machen könne. Man wird freilich annehmen dürfen, daß die Klerikalen mit der Thatsache des deutschen Reiches, wie es sich als das Resultat großer geschichtlicher Ereignisse in jüngster Zeit gestaltet hat, noch am wenigsten ausgesöhnt sind, und daß sie statt zunehmender Einigung zwischen den verbündeten Gliedern des Reiches ein lochreres Verhältnis zwischen ihnen lieber sehen würden. Aber gleichwohl darf man sich nicht erlauben, das praktische Streben, diesen partikularistischen Neigungen in den Institutionen des Reiches Ausdruck zu verschaffen, ohne weiteres für unpatriotisch zu erklären. Es ist nichts anderes als eine grundlose Verdächtigung, zu behaupten, daß dieses Streben notwendig in einer vaterlandslosen Gesinnung und nicht vielmehr in der Ansicht wurzele, für das Wohl des Reiches und die Entfaltung aller Anlagen der deutschen Nation sei eine größere Selbständigkeit der Einzelglieder das Wünschenswertere und Ersprießlichere. Wer nicht klerikal gesinnt ist, der mag den Klerikalismus als höchst gefährlich ansehen und ihn mit äußerster Energie bekämpfen; aber von dem hohen Pferde des eigenen Patriotismus herab ihn als unpatriotisch und reichsfeindlich brandmarken, das ist ein unerlaubtes, ein gehässiges Mittel des Kampfes, das bloß zu unnützer Verbitterung führt.

Noch weit entschiedener gilt das für die Gegensätze zwischen den anderen Parteien. Es ist ein bequemes und beliebtes Verfahren, immer die andere Partei durch die Bezichtigung unpatriotischer Gesinnung zu verdächtigen; aber es dient nur dazu den Streit zu vergiften und trägt den Fluch, der aller Unwahrheit und Ungerechtigkeit anhaftet. Selbst da, wo der Vorwurf, daß eine Partei äußere Interessen eines einzelnen Standes vertrete, an sich gar nicht ungerechtfertigt ist, würde es gleichwohl nicht zu billigen sein, wollte man darin den Beweis einer unpatriotischen Gesinnung finden. Das ist vielmehr allgemeines Los des Durchschnittes der Menschen, daß sie allzusehr geneigt sind, die Bedeutung ihres eigenen Standes und ihrer eigenen Interessen für das Ganze zu überschätzen, und daß ihnen deshalb die Sorge für das Vaterland mit der Sorge für ihr eigenes Wohl aufs innigste verschmolzen erscheint. Es ist nur natürlich und selbstverständlich, daß die Seestädte das Wohl des Landes vor allem durch die Blüte des Handels, die Grundbesitzer es am meisten durch die Wohlfahrt des Ackerbaues bedingt glauben; daß jene für das dringendste Staatsinteresse alles halten, was den Handel fördert, diese ebenso alles, was dem Grundbesitz und dem Grundherrn nützlich ist. Selbst wenn dabei wirklich ein streng unparteiisches Urtheil dahin lauten müßte, daß in einseitiger Voreingenommenheit allgemeinere, wertvollere, höhere Interessen gegen das nächstliegende eigene Interesse zurückgesetzt werden, so wäre das doch immer in erster Linie als Mangel der Einsicht, als Befangenheit und Kurzsichtigkeit zu betrachten und nicht eigentlich dem selbstsüchtigen, Vaterland und Mitbürger veräußernden Willen als Schuld zuzurechnen, und darin haben sich die verschiedenen Parteien und die verschiedenartigen Stände kaum gegenseitig etwas vorzuwerfen; wenigstens trifft sie der Vorwurf alle ziemlich gleichmäßig. Jeder vertritt auch bei vollkommen patriotischer Gesinnung doch aus bester Meinung zunächst sein eigenes Interesse und das der ihm Gleichartigen; weiter zu sehen und zwischen

den Einzelinteressen das Gleichgewicht so herzustellen, daß vor allem das Wohl des Ganzen gewahrt und innerhalb desselben den Einzelinteressen nur der angemessene beschränkte Raum zugewiesen werde, das ist niemals Sache der mit einander ringenden Parteien, sondern immer und zu allen Zeiten die Sache des Staatsmannes gewesen, der eben deshalb über den Parteien stehen muß.

Es ist notwendig, daß es Parteien gebe, und ebenso notwendig, daß sie sich lebhaft und eifrig bekämpfen. Aber all dieser Eifer und diese Leidenschaft muß in sich selbst ein Maß haben, wenn die äußerste Zerrüttung vermieden werden und der Staat im Frieden bestehen soll. Die Parteien müssen sich gegenseitig achten lernen und vergiftete Waffen im Kampfe wider einander verschmähen. Es ist die widerwärtigste Erscheinung, wenn eine Partei das Lob des Patriotismus für sich ausschließlich in Anspruch nimmt und den anderen die patriotische Gesinnung bestreitet. Das ist in den meisten Fällen einfach thöricht oder heuchlerisch oder beides zusammen. Die Versuchung liegt ja dem ungebildeten und kritiklosen Denken sehr nahe, daß jeder meint, seine Partei verstehe sich von selbst und die andere Partei sei einfach verwerflich; aber gerade darüber muß ein wahrhafter Patriotismus hinwegheben. Der einsichtige Patriot weiß, daß das große Ganze sich aus vielen und verschiedenen Teilen zusammensetzt und nur durch das Zusammenwirken sehr verschiedener Richtungen und Bestrebungen im rechten Gange und Bestande erhalten wird. Geradezu unpatriotisch ist es, sich des eigenen Patriotismus zu überheben und den anderen das Recht, ihre Gesinnung geltend zu machen, mit gehässiger Herabsetzung zu bestreiten. Die politische Tüchtigkeit eines Volkes, die Fähigkeit, ein gesundes und freies Staatswesen zu bilden und zu erhalten, wird sich gerade danach bemessen lassen, ob die Parteien im Stande sind, sich in der Hitze des Kampfes zu mäßigen, die wilde Lust der Feindseligkeit zu zügeln und im Gegner die redliche Absicht anzuerkennen, nach seiner Weise und Ansicht am Wohl des Ganzen bauen zu helfen.

Es liegt uns ferne, zumal an dieser Stelle uns für die eine oder gegen die andere der bestehenden politischen Parteien erklären zu wollen. Vielmehr auf bedenkliche Erscheinungen im Kampfe der Parteien wollen wir aufmerksam machen, auf Fehler und Verkehrtheiten, die so ziemlich alle Parteien gleichmäßig sich zu schulden kommen lassen. Ob die Liberalen oder die Konservativen, ob diese oder jene Nuance derselben mit ihren Ansichten und Bestrebungen recht hat, das ist eine Frage für sich; ganz sicher aber ist es die erste notwendige Voraussetzung im Kampfe der Parteien, daß jede der anderen, wie irrtümlich und bedenklich auch die Bestrebungen derselben erscheinen mögen, doch soviel zugestehet, daß ihre Absicht auf das Wohl des Staates gerichtet ist. Es ist von vornherein nicht wahrscheinlich, daß in unserem durchaus monarchischen Staate und Volke eine ganze große Partei republikanischer Tendenzen, zu denen sie sich doch in keiner Weise bekennt, mit Recht beschuldigt werde; wird ein solcher Vorwurf gleichwohl von autoritativer Seite ausgesprochen, so wird man ihn deshalb doch nicht billigen können. Zu einer faktiösen Opposition mögen einzelne Männer Neigung verspüren; es ist aber nicht zu glauben, daß sie dafür die Hunderttausende und Millionen

zu gewinnen vermöchten. Weit eher wird anzunehmen sein, daß eine Stimmung, die so viele teilen, in sachlichen Motiven wurzelt und nicht auf die Verführungskünste weniger Einzelner zurückzuführen ist. Ein schlechtthin verwerfliches demagogisches Mittel ist es ebenso, den engen Anschluß an die Politik der Regierung als Servilismus zu verdächtigen, als ob Gesinnungstreue nur in der Opposition möglich wäre.

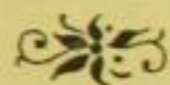
In dieser Zeit, wo ein gewaltiger Staatsmann, eine leise Unterströmung flug benutzend, die seit geraumer Zeit in der öffentlichen Meinung sich angekündigt hatte, die Fragen von wirtschaftlicher Art in den Vordergrund des Staatslebens gerückt hat, hat man das Mittel ausfindig gemacht, um auch die Stellung zu diesen Fragen, die vor den andern die kühlste und nüchternste Erwägung des Nützlichen und Möglichen erfordern, unter den Gesichtspunkt der patriotischen oder unpatriotischen Gesinnung zu rücken. Patriotisch soll es sein, auch in diesen Fragen dem leitenden Staatsmanne zu folgen, unpatriotisch, ihm zu widerstehen. Bis zum Dezember 1878 war die freihändlerische Ansicht diejenige, die in der Regierung wie in den leitenden Kreisen des Volkes fast unangefochten die Oberhand hatte, und insbesondere beherrschte sie, wie das der Natur der Sache und den wohlverstandenen Interessen zu entsprechen scheint, gerade auch die konservativen Kreise. Seitdem ist ein ebenso entschiedener als plötzlicher Umschwung eingetreten, und nun haben die von der neuen Schule und die zu ihr neu Befehrten das Stichwort aufgebracht, die neue Wirtschaftspolitik sei die einzig patriotische, und wer ihr widerstrebe, sei kein Patriot, stehe etwa im Solde einer auswärtigen Macht oder einer ausländischen Interessengruppe, oder habe wenigstens kein Herz für das Vaterland. Die ganze Lächerlichkeit solches Geredes nachzuweisen, verlohnt sich nicht der Mühe. Das System der Protektion mag für jetzt oder für immer das allein Richtige sein; aber wie kann man denen, die in der alten Schule aufgewachsen und in deren Ueberzeugungen eingewurzelt sind, zumuten, plötzlich alle Grundbegriffe ihres Denkens, ihre Erfahrungen und Sympathieen fahren zu lassen und gegen neue umzutauschen, weil zwar nicht die Gesetze der Weltordnung, aber doch die Richtung der Regierungspolitik sich verändert hat? Oder wie soll es unpatriotisch sein, auf Grund der festesten Ueberzeugung von dem, was dem Ganzen frommt, der eben am Ruder des Staates befindlichen Richtung in ernstem und angestrengtem Kampfe zu widerstehen? Gerade die schwachen Köpfe und schwachen Charaktere sind am ersten bereit, mit lautem Geschrei solche Verdächtigungen zu erheben. Sie stehen der herrschenden Zeitströmung hilflos gegenüber und werden willenlos von ihr mit fortgerissen; sie sind immer bereit, heute zu preisen, was sie vor wenigen Jahren verdammt haben; aber jedesmal stehen sie so fest in ihrer Richtung, daß sie eine andere, festere und gesichertere Ueberzeugung gar nicht begreifen. Dann ist es das Bequemste, sich in den Tugendmantel des Patriotismus zu hüllen und gegen die anderen lärmend die Anklage auf unpatriotische Gesinnung zu erheben.

Ein einigermaßen krankhafter Pseudo-Patriotismus hat sich, — das lehren tausend unerfreuliche Erscheinungen, — weiter Kreise in Deutschland bemächtigt und treibt

sonderbare Blasen. Da giebt es Leute, die mit seltsamer Ernsthaftigkeit um der Deutschheit willen die Jagd auf Fremdwörter betreiben, andere, die mit vaterländischer Begeisterung der fremdländischen Kleidermode den Garaus zu machen unternehmen. Die seltsamsten Purzelbäume aber kann man heutzutage diesen selbstgewissen Patriotismus schlagen sehen, sobald von „Kolonieen“ und „Kolonisation“ die Rede ist. An sich ist es ja eine hochehrwürdige Thatsache, daß die Begeisterung für die Macht und Größe des Vaterlandes und das Vertrauen auf eine glänzende Zukunft unser deutsches Volk mehr und mehr erfüllt; daß der Stolz auf den deutschen Namen und das Bewußtsein der Gleichberechtigung mit den angesehensten unter den Nationen der Kulturwelt mehr und mehr zunimmt. Aber schon wird es Zeit davor zu warnen, daß der Stolz nicht in Eitelkeit, das hohe Bewußtsein nicht in leere Phantasterei ausarte und wir Deutsche nicht in dieselben Fehler eines übertriebenen und krankhaften Nationalgefühls verfallen, die uns bei Franzosen und Engländern immer so lächerlich oder so verletzend erschienen sind. Vielleicht steht dem Deutschen der „Chauvinismus“ übler zu Gesichte als irgend einem anderen. Und ein gut Teil Chauvinismus steckt doch in dieser plötzlich aufgeloderten Kolonialbegeisterung. Für echte Vaterlandsliebe bleibt es ein Gegenstand der ernstesten Überlegung, ob es unserem mit natürlichen Hilfsmitteln spärlich bedachten, feindlichen Angriffen ringsum ausgesetzten Lande heilsam sein kann, sich ausdrücklich neue Stellen zu schaffen, an denen es verwundbar ist, und während das Geheimnis seiner Größe und Sicherheit in der äußersten Konzentrierung seiner Kräfte besteht, Anlaß zur Zersplitterung der Kräfte, zu neuen Ausgaben, neuen Lasten, neuen Gefahren für sehr ungewissen Erfolg absichtlich herbeizuführen. Ein schwindelhafter Chauvinismus setzt sich über alle solche Überlegungen leichtfertig hinweg, und indem er sich der Illusion hingiebt, wir könnten alles auf einmal, auch die Meere mit unseren Flotten beherrschen und im Handumdrehen große Reiche in fremden Weltteilen gründen, — wenn es denn nicht anders sein kann, mit Hilfe von Groschensammlungen, — verhöhnt er diejenigen, die Bedenken hegen und der fliegenden Hitze der Modeströmung mit kühler Abwägung von Vorteil und Nachteil begegnen, als unpatriotische, selbstsüchtige und vaterlandslose Leute. Es mag ja immerhin ein höchst wünschenswertes Ziel sein, deutschem Unternehmungsgeist durch Kolonisation neue Bahnen, dem deutschen Handel neue Verbindungen zu eröffnen und zugleich die deutsche Auswanderung ihrer Nationalität zu erhalten. Aber was ist der bessere Patriotismus, derjenige, welcher sich in Verfolgung noch so löblicher Ziele mit unbesonnener Projektmacherei ins Unübersehbare fortreißen läßt, oder derjenige, der Verantwortlichkeit und mögliche Gefahr fürs Ganze, der Wahrscheinlichkeit von Erfolg und Mißerfolg, die vorhandenen Mittel und die etwa vorliegenden dringlicheren Aufgaben sorgfältig ins Auge faßt, um blinden Übereifer abzukühlen? Sind denn noch niemals Kolonisationsversuche verunglückt? Darf man sich nicht mehr erinnern, wie viele Menschen und Kapitalien bei solchen Unternehmungen alle diese Jahre her elend zu Grunde gegangen sind? Und soll die Prüfung ausgeschlossen bleiben, ob nicht die Ein-

setzung der Macht des Staates für solche Zwecke die bedenklichsten Folgen haben könnte, ohne Aussicht auf wesentliche Vorteile zu gewähren?

Wirklicher Patriotismus kann nie in der Erregung des Gefühls, sondern nur in besonnener That gefunden werden. Am wenigsten patriotisch ist die Neigung, Andersgesinnte zu verkehren. Wir streiten um das, was dem Vaterlande am meisten nützen kann, so lange eine Verschiedenheit der Ansichten durch die Natur der Menschen und der Dinge notwendig gegeben ist; sobald in Zeiten der Noth und Gefahr es ganz unzweideutig wird, was jeder zu thun hat, um dem Vaterlande am besten zu dienen, wissen wir ja doch, daß wir uns einmütigen Sinnes bei gleichem Werke zusammenfinden, um alle für einen Mann zu stehen. Was hat es für einen Sinn, daß wir in ruhigen Zeiten thun, als hätten die einen den patriotischen Sinn allein gepachtet und dürften sie die anderen als mißratene Söhne des Vaterlandes verachten? Das ist weder wahr noch gerecht und kann dem Vaterlande nur zu Schaden und Unheil gereichen.



Cornelia.

Ein ungedruckter Roman
von
Charlotte v. Kalb.¹⁾

Bange Stille war den Kriegstürmen am Rhein gefolgt; kein Fried' — nur Waffenruh! — Da eilten Wand'rer zu diesen Auen; unter ihnen wir Geschwister Ernst und Lenore Carlost. Wir fanden nicht, was wir erstrebt: Kunde über das Schicksal unserer Freunde oder Zeichen ihrer Rettung. — Mein Bruder reiste in der Gegend umher, Ruinen zu sehen und Bekannte wieder zu finden; aber ich, seine Schwester, wollte in Mainz weilen. Da fand ich denn auch eine Wohnung, die mir bequem schien. Als ich die Kammern beziehen wollte, sagte der Eigentümer: „Es wird Sie wohl nicht befremden, wenn Sie täglich eine Frau mit Weihrauch in den Gemächern umhergehen sehen; sie ist sanft, doch jede Anrede erschreckt sie.“ — Ich erwiderte: „In diesen behaglichen Räumen scheue ich nicht die stille Frau.“

Am folgenden Tage wandte, kaum hörbar, die bleiche Gestalt umher. Sie

¹⁾ Herr Dr. Paul Kerrlich in Berlin erhielt vorstehendes Manuscript von Herrn Freiherrn Emil Marschalk von Ostheim in Bamberg. Es ist so umfangreich, daß schon deswegen eine unverkürzte Wiedergabe an dieser Stelle unmöglich ist. Wie der geistesverwandte Hölderlin in seinem Hyperion, so stellt auch Charlotte von Kalb in Cornelia sich selbst dar; die von uns ausgewählten Bruchstücke dürften daher nicht bloß eine Lücke in unserer Litteraturgeschichte ausfüllen, sondern auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich ziehen.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

kam, sie ging, ohne Gruß, ohne Dank; einem Schatten gleich blickte sie mich an und schlich fürder. So mehrere Tage hindurch. Da nahte sie mir einst, ihre bleichen Züge waren freundlicher als sonst; sie stellte das Rauchbecken in den Kamin und sagte bittend: „Wenn du zur Nonnenau fährst, so nimm mich mit! Geebnet ist nun wieder der Pfad, der dahin führt.“ — Ich war betroffen von dieser Forderung, doch gewährte ich sie gern und bestimmte die Fahrt schon auf den folgenden Tag. Sie kam in einem grauseidenen Gewand, über das Häubchen einen Spitzenschleier, und ein Rosenkranz hing am Gürtel herab, den sie still abzählte.

Als wir im Freien waren, begann sie: „Sieh dahin, dort stand das Kloster, jetzt ist es eine Ruine, die Wölbung zertrümmert, die Mauern bis in den Grund geborsten. Zwei Klosterfrauen, frei von allem Fehl und bösem Wissen, sind aus den Flammen gerettet worden; und das Volk staunt noch, wie es möglich war. Die Sage ist: nur himmlischen Mächten sei deren Rettung gelungen. Auf jenem Hügel wohnen jetzt die wunderbar Erlösten, und von ihnen erhalte ich Gaben für das Hospital.“ —

Nachdem wir angelangt in der Nonnenau, wurde die Frau zur Meierei geführt, ich aber blieb im Bosquet an der Gartenpforte. Mit reichlicher Spende kam sie zurück und war noch mit andern beschäftigt, die Gaben in den Wagen zu bergen.

Von nun an ward die bleiche Frau bei ihren täglichen Besuchen gegen mich immer vertraulicher und wußte viel von Aloisa und Cornelia, jenen durch Engel geretteten Nonnen, zu sagen; besonders gern jedoch sprach sie von Cornelia. Dies erweckte mein Verlangen, der letzteren Schicksal zu vernehmen, und ich fragte sie: „Könnt' ich wohl sichere Kunde von Cornelia erhalten?“

„Pater Antonio, Vorsteher der Hospitäler,“ erwiderte sie, „bewahrt ein Manuscript, das von Cornelias Jugend Zeugnis giebt. Ich werde dem Priester von Ihrem Wunsche sagen.“

Nach einigen Tagen schon erschien dieser Pater und sprach: „Sie verlangen eine Schrift einzusehen, die sowohl von Cornelia als auch von mir aufgezeichnet worden. Was der Erinnerung wert, hat sie auf Freundes Bitte niedergeschrieben, ich wußte von ihrem Schicksal, eh' ich sie persönlich kannte. In dieser Schrift ist ausgesprochen, wie ein edles Herz gehofft — geträumt — gelitten; und nachempfunden wird es von guter Wesenheit. Auch in Frankreich hörte ich von Cornelia, in den Tagen, wo gleichsam entfesselte Geister der Geheimnisse Siegel lösen wollten und wohl erkannt war, daß jene Umwandlung bevorstehe, deren Ziel keiner zu ergründen vermag.“

Nach einigen Tagen kam er wieder: „Es ist mir gestattet, Ihnen dies Manuscript zu überreichen,“ sagte er; „solche Bekenntnisse können nur Einsicht in frühere Zustände gewähren. Gleich einem Abgeschiedenen schaue auch ich in die Vergangenheit; nie aber mit hellerem Sinne beleuchtend jene Schatten, in geistiger Innigkeit gedenkend der Freunde, der Geliebten, die nicht mehr schauen vergänglich Bild, nicht mehr hören der Stunden Glockenschlag!“ —

* * *

Umgebung und Gesinnung, deren Wesen das Leben leiten, sollen bewahrt sein. So erkennen wir beselende Huld.

Nach Gebot und eignem Verlangen schrieb aus meinem Tagebuche ich Folgendes nieder, als Zeugnis und zur Erinnerung dessen, was meine Seele gehofft — erlebt:

„Ich, Cornelia von Hohenfels, bin die Tochter des Landjägermeisters im Herzogtum Franken. Aus meiner frühen Jugend habe ich kein einzelnes Bild bewahrt. In unserm Hausstand war sich alles so gleich, daß ich ihn als ein heiliges Walten bezeichnen kann.

Die Krankheit meiner Mutter, als sie den dritten Sohn geboren, war mein erstes Leid. Der kindliche Sinn wußte nicht von Gefahr; Hoffnung war sein mächtigstes Gefühl. So blieb ich stets in der Nähe der Mutter, wachte Nächte hindurch und kannte nur die Zuversicht, bald ihre Genesung zu feiern.

Eines Morgens sagte der Arzt zum Vater: „Lassen Sie Ihre Tochter entfernt sein, denn sie bedarf der Ruhe, da sie schon Nächte gewacht.“

„Ja wohl, liebe Cornelia,“ sprach der Vater, „gehe in deine Schlafkammer, denn auch deiner wollen wir pflegen. Den Tag, die Nacht hindurch schlief ich ohne zu erwachen; spät am folgenden Morgen eilte ich zur kranken Mutter — sah! — ihre Leiche! — Von Schrecken ergriffen sank ich nieder, faßte die kalte Hand, und mich durchdrang der Schmerz des Lebens.

Wie vormals in süßer Treue ich mit allen Sinnen ihr zu eigen war, also erfaßte mich jetzt banges Weh. Ich verharrte in der Stille, in der Ode, wo ihr Gebot mich nicht mehr leiten konnte. Erschreckt von jedem Ausruf — denn sie war es nicht — des Herzens Wort war nun verstummt. — Auch der Vater scheute, seine Trauer auszusprechen und die der Kinder zu gewahren — ihr Anblick fehlte uns, wir blieben abgeschieden von der äußeren Welt! — Da gedachte ich: im Gebet will ich ihr nahen, die Unsichtbaren erhören uns. — Die Liebe der Mutter hallte in meinem Herzen wieder, und ich vernahm ihre freundlichen Ermahnungen. Es war ein Glück, mit ihr zu sein; ach! jeder Schritt, jeder Atemzug war ein schmerzliches Suchen.

So vergingen Tage und Wochen in schweigsamem Trübsinn; nur der Bruder meiner Mutter, welcher Domberr war, besuchte den Vater und forderte ihn auf nicht so einsam zu bleiben und wieder mit seinen Kindern zu sein. — Hierdurch bewogen ließ der Vater uns zu sich berufen. Der Oheim und der Kaplan, der Lehrer meiner Brüder, waren auch mit uns und stets traulicher besorgt. In Liebe und Ehrfurcht der Abgeschiedenen Gebote und der Seligen Wünsche gedenkend sprach der Vater: „Ihr Andenken wird uns der Stern der Liebe sein, und ihre Segnungen, sie werden über uns walten.“

Ja wohl, mein Vater, wenn ich auch schmerzlich klage und weine, so ist doch Freude in meinem Herzen, daß sie meine Mutter war.

„Und dir, meine Tochter, hat die Verklärte einen Beruf überlassen: dem Sohn, der uns geboren, wirst du nun Mutter sein!“

Von dieser Mahnung: „Wirst du nun Mutter sein!“ gleichsam erhellt, gestärkt, kniete ich vor ihm und bat um seinen Segen. —

„Du wirst Freude erleben an unsrer Tochter, sagte zu mir die Entschlafene, — ich segne dich, Cornelia, in ihrem Andenken!“

Da eilte ich in die Kammer, wo die Wiege stand. Das Kind nun mein, welche Sorge, welch' ein Segen! Tage und Nächte weilte ich bei dem Knaben und wartete sein; sein Erblühen war meine Freude, ich war selig in diesem Beruf, in der Pflicht der mütterlichen Liebe.

Frühe schon ward ich in der Verwaltung des Hauswesens belehrt, und manches hatte ich dafür geübt. Auch der Spruch war mir bekannt: Trag' immer den Stein in Küche, Keller und Boden, laß nie ihn ruhen, er bewahrt dir die Hab!“ In aller Einfalt suchte ich zwar anfangs nach diesem Stein, dachte, man müsse ihn entwendet haben; bald verstand ich jedoch, daß sorgliches Walten wohl damit gemeint sei. — Geschäftigkeit war für Vater und Geschwister notwendig, und so ließ ich den Stein nie ruhen, suchte mit Sorgfalt das häusliche Leben zu pflegen

In Sorgsamkeit und Wohl gingen Sommer und Herbst mir vorüber; doch diese Zufriedenheit sollte gestört werden durch Erkranken meines Albert, denn so hieß der Knabe, der Mutter teures Vermächtnis. Der Arzt besuchte ihn täglich; ich ahnte, daß er gefährlich danieder liege, noch ehe jener äußerte, daß er keine Hoffnung für die Genesung des Kindes hege. Er wollte es dem Vater sagen; ich aber bat ihn, noch die Gefahr zu verschweigen; denn Tag und Nacht wollte ich das Kind pflegen und für seine Erhaltung beten; der Hoffnung entsagen, nur das vermocht' ich nicht, denn nicht mehr hoffen ist ja schon nicht mehr leben.

Es war im Advent, wo der Verwalter des Gutes an der Rhön den Bedarf für die Wirtschaft anzubringen hatte. Diesmal war ich nicht in dem Vorhof, um solchen, wie ehemals, in Empfang zu nehmen. Da fragte der Verwalter: „Wo ist denn heut die gestrenge Jungfrau, die immer nachsieht, ob alles richtig und von guter Art? Man sagte ihm, der kleine Albert sei sehr krank, und ich verlasse ihn nicht. Eine Bäuerin, die mitgekommen und dies hörte, legte sogleich die schweren Schuhe ab, ging die Treppe hinauf, öffnete leise die Kammer, ging zur Wiege, und nachdem sie das Kind stumm betrachtet, sagte sie: „Ja, so krank war auch mein Hans!“

„Dein Hannes?“ fragte ich bestürzt, „wann ist er gestorben?“ — „Gestorben? o, der ist nicht tot, der stille Simon hat ihm geholfen.“ —

„Wo ist der Mann? — ruft ihn mir sogleich.“ „Der Alte wohnt Euch ganz nahe an der Mauer bei Eurem Garten.“

Da schlug ich die Falge über, faßte ihre Hand und eilte dahin. — Als wir in sein Kämmerlein traten, sagte die Bäuerin: „Heute, Vater Simon, komme ich nicht um meinetwillen, sondern eines andern Kindes wegen.“

Er las in einem Folianten. Bei dieser Anrede wandte er sich und mich erblickend sprach er: „Wie, dies junge Blut, ein Kind?“

Ich schlug die Falge zurück: „Ja wohl, ein liebes Kind, das meines Herzens Sorge ist.“

Simon nahm ehrerbietig sein Käppchen ab, stand auf und sagte: „So wollen wir eilen und mit Gottes Beistand das Kind zu retten suchen.“

Nachdem er unter Kräutern und Essenz bedachtsam gewählt, folgte er uns, und ich sprach mit ihm dann auch über der Mutter langwieriges Kranksein.

„Diese Anzeige“, sprach er, „ist mir bedeutsam, denn oft leiden Kinder durch ererbtes Siechtum. Nötig ist hier Bedachtsamkeit, veränderte Behandlung, und die Hoffnung zur Genesung gebe ich nicht auf.“

Simon widmete sich nun der Pflege des Knaben, und nachdem er zwei Nächte mit uns gewacht, äußerte er nachdenkend: „Da das Kind noch atmet, wird es hoffentlich ferner atmen.“

In wehmütiger Freude sank ich nieder und dankte Gott, der es also gefügt.

In der Pflege des Knaben wurde nun manches geändert. Von Tag zu Tag rötete sich wieder Lipp' und Wange, und der belebte Blick ward immer mehr meine Freude. Jetzt erst sagte ich dem Vater von Alberts Gefahr und seiner Rettung. „Wer ist der Mann, der den Knaben erhalten?“ „Simon ist sein Name, er wohnt nahe unserm Garten, ist aus dem Ungarland und war Soldat.“

„Dann ist es wohl derselbe, den ich in ungarischer Landestracht oft begegne? D, laß gleich ihn kommen.“

Simon erschien. „Euch also,“ sprach der Vater, „habe ich das Leben meines Sohnes zu danken. Euch zu lohnen vermag ich nicht, wohl aber möcht' ich wissen, was Euch nützen oder irgend angenehm sein könnte.“

„Schöneres giebt's für mich nicht,“ erwiderte Simon, „als jene Freude ist, die ich schon selbst durch den geleisteten Beistand empfunden.“

„D, so sagt doch nur etwas, was Euer Wunsch, oder Euch von Wert sein könnte.“

„So sei es denn, da Ihr es wollt — gewährt mir das Feldstück, das bei meinem Häuschen brach liegt.“

„Das ist zu gering, zu wenig.“

„D genug, genug für mich!“

„So nehmt es hin, gesegnet werd' es Euch!“

Nun war dies Landstück Simons Eigentum, und durch Fleiß gefördert grünt bald Kräuter und Stauden, Nelken und Lavendel in würzigem Duft. — Des Alten Aussehen verriet, daß er Kummervolles erlitten, und die Teilnahme, welche er nun erweckt, trieb uns, ihn genauer nach seinem Geschick zu befragen. Anfangs zögernd, versprach er dennoch endlich unserm Verlangen zu willfahren, und als er nach einigen Tagen zu uns kam, begann er also:

„Daß Tyroler und Ungarn mit Spezereien und Balsam umher gehen, und das ungarische Wasser so hülfreich gegen Schwindel und Schlagfluß, ist wohl bekannt. — So wurde denn auch ich als Jüngling von meinen Eltern mit Essenzen

ausgesandt, und bis an die Ost- und Nordsee ging meine Wanderschaft. An der Elbe und Oder fand ich manche Kunden, war besonders von Geistlichen daselbst wohl aufgenommen, und da ich auch im Weinbau erfahren war, so wurde ich von denen gern gesehen, die die Reben an Häusern und Spalieren zogen. Sie dankten mir und sagten: „Keiner hat es noch so gut betrieben wie du“ und ich wurde gemahnt bald wieder zu kommen. Was in jenen Gegenden mich vor allem erfreute, war der Kirchengesang, und bald wußt' ich manches Lied in schöner Melodie. Auf meinen Wanderungen sang ich diese Lieder immerdar, übte sie dann in der Heimat, und viele sangen mit mir. Nach einer zweiten Heimkehr ward ich als Rekrut ausgehoben und war wohl drei Jahre in einem fernen Landstrich. Auch hier in Leid und Freud sang ich das Morgen- wie das Abendlied, und gern hörten die Kameraden mir zu. So wurde uns der Gesang ein Band der Traulichkeit, er war uns Balsam in Sorg' und Not. Es lebten aber auch unter uns störrisch wilde Gefellen, und diese nannten uns die Verschwörer, da wir zu einig ihnen schienen. Es entstand Vorwurf und Murren, daß in dem Regiment Kezer seien; man warnte, drohte, und so kam es, daß mancher Kamerad sich von uns trennte. — Keiner Schuld bewußt, blieb ich guten Muts und flink bereit zu Dienst und Thun. Bald sollte das Regiment, bei dem ich stand, nach Ungarn und durch meine Vaterstadt ziehen. Wie erfreut war ich, die Meinen wieder zu sehen und ein Mädchen, das mir die Liebste war. — Wir zogen aus beim Frührot — am Horizont stieg die Sonne in aller Pracht empor! Da konnt' ich nicht schweigen, ich sang mit lauter Stimme:

O du Glanz der Herrlichkeit,
Licht vom Licht aus Gott geboren!

Plötzlich erscholl der Ruf: „Hier steht der Anführer der Kezer!“ Als Arrestant in Ketten sah mich der Vater wieder.

— Jammer und Schreck! — Eilenden Schritts, trostlos ging er zu meinem Gretchen, sie möchte den Beichtiger um Rat bitten, auf welche Weise ich aus dem Gefängnis befreit werden könne. — Sogleich eilte sie zu dem Vater, heftig weinend; der Prior verlangte als Büßung eine Geldsumme und für die Befreiung unsern Weinberg, der unfern des Klosters lag. — Mein Vater willigte ein, übergab den Weinberg, und ich ward aus den schweren Ketten gelöst. — Gretchen sah ich nur an der halbgeöffneten Hauspforte: „Ach!“ sagte sie, „ich darf nicht mit dir reden, dich nicht mehr sehen“ und legte die gefalteten Hände über die Augen — „du bist ein Kezer, wirst ja verdammt!“ Und Thränen flossen die Wangen herab.

Mein älterer Bruder, Gesell bei einem Schlächter, wo viel Verkehr, erfuhr, welche Meinung und Absicht man gegen den Vater und uns hegte; und es war, als sei Eigenthum und Leben uns allhier versagt. Da sprach der Vater: „Ich will Haus und Feld verkaufen und mit Euch auswandern.“ Mit rechtlichem Beistand ward der Verkauf vollzogen.

In der Dämmerung trübem Schein verließen wir die wirtlichen Mauern, zogen fernhin über die Grenze des Ungarlandes. — Nachdem wir meilenweit, konnte ich freier atmen. Mir war noch Weg und Steg bekannt. So geleitete ich

Vater und Bruder von Dorf zu Dorf, aus dem Dickicht zum Wiesengrund; es gefiel ihnen die Landschaft und die eifrig freundlichen Bewohner. Ob Zufall oder Geneigtheit, genug, wir waren von einem Landmann willfährig aufgenommen. Da aber der Vater ermattet, sichtlich die Kräfte schwanden, mieteten wir zur Weiterreise Wagen und Pferde und legten ihn, in unsere Mäntel gehüllt, nieder. In Schlummer brachte er Tage hin, auch mit dem Rosenkranz die Stunden. Wir pflegten sein; fast totenbleich sprach er zu uns: „Helst mir hinauf, zu jener Anhöhe will ich, hoch, hoch!“ Als wir ihn dahin getragen, sank er nieder; und als es Nacht geworden, sagte er kaum vernehmlich: „Der Zeit gehöre ich nicht mehr; allein Gott sei Dank, Ihr, meine Söhne, seid aus arger Gefahr gerettet; bald werde ich in dem Reich sein, wo weder Streit noch Furcht. Eins noch rate ich: bleibet nicht miteinander, wenn ich zur Ruhe, trenne euch der nächste Grenzstein.“

Bis es tagte, hielten wir den Vater in unsern Armen; der Lebensquell war erschöpft, sein Auge gebrochen. — Wir wollten eine Ruhestätte ihm bereiten, fanden eine Grube mit Rasen bedeckt, die zwischen Bäumen lag. Als wir den Entschlafenen in die Rasengrube legten, hörten wir fernes Geläut und sahen Landleute nach der Stadt eilen. Das Geläut wurde stärker, da sprach mein Bruder Andreas: „Nicht als ein Armer, wie ein Reicher wird der Vater begraben.“ — Wir deckten den Leichnam mit Erde und grünem Rasen und beteten zum letztenmale über seinem Grabe miteinander . . .“

Dem Oheim gefiel des Mannes natürliche Innigkeit, und der Vater sagte ihm: „Seid des Sonntags unser Tischgenosse; denn wer teilt nicht gern das Brot mit so freudig Frommen. Wählet, meine Kinder, Einsicht und Güte zu Eurer Genossenschaft. Das ist die reinsten Gunst, daß jeder für andere Sorge und jeder von allen empfangt.“

Simon brachte fromme Lieder, konnte die Orgel schlagen, sang mit kräftiger Stimme Trauer- wie Lobgesang, und sowohl ich, als meine Brüder waren durch solche Harmonie zur Feier geweiht! —

Das zarte Veilchen weckte schon die Schönheit des Frühlings — sanftes Licht floß über die Matten; die Tage lockten zu Wald- und Wiesengründen. Da begegneten wir Knaben, die Kräuter für Simon gesammelt hatten; sie sagten mir: „Auch Euch bringen wir frisches.“ In fränkischen Waldungen sind sie zu finden, köstlich zu mancher Verwendung, aber einige nur wahr diese kleine Ernte. Über die Blümlein und Kräuter war Simon uns zu belehren bedacht, sowohl wegen der verschiedenen Art als Verwendung derselben. Wald und Gefild gewannen somit immer mehr wohlthuende Bedeutung. Meist ermüdet, doch mit reicher Sammlung nützlicher und schöner Pflanzen kehrt' ich heim. Die Natur schafft immer neue Schätze zum Lohn des Fleißes und der Zeit! —

Meine Brüder hatten Würzburg verlassen; der eine war nach Göttingen, der andere zum Forstmeister nach Waldaischach gezogen; desto mehr waren nun die Verwandten bedacht, am Abend mit uns zu sein. Einer Base besonders war es

angelegen, ihre Partie bei uns zu finden. Durch manche Korrespondenz hatte sie Neuigkeiten mitzuteilen und kannte den Wechsel der Tagesgeschichten. So übergab sie dem Vater denn auch einen Brief, in welchem angezeigt, daß der Sohn unseres Lehnvetters in Gefahr und wenig Hoffnung für seine Genesung sei. Der Wunsch seiner Rettung war leider bald dahin; der Vater erhielt nicht lange darauf ein Schreiben mit der Anzeige seines Todes. Von dieser Linie der von Hohenfels lebte noch ein Sohn, der Maltheserritter war. Jetzt kam diese Verwandte, die auch mein Pate, wohl täglich, um meinen Vater zu vermögen, mich bei dem Adel einführen zu dürfen. „Dies war zwar längst mein Wunsch,“ sprach sie; „meinte aber, Herr Bruder, daß Sie für Cornelia eine Partie hätten, wozu nun wohl die Hoffnung verschwunden. Jetzt jedoch ziemt es, in diesen Kreisen zu erscheinen, der Karneval wird besonders glänzend sein, da Fürsten und fremde Ritter anwesend, Feste vorbereitet, auch gute Schauspieler erwartet werden. Dies alles ist Cornelia unbekannt und wird ihr ergötzlich sein.“ Zu mir sich wendend, sagte sie: „Cornelia, du gehörst andern Reihen an als denen, so du in diesen Mauern gewahren kannst.“

Mir war es undenklich, daß ich einen andern Beruf haben könnte, als für Vater und Brüder zu sorgen. Der Vater aber billigte den Wunsch und sagte: „Ich kann unserer Ruhme nicht entgegen sein, deine Brüder, Cornelia, werden Anstellungen erhalten, die sie von hier entfernen, und ich fühle des Alters Schwäche.“ —

„O mein Vater, entlaß mich nicht; in diesem Zustand bedarfst du vor allem der Tochter.“ Doch vergebens bat ich, der gute Vater beharrte, und die Ruhme sollte mich in die Assemblée führen und mütterlich beraten. Ich weinte sehr und widersprach, denn solche Meinung konnte ich nicht erfassen. Wunderlich war mir zu Sinn bei so freimütiger Äußerung. „Nun sehe ich wohl ein, sprach die Ruhme, hier wird Wunsch und Rat verkannt; doch was ich nicht vermag, wird das Schicksal thun, in meinem Herzen bist du dem guten Geist empfohlen.“

Zufrieden war ich nun in dem Bestreben, notwendig und angenehm dem Vater zu sein.

Nach dem Rate des Arztes sollte der Vater das Bad zu Rissingen gebrauchen; auch ich durfte mit Albert nachkommen und einige Tage daselbst zubringen. Gegen Abend kamen wir an; der Oheim hatte uns begleitet. Wir sahen den Vater in der Allee mit mehreren Kurgästen; unter diesen einen Offizier, der sich uns mit den Worten nahte: „Ich darf mich wohl dem Fräulein vorstellen: Major Nordheim, votre serviteur de tout mon coeur!“ —

An der Tafel freundliche Umgebung; Alles war mir neu: Gespräch, Musik, Tanz, den die Prager aufspielten. In Saitenspiel und Tanz war Freude und Bewegung vereint, und heiter ergötzlich flohen die Stunden dahin. So einige Tage hindurch, dann fuhr der Vater nach Waldaschach; wir aber, der Oheim, Albert und ich, waren zu Boklet Nordheims Gäste, um, wie er sagte, den Born zu kosten, der in der alten und neuen Welt seines Gleichen nicht hat. Frisch perlte der köstliche Quell im hellen Pokal, und erquicklich tranken wir.

Am andern Morgen fuhren wir auch nach Waldaſchach. Der Weg führte durch ein Waldgebirg', das mächtig reich belaubt, in mannigfaltiger Ordnung, als wenn es zur ewigen Zier prangen ſollte. An der Grenze hatte der Vater uns ſeinen Wagen geſendet, um noch füglicher das Waldgebirg zu durchkreuzen und der ſchönen Bäume dunkler Schattengänge uns zu erfreuen; allein ich wollte auf den Pfad, der zum Gebirge führt, wandern, und verließ mit dem Oheim den Wagen. Fürwahr, wir fanden ſo einen ſchönen Tag, erblickten fern die Alp der Rhön, deren ſchneebedeckter Scheitel in Sonnenglut flammte, und Schluchten, in denen ſich das Eis der Alp ergoß. Winter und Sonnenglut in ſchauerlichem Verein — welch ein Anblick! Auch das hohe Kreuz nahe dem Franziskaner-Kloſter ſahen wir und weilten bedeufam gefeſſelt.

— — Schauen und Empfinden, welch' ein Zauber! — „Deine Phantafie, Cornelia,“ ſprach der Oheim, erhöht dir dieſes Bild, das andern nicht alſo erſcheint.“ Allgemach fanden wir den mit Silberpappeln bezeichneten Pfad, der zur Burg Waldaſchach führte. In der Tiefe auf grüner Matte prangten Linden und Buchen, von Bänken umgeben, dem Wanderer zur Ruhe beſtimmt. Überrascht war ich, den Major Nordheim da zu finden, der mit den Worten grüßte: „Wenn auch nicht erwartet, ſo hoffe ich doch willkommen zu ſein, heute Euer Ritter, ohne Furcht noch Hoffnung. Auch ſind Sie ſo fremd allhier, Fräulein Cornelia, daß ich der edlen Jugend Herold ſein darf.“ — Dann führte er mich durch eine Halle, gleich einem Dom von mächtigen Äſten überwölbt. Natürliche Pracht, durch Luſt und Fleiß war ſie entſtanden. Aus dieſer Halle führten Pfade, umgeben von buntem Geſträuch, zu der Burg. Des Forſtmeiſters Töchter, Madlon und Marly, kamen uns entgegen und geleiteten uns zur Vorhalle, welche mit Hirschgeweihen und Geierflügeln geziert war. In den Kammern waren die Fenſtergewölbe ſo tief, daß man gemächlich darin haufen konnte. Im Saal Bildniſſe der Ritter mit Roß und Hunden, an deren Anblick ſich die Edlen zu weiden ſchienen. Ein breites, hohes, mit Eiſengitter verſehenes Fenſter erhellte den weiten Saal.

Nachdem ich die Burg durchwandert, wollte ich auch den Hühnerhof ſehen. Geflügel gab es allda mancher Art, Truthühner, prächtige Pfauen, aus Süd und Nord ein ſelteneſ Gefieder. Der Taubenschlag auf einem Pfeiler ruhend, von Raſen umgeben, und in ihm aus fernen Landen die ſchönſten Arten. Auch ein Quell ergoß ſich in dieſen Hof herab, bis zur Küche.

„Ihnen gefällt ja alles ſo gut, Fräulein Cornelia,“ ſagte Marly, „da darf ich wohl auch das Hornvieh zeigen?“ Von ihr geleitet, ſah ich nun eine reichliche Anzahl. Glänzend rein waren Kühe und Stiere zu ſchauen.

„O ſehen Sie nur dieſe,“ rief Marly aus, „ſchöner iſt keine Schweizerkuh, wie ſie Euch angloht — ſie merkt es gleich, wenn ein Fremdes im Stalle iſt.“

Ich hätte mit den Mädchen noch ſtundenlang koſen mögen, denen Wohlſein aus Aug' und Wange ſprühte, doch die Ankuſt mehrerer Gäſte unterbrach das Geſchwätz. Prieſter und Edelleute, mir meiſt bekannt, waren hier zu Gaſt. Während wir noch im Wechſel von Gruß und Rede, hörten wir das Bellen der Hunde. Mein Vater kam mit dem Forſtmeiſter aus der Waldung zurück.

„Ist es dir genehm, Cornelia,“ sprach der Vater, „so sage ich, daß zum Mahle in der grünen Halle serviert werde.“ Da stieß der Forstmeister in das Hifthorn, worauf Jäger stattlich gekleidet erschienen, und sprach: „Tragt eilig Tische und Stühle zur großen Laube, Ihre Reichsfreiherrliche Gnaden wollen im Freien speisen!“ — Vater Leo bemerkte: „Reichsfrei! wie ist längst das Reich verkleinert, und Freiheit zur Fabel geworden; frei, hoch und herrlich will jedes sein. Es ist ein gottselig christlicher Wunsch, den die Gnade gewähren möge. Nachdem Vater Jonathan das Tischgebet gesprochen, neigte er sich nochmals mit gefalteten Händen:

„Es bleibe dieser Tag mit Erdengunst und Himmelslicht uns nahe!“

Das Mahl war vortrefflich und mit heiterm Sinn genossen. Bruder Karl als Lehrling kredenzte den Rheinwein und Tokayer. In frischem Genuß, in vollkommener Befriedigung weilte man gern an der Tafel, und die erste war kaum aufgehoben, als schon eine zweite serviert: Obst, Milch, seltne Weine und Kuchen aller Art, groß wie der Schild des Peliden Achilleus, wie Karl sagte. Aber es war nicht Kriegswut noch der Menschen Wogen und Treiben wie dort hier zu schauen, sondern süße Früchte unter Blättergewinden. Daher Teilnahme und Begehren bei allen, und man konnte nicht genug loben und davon genießen

Am nächsten Morgen fuhren wir nach Würzburg. Madlon war mit mir. Ihre Mutter reichte mir die Hand. „Sie sind so gütig, Fräulein Cornelia, wir lassen die Tochter gern mit Ihnen ziehen, in einigen Wochen werde ich sie abholen.“ — Nein, nein, erst nach Weihnachten werden Sie nach Würzburg kommen, daselbst verweilen, die Stadt und das schöne Schloß sehen, die unvergleichliche Treppe bewundern. Wohlgefällig, in freundlichem Rosen verging die Fahrt, die uns in die Heimat brachte.

(Cornelia berichtet hierauf, wie der Konsulent der älteren Linie von Hohensfels die Nachricht gebracht habe, daß dieselbe erloschen sei und Cornelias Vater die Besitzungen derselben geerbt habe. Sie beschließen infolge dessen auf Schloß Hoheneck überzusiedeln, und Cornelia fährt fort:)

Nie hatte ich Würzburg zu verlassen gedacht, da aber diese Veränderung uns insgesamt betraf, fügte ich mich gern zur Abreise. Nur eine schöne Tafelzierde wollte ich mit mir nehmen, ein Geschenk des Verewigten, ein wertres Andenken seiner Güte und Freundlichkeit, welches er vor mehreren Jahren aus England mitgebracht: eine Plattmenage war es, und wohl gefiel der in mannigfaltigem Licht spielende Krystall, von goldenen Zweigen beschattet. Behutsam hatte ich jedes einzelne Stück auf die Silberplatte gestellt und wollte soeben mit einem Mädchen den Korb heben, in welchen ich es gelegt hatte, da kam unsre alte Schaffnerin auf ihrem Krückstock gestützt herein, um zu sehen, wie man mit diesem Prachtstück verfahren würde und sagte: „Lat gehn, lat gehn, all ma' Lebte kann gestrenge Fru mit a Maid den Korb nit hebe thue. Gretel und Liesel mag's in die Kammer schleppe.“ Staunend über die Pracht faßten die Mädchen den Korb, geblendet aber durch den Schimmer zitterten, schwankten beide; die eine glitt aus, erschreckt schrieen beide — und alles, aus dem Korbe gefallen, lag in Scherben

und Splittern! Betäubt, erbleicht fand mich Simon, der gekommen war, um beim Einpacken behülflich zu sein:

„Wie bebst du, Cornelia, und bist erblaßt!“ —

Ich deutete hin; da gewahrte er die glänzenden Splitter:

„Wie konnte dies geschehen? Auch ich bin von diesem Unfall betroffen. Wohl weiß ich, die Einfalt wird oft durch Glanz und Gold geblendet, auch sehen wir ja, wie es dazu verwanzt. Es ist dies ärgerlich, doch darf es kein Fatum sein. Mit Gelassenheit ertrage diesen Verlust; die armen Mägdlein müssen dem Schrecken erliegen, wenn du nicht gütig bist. Siehe, wie sie die Hände ringend um Verzeihung flehen.“

Da nahte ich sanft Liesel und Gretel: „Es ist Euch vergeben, auf immer vergessen, aber lehren möge es, in Zukunft behutsam, bedächtig zu sein.“

An einem schönen Morgen, wo die Sonne Glück verkündend herablächelte, reisten wir ab, ein Tag und noch ein anderer, und wir wären in Hoheneck angekommen, hätte der schöne Busch bei Aschaffenburg uns nicht gefesselt. Bekannte, die vor der Stadt uns schon entgegen gekommen, fuhren uns auf Rähnen dahin: Sumpf und finstre Wildnis ehemals; doch schön ward er in den letzten Dezennien genannt. Nicht der Hain Dianas ist mit diesem Busch zu vergleichen: Nymphen und Hamadryaden am Mainufer entlang — die Gewässer spielen, von ihren Strahlen verherrlicht der schöne Busch! Die Freunde ließen uns nicht abreisen, wir sollten noch einmal uns der Natur dahier erfreuen. Da erblickten wir abermals Tempel für Götter und Herrscher. Feen haben diesen Zauber erdichtet und diese Kunst geschaffen. Wir waren mit solchen, die bedeutsames zu sagen wußten, und manch Altes und Neues ward berichtet, was uns ergözte.

„Um die seltne Anschauung zu erhöhen, vielleicht auch zu vermindern, werde ich eine wahrscheinliche Vermutung aussprechen,“ sagte ein Priester: „Diese tausendjährigen Eichen erweckten wohl das Verlangen, allhier den schönen Busch zu schaffen, der von der Eichen-Halle geschlossen war; man erkennt: es ist kein Werk der neuen Zeit. Druiden, strenge Väter der Vergangenheit, hatten daselbst geopfert. Der Main begrenzt die mächtigen Eichen, die Flut drang immer tiefer ein, vor Jahren, im Frühling ging ich dahin, wie erschrak ich, als vier der mächtigen Bäume von den immer näher drängenden Mainfluten fortgerissen, spurlos verschwunden waren, ich staunte über dies Gewaltfame. Im gewaltigen Element von Fluten umspielt, sollte auch das Schönste vergehen!“

So vereint sich oft dem Frohsinn die Wehmut; bewegt schieden wir aus dieser herrlichen Gegend, gedenkend all' der freundlichen Güte, die hier uns gewährt, und gelangten zur neuen Heimat.

Hoheneck ist von unserm frühern Wohnorte sehr verschieden. Mir war zu Sinn, als sei ich in einem fremden Weltteil. Dort umgaben den geräumigen Hof hohe Mauern, die jede Aussicht nach der Straße verbargen. Aus den Kammern erblickten wir nur den Garten, Sträucher und Blumenbeete, fernhin Wiese und Wald.

Hier aber lag das Schloß frei, auf einem Hügel, an dessen Abhänge die Meiereien, Lauben, die Gründe mit Fruchtbäumen sich ausbreiteten. Schlangengewinde führten den Abhang hinab, der vom Rhein begrenzt war. So war dieses Gebiet mir eine neue Anschauung.

In dem Schlosse gediegene Ordnung; gemächlich, wohl prächtig Säle und Zimmer. Längst verjährter Sinn hatte hier das Vortrefflichste gesammelt — alles mahnte zur Würdigung die Genossen. O Selige! die ihr dies Haus geschmückt, belebt, laßt uns auch Erbe sein eurer Tugenden und so in eurem Geist den Tag verleben — dies dachten, dies fühlten wir lebhaft. Jedes, so den Verstorbenen beraten, gedient, lebte in dieser Heimat fort. Ich konnte weder wünschen noch wählen, denn das Hauswesen war mit Bedachtsamkeit verwaltet. Nun frei von dieser Geschäftigkeit wanderte ich mit Albert Berg auf, Berg ab, stieg in den Kahn und gelangte zum Weinberg. Die Reben in der Blüte, welch' schmeichelnder Duft! — Stets von neuem erfreut, entzückt, ermüdet, kehrte ich heim.

Mit den alten Bewohnern des Schlosses war ich gern: da sagten sie einst: Nach einigen Tagen wird eine Prozession hier vorüberziehen, man feiert das Marienfest. Die Wallfahrer besuchen dann jene Kapelle, die der Jungfrau geweiht."

Da mir die Umgegend schon bekannt, gedachte ich einer Säulenhalle, aus der weit schauend man wohl den Zug der Wallfahrer erblicken konnte. Um unerkannt zu sein, ging ich, als der bezeichnete Tag erschienen, schon am frühen Morgen verhüllt zur Kapelle. Welch lieblicher Anblick! Auf Rähnen zogen die Pilger heran, Saitenspiel begleitete ihren Gesang:

„Schweb' hernieder, heil'ge Jungfrau
 Von Cherubim geleitet in himmlischem Glanz,
 Erhöre unser Flehen!
 Von allen geliebt, tausendfältig gefeiert,
 Schweb' um den Erdfreis, Maria, von Seraphinen umringt
 Von Cherubim geleitet,
 Mutter der heiligen Liebe!
 Ave Maria, bitte für uns!"

Auch aus dem Thal, den Berg herauf, wallten Unzählige. Dem Gesange lauschend hatte ich nicht wahrgenommen, wie sie flehend und knieend sich der Halle genahnt. Den Pfad, der zum Schlosse führte, konnte ich nicht mehr erreichen; hier weilen wollte ich nicht, und eilte noch mehr verhüllt einem Abhang zu, den ich schaudernd erblickte. Dennoch wollte ich hinab, als ich plötzlich erfaßt, mehr gehoben, dann geleitet ward. In feierlichem Ernst war ein Cherub mir nahe, von Licht umflossen weilte er in Freudigkeit. Von Erstaunen betroffen blickte ich ihn an: „Willst du mich zum Himmel leiten?“ er sprach das Salve des heutigen Tages:

„Gebenedeiet bist du, Maria, Mutter der heiligen Liebe!“ Und ich sprach leiser noch: „Das Heil der Seligsten sei mit uns.“ — Und die Erscheinung war verschwunden. Wer Wunderbares erlebt, empfindet selige Ahnung.

Von Flehenden umgeben, blickte ich dankbar gen Himmel! Die Sonne strahlender, der Azur näher der Erde. Hat mein Selbst so hohes erkannt? Gewiß,

jedes Wesen sehnt sich zum Lichte. So ist des Herrn Gebot im irdischen Leben! —

Fern sah ich Hausgenossen, erstaunt waren sie, daß ich von dieser Höhe herabgekommen, mit ihnen kehrte ich heim. Noch vernahmen wir den Gesang der Wallfahrer, auch ich flehte vertrauend zu Maria; lichter Glanz erhellte den Himmel — ich ward erhört. . . .

(Die Familie macht die Bekanntschaft der ihr verwandten Frau von Helmstedt und trifft mit ihr in Wiesbaden zusammen; dort lernen sie Herrn und Frau von Burg kennen, welche sie auffordern, sie auf ihrem Schlosse zu besuchen. G. schildert diesen Besuch:)

Dieses Rittergut ist nur einige Meilen fern; durch anmutige Gefilde führte der schattige Pfad, allzu schnell rollte der Wagen der schönen Umgebung vorüber. Herr und Frau von Burg kamen in der Allee, die zum Dorfe führte, uns entgegen und führten durch kreuzende Pfade, wo Baumgruppen auf feinem Rasen, von Federnelken und andern Blumen umgeben, erquickenden Schatten gewährten, uns dem Schlosse zu. Frühling und Sommer gewährten wir hier; aber nahe der Burg war kein Stauch, keine Blume zu sehen. Der Vorhof Granit, mit Stern- und Kreuzgebilden. Aus diesem gelangten wir zu den Säulen, die den Balkon des weiten Schlosses tragen. Sonderbar, in den hohen Zimmern waren Spiegel und Gemälde mit Vorhängen verdeckt. Frau von Burg zeigte uns einige Bildnisse und sagte: „Die meisten verstehen nicht, was darin zu erkennen, und denen, die es vermögen, soll es nicht gleichgültig werden. Also bewahrt kann es erfreuen, ja selbst erwecklich sein.“ In dieser Umgebung war manches unvergleichlich. Das Auge weidete sich an jeder Zierde, alles war geeignet den Reiz des Tages zu erhöhen. Nachbarn waren allda, auch jugendliche Gespielinnen. In lebhaftem Gespräch waren wir lange zu Tafel; vortrefflich, eigentümlich jeder Genuß, dann spielte die Jugend Ball und Bolant in der großen Allee, Frau von Burg wollte dem Vater das Innere des Schlosses zeigen, und mir bot der Hausherr eine Partie Billard an. In diesem Spiele war ich geübt, und Herr von Burg belobte meine Gewandtheit; für diese nachsichtige Begünstigung konnte ich ihm wohl Dank wissen.

Es dämmerte schon, wie Frau von Burg wieder zu uns kam. Als ich ihre Hand zum Abschied küßte, umfaßte sie mich mit Hestigkeit. Ich weinte und konnte nicht aussprechen, wie mir damals so freudig bang zu Sinne war. Wohlthuend war es, als Vater und Brüder bei der Heimfahrt sich beeiferten, die sinnige Güte der Bewohner zu preisen, der Gedanke, der Glaube an die Edlen, steigerte das Gefühl für sie; sich erinnern des Schönen und Guten ist ja fortleben in ihm, und so fühlten wir uns glücklich, Gütigen so nahe zu sein. . . .

(Einige Wochen später erwidern Herr und Frau von Burg den Besuch.)

Der Vater und ich bewillkommten sie mit herzlicher Freudigkeit. Da sagte Fritz: „Ich sehe noch einen Fremden, er ist nicht auf dem rechten Pfad, sondern geht zur Meierei, ich will zu ihm, auf nähern Weg ihn leiten.“ — Indem der Fremde nahte, winkte ihm Herr von Burg und sprach zu meinem Vater: „Auch mein Sohn Augustin will ehrfurchtsvoll um Ihre Gewogenheit bitten.“

„Herzlich willkommen! gegenseitiges Verlangen vereinigt uns heute. Mein Wagen war schon angespannt, um nach Burgheim zu fahren.“

Ich war mit dem Oheim im Bosquet. Frau von Burg führte ihren Sohn uns entgegen: „Augustin — Cornelia! Wie glücklich,“ sprach sie, „daß mein Wunsch erfüllt, der Himmel wollte, daß wir uns heute finden sollten.“

Ich küßte ihre Hand: „O könnt' ich Zeugnis geben von meiner Freude an diesem Wiedersehen!“ Dann sprach sie mit dem Oheim, und beide entfernten sich.

Da erkannte ich in Augustin jene Erscheinung, gedachte: „Ist's Wirklichkeit, ist's Zauber? Er, den ich am Marienfeste sah, hier gegenwärtig? Der Himmel über uns, wie an jenem Tage.“

Augustin sprach leise: „Zwar verhüllt, doch mein Herz zu dir gewendet, zum Licht, zum Glück, das meinem Leben leuchtet.“

Dem Engel gleich erblickt' ich ihn; — sind sie nah, ähnlich den Sterblichen? —

„Ohne dich, sprach er, was wären die Tage mir!? Jetzt erblicke ich ihn, weiß nur von ihm!“

„Durch mächtigen Willen, sprach er bewegt, sind wir vereint, Cornelia — so sei der Glaube, so will mein Herz.“ —

Da nahte Friedrich: „Warum nicht mit uns? warum Cornelia so bedenklich, Thränen in deinem Auge?“ Er führte Augustin zu den Eltern. Ich konnte nicht folgen und barg mich in das Dunkel des Laubgangs. Da fragte ich mich selbst: „Habe ich tiefer erschaut das Geheimnis, daß nicht jedes ein sterbliches Wesen?“ O länger noch hätt' ich so denken können; doch innige Freude gab mir des Wortes Sinn: Verwandtschaft mit dem Himmlischen! Da ward mir die Vergangenheit zur Gegenwart, wieder vernahm ich die Worte des heiligen Grußes! holdselig ist sein Antlitz, der Glaube erhebt Herz und Sinne. So darf ich hoffen, daß er selbst es war, der am Marienitag erschienen. Mir ward wohl zu Mut, mir genügte die Freude. Da nahte Frau von Burg:

„Endlich, Cornelia, find' ich dich in der dunkelsten Laube; komm' mit mir, ich kann den Jasminduft nicht vertragen, auch du bist erbleicht. Die Umgebung ist mir bekannt, ich will dich führen, den Schlangenpfad hinab, wo die Rähne liegen.“

Bald nahe den rauschenden Wogen, dem Wellenspiel, das immer sich faßt und wieder löst; dies Lichte, Gewaltige, ringend mit eilenden Wogen; mild und hell ward mir zu Sinn. Wie herrlich die Abendröte im Strome funkelt; im Anblick solcher Schöne wird uns frei und wohl! Im glänzenden Schimmer sanfter Wellen glitt leicht der Rahn am Ufer hin.

„Wie erquicklich die reine, fühle Flut — so ist es mir gelungen, Cornelia, dich wieder heitrer zu sehen. — Ich will nicht fragen, was dich so betroffen; du bist mit Freunden, suche nicht einsame Pfade. Heute bin ich glücklich, da Augustin mit mir die Freude teilt, wie habe ich seine Gegenwart ersehnt. Zwei Tage ist er nun wieder mit uns, und meinen liebsten Freunden wollte ich vor allen den Sohn zuführen.“

Ist Augustin Ihr einziger Sohn?

„Ja wohl, der einzige!“

Sie sprach noch viel von ihm, auch daß er Jahre hindurch abwesend, nun vor wenigen Tagen von Straßburg zurückgekommen sei. Da, dachte ich, kann es Augustin nicht gewesen sein, den ich am Marienitag erblickt. Ich wollte nun der Mutter von der Erscheinung sagen, wie mich ein Engel geleitet, wünschte ihre Deutung zu vernehmen; doch ich mußte schweigen, denn ihr Sohn und mein Bruder Friedrich nahen.

„Wir sind gesendet, sprach Augustin, Sie zum Schlosse zu geleiten, man verlangt nach Ihrer Gegenwart!“

„Herr von Burg will bei Mondschein heimfahren,“ sagte Friedrich.

In traulicher Geschwägigkeit ging Frau von Burg mit meinem Bruder, ich mit ihrem Sohne.

„Warum so schweigsam, Augustin,“ rief Frau von Burg dem Sohne zu, „bist doch so mitteilend, freimütig?“

„O, liebe Mutter, zwiefaches ist uns gegeben; Geheimes zu erforschen, Inniges zu bewahren.“

Leise sprach ich seine Worte nach, als wären sie meines Herzens geheimste Gedanken.

Mein Vater rief Frau von Burg entgegen: „Den schönen Abend können wir nicht aufgeben; weilen Sie noch bei uns, wir dürfen das wahre Vergnügen nicht unterbrechen wollen, so schöne Stunden werden selten zwiefach gewährt.“

Also erheitert durch ergötzliche Gespräche, ward jedes dem andern noch achtungswerter.

Vater Burg war dem Oheim schon bekannt, es belebte sich in beiden wieder jugendliche Vertraulichkeit, und sie wollten uns diese Erinnerung verständigen.

So begünstigt floß der Abend dahin, und wir hofften durch der Zukunft Gunst noch gleiche Stunden zu erleben.

(Fortsetzung folgt.)



Will und kann Rußland denn wirklich Indien erobern?

Von

H. Vambéry.

I.

Große Begebenheiten senden ihren Schatten voraus, die untrüglichen Kennzeichen der sich im stillen vorbereitenden weltgeschichtlichen Umwälzungen schweben nahe vor unseren Augen, und wenn wir dem ungeachtet an das unausbleibliche Eintreffen der bedeutungsvollen Thatfachen nicht glauben, darf dies nicht so sehr unserer Sinnesträgheit als dem vorherrschend streng konservativen Charakter der großen Majorität der Politiker zugeschrieben werden. — „Es kann nicht sein, daß

das vor kurzem noch als barbarisch, rauh und unbeholfen verschrieene russische Reich Großbritannien bedrohen könne — nein, das ist nicht möglich, daß die Politiker einer nur halb europäischen Gesellschaft die großstaatliche Existenz desjenigen Volkes bedrohen können, in welchem wir die Verkörperung des abendländischen Geistes, der abendländischen Institutionen und der abendländischen Macht zu erblicken gewohnt waren.“ — Dies sind die Bemerkungen, die wir in der Presse und bei allen öffentlichen Diskussionen zu hören bekommen, so oft von der Rivalität zwischen England und Rußland die Rede ist. Daß erstgenannter Staat durch letzteren in seinem innersten Wesen bedroht wird, will und kann nur schwer Gläubige finden. Man deutet unter anderem auf den Umstand hin, daß diese Rivalitätsfrage schon beinahe ein halbes Jahrhundert sich auf dem Tapet der öffentlichen Diskussion befindet, daß sie nur die Ausgeburt erhitzter politischer Phantasieen sei und daß im Innern Asiens Differenzen sich in ganz gütlicher Weise ausgleichen werden, ohne daß der eine oder andere Staat zu Schaden kommen werde.

Nun denn, wenn je ein Optimismus ungerechtfertigt und gefahrbringend gewesen, so ist dies gewiß gegenwärtig der Fall; denn all die Entfernung des Schauplatzes von unserer europäischen Welt, all die vielartigen brennenden Tagesfragen, die uns selbst beschäftigen, und all die Gleichgültigkeit, die wir sonst den Vorgängen in der weiten Ferne entgegen zu bringen pflegen, dies alles kann und wird die Thatsachen nicht wegleugnen können, daß Rußland nicht in gewaltigem Sprunge — denn der Bär schleicht sich nur kollernd heran — aber sicheren und festen Sprunges auf den britischen Leuen in Asien zueilt, daß er ihn hart in die Enge getrieben und nach unglaublich kurzer Zeit — wobei nur von Jahrzehnten die Rede sein kann — zu Boden werfen und ihm den Garaus machen wird. Die große Frage, ob der russische Staat nach Niederwerfung der goldenen Horde, nach der Eroberung Kasans und Astrachans seinen Zug nach dem Süden mit vorgefaßten, weitreichenden Zukunftsplänen unternommen, wollen wir hier ununtersucht lassen. Ebenowenig können wir im engen Raume einer periodischen Zeitschrift in eine Erörterung der Frage uns einlassen, wie weit die Pläne Peters des Großen in der Kirgisensteppe und an den Küsten des Kaspisees mit Absichten auf die reichen Gefilde Indiens im Zusammenhange stehen. Bage., fabelhafte Berichte von dem Goldreichtum der Chiwaer Berge am rechten Drususufer, vielleicht auch der schon damals nach dem Süden gravitierende russische Handel hatten die Phantasie des Begründers des modernen Rußland jedenfalls auf kühne und abenteuerliche Wege gebracht, und wir geben zu, daß der Untergang der Mission Bekewitsch seinen Eifer nur gedämpft, aber nicht gänzlich gebrochen hat. Den mühevollen und kostspieligen Experimenten Katharinas auf der Kirgisensteppe können wir ebenfalls nicht den Hintergrund einer weitläufigen, auf den Besitz Indiens gerichteten Kombination zumuten. Es ist schnödes Lob und eitle Schmeichelei, wenn wir einzelnen Fürsten oder Staatsmännern auf Jahrhunderte hinaus reichende politische Pläne zuschreiben. Am wenigsten ist dies in Asien thunlich, und wir übertreiben nicht im mindesten, wenn wir die Behauptung wagen, daß russische

Pläne auf Indien eigentlich nur erst vor zwei Jahrhunderten heranzureifen begannen, d. h. von jenem Zeitpunkte angefangen, als es den russischen Soldaten gelungen, den Sandgürtel Zentralasiens vom Norden her zu durchbrechen und mit einer verschwindend kleinen Anzahl von Abenteurern die zwanzig- ja dreißigfach überlegenen Streitkräfte der Eingeborenen zu schlagen und mittels eines geschickten Handstreiches sich Taschkends zu bemächtigen. Dies war 1864, und bald darauf schrieb General Tschernajew, der an der Spitze dieser Abenteurer sich befand, einem seiner Freunde folgende bemerkenswerte Worte: „Der geheimnisvolle Schleier, welcher die bis jetzt als fabelhaft angesehene Eroberung Indiens durch Rußland bedeckte, fängt an, sich vor meinen Augen zu heben.“ Man kann daher behaupten, in Rußland fing erst damals das indische Licht aufzugehen an, und weil nach dem Naturgesetze die abwärts rollende Lawine nur schwer aufzuhalten, und weil namentlich in Asien die Abrundung neuerlangter Besitzungen durch die unstätigen sozialen und politischen Verhältnisse äußerst schwierig ist, so muß es natürlich gefunden werden, daß das Kabinet von St. Petersburg trotz der Versicherung bezüglich des in Taschkend erlangten festen Punktes zur gehörigen Bewachung und Regierung der Kirgisensteppe zum Vordringen nach dem Süden sich teils gezwungen, teils durch die Umstände angeeifert sah. So erfolgte 1868 die Niederwerfung Bocharas, eines Chanats, welches der Zar wohl ganz leichter Dinge seinem Riesenreiche hätte einverleiben können, wenn es ihm nicht um die Verwaltungskosten zu thun gewesen wäre. Emir Mozaffaredin wurde als Schattensfürst auf dem Throne am Zereffchan belassen und aus Dankbarkeit für diese Schonung hat er bis heute sich als treuergebener Vasall gezeigt. Rußland schaltet und waltet über sein Fürstentum ganz nach Belieben, ohne den Staatschatz mit jenem Defizit zu belasten, welches jahraus jahrein die Administration des russischen Turkestan aufweist. Der heute schon 62jährige, fränkliche Emir wird wahrscheinlich noch bis zum Ende seines Lebens am dünnen Faden der Unabhängigkeit zappeln, vielleicht auch sein russisch denkender und russisch sprechender Sohn, der jetzige Thronfolger; denn Rußland geht bedachtsam und behutsam vor, pflegt nur dann erst zur völligen Annektierung zu schreiten, nachdem der Boden und die Gemüter zur Genüge vorbereitet sind und die väterliche Fürsorge des Zars fußfällig erbeten wird, wie wir dies am Anfange dieses Jahrhunderts und früher auch an vielen anderen Orten gesehen.

Das Schicksal Bocharas hat 1873 auch Chiwa erreicht. Auch hier hat es Rußland vorgezogen, anstatt das lang hingestreckte und dünn bevölkerte Chanat einzuverleiben, die zeitweilige Herrschaft den von ihm besiegten Landesfürsten anzuvertrauen. Der jugendliche Medrehim, ein gefällig aussehender, aber sehr mittelmäßig begabter Mann, dünkte den Russen noch viel weniger gefährlich als der Emir von Bochara. Dem überdies stets armen chiwaischen Staatschatze wurde durch die auf nahezu 3 Millionen sich belaufende Kriegskontribution noch eine solche Last aufgebürdet, die das kleine Ländchen am unteren Oxus in jeder Bewegung hindert und zum gefügigen Werkzeug der russischen Behörden macht. An Bewegungen hätte Medrehim Chan selbst am wenigsten gedacht. Der arme Mann schämt sich glücklich, wenn er nach mühseliger Steuereintreibung und Abzahlung der

jährlichen Rate der Kriegskontribution von seinen Landeseinkünften noch so viel erübrigt, um die Kosten seines Haushaltes zu decken. Was nach ihm kommen wird, darüber läßt er sich keine grauen Haare wachsen. Er wird wahrscheinlich der letzte auf dem Throne Charezms sein, da sowohl kommerziell-ökonomische als auch politische Beweggründe hier eine Einverleibung viel mehr rechtfertigen als in Bochara. Die ozbekische Bevölkerung ist hier sanfter und gefügiger als am Zereffchan, und abgesehen von der zukünftigen Kommunikationslinie, die via Kindirli-Bucht, Ustjurt, Kungrat, oder vom Aralsee flußaufwärts ins Herz Zentralasiens sich zu beleben verspricht, kann die russische Regierung die Verwaltung und Bezähmung der Turfomanen im Norden der hyrkaniischen Steppe wohl nicht für die Dauer chiwaischen Händen anvertrauen. Tomuten, Tschanduren und Imrailis können an sich für Rußlands Pläne auf der Steppe nicht gefährlich werden, doch mit Hinsicht auf das Los der übrigen dem russischen Szepter schon heute unterworfenen Turfomanen ist die Bändigung dieser nicht minder wilden Steppensöhne im Nordosten des Kaspisees eine wohl unliebsame, aber unaufschiebbare Pflicht geworden.

Drei Jahre nach Niederwerfung Chiwas, d. h. 1876, kam an das Chanat von Chokand, d. h. an das alte Ferghana die Reihe. Mit diesem am meisten östlich gelegenen der drei Chanate hatten die russischen Feindseligkeiten wohl zu allererst begonnen, denn die eroberten Gebiete am rechten Jaxartesufer hatten früher zu Chokand gehört. Doch Rußland wollte auch hier im Anfang schonend vorgehen, denn nachdem auf Taschkend und Chodschend der Doppeladler aufgepflanzt und Chokand von Bochara getrennt worden war, hatte man im erstgenannten Chanate Chudajas Chan auf dem Throne belassen und der Hoffnung sich hingegeben, unterstützt von der Treue dieses Vasallen die Verwaltungskosten der russischen Herrschaft ersparen zu können. Hierin aber hatte man sich in St. Petersburg getäuscht. In Chokand waren die Verhältnisse von jeher ganz wild zerfahren, und nach der russischen Festsetzung im mittleren Jaxartesbecken ging alles dermaßen außer Rand und Band, daß die Erhaltung des Status quo, d. h. die Konsolidierung des Thrones Chudajar Chans ganz unmöglich geworden war. Es entbrannte ein wilder Kampf zwischen Vater und Kindern, zwischen den einzelnen Nationalitäten des Landes und zwischen den verschiedenen Ständen, sodaß Rußland sich in die unliebsame Notwendigkeit versetzt sah, hier tabula rasa zu machen, die verschiedenen Thronprätendenten zu Paaren zu treiben und das alte Chanat von Chokand unter dem Titel Gubernium von Ferghana dem russischen Reiche einzuverleiben. Es war eine Acquisition ohne einen besonderen moralischen oder materiellen Nutzen; moralischen deshalb nicht, weil nach Niederwerfung Bocharas und Chiwas dieses östliche Glied der turkestanischen Gesellschaft schon ipso facto lahm gelegt, den russischen Zukunftsplänen von keiner Gefahr sein konnte. In materieller Beziehung wieder deshalb nicht, weil der Besitz Chokands nur bezüglich russischer Pläne auf das chinesische Turkestan von Bedeutung sein kann, Pläne, die aber, wie wir gelegentlich der Rückgabe Kuldjas gesehen, vor der Hand noch nicht reif sind. Was hingegen die russische Stellung im Norden des Pamirplateaus anbelangt, so

kann heute bezüglich der Wegsamkeit der Strecke über den Alai nach Tschitral und nach Kaschmir noch kein definitives Urtheil gebildet werden. Möglich, daß auf dieser bisher uns noch ganz unbekanntem Straße eine geheime Anbahnung zwischen Kaschmir und den russischen Behörden sich bewerkstelligen läßt, doch von einer militärischen Überraschung in dieser Richtung hin kann heute noch kaum die Rede sein.

Nachdem sich Rußland dermaßen im Verlaufe von kaum zehn Jahren in den Besitz der drei turkestanischen Chanate gesetzt und diejenigen Völker unter sein Szepter gebracht, die früher als die leibhaftige Personifikation asiatischer Barbarei und moslemischen Fanatismus das Schrecknis selbst der verwegentesten Reisenden gewesen, mußte sich selbstverständlich die Frage aufwerfen, welches wohl das praktische Resultat dieses kostspieligen Unternehmens sein könne. Da Taschkend am Ende der 60er Jahre das Peru der russischen Gesellschaft bildete und viele Abenteurer nach dem Süden strömten, so mußten die auf agrifulturelle, kommerzielle und industrielle Unternehmungen gegründeten Hoffnungen sich gar bald als eitle Illusionen herausstellen. Taschkeneß, d. h. Taschkender erhielt in der russischen Sprache die Bedeutung von Schwindler und Großpredner, und in welchem Maße die Erwartungen auf den reichen Goldsegen sich anfänglich gehoben hatten, in demselben Maße gingen sie allmählich wieder nieder. Zentralasien war kein Amerika, und nur diejenigen Beamten, welche die Erpressungen in der unverschämten Weise übten, hatten auf dem neuen Felde ihrer Thätigkeit sich einigermaßen bereichert. Der Staat selbst mußte jährlich mehrere Millionen draufzahlen, und in der Mitte der siebziger Jahre hatte eine allgemeine Ernüchterung schon um sich gegriffen. Wohl hatte ich in meinen 1868 erschienenen Skizzen aus Mittelasien die drei Chanate bezüglich ihrer Kulturfähigkeit als in Sand gefaßte Edelsteine bezeichnet, deren Reichthum den lokalen und klimatischen Verhältnissen entsprechend selbst heute noch nicht in Abrede gestellt werden kann. Das Land hat große Strecken kulturfähigen Bodens und erzeugt bei gut erhaltener Bewässerung im Schutze einer südlichen Sonne Seide, Baumwolle und Früchte in beträchtlicher Menge. Doch diese Produkte sind in quantitativer Beziehung noch lange nicht hinreichend, um den riesigen Erwartungen russischer Zukunftspolitiker zu entsprechen. Die Produktionsfähigkeit kann und mag sich steigern, doch nie in solchem Maße, als man in Rußland anfänglich erwartete. Um ein Beispiel anzuführen, wollen wir der Baumwollenproduktion erwähnen, von welcher bis heute höchstens acht- bis neuntausend Tonnengehalt nach Rußland exportiert werden, dessen Fabriken nach dem letzten Census 112000 Tonnen roher Baumwolle verarbeiten, daher noch immer hauptsächlich auf Amerika angewiesen sind. Ähnliche Enttäuschungen haben auch auf anderen Gebieten der Industrie und des Handels sich bemerklich gemacht, und da die turkestanischen Besitzungen alles, nur kein Eldorado geworden, so mußte die Nützlichkeit der neuen Eroberung auf einem andern Gebiete gesucht und gefunden werden.

Dieses neue Gebiet war das Feld der politischen und strategischen Pläne, indem man nun rastlos den indischen Grenzen zu nahen bestrebt war und zur

Erreichung dieses Zieles selbst die größten Opfer nicht scheute. Hierauf bezog sich die Bewegung gegen das Ostufer des Kaspisees, namentlich gegen die Turkomanen, wo Rußland im Laufe dieses Jahrhunderts schon zu wiederholten Malen eine Annäherung versucht hatte, festen Fuß jedoch erst nach Niederwerfung Chiwas fassen konnte. Hier wurden die Fäden im stillen, aber mit schlauer und geschickter Hand ausgelegt, denn wenigleich General Ehrulew schon 1856 gesagt: „Wir könnten sehr leicht 30000 Mann nach Kandahar marschieren lassen und durch Anfachung afghanischer Feindseligkeit gegen die Engländer die Macht der letzteren in Indien brechen“, oder wenn General Krishanowski 1866 das Turkomanenland als einen zweiten Kaukasus bezeichnete, so beginnt die Verwirklichung russischer Pläne auf der hyrkanschen Steppe doch nur erst nach Unterwerfung der Somutturkomanen am rechten Ufergebiete und nach Stabilisierung der russischen Macht in der Bucht von Krasnowodsk. Von da angefangen, d. h. von 1874 bis 1882 konnten die Russen nach einer fast ununterbrochenen Reihe von Kämpfen langsamen Schrittes bis zu den westlichen Ausläufern des Kubbetgebirges vordringen. Viel Geld und Blut wurde vergeudet, bis die wilden Söhne der Steppe mürbe gemacht, dem russischen Szepter sich fügen wollten. Der bisher wenig beachtete Umstand, welcher den Russen bei dieser schweren Aufgabe in die Hände gespielt hatte, besteht jedenfalls darin, daß sie bei ihrer Landung an der Ostküste des Kaspisees, es sei dies bei Krasnowodsk oder Tschekischlar, den Zusammenstoß mit den größeren Massen der Somutturkomanen sorgfältigst vermieden und als Ausgangspunkt ihrer Eroberungen in der hyrkanschen Steppe nur den zwischen dem Balkangebirge und dem rechten Ufer gelegenen Küstenstrich gewählt hatten. Auf diesem minder grasreichen und weniger bevölkerten Teile halten die Turkomanen sich nur zu gewissen Jahreszeiten auf, denn das Gros der Somuten, d. h. die Stämme Dschafar und Atabai wohnen eigentlich in dem Binnenlande zwischen dem Ufer und Görden, sowie jenseits des letztgenannten Flusses bis hart an Astrabad. Mit diesen 40000 Zelten, daher ungefähr 200000 Seelen zählenden, in Krieg und Raub eingeübten Nomaden den Kampf aufzunehmen, wäre allerdings keine leichte Arbeit gewesen; Rußland spielte daher den Großmütigen, überließ dieses unruhige Element auch fortan der persischen Krone, indem der Ufer als die Grenze Trans anerkannt wurde, und hat, wie wir fortwährend sehen, mit diesem Danaergeschenke dem Hofe von Teheran eine verdammte Gefälligkeit erwiesen, sich selbst aber aus jeder nutzlosen Verlegenheit gerettet. Zu kleinen Kämpfen zwischen Russen und Somuten ist es wohl gekommen, doch die Nähe des zweiköpfigen Adlers hatte die einschüchternde Wirkung nicht verfehlt, und während diese Somuten heute ganz frank und frei auf persischem Gebiete Raubzüge unternehmen und ganze Herden und Gefangene mit sich schleppen, wagt es kein einziger, jenseits des Ufer sich zu zeigen, geschweige den Russen ein Haar zu krümmen. Ja, aus dieser unfreiwilligen Nachbarschaft hat im Laufe der Zeit sich sogar ein freundschaftliches Verhältnis ausgebildet; denn als die Russen von der Küste gegen die westlichen Ausläufer des Kubbetgebirges vordringend, an die harte Aufgabe der Unterwerfung der Tefketurkomanen sich machten, da waren es

eben Zomuten, welche das gemeinsame Interesse ihrer Brüder im Osten gänzlich vergessend, von dem alten Groll gegen ihre Brüder beseelt, nicht minder aber auch von den russischen Rubeln geködert, in russische Dienste getreten waren, um als Freiwillige an dem alten Feind ihr Mütchen zu fühlen und die Sache des fremden Eroberers zu fördern.

Hiermit war natürlich Rußland noch nicht geholfen. Die Strecke von Tschefischlar bis ins Achalgebiet, wohin seit zwei Jahrhunderten, d. h. seit den Kämpfen der Chane von Chiwa noch kein fremder Feind gedrungen war, bildet einen der schrecklichsten und unwegsamsten Teile der hyrkaniischen Steppe im Süden. Die gekauften oder gewaltsam requirierten Kamele der Zomuten gingen in dem tiefen Sande, auf wasserlosen Wegen zu Tausenden zu grunde. Der dahinziehende russische Soldat bekam auf dieser Strecke ein Stück der leibhaftigen Hölle zu sehen, der Tod raffte ganze Regimenter dahin, selbst einer der leitenden Generäle, nämlich Lazarew, fiel als Opfer des schrecklichen Marsches, und die kaum 60 geogr. Meilen lange Strecke zwischen Tschefischlar und Bami wird in den Annalen der russischen Kriegführung mit schwarzen Lettern eingetragen sein. Um den riesigen Beschwerden der Kommunikation zwischen dem Achalgebiete und der Ostküste abzuhelpen, verfielen die Russen auf die allerdings kühne Idee, hier eine Eisenbahn zu bauen, die erste auf den grundlosen Sandsteppen Zentralasiens. Anfänglich als Tramway geplant, später aber in eine schmalspurige Eisenbahn von 217 Werst Länge umgestaltet und 648 000 Pfd. Sterlinge kostend, schnaubt heute das keuchende Dampfroß auf einem solchen Terrain dahin, auf welches selbst der windfüßige turkomanische Renner sich nicht leicht gewagt hätte. Die riesigen Kosten und Mühseligkeiten, mit welchen der Unterbau bewerkstelligt, die Slipper auf dem flüchtigen Sande niedergelegt und das rollende Material stückweise zerlegt ans Ufer gebracht und dem Betrieb übergeben werden konnte, sind fast unglaublich, doch moskowitzische Zähigkeit hat alle Hindernisse besiegt. Es galt ein schlagfertiges Heer mit einem entsprechenden Artilleriepark gegen die beherzten und kampflustigen Achal-Tefke's in den Kampf zu stellen, und General Skobelew, der diese Expedition geleitet, schrak ebensowenig vor den Opfern zurück als General Annenkow, der den Bau dieser kleinen Eisenbahn geplant und ausgeführt hatte. Mit Wasser, Lebensmitteln, Munition reichlich versehen, führte nun Skobelew den Schlag gegen die Achal-Tefke's bei der berühmtesten Feste Gök-Tepe, auch Tengi Schehir (Neustadt) genannt, aus. Der rührende Heroismus der mit nackter Hand gegen die vollkommeneren Waffengewalt des 19. Jahrhunderts ringenden Achal-Tefkes ist noch in zu frischem Angedenken, um einer besonderen Erwähnung zu bedürfen. Greise, Kinder, Kranke beteiligten sich an der Gegenwehr, und die waffenlosen Frauen hatten ihre Scheeren auf der Spitze hoher Stangen befestigt und mit denselben auf die stürmenden Russen zugestochen. Doch diese übermenschliche Anstrengung konnte gar nichts frommen. Die mit Menschen angepfropfte Festung wurde in die Luft gesprengt, und von den Fliehenden wurden mehrere Tausende erbarmungslos niedergemetzelt. Gegen 30000 Tefke-Turkomanen mußten

den Versuch, mit der Macht des weißen Zaren es aufgenommen zu haben, mit dem Leben büßen.

Die Macht der als unbändig und unüberwindlich bekannten und in der That bis zur Todesverachtung beherzten und tollkühnen Steppensöhne war gebrochen; was Rom seiner Zeit gegen die Parther vergebens angestrebt, was dem kühnen Wunderzug der Araber unter Kuteibe nur teilweise gelang, was Seldschukiden, Ghaznewiden, Timuriden, Sefiden und Radschariden nicht auszuführen vermochten, das hat Kriegswissenschaft und Waffenkunst des XIX. Jahrhunderts allerdings mit einiger Mühe zuwege gebracht. Die Schutzmauer Zentralasiens vom Süden her war über den Haufen geworfen, und die tollkühnen Abenteurer, die bis dahin vor niemandem sich gebeugt und für unüberwindlich sich gehalten, lagen gebrochen und verstümmelt im Staube vor dem nordischen Eroberer. Der triumphierende Geist der abendländischen Bildung hielt seinen Einzug in den seit einem Jahrtausend schon verschlossenen Nordrand Irans, allerdings im traurigen Gewande moskowitzscher Kultur, doch immer mächtig genug, um außerordentliche Veränderungen hervorzurufen. Wo früher das schnaubende Kamel nur mühselig einherwatete, dort fliegt das feuchende Dampfroß in wildem Fluge dahin. Auf der etwa 34 geogr. Meilen langen Strecke von Kizil-Arwat fährt der russische Postillon, muntere Lieder singend, ganz unbehelligt einher, und einzelne Kaufleute durchziehen mit ihren Warenballen jene Gegenden, wo ehemals selbst der Schatten des Westländers sich nicht zeigen durfte. Während wir dieses schreiben, reifen in russischen Kreisen schon die Pläne heran, die Eisenbahnlinie nicht nur zwischen Kizil-Arwat und Aschkabad, sondern von erstgenanntem Orte bis nach Sarachs auszu dehnen, ja gelegentlich vom letztgenannten Orte sogar bis nach Herat den Schienenstrang zu ziehen. Es sind bloß 130 geogr. Meilen, die da des Ausbaues harren und nach den Kosten der bisherigen Bauten berechnet, nach Marwins Annahme, auf ca. 2 Millionen Pfund Sterling zu stehen kommen würden. Der schwierigste Teil dieser Bahn ist entschieden die Strecke zwischen Michailowsk und Kizil-Arwat, die bekanntermaßen schon heute überwunden ist. Der noch restante Teil besteht zumeist aus einem zum Eisenbahnbau ganz geeigneten Terrain, da die nördlichen Ausläufer des in die Steppe sich hinein erstreckenden iranischen Hochlandes zwischen gutbewässerten und kulturfähigen Hügeln und Thälern abwechselnd bis Sarachs hin sozusagen gar keine Schwierigkeiten bieten. Von Sarachs bis nach Herat glaubte man ehemals, wenigstens die Engländer hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß hier zehn- bis fünfzehntausend Fuß hohe Berge die Pläne der Eisenbahningenieure durchkreuzen würden; doch diese imaginären Alpenregionen sind zu erbärmlichen 900 Fuß hohen Hügeln herabgeschrumpft, und der Widerstand, dem Rußland mit seinem diesbezüglichen Vorhaben, d. h. zur Ausdehnung der Strecke Michailowsk-Kizil-Arwat bis nach Herat hin begegnen könnte, besteht eigentlich nur in dem etwaigen Proteste Großbritanniens, einem Protest, dem die Russen nur bisweilen aus Höflichkeit Rechnung tragen, ohne sich in den Endzielen ihrer Bemühungen irreleiten zu lassen, wie hiervon noch später die Rede sein wird.

Was die Flankenbewegung der Russen nach Merv hin und die Besitzergreifung letztgenannten Platzes anbelangt, so steht dieses Ereignis keinesfalls im Einklange mit dem Lärme, welches es seiner Zeit in Europa hervorgerufen hat. Merv, das Meru oder Maru der Zend-Avesta (die Turkomanen nennen es heute noch Mar, ein Beweis, daß die Nomaden hier schon Jahrtausende wohnen) repräsentiert heute nur einen jämmerlichen Ruinenhaufen von historischer Berühmtheit und hat in strategischer Beziehung für die Russen nur insofern eine Bedeutung, als daß sie bei ihren etwaigen Bewegungen von der Ostküste des Kaspisees gegen Herat von dieser Seite her sich nicht beunruhigt fühlen können, da ein in seiner Selbständigkeit belassenes Merv sowohl einerseits äußeren Machinationen ausgesetzt, andererseits auf die Kette russischer Besitzungen im Norden Trans von störender Wirkung hätte werden können. Den Turkomanen ist dermaßen jeder Schlupfwinkel benommen, die Dase am unteren Tedschend kann mittelst Herstellung des alten Kanalisationsystems wieder blühend gemacht werden, und Merv mag, wie dies zu den Zeiten vor Dschengis Chan der Fall gewesen, wohl leicht zum Handelsemporium zwischen Iran und Bochara, als auch zwischen Indien, Afghanistan und Südrußland, resp. Europa sich herausbilden. Diese ökonomische Zukunft steht außer Zweifel, doch den Russen ist vorderhand hieran wenig gelegen, ihren Augen schwebt nur die Kommunikation nach dem Süden vor. Diese haben sie teilweise schon hergestellt und die Bervollkommnung wird nicht lange auf sich warten lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Sechs unbekannte Studentenlieder Theodor Körners.¹⁾

Mitgeteilt von

Friedrich Latendorf.

Die nachstehenden sechs Gedichte aus Körners Studentenleben, die jetzt zum erstenmal an die Öffentlichkeit treten, haben für Biographie und Kulturgeschichte einen ungleich höheren Wert als in poetischer oder ästhetischer Hinsicht. Zumal die drei letzten können kaum höher als leichte gelegentliche Improvisationen gelten und sind nur insofern beachtenswert, als sie die frische, fecke und hin und wieder auch übersprudelnde Lebenslust des Jünglings inmitten gleichgesinnter Altersgenossen oder einer heiteren Reisegesellschaft bekunden. Bedeutender und geschichtlich wertvoller sind die drei auf seine Leipziger Erlebnisse bezüglichen Gedichte; Körner selbst hat ihnen für sein Leben eine wesentliche Bedeutung zuerkannt.

Über die sechs Gedichte gestatte ich mir nur wenige Vorbemerkungen.

Eine historisch treue und sachgemäße Darstellung von Körners akademischem Leben verdanken wir neuerdings Friedrich Zarncke, auf dessen anziehende und in-

¹⁾ Das aus Körner Entlehnte ist getreu in der Orthographie wiedergegeben worden. Wir durften dieselbe auch bei der Revision vergleichen.

haltreiche Darstellung über Körners Relegation von Leipzig (Allg. Zeitung 1882, Nr. 49 und 50) wir ausdrücklich verweisen, zumal auch die neueren biographischen Mitteilungen von Förster und Jonas dadurch wesentlich ergänzt und berichtigt werden. Die Sulphuristen sind demnach die adligen Gegner der sogen. „Landsmannschaften oder Kränzchen,“ die ihre eigene Berufserklärung mit einem Champagnerbankett feierten und durch eine Denunziation an den akademischen Senat sich rächten. Zarncke hat gewiß recht, wenn er ein solches Hinwegsetzen über studentischen Brauch und Herkommen nicht (wie es das Sulphuristenlied thut) als Mangel an persönlichem Mut, sondern mehr als souveräne Verachtung der studentischen Gleichheit seitens der hochgeborenen vornehmen jungen Herren ansieht. Die Leidenschaftlichkeit Körners ist die des Parteimannes; sie zeigt sich auch in der Verachtung der ärmeren sogen. Wilden, der „ruppigen Finken;“ aber er ist für seine Überzeugung ehrlich und mannhaft eingetreten; und wie er in einem Berliner Stammbuchblatte vom April 1811 der Sulphuria ein Vereat ausbringt, so klingt noch dieselbe Stimmung wieder in dem zu Wien entstandenen Septemberliede desselben Jahres, nachdem ihn der Beschluß des Berliner akademischen Senates im August von der dortigen Universität exkludiert hatte. Der Verurteilung zu einer langwierigen Gefangenschaft und der ihm drohenden, alsbald auch thatsächlich ausgesprochenen Relegation war Körner bekanntlich durch seine Flucht nach Berlin Ende März 1811 zuvorgekommen. Hier ließ er sich gleich als Student an der jungen Hochschule immatrikulieren, und wenn auch vom letzten Leipziger Duell her noch an der Stirn verwundet („einen Ansch. auf der Nase“), war er doch voll Mut und froher Hoffnung. In dieser heiteren Stimmung entstand sein Lied „an den Frühling. Im April im Berliner Thiergarten,“ dessen zweite Strophe im geschichtlichen Interesse hier nach der Handschrift des Dichters zum erstenmal nachgetragen werden darf:

Es geht im fröhlichen Getümmel
 Das neue Leben den fröhlichen Lauf,
 Und an dem jungen frischen Himmel
 Geht auch eine fröhliche Sonne auf. —
 Wie schnell aus des Winters düstern Banden
 Tritt der Frühling, ein zarter Held!
 Wie schnell ist das Leben wieder erstanden,
 Und neugeboren die todte Welt!

Soviel von den drei ersten Gedichten.

Zu dem vierten Liede „Die Schiffsgesellschaft“ bemerken wir, daß es mit zu den Liedern gehört, die Körner während einer heiteren Donaureise im Spätsommer 1811 für die Schiffer selbst dichtete. Zwei ähnliche Gedichte, aber formell und sachlich bedeutender, „das Schifferlied“ vom 16. und das „Morgenlied für Schiffer“ vom 18. September sind in die Ausgaben seit Körner-Tiedge übergegangen. Die vornehmste Person der Reisegesellschaft war der schlesische Regierungsrat Clausen, „der fröhliche Mann, der meine Freude teilt.“ Jonas, Christian Gottfr. Körner S. 225. Auf ihn scheint „das freundliche Papachen“ unseres Gedichtes zu gehn. Diese Wasserfahrt von Regensburg nach Wien schloß sich an

eine Landreise in entgegengesetzter Richtung, die Körner am Abend des 10. September zu Wagen mit seinem Freunde Krämer angetreten hatte. Die nötige Stimmung verschafften sich die Freunde an einer guten Flasche Wein „im Keller bey Schmalwassern“, wo der edle Stoff den Dichter zugleich zu einem reizenden, naiven Trinkliede begeisterte (abgedruckt in der Gegenwart a. a. D. Nr. 26). Körner hat dieser Reise eine lebhafte und dankbare Erinnerung bewahrt. Seine Aufzeichnungen des Jahres 1811 schließen mit Lebens-Notizen, in denen die Stationen der Wasserfahrt eine bedeutende Rolle spielen. Wir wiederholen den betreffenden Abschnitt.

Am 12. August von Carlsbad nach Prag am 13.

Am 19. August von Prag nach Wien (24.) über Brünn (22.).

Am 10. September von Wien nach Regensburg.

Am 15. September von Regensburg auf der Donau nach Straubingen.

Am 16. nach Bilshofen.

Am 17. nach Aschach.

Am 18. nach Niederwaldsee.

Am 19. nach Stein.

Am 20. nach Wien.

Unmittelbar auf diese Notizen folgt unser fünftes Gedicht „das Lied zum Sylvesterabend 1811“. Die erste dichterische Eintragung des nächsten Jahres ist wiederum unser sechstes Gedicht „Das Abschiedslied am 16. Januar 1812“. Vorher gehen historische Notizen über Entstehung und Aufführung einzelner Körnerscher Dramen, die in meiner Ausgabe seiner Liebesgrüße wiederholt und verwertet sind.

Über die Persönlichkeiten in beiden Gedichten, über ihre bald wirklichen, bald fingirten Namen weiß ich nicht mehr, als was der Inhalt von selber ergiebt. Der „gelenke Schmalwasser“ scheint der Wirt des Kölner Hofes gewesen zu sein, der wohl bei Tafel präsiidierte. Die Erwähnung des Skis beim Rod kennzeichnet ihn als einen Freund des Tarockspiels (s. Sanders u. d. W.); Koromsen scheint ein ungarischer Name; im Zriny kommt derselbe Name vor IV. 8.

Der Hauptmann Zuranitsch, er stand am Thor,
Und half den alten Koromsen verbinden.

Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß Körner — ohne einen urkundlichen alten Belag für diesen Helden — seinem Freunde ein kleines Denkmal hat stiften wollen.

Im übrigen überlasse ich das Urtheil über sämtliche Gedichte der unbefangenen Erwägung eines billig denkenden Lesers. Erhöhen sie auch nicht den dichterischen Ruhm des Heldenjünglings: so bringen sie ihn in Freud und Leid der akademischen Tage doch unserer Teilnahme menschlich und gemüthlich nahe, ohne seinem Charakter Abbruch zu thun; sie haben sicherlich ein hohes persönliches und ein nicht geringeres kulturhistorisches Interesse.

I. Sulphuristenlied.

Auf, Brüder, alle, die Kehlen gestimmt,
Es geht nicht zu Schlagen und Raufen,
Hier wo uns kein Kränzianer vernimmt,
Hier können wir ruhig saufen.

Hier schlägt unser nobles Geblüte frey,
Verschieß oder nicht, das ist einerley.

Statt des Schlägers liegt ein Flederwisch hier,
Damit gebe der Präses das Zeichen,
Bey verschlossener Thür commercieren wir,
Sie könnten uns sonst verscheuchen,
Und söffen uns den Champagner weg,
Und schleuderten uns und die Stöpsel in Dreck.

Wir sollten uns schlagen, das wäre nicht recht,
Wenns die lieben Altern nur wüßten.
Die Kerls sind für unsern Adel zu schlecht,
Für hochgebohrne Sulphuristen.
Drum beschworen wir den Schwefelbund,
Gott erhalte uns noch lange recht frisch und gesund.

Zwar ist wohl mancher aus unsrer Welt,
Der ließe sich lieber begraben,
Weil er auf die alte Regel hält,
Man müsse Courage haben,
Doch über das Vorurtheil sind wir hinaus,
Denn mit der Courage kommt nichts heraus.

Wenn die Kotte braust, wenn der Heßer winkt,
Wir haben ein gutes Gewissen,
Drum frisch, wenn der blanke Schläger blinkt,
.
Und eh man uns noch ein Härchen verlegt,
Dem Rector geklatscht, in Concil gepeßt.

So entgehn wir gewiß aller Schwulität,
Und können ins Fäustchen uns lachen,
Und wenn es uns auch an den Kragen geht,
Gott erhält ja den Kranken und Schwachen.
Drum lebe hoch, wer Manschetten hat,
Den Kränzchen aber ein Vereat.

Und dieses Vivat ist unser Stolz,
Wir tragen die längsten Manschetten,
Und liegen statt's haufen im Schlägerholz
Viel lieber in unsern Betten.
Drum fling es noch einmal aus vollem Mund:
Es leb' und florire der Schwefelbund.

II. Abschied von Leipzig.

[23. März 1811.]

Hinaus in das muthige Leben,
Hab all meine Sache bestellt.
Valet! Der Bursche muß scheiden,
Man stößt ihn hinaus in die Welt.

Lieb Städtchen, ich soll von Dir lassen,
Und bin doch so froh und gefaßt,
Hab ich nicht manch seliges Stündchen
In deinen Mauern verpaßt?

Hab ich nicht an trockne Philister
Die herrlichsten Streiche gewagt,
Den Ziegenhainer geschwungen
Und Häscher und Schnurren gejagt?

Hab ich an der Brust meines Mädchens
Manch heilige Nacht nicht geruht?
Bergoß ich für Freiheit und Liebe
Nicht oft mein brausendes Blut?

Und hat mich der blanke Schläger
Nicht oft auch als Sieger begrüßt?
Hab ich denn hier niemals getrunken
Und niemals geliebt und geküßt?

Ja das ist wohl alles gelungen,
Ich habe das Schlagen geübt,
Den Ziegenhainer geschwungen,
Getrunken, geküßt und geliebt.

Drum will ich auch dein nicht vergessen,
Du schöne, du freundliche Zeit.
Drum sey dir auch noch in der Ferne
Manch Stündchen Erinnerung geweiht.

Doch kann ich nicht klagen und trauern,
Das hab ich auch weiter kein Hehl,

Denn Burschenleben und streben
Ist immer frisch auf und fidel.

Drum fecht in die Stürme der Lage,
Am liebsten, wo's kocht und braust.
Die Liebe glüht mir im Herzen,
Der Schläger blinkt in der Faust.

Valet, du freundliches Städtchen,
Du schließt ja mein Liebste mit ein.
Mag's jedem, der dich muß verlassen,
So leicht ums Herz herum sein.

Valet, du herziges Mädchen,
Der ich mich zu eigen gab.
Denk oft an den redlichen Jungen,
Dir treu bis ins kühle Grab.

Valet, ihr Brüder und Freunde,
Für die meine Seele erglüht,
Der Sieg soll euch wählen und krönen,
So oft ihr den Schläger zieht.

Und wenn sie uns hier relegiren,
Was hat es da weiter für Noth?
Wir gehen fidel durchs Leben,
Und gehen fidel in den Tod!

III. Das Lied vom flotten Burschen.

Wien am 28. September [7 br] 1811.

'S war mal ein flotter Bursche,
Der hat in Leipzig gehaust,
Philister hat er geschoren,
Und wild geschwärmt und gebraust.
Hat tausend Suiten gerissen,
Hat manche Nacht durchcommerstirt,
.....
.....

Da gieng das Manschettenfieber
In Leipzig just aus und ein,
Sah einer den blanken Hieber,
So wars gleich, als müßt er sich spenn.
Es kriegten nicht ruppige Finken
Allein den fatalen Krampf.
.....
.....

Das konnte der Bursch nit vertragen,
Er fuhr mal derb drunter nein.
Da gingen die Herrchen verklagen,
Er sollte ins Carcer hinein
Schnell machte er sich auf die Strippen,
Früh morgens kam Haltefest,
Doch er war längst ergebnippen
Und leer war des Burschennest.

Einen . . . auf der Nase,
Das Relegat im Sack
Giengs die Berliner Straße
Mit leichtem Huckepack,
Da wollten sie ihn nicht nehmen,
Weil er schon relegirt,
Ob sich die Herrn nicht schämen,
Er ward ermatriculirt.

So fahre ein aschgrauer Teufel
In euer verdammtes Concil.
Die Feigheit blüht, die Manschetten,
Ein Braver ist euch schon zu viel.
Die Sulphuristen floriren,
Ey! kriegt ihr die Schwere Noth.
Doch, wenn sie ihn auch relegiren,
Der Bursche bleibt brav bis in Tod.

Wer hat dies feine Liedchen
In künstliche Reime gebracht?
Das hat der Bursche sich selber
Wohl unterwegs ausgedacht.
Und sind ihm die Säle verschlossen,
Und schmächt ihn des Böbels Geschrey,
Das Wissen bleibt ewig offen,
Und Kunst und Liebe sind frey.

IV. Die Schiffsgesellschaft.

Auf der Donau am 19. September [7 br] 1811.

Die Donau läuft im Thale,
Das lob ich immermehr.
Dort droben auf den Bergen,
Obs da nicht hübscher wär?
Die Donau, he, hi, ha!
Hopfafa,
Und abermals,
Obs da nicht hübscher wär.

Unser freundliches Papachen,
Das hat das Anziehn weg,
Er trägt 300 Hemden,
Und drüber 15 Röck.
Der Regierungsrath! etc.

Madame befindet sich übel,
So daß sie immer bricht,
Ich wüßte wohl die Ursach,
Doch ich verrath es nicht.
Madame! etc.

Der Unger ist so stille
Und thut so ehrbarlich,
Doch hat er's hintern Ohren,
Das glaubt mir sicherlich.
Der Unger! etc.

Der Drechsler kann viel Lieder,
Wohl einen ganzen Schwarm,
Hat lieber als den Meißel
Ein Mädcl auf dem Arm.
Der Drechsler! etc.

Vom Wasser weiß der Kieper
Nicht viel, wie und warum.
Kann ers beim Wein nicht besser,
Geb ich keinen Heller drum.
Der Kieper! etc.

Von Regensburg bis Bierstadt
Sind 60 Meilen, o weh!
Und die auf unserm Schiffe
Ist die 61ste.
Die Meile! etc.

Der Schuster zieht Gesicht
Wie eine Fledermaus,
Und pflastert sich die Nase
Mit schlechtem Toback aus.
Der Schuster! etc.

Den Koch, den muß ich loben,
Er macht 'ne gute Speiß,
Nur ist sein Bier nicht kühle,
Und seine Suppe nicht heiß.
Der Koch! etc.

Wie Gottfried im Vergessen
Brachts keiner noch so weit,
Er läßt sich selber liegen,
Das ist ihm Kleinigkeit.
Der Gottfried! etc.

Der Schiffer heißt Herr Hörnel,
Das steht der Frau wohl an,
Er weiß, kriegt er ein Söhnchen,
Daß er ein Hörnel bekam.
Der Schiffer! etc.

Der sich dies Lied erdachte,
Das war ein lockrer Student,
Der bleibt 'ne wilde Hummel,
Bis an sein seelig End.
Der Studente! etc.

V. Lied zum Sylvesterabend 1811.

Im Köllnerhof hier oben
Geht's wieder einmal nach Wunsch.
Man säuft die Nagelproben
In Extrafeinem Punsch.

Heut haben die Frau'n das Regiment,
Drum bin ich auch so faul,

Dem wenn ich auch was reden könnt,
Ich kriegte eins außs Maul.

Der Georgel fiel zum Spase,
Doch mogt's nicht spashaft sein,
Und kommt mit dicker Nase
Ins neue Jahr hinein.

Drey Duzend rothe Haare
Hat Weber auf dem Zahn,
Und in dem nächsten Jahre
Kommt's vierte auch heran.

Der Pseudopumpnickel
Legt Eyer wie'n Capaun
Und kann manch schönes Stückel,
Und bellen und miaun.

Schmalwasser ist ein Kerlchen,
So sieht man sie nicht viel,
Gelenker als ein Schmerlchen
Schmal wie ein Federkiel.

Für'n Rod ist's beste Futter
Ein Kartenspiel gewiß.
Die Herzdame war seine Mutter,
Und sein Vater war der Skis.

Der Biermann und der Schreiber
Versuchen in Presburg ihr Glück.
Sie nehmen sich junge Weiber,
Und führen dann eigne Fabrick.

Ein Mensch von großem Mackel
Das ist der Koromsey,
Denn setzt es wo Specktackel,
Der ist gewiß dabei.

Der Herr dort oben bemüht sich sehr
Er macht Kalender anjetzt,
Und häßt gern einen Sonntag mehr
Ins neue Jahr gesetzt.

Fleischhackeln, unsern General,
Der gegen Frankreich zog,
Ernennen wir zum Admiral
Auf unserm Wassertrog.

Limberger lernt beim Herrn de Bach
Mit Peitschen englisch knallen,
Um morgen früh am Neujahrstag
Gelenk vom Pferd zu fallen.

Es ist einer hier noch unter uns,
Man zählt ihn noch mit auf,
Doch trinkt er heut auch keinen Punsch,
Er steht nicht hungrig auf.

Der euch dies Lied thät singen
Ey nun, den kennt ihr doch,
Er frißt eine gute Klinge,
Und säuft auch wie ein Loch.

Das Achtzehnhundereiß
Liegt auf der Todtenbahr,
Bum, bum, da schlägt es zwölf,
Leb wohl, du liebes Jahr.

Dort draußen vor den Thüren
Da steht das neue Jahr.
Wir öffnen gern die Thüren!
Willkommen, neues Jahr.

Wir hatten im lieben Alten
Manch schönes gutes Fest.
Das Neue mag kommen und schalten,
Wenn's uns nur beyammen läßt.

VI. Abschiedslied am 16. Januar 1812.

Ach, Biermann, ach Schreiber ach,
Lebt wohl, lebt wohl, valeté.
Ein angeschwollner Thränenbach
Berwischt die Abschiedsrede.
Ihr wollt aus unsern Mauern fliehn,
O Jammer, o geschlagnes Wien,
O Serum, Serum, Serum.

Wir weinen uns ensemble frank,
Ach, wüßt ich nur, was hälfe!
Der Schreiber hält nun nicht mehr Bank
Beim edlen halben Zwölfe.
Und wenn der nicht mehr Bänke hält,
Was macht man dann mit seinem Geld? —
O Serum, Serum, Serum.

In jeder kleinen Gasse läßt
Biermann ein Liebchen sitzen,
Die kränkeln an der Seufzer Pest
Und werden todt sich schwitzen!
Sie sterben wie an Fliegengift,
Und alle Schuld den Biermann trifft.
O Serum, Serum, Serum.

Doch dieser Mordspecktackel all
Mag nicht den Fels bekümmern,
In Presburg hinterm Grichwall (?) [Michew. ?]
Bergißt er bald das Wimmern.
Er führt es nach dem alten Brauch,
Und Mäd'el giebt's in Presburg auch
Und was für hübsche Mäd'el.

Nun wenn euch gar nichts halten kann,
Nicht Wein und Spiel und Mädel,
So fangt das neue Leben an
Und strapazirt den Schädel.
Seid hübsch fidel und treibt es flott
Als echte Ungarn, saperlot,
Und macht euch keine Schande.

Daß man nach Jahren sagen muß,
Die zwangen ihre Pläne,
Sind alle ganz in Floribus,
Und recht fidele Hähne.
Drauf laßt das Glas zum Munde gehn! —
Lebt wohl! ein fröhlich Wiedersehn
Und Freundschaft sonder Ende.



Welche direkten Vorteile hat die Landwirtschaft von den Kolonien zu erwarten?

Von einem konservativen Staatsmann.

Die obige Frage ließe sich wohl am besten mit den zwei Worten „gar keine“ beantworten, indes scheint es bei oberflächlicher Betrachtung, als ob dieses Urteil zu absprechend sei, und möge daher eine genauere Untersuchung der Gründe hierfür am Platze sein.

Die deutsche Landwirtschaft befindet sich, wie allgemein zugegeben wird, in einem Zustande der Krisis, welcher durch die übermäßige hypothekarische Verschuldung des Grundbesitzes, die unverhältnismäßige steuerliche Belastung, das Steigen der Löhne, die geringen Erträge des Bodens, die übermäßige landwirtschaftliche Konkurrenz anderer überseeischer Länder und neuerdings durch die Krisis der Zucker-Industrie herbeigeführt worden ist. Aber es ist nicht die deutsche Landwirtschaft allein, welche Not leidet; sie teilt dies Schicksal mit der des gesamten Europa, und alle die kleinen Mittel, die man vorschlug, um dem Notstande abzuhelpfen, haben sich als durchaus unwirksam erwiesen. Helfen kann hier nur eine vollständige Grundentlastung und eine tief eingreifende Änderung des ganzen Wirtschaftssystems, da es unter den jetzigen Verhältnissen für einen großen Teil der Landwirte zu einer Unmöglichkeit geworden ist, Reinerträge aus ihrer Wirtschaft zu erzielen, ja selbige oft sogar nicht einmal mehr im stande sind, die nötigen Zinsen und Steuern herauszuwirtschaften, wofür die vielen Subhastationen einen deutlichen Beweis liefern. Diese Subhastationen sind nun zwar auch ein Mittel, das Hypothekenfolium zu reinigen und den betreffenden Grundbesitz von einem großen Teile seiner Schulden und Verpflichtungen zu befreien; immerhin aber erscheint es für die zeitigen Besitzer, ja für den ganzen Grundbesitz wenig wünschenswert, mit diesem Reinigungsmittel par force beglückt zu werden, wenn auch für viele ein anderes Sanierungsmittel kaum noch erfolgreich sein dürfte.

Was nun die Kolonien selbst anbetrifft, so erscheinen zuvörderst die bis jetzt unter den Schutz des deutschen Reiches gestellten, in Westafrika belegenen Ländereien als wenig geeignet für die Kultivierung durch europäische Arbeiter; sie scheinen vielmehr nur als Handelsgebiete für gewisse Fabrikationszweige von einigem

Werte zu sein, und ihre Erzeugnisse, die bis jetzt nur in Kofusnüssen, Coprah, sowie Elfenbein u. dgl. bestehen, werden in nächster Zeit schwerlich einen bedeutenden Einfluß auf die Preisbewegung unserer landwirtschaftlichen Produkte und damit auf die Lage unserer Landwirtschaft überhaupt hervorbringen. Ein Nutzen könnte hier also kaum verzeichnet werden und ein Schaden wohl erst dann, wenn diese Kolonien sich auf den Anbau von Zuckerrohr und die Zuckerfabrikation legen würden. Freilich würde dieses erst in einigen Jahren möglich sein, alsdann aber wird unsere eigene, jetzt schon bedenklich krankende Zuckerindustrie eine Konkurrenz von dort aus noch schwerer ertragen.

Abgesehen hiervon, sind diese Gebiete in landwirtschaftlicher Beziehung kaum zu fürchten, da sie nicht einmal durch namhafte Heranziehung europäischer Arbeiter eine Steigerung der hiesigen Produktionskosten herbeiführen können. Auf die Erträge unserer Viehzucht einzuwirken, scheinen sie eben so wenig berufen zu sein, da sie zumeist noch unter dem Banne der Tsetsefliege stehen sollen.

Anders liegt die Sache jedoch mit Kolonien in anderen Weltteilen unter günstigeren klimatischen Verhältnissen. Sie sind zum großen Teil dazu berufen Ackerbau-Kolonien zu werden und damit also auch bestimmt, in einen Wettbewerb in der Produktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse mit dem Ackerbau Europas zu treten. Daß diese Kolonien voraussichtlich die mit unseren gegenwärtigen Grundbesitz-Verhältnissen unzufriedene ackerbautreibende Bevölkerung anziehen dürften, kann wohl nicht geleugnet werden; daß dieselben aber für unsere Landwirtschaft segensbringend und daher für dieselbe erstrebenswert sein sollen, dafür fehlt vorläufig noch jeder Beweis, man müßte denn den Ausspruch, daß unsere deutsche Landwirtschaft dann nicht mehr in der bisherigen Weise weiter zu wirtschaften brauche, sondern andere Kulturzweige, besonders Obst- und Gemüsebau betreiben könne, den Könerbau aber aufgeben und den Kolonien überlassen müsse, als besonders weise betrachten wollen.

In Europa ist fast jedes kulturfähige Land, das irgend einen Ertrag verspricht, unter Kultur und in Besitz genommen. Die Fläche dieses Bodens ist also beschränkt, und auf ihr ruhen hier eine Menge von Lasten, die den Reinertrag des Grundstücks beeinträchtigen. Wird nun in anderen Ländern mehr und mehr fast kostenlos anbaufähiges freies Land in Kultur genommen und mit Früchten bestellt, die nur die Aussaat und Bestellung kosten und daher bei den niedrigen Transportkosten zu einem billigeren Preise als die in Europa produzierten Feldfrüchte zc. auf den Weltmarkt geliefert werden können, so werden sie damit auch die europäischen Preise und also auch die europäische Landwirtschaft in ihrer Rentabilität in Mitleidenschaft ziehen und deren Reinertrag beeinträchtigen. So muß also auch allmählich der Wert des europäischen Grund und Bodens um so mehr fallen, als der Boden in den anderen Ländern an Wert gewinnt, da ja der Reinertrag der einzig natürlich maßgebende Faktor hierbei ist. Der höhere Reinertrag zieht aber naturgemäß eine Menge europäischer Arbeiter und Ansiedler in die neu erschlossenen Territorien und Kolonien. Diese nun entführen der Heimat nicht nur ein großes Bar-, sondern auch ein ungeheures Arbeitskapital und schädigen

dieselbe ebensowohl durch die Entziehung eines Äquivalents für die aufgewendeten Erziehungs- und Ernährungs-kosten, als auch dadurch, daß sie durch Vermehrung der überseeischen Produktion gefährliche Konkurrenten der heimischen Landwirtschaft werden. Ob sie diese Konkurrenz nun unter heimischer oder fremder Flagge ausüben, scheint uns dabei ziemlich irrelevant zu sein, auf die mehr oder weniger bunte Färbung der Flagge kommt es — abgesehen von den patriotischen Gefühlen — bei dem Rechnungsabschluß schließlich nicht an. Mit dem starken Abfluß arbeitsfähiger Menschen in fremde Länder wird aber auch die heimische Arbeitskraft beschränkter und damit auch teurer. Unsere Landwirtschaft, die jetzt schon über hohe Löhne klagt, kann also bei zunehmender Auswanderung und Kolonisation nicht auf niedrigere Löhne, also geringere Produktionskosten und damit nicht auf bessere Reinerträge hoffen. Werden nun aber noch durch den stetigen lebhafteren Import der überseeischen landwirtschaftlichen Produkte die Preise ihrer eigenen Erzeugnisse unter das Rentabilitäts-Niveau gedrückt, so muß dies alsbald zu einer vollständigen Katastrophe des Grundbesitzes führen.

Welche Ursache die deutschen Landwirte in ihrem Interesse haben sollten, sich für Kolonien besonders zu begeistern, ist deshalb auch schwer zu verstehen. Offenbar hat man es hier mit einer Verwechslung der patriotischen und politischen Motive mit den wirtschaftlichen zu thun. Für die Weltmachtstellung Deutschlands sind — wie wir dies auch früher schon betont haben — überseeische Kolonien als Stationen, Kohlenplätze, Häfen u. dgl. für die deutsche Flotte allerdings unentbehrlich. Um so mehr aber sollte man darauf sinnen, die heimischen Zustände gegen die sonst von dorthen drohenden Gefahren sicher zu stellen.

Wir empfehlen hier wiederholt die Kolonisation im Innern, um allen denen, welche heute auswandern, um sich einen eigenen Grundbesitz zu suchen, ein gesichertes Heim und Gelegenheit zur nützlichen Verwendung ihrer Arbeit zu gewähren. Man würde damit dem Lande ein großes Kapital an Geld und Arbeitskraft erhalten und dasselbe kräftiger zur Abwehr der fremden Konkurrenz machen, vorausgesetzt freilich, daß diese innere Kolonisation unter gesunden, die Garantie der Dauer in sich tragenden Bedingungen, etwa nach amerikanischem Muster erfolgt.

Ein zweites vielerstrebtes Mittel zur Hilfe wäre es, wenn man den Grundbesitz von seiner ihn erdrückenden Hypothekenlast befreite, d. h. — und dies ist unser *ceterum censeo* — eine Ablösung in Form niedrig verzinslicher amortisierbarer Renten herbeiführte. Außerdem würde die Verbilligung des Transportes landwirtschaftlicher und für die Landwirtschaft unentbehrlicher Güter wesentlich dazu beitragen, die hiesige Landwirtschaft rentabler zu erhalten.

Will man übrigens an einem Beispiele deutlich erkennen, welchen Nutzen Ackerbau-Kolonien der heimischen Landwirtschaft gewähren, so braucht man nur auf England zu sehen, dessen Farmerstand vollständig der Konkurrenz der Farmer der Kolonien unterliegt. Und sehr viel besser wird es unseren Landwirten wohl auch nicht gehen; wir glauben sogar schlechter, da wir weniger Kapital im Lande haben und außerdem noch mit einem weit schlechteren Klima rechnen müssen als die Engländer.

Über die etwaige Rückwirkung einer Steigerung unserer Industrie durch auswärtige Kolonien auf die Landwirtschaft werden wir uns in einem zweiten Artikel noch näher verbreiten.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Chemie.

Ueber „Selbstentzündung“ von Baumwolle.

In Anlaß eines Brandes, durch welchen auf dem Transport von Geestemünde nach Kaufbeuren befindliche Baumwolle zerstört wurde, habe ich mich mit der Frage beschäftigt, ob Selbstentzündung genähter Baumwolle möglich und in dem erwähnten Falle die Ursache des Brandes gewesen sei. Obgleich mehr als ein Jahrzehnt seit dieser Untersuchung verflossen ist, dürften meine Erfahrungen für die mit dem Vertriebe, dem Transport und der Verarbeitung der Baumwolle beschäftigten Handel- und Gewerbetreibenden doch noch jetzt von Interesse sein, da Jahr für Jahr Unglücksfälle auf See bekannt werden, die sich möglicherweise auf die von mir beobachteten Eigenschaften der Baumwolle zurückführen lassen.

Die aus 66 Ballen bestehende Sendung wurde bei der Verladung in Geestemünde am 5. Februar genau untersucht und dabei festgestellt, daß 24 Ballen vom Seewasser einige Zoll tief genäht waren. Die Baumwolle wurde hierauf in 4 offenen Güterwagen verladen, mit Decklaken belegt und gelangte am nächsten Tage ohne Unfall bis nach Wunstorf, wo sie auf einem Nebengeleis des Bahnhofes in der Nähe vorüberfahrender Eisenbahnzüge stehen blieb, um später mit andern Gütern weiter transportiert zu werden. Hier bemerkte gegen 3 Uhr nachmittags ein Bahnwärter, daß aus einem der Wagen Rauch aufstieg. Man versuchte sofort das Feuer zu ersticken, koppelte, als dieses nicht gelang, den halb-brennenden Wagen los und schob ihn, um die übrigen Wagen vor der Entzündung zu schützen, auf ein entferntes Wagengeleis. Aber während man dort noch mit dem Herabreißen und Löschen beschäftigt war, etwa eine halbe Stunde nach dem Beginn des ersten Brandes, fing ein zweiter Wagen mit Baumwolle auf gleiche Weise zu brennen an. Auch hier riß man die brennenden Ballen herab, warf sie in den Böschungsgraben, bedeckte sie mit feuchter Erde, goß Wasser darüber und ließ sie etwa 56 Stunden an freier Luft liegen. Darauf wurden die beschädigten Reste, etwa 9 Ballen Baumwolle, wieder auf einen Wagen geladen, aber in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar geriet auch dieser Wagen in Brand. Ebenso verbrannte ein Teil der Baumwolle, welchen man vergraben und mit einer festgestampften Erdschicht von 4 Fuß Höhe bedeckt hatte, als man nach 3 Tagen die Erde fortnahm.

Die Transportgesellschaft zog aus dem Verlaufe des Brandes den Schluß, daß hier eine Selbstentzündung der Baumwolle vorliege, und die Sachverständigen,

welche von ihr zugezogen wurden, stimmten dieser Auffassung bei. Sie erklärten, Selbstentzündung genähter Baumwolle sei mehrfach beobachtet. Im Kattegat sei ein Schiff mit Baumwolle verbrannt, in Hamburg habe sich Baumwolle entzündet, die beim Löschen eines Brandes naß geworden, auch beim Ausladen von durch Seewasser beschädigter Baumwolle sei Selbstentzündung vorgekommen. Auch die Sachverständigen folgerten, der Umstand, daß die 72 Stunden vergraben gewesene Baumwolle sich an der Luft wieder entzündet habe, beweise, daß in Wunstorf Selbstentzündung die Ursache des Brandes gewesen sei.

Einer der Sachverständigen ging um vieles weiter. Er behauptete, nasse Baumwolle entzünde sich ohne weiteres von innen heraus, wenn ihr Zeit gelassen werde. Er selbst habe bei einem Brande beobachtet, wie nach Löschung desselben äußerlich außer durch Nässe vollkommen unbeschädigte Baumwollballen beim Auseinanderreißen sich plötzlich entzündet hätten. Wenn man aus einem solchen, durch Brand unversehrten, aber nassen und warmen Ballen eine Hand voll Baumwolle herausziehe, dieselbe im kalten Wasser untertauche, ausdrücke und dann auseinanderzupfe, so entzünde sie sich in der Minute. Übrigens lasse sich auch nachträglich an unvollständig verbrannten Baumwollballen erkennen, ob äußere Veranlassung oder Selbstentzündung die Ursache des Brandes gewesen, im letzteren Falle verkohle die Baumwolle im Innern, und der Brand verbreite sich erst von hier aus nach außen.

Hiergegen hob die gegen die Transportgesellschaft auf Ersatz klagende Versicherungsgesellschaft hervor, daß die mit Seewasser getränkte Baumwolle am 4. Februar in Geestemünde genau besichtigt worden und daß dabei keine Erwärmung der Baumwolle wahrgenommen sei. Eine Selbstentzündung der Baumwolle, falls sie überhaupt möglich, habe doch keinesfalls in der kurzen Zeit bis zum 6. Februar sich bis zur Entzündung steigern können. Trotz stärkerer Beschädigung durch Seewasser sei ein anderer Teil der auf demselben Schiff verladene Baumwolle unversehrt am Bestimmungsorte angelangt, und aus allen diesen Umständen sei zu schließen, daß das Feuer von außen in die Baumwolle hineingelangt sei. Diesen Darlegungen trat der Sachverständige Professor Böttcher in Chemnitz bei. Feuchtwerden von Baumwolle durch Seewasser komme so häufig vor, daß über die Folgen hinreichendes Material gesammelt sei. Meistens werde gar keine Temperaturerhöhung beobachtet, nur stark durchnässte Baumwolle erwärme sich in seltenen Fällen, auch dann nur so stark, daß die Hand die Temperatur im Innern des Ballens noch ertragen könne. Daß diese Erwärmung sich bis zur Entzündung steigern könne, sei weder aus der betreffenden Litteratur ersichtlich, noch den mit dem Transport, dem Vertrieb und der Verarbeitung von Baumwolle beschäftigten Gewerbetreibenden bekannt, noch endlich aus der Beschaffenheit der Baumwolle, als einer zur Zersetzung wenig geeigneten Substanz zu folgern, namentlich aber bei der verbrannten, nur einige Zoll tief genähten Baumwolle unmöglich gewesen.

Als bei dieser Sachlage die Aufforderung an mich erging, mich gleichfalls als Sachverständiger in dieser Angelegenheit zu äußern, mußte ich bestrebt sein, nicht allein die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer Selbstentzündung

genäßter Baumwolle zu erörtern, sondern mit Berücksichtigung aller wohl konstatierten Umstände festzustellen, ob in dem vorliegenden Falle die Annahme einer Selbstentzündung zulässig sei. Es gelang mir auf Grund naheliegender, doch bis dahin noch nicht gezogener Schlußfolgerungen die Unmöglichkeit einer Selbstentzündung als Ursache des Brandes zu erweisen, sowie durch einfache und leicht zu wiederholende Versuche den Schlüssel zu den bei dem Brande beobachteten Erscheinungen zu finden.

Man bezeichnet als Selbstentzündung die freiwillig eintretende Zersetzung vegetabilischer oder animalischer Stoffe, falls sie soviel Wärme entwickelt, daß durch diese Wärme der Stoff selbst zerstört und in Brand gesetzt wird. Eine solche Selbstentzündung ist beobachtet bei genäßten vegetabilischen Stoffen, wenn sie vorher geröstet oder erhitzt waren, bei anderen Pflanzen- oder Tierstoffen, die mit Öl oder Firnis getränkt waren, endlich bei Heu, Buchweizen, Malz, Dünger, Stroh, wenn diese Stoffe im nassen oder feuchten Zustande aufbewahrt wurden, bei Hafermehl, welches Gelegenheit hatte beim Liegen Feuchtigkeit anzuziehen, und bei leinenen Lumpen, wenn diese in Haufen in Gährung versetzt waren. Versucht man nach diesen Erfahrungen sich ein Urtheil über die Möglichkeit einer Selbstentzündung genäßter Baumwolle zu bilden, so wird man zugeben müssen, daß sich diese Möglichkeit weder beweisen, noch auch die Unmöglichkeit der Selbstentzündung deduzieren läßt. Denn der frühere oder spätere Eintritt von Zersetzungen ist bei feuchten Pflanzen- und Tierstoffen Regel, die Selbstentzündung eine an unvollständig bekannte Umstände gebundene, seltene Ausnahme. Nur die Erfahrung wird darüber entscheiden können, ob bei einem bestimmten Pflanzenstoffe die mit der Zersetzung verbundene Temperaturerhöhung sich bis zu dessen Entzündung zu steigern vermag.

Meine Anfragen in Bremen, Hamburg und Liverpool bei den regelmäßig mit dem Transport von Baumwolle beschäftigten Handlungshäusern und bei den beteiligten Versicherungsgesellschaften ergaben als Resultat, daß in diesen sachverständigen Kreisen kein einziger sicher gestellter Fall von Selbstentzündung genäßter Baumwolle bekannt war. Mehrfach wurde mir die Antwort erteilt, der Schreiber selbst oder andere ihm bekannte Personen hielten eine Selbstentzündung für möglich, aber man sei nicht imstande einen speziellen Fall aus eigener Beobachtung anzuführen. Man weiß, so schrieb mein Liverpoolscher Korrespondent, daß mit Baumwolle beladene Schiffe auf See verbrannt sind, viele Praktiker suchen die Ursache des Feuers in dem Vorhandensein nasser Baumwolle, daher auch manche Kapitäne sich weigern, Baumwolle von havarierten Schiffen anders als auf Deck zu befördern, aber niemals ist unter den vielen Tausenden von Baumwollbällen, welche mit Seewasser durchnäßt jährlich in Liverpool anlangen, Selbstentzündung beobachtet. In dicht geschlossenen Räumen lagernde nasse Baumwolle kann sich erwärmen, doch genügt die leiseste Ventilation um dem vorzubeugen.

Man darf hiernach wohl behaupten, daß Selbstentzündung nasser Baumwolle entweder überhaupt nicht oder doch nur in äußerst seltenen Fällen eintritt. Nehmen wir indes einen Augenblick diesen Vorgang als möglich an, so läßt sich doch mit

Sicherheit erweisen, daß bei dem Brande in Wunstorf Selbstentzündung nicht die Ursache des Brandes sein konnte.

Es waren im ganzen 24 Ballen mit Seewasser beschädigte Baumwolle im Zuge vorhanden, und bei keinem dieser Ballen wurde vor Ausbruch des Feuers Erwärmung, Aufsteigen von Dampf, Fäulnis oder überhaupt eine der Erscheinungen beobachtet, aus deren Auftreten man die Möglichkeit einer Selbstentzündung ableiten könnte. Es gelangten von diesen genähten Ballen 10 oder 12 nach Kaufbeuern, keiner derselben hat sich entzündet, gedampft oder Erscheinungen gezeigt, welche dem Ausbruch des Feuers vorausgehen. Das Feuer war ausgebrochen auf Wagen 1 am 6. Februar nachmittags 3 Uhr, auf Wagen 2 etwa eine halbe Stunde später, in der bei diesem zweiten Brande geretteten, aber als „verdächtig“ ausgesonderten Baumwolle etwa 60 Stunden später. Dabei waren 27 Ballen verbrannt, also höchstens 14 genähte, jedenfalls 13 trockene. Die Erscheinungen, soweit sie die Annahme einer Selbstentzündung begründen sollen, waren den Zeugenaussagen gemäß bei allen 3 Bränden und bei allen einzelnen Ballen dieselben gewesen.

Hätte sich nun die Baumwolle infolge einer in den Ballen stattfindenden, durch die Gegenwart von Seewasser eingeleiteten Zersetzung freiwillig entzündet, so wäre diese Zersetzung als ein in jedem Ballen für sich und unabhängig von den Vorgängen in den andern Ballen verlaufender Prozeß aufzufassen. Es müßte dann angenommen werden, daß dieser von weit her, etwa schon während des Seetransportes eingeleitete Prozeß in 2 Fällen fast genau zu derselben Zeit, in dem 3. Fall freilich 60 Stunden später, aber ohne jeden ersichtlichen Grund doch noch an demselben Orte zur Entzündung geführt habe, während andererseits mindestens in 10 der ebenfalls genähten Baumwollballen auch der Beginn eines solchen Prozesses gar nicht eingetreten sei. Berücksichtigt man nun, wie eben erörtert, daß mit Seewasser getränkte Baumwolle sehr oft versandt wird, daß Selbstentzündung, wenn überhaupt, so doch jedenfalls nur äußerst selten vorkommt, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß dieser sehr seltene Fall in derselben Sendung, an demselben Orte, in einer Zwischenzeit von wenigen Minuten, oder was den 3. Fall anbetrifft, von wenigen Tagen eingetreten sei, eine so geringe, daß man sie geradezu als Unmöglichkeit bezeichnen kann. Will man aber annehmen, die Selbstentzündung sei nur einmal, etwa auf dem ersten brennenden Wagen eingetreten, so verlieren die Gründe, auf welche Zeugen und Sachverständige ihre Annahme einer Selbstentzündung stützten, allen Wert.

Die Personen, welche Selbstentzündung der Baumwolle annahmen, hatten beim Brande Erscheinungen wahrgenommen, welche sie mit der Annahme einer von außen kommenden Entzündung unvereinbar glaubten, und mehr als ein Sachverständiger war dieser Ansicht beigetreten. Es war ihnen aufgefallen, daß einer der Ballen nicht oben, sondern unten, innerhalb der Wageneinfassung dicken Dampf ausstieß und daß der ursprüngliche Sitz des Feuers im Innern zu sein schien. Sie erstaunten, als sie sahen, daß sich der Brand nicht durch Ausschütten von Erde oder durch Wasser löschen ließ und daß das Feuer in den anscheinend nicht

vom Brande ergriffenen oder doch anscheinend gelöschten, als verdächtig bezeichneten Ballen nach etwa 60 Stunden wieder ausbrach. Aber alle diese Erscheinungen lassen sich leicht an absichtlich in Brand gesetzter Baumwolle beobachten.

Entzündet man 250 Gramm fest zusammengepackter loser Baumwolle durch Darauflegen einer glühenden Kohle, erstickt das Feuer durch Überdecken mit etwas loser Baumwolle, dann durch Einwickeln in starkes glattes Papier, doch so, daß einzelne Funken erhalten bleiben, und verbindet das Paket, so kann dasselbe ohne bemerkbar zu rauchen mehrere Stunden liegen, gerät aber sofort in lebhaftes Brennen, wenn die Hülle gelockert oder fortgenommen wird, oder wenn bei fortschreitender Verbrennung die glimmende Baumwolle endlich einem stärkeren Luftzuge ausgesetzt wird. Ein solches Paket, welches um zu rasches Durchbrennen des Papiers zu verhindern mit Sand bedeckt war, hat bei mir 20 Stunden gelegen und ist von vielen Personen gesehen worden, ohne daß Jemand den im Innern vor sich gehenden Brand erkannte, beim Öffnen zeigte sich die Baumwolle äußerlich fast ganz erhalten, im Innern verkohlt und stellenweis glimmend; während der langen, seit der Entzündung vergangenen Zeit war nur etwa $\frac{1}{3}$ der ganzen Menge verbrannt. Taucht man derartig glimmende, festzusammengepackte Baumwolle in Wasser, so gelingt es nur schwierig, sie durchweg zu beneßen, sie glimmt im Innern fort, bis das Wasser jeden brennenden Punkt erreicht hat.

Die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinungen sind 1. die Leichtentzündlichkeit, 2. das schlechte Wärmeleitungsvermögen und 3. die Absorptionsfähigkeit der Baumwolle für die brenzlichen, riechenden Produkte der unvollkommenen Verbrennung. Infolge der Leichtentzündlichkeit vermag ein brennendes Pünktchen die nächstliegende Faser zu entzünden, das schlechte Wärmeleitungsvermögen der umliegenden, noch nicht entzündeten Baumwolle verhindert das Erlöschen dieses auf den kleinsten Raum beschränkten Brandes; die Absorptionsfähigkeit der Baumwolle bedingt, daß weder Rauch noch brenzlicher Geruch den im Innern fortglimmenden Funken verrät, so lange noch genug unversehrte Baumwolle vorhanden ist, welche die Brennstoffe verschluckt. Somit fehlen diesem Vorgange die meisten Erscheinungen, an denen wir sonst einen Brand zu erkennen pflegen, auch der in der Regel gerechtfertigte Schluß, ein von außen entzündeter Körper werde in absehbarer Zeit entweder erlöschen oder in Flammen geraten, trifft in diesem Falle nicht zu. Wenn ein halbes Pfund Baumwolle mehr als 20 Stunden fortglimmen kann, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß dieses bei Baumwollballen von mehr als 400 Pfund viele Tage hindurch möglich ist. Erst wenn der allmählich fortschreitende Brand die Außenseite des Ballens erreicht hat, bläst der nun lebhaft hinzutretende Luftstrom den Funken zur Flamme an, die dann rasch alle in der Nähe befindlichen brennbaren Stoffe ergreift.

Wer diese Vorgänge beobachtet hat, erkennt, wie notwendig es ist, die Anweisung von Meunier¹⁾ zu befolgen, welche lautet: „Die Baumwollballen müssen bei Aufnahme in die Magazine revidiert werden, damit sie nicht ein verstecktes Feuer mit hereinbringen, das man zu spät entdecken würde.“ Wie dringend not-

¹⁾ Meunier, die Brandursachen in Fabriken, deutsch von Elsner, Berlin 1866, S. 57.

wendig, vor dem Transport der Baumwolle über See durch sorgfältigste Besichtigung sich zu vergewissern, daß nicht Funken, auf oder durch die lockere Verpackung fallend, diese oder die darunter liegende Baumwolle entzündet haben. Wie manche Baumwollenladung mag in dieser Weise auf See sich entflammt und den Untergang des Schiffes herbeigeführt haben. Nicht die genäßte Baumwolle ist zu fürchten, sondern die bei einem Brande gerettete, weil selbst geübten Beobachtern das in ihr versteckte Feuer entgehen kann.

Hannover.

K. Kraut.

Kunstgeschichte.

Raffael und Michelangelo.

Als vor einigen Jahren (1878) in dem illustrierten Dohna'schen Sammelwerk „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit“ A. Springers „Raffael und Michelangelo“ erschien, wußte jedermann, daß mit dieser Abteilung des großen Unternehmens etwas Außerordentliches geboten wurde. Denn der Autor galt und gilt mit Recht für einen der ersten gegenwärtigen Forscher auf dem Gebiete der neueren bildenden Kunst, und die beiden größten Meister der italienischen Hochrenaissance waren seit Jahren der Gegenstand seiner eingehenden Studien. Und ebenso durfte man überzeugt sein, daß der stilgewandte Autor die Resultate seiner Forschungen in ein des Gegenstandes würdiges Gewand gekleidet habe, und daß der kunstsinige Verleger es nicht an einer Ausstattung habe fehlen lassen, die des Autors und des von ihm behandelten Gegenstandes würdig war. Man hatte sich nicht getäuscht, und das Werk wurde nicht nur gelobt, sondern auch gelesen, nicht nur zitiert, sondern auch verkauft, sodaß schon im vergangenen Jahre eine neue Auflage desselben nötig wurde.

Außerlich unterscheidet sie sich von der früheren hauptsächlich durch das handlichere Format und die Verteilung auf zwei Bände. Zudem es damit aus dem Rahmen des Sammelwerkes, dem es ursprünglich angehörte, austritt und sich auf eigene Füße stellt — Anlaß genug für eine besondere Besprechung — frappiert von neuem die gewählte Form der Doppelbiographie. Ursprünglich mag sie geboten gewesen sein, obschon sich sofort gewichtige Stimmen gegen sie erhoben: nunmehr ist sie freier Entschluß des Autors. Ich gestehe, daß ich die Beibehaltung dieser Form bedaure. Nicht nur aus allgemeiner Abneigung, die ich trotz Plutarch und D. Strauß gegen die „parallelen Biographien“ hege, sondern auch, weil sie in diesem Fall so ungeeignet als möglich erscheint. Mag der Verfasser gleich in der Vorrede zu der neuen Auflage mit ein paar Worten die gegen die Doppelbiographie erhobenen Einwürfe zu entkräften suchen — mit Worten, die den Widerspruch nicht sowohl beseitigen, als nur herausfordern — das ganze Werk selbst ist ein Protest gegen sie. Denn es erweist nicht sowohl einen einigermaßen bemerkenswerten Zusammenhang beider in ihm behandelten Künstler als vielmehr den bekannten so auffälligen Mangel so gut wie aller Beziehung

zwischen ihnen, die doch nach Zeit, Ort, Beruf, Bedeutung so nahe aufeinander angewiesen schienen. Man braucht nur die Übergänge von Kapitel zu Kapitel, in denen der Autor sich von dem einen seiner Helden hinweg und dem anderen zuwendet, darauf anzusehen, um zu erkennen, wie schwierig es ihm oftmals wurde, die Continuität der Doppelbiographie in Fluß zu erhalten. Wir haben uns eine Doppelstatue Schillers und Goethe's gefallen lassen: gegen eine Doppelbiographie von ihnen würden wir sehr nachdrücklich protestieren, obschon unsere beiden Dichtersfürsten ein gut Stück Lebensweg zusammen wandelten, und, was sie in wechselseitigem Verkehr und jeder vom anderen angeregt und ihn anregend schufen, wahrlich nicht das Schlechteste ist, was wir ihnen verdanken. Eine Doppelstatue Raffaels und Michelangelos würde ohne Sinn sein: man würde gar kein persönliches Moment finden, durch das sie sich zu einer Gruppe zusammenfügen ließen. Bollends Michelangelo in seiner titanenhaften Eigenart, der alles Fremde wie feind betrachtete, sich ganz auf sich allein stellte, wäre so wenig wie Beethoven mit einem anderen auf einem und demselben Postament zu denken.

Man mag sagen, daß die geschichtlichen Voraussetzungen für beide Künstler und ihre Kunst dieselben waren, und daß es erwünscht erschien, das Gleiche, da es für beide galt, nur einmal zu sagen. Allein auch das trifft nicht ganz zu. Der Eine von ihnen holte die Wurzeln seiner Kraft in Florenz, der andere sog neue Kraft aus jedem Boden, mit dem er in Berührung kam. Der Eine war wesentlich nur Maler, der andere vor allem Plastiker. Raffaels Persönlichkeit verbirgt sich hinter seinen Werken; die Michelangelos drängt sich durch all seine Werke hervor. Dieser fordert zu einer biographischen Darstellung geradezu heraus, und wie seine Werke insgesamt Ausstrahlungen einer stark individuellen Eigenart sind, so haben wir von seiner Hand zahlreiche Briefe und Sonette, in denen sie sich nicht minder stark und heftig äußert. Von Raffaels Hand haben wir außer seinen Zeichnungen und Gemälden fast nichts: kaum einen Brief, dazu ein paar Sonette, die nicht in den Kern seines Wesens einführen. Die Kenntnis seiner Person, seines Lebenslaufs ist für das Verständnis seiner Kunst wesentlich gleichgiltig. Kaum eine seiner Schöpfungen drängt uns zu der Frage, die uns angesichts fast einer jeden von Michelangelo sofort auf den Lippen ist: wie kam er zu ihr? wie muß es in dem Kopf und im Herzen des Menschen, der das machte, ausgesehen haben. Nur das aber sind biographische Charaktere, deren Lebensinhalt wirklich Arbeit, Ringen, Kämpfen ist, die „in ihrem Werden und Wachsen sich selbst erst vertiefen, durcharbeiten, gleichsam ihren Genius hervorbringen.“ Diese Überlegung hat offenbar Hermann Grimm bei seinen größeren Arbeiten über beide geleitet, indem er von Michelangelo eine ausführliche Biographie schrieb, die längst Gemeingut der Nation, von A. Springer vollständig ignoriert wird; — Raffael gegenüber es vorzog, den Vasari zu kommentieren.

In dem vorliegenden Werke aber ist auf die geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Voraussetzungen beider Künstler nur in sehr geringem Maße eingegangen. Weder die Zeitverhältnisse, die politischen und religiösen, die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen sind mehr als beiläufig berücksichtigt, und nicht ist

ausgeführt, was man nach der Vorrede zu erwarten hatte, — „das Glück und das Unglück der Renaissance“ zusammengefaßt, wie dieser Doppelcharakter das Wesen gerade dieser Epoche bildet und wie diese beiden Künstler als Repräsentanten dieses Glückes und Unglücks in der Geschichte des italienischen Volkes ihre Stellung und Bedeutung haben, welche vollkommen erkannt wird, erst wenn man sie gemeinsam betrachtet; noch ist ein tieferer Einblick in die Kunstbewegung, in der sie ihre Stelle haben, gegeben. Beides würde dem Leser höchst willkommen gewesen sein, denn beides trägt dazu bei, sie in ihrer Totalität zu erkennen.

Natürlich, daß ein Kunstgelehrter von der Bedeutung Springers besser als die meisten all die auf sie hinleitenden Strömungen hätte darlegen können. Bei der immensen Sachlichkeit, deren er sich beflissen, mochte ihm das Eingehen auf die begleitenden Umstände als zu allgemein erscheinen, und er hat sie deshalb nur gelegentlich und in einer Weise berührt, welche diese Bescheidenheit um so mehr bedauern läßt. Die Abhandlung einer Frage wie der nach der Entwicklung des großen Stils in der Malerei, welche genötigt hätte, auch auf die technischen Fortschritte in dem Aufbau und der Zusammenfügung der Gruppen bei Raffaels Vorgängern und seinen Zeitgenossen und bei ihm selbst einzugehen, würde zu lehrreichen Nachweisungen und zu der Erkenntnis geführt haben, wie weit er etwa bei seinen Stanzern und Tapetenkartons auf den Schultern anderer steht, wie weit und worin er neu ist. Voll und ganz würdigen kann man eine große Persönlichkeit, eine produktive Kraft doch nur dann, wenn man sie aus ihrer Zeit heraus erklärt und ihre Schöpfungen nur dann, wenn man erkennt, worin und wie weit sie bisher Geschehenes potenzierten.

Doch ich wiederhole: der berühmte Autor hat sich freiwillig diese Beschränkung auferlegt; und was er ohnedem zu sagen hatte, war reichhaltig und schwerwiegend genug.

Es galt ihm einmal, das rein Biographische seiner beiden Helden quellenmäßig genauer und so vollständig als möglich festzustellen. Bei der schon ange deuteten Verschiedenheit des Quellenmaterials für beide mußte sich ihm seine Aufgabe für jeden verschieden gestalten. Während er sich bei Raffael ganz auf dessen Kunstthätigkeit beschränkt, giebt er von Michelangelo eine völlig abgerundete Biographie. Der bewährte Historiker zeigt sich da auf Schritt und Tritt. Mit eindringender historischer Kritik sind die Lebensumstände des großen Florentiners festgestellt und mit einer Knappheit, die den Meister verrät, erzählt. Der glühende Kern in eisiger Schale kommt bei ihm nicht minder vortrefflich heraus als bei Hermann Grimm. Namentlich die letzten Zeiten seines Lebens — die nach Raffaels Tod — werden den Leser mächtig ergreifen.

Vor allem aber galt es ihm, in das ungeheure künstlerische Material, das wir von ihnen besitzen, Klarheit und Ordnung zu bringen. Nicht als ob in dieser Beziehung vor ihm nichts geschehen wäre. Im Gegenteil: seit Jahren sind tüchtige Forscher — deutsche und mehr noch ausländische — mit Eifer und Erfolg nach dieser Richtung hin thätig gewesen. Aber mehrfach kommt er zu neuen Resultaten, mehrfach bringt er für bisher schon ausgesprochene Ansichten bessere Gründe

bei; vor allem aber: er umspannt mit seinem Werk den ganzen Lebenslauf beider Künstler und versteht es, auch schwierige Fragen in einer fesselnden, im besten Sinn populären Form zu erörtern. Sie beschränkt sich nicht auf die einfache Beschreibung und Erzählung, sondern wird, wo es der Gegenstand fordert, zur kritischen Untersuchung; eine kombinierte Darstellungsweise, welche seiner Arbeit ihren besonderen Reiz verleiht. Er untersucht die Entstehung der einzelnen Werke und prüft sie auf ihre Echtheit, und zwar wesentlich auf Grundlage der Handzeichnungen. Man wird in dem Studium des Handzeichnungsmaterials und seiner Verwertung für die Bildkritik geradezu den Schwerpunkt des ganzen Werkes finden.

Weniger Gewicht ist auf die Interpretation der einzelnen Werke gelegt. Über die Raffaelischen Madonnendarstellungen hätte sich wohl weit eingehender handeln lassen. Doch wiegt der überzeugende Nachweis des Unterschiedes zwischen seinen Florentiner- und römischen Madonnen ganze Reihen von Anmerkungen auf, die sich über einzelne von ihnen hätten hinzufügen lassen, wie er sich denn überhaupt nur in einzelnen Fällen auf genaue Analysen bedeutender Werke einläßt. Auch sie enthalten vieles Vortreffliche; doch auch vieles, was zum Widerspruch reizt. Wenn er im zweiten Bande, wo er von Raffaels Galatea in der Farnesina handelt, die einzelnen Teile des Gemäldes auführt und hervorhebt, daß sie sich „alle auf römischen Wandgemälden, Mosaiken, Sarkophagen nachweisen lassen“, und dabei besonders den „Erotenknaben als Wagenlenker“ namhaft macht, so würde der Vergleich mit der Bridgewater Madonna zu der Erkenntnis geführt haben, daß jener Erotenknabe nichts ist als der Christusknabe auf ihr, der im ersten Bande (S. 101) genau beschrieben wird, ohne daß da von „stofflicher Anregung“ eines antiken Vorbildes die Rede wäre; wie denn Raffael sich mehrfach selber bestohlen hat. So macht Springer (I, 1157) selbst auf die Übereinstimmung der Engel auf der Madonna del baldacchino und seinen Sibyllen in S. Maria della pace aufmerksam. Doch dürfte aus der bloßen Wiederholung nun ebenso wenig, wie es in jenem Falle gestattet wäre, darauf geschlossen werden, daß die Engel auf der Madonna copiale Zuthat von Schülerhand seien. Um so weniger, als es sich doch nur um die Entlehnung des einen (linken) Engels handeln könne, während der andere rechte nicht sowohl den Sibyllen entlehnt, als vielmehr als Pendant zu dem anderen selbständig komponiert erscheint.

Wenn er, indem er die Komposition dieser Freske in S. Maria della pace entwickelt, die Bemerkung macht: durch den kleinen Genius, der auf dem Scheitel des Bogens, um den die Sibyllen gelagert sind, steht (muß heißen: kniet), werde „die Kreislinie der Komposition ganz deutlich betont“, und hinzufügt: „das Gezwungene und Absichtliche aber werde durch die beiden das strenge Halbrund aufhebenden fliegenden Engel gemildert“: so wird man Bedenken tragen, mit ihm die sehr viel geistreichere und kompliziertere Kompositionslinie als „Kreislinie“, als „strenges Halbrund“ zu bezeichnen. Auch den Bemerkungen über die Komposition der heiligen Familie in München (aus dem Hause Canigiani) und der Madrider (mit dem Lamme) möchte wohl mancher Leser nicht unbedingt zustimmen, welcher der von links her schräg aufsteigenden, nach rechts hin steil abfallenden

Gruppe dieses im Einzelnen sehr anmutigen, doch in der Zeichnung nicht ganz freien Gemäldes schwerlich den Vorzug vor der in der Zeichnung so vollendeten Münchener „Pyramide“ zu geben geneigt sein dürfte, in der er nicht sowohl „ängstliche Regelmäßigkeit“ und „unvollkommene Herrschaft über die Darstellung“ erkennen wird, als vielmehr eine geradezu virtuose Zusammenfügung von fünf Personen zu einer ganz festgeschlossenen Gruppe, deren prononzierte Form früher durch die in den Lüften schwebenden, jetzt übermalten Engel gemildert erscheinen mochte.

Die Betrachtungen über Raffaels Tapeten enthalten viele schöne Bemerkungen; aber doch wieder manches nicht, was man erwarten durfte, und manches, was nebensächlich oder selbstverständlich erscheint oder den Widerspruch herausfordert. So ließ sich die Komposition des wunderbaren Fischzugs doch ganz anders analysieren und statt der sehr elementaren Auslassung über das Abheben lichter Flächen von dunklen ein Wort etwa über das Größen-Verhältnis der Kähne zur Zahl ihrer Insassen, über die Stellung des zweiten Kähnes sagen, dessen Schwerpunkt trotz der starken einseitigen Belastung so gar nicht verrückt wird, wie denn eben dieses Bild durch seine Abweichungen von dem natürlich Richtigen und äußerlich Möglichen so besonders bemerkenswert ist. Wenn es aber von dem einen der beiden Fischenden, dem jugendlichen Johannes, heißt, daß er mit der einen Hand das schwere Fischnetz aus den Fluten ziehen helfe, daß „die andere auf seinem Knie ruhe“, so belehrt schon die beigegebene Abbildung, daß diese andre Hand vielmehr weiter aufwärts den letzten Zipfel des Netzes hält.

Solche Ungenauigkeiten der Detailbeobachtung finden sich nicht selten. So weist Michelangelos Jesaias an der Decke der sixtinischen Kapelle nicht mit emporgehobenem linken Arm auf eine sinnliche Offenbarung; vielmehr macht er mit halbgeöffneter, gegen das Ohr zu erhobener Hand die gewöhnlichste und bekannteste Geste des Aufhorchens, und zwar des Aufhorchens auf das, was der Knabe zu seiner Rechten in aufgeregter Bewegung ihm zuraunt. (Ein Motiv, das schon vor Menschenaltern Giovanni Pisano verwertet hatte). Auch ist es nicht die Stuhllehne, auf die der Prophet sich stützt, sondern das Buch, in welchem er noch eben an der Stelle las, an der nun sein Finger eingeschlagen ist, und das er, um über das Gelesene nachzusinnen (eine wieder höchst landläufige Haltung), den andern Arm untergeschoben hatte, bis der Knabe ihn dann mit seinem Anruf aus der Versunkenheit aufschreckte.

Doch diese und ähnliche Einzelheiten berühren die Gesamtleistung nicht im Kern; es ist eine ebenso bedeutende wie anziehende Arbeit, die viel Bortreffliches und viel Neues enthält. Daß selbst nach ihr auf diesem Gebiet noch gar manches zu thun bleibt, wird am wenigsten ein so sorgfältiger und gewissenhafter Forscher wie ihr Verfasser leugnen. Über die Aechtheit von mehr als einem Werke Raffaels und Michelangelos bleibt noch das letzte Wort zu sprechen. Die Untersuchung des Handzeichnungsmaterials ist noch nichts weniger als abgeschlossen u. s. w. Doch was wäre es um alle Wissenschaft, wenn erreichte Ziele nicht den Ausblick auf weitere eröffneten!

Halle a. S.

G. Dronsen.

Kriegswissenschaft.

Welche Bedeutung hat heut noch eine Besitznahme von Städten?

Die Besitznahme von Städten seitens eines Verteidigers oder Angreifers ist heute, wo der darin angehäufte industrielle oder merkantile Reichtum ganzer Landesstriche sehr bald dem Verderben ausgesetzt erscheint, oder wo die Philanthropie ebenso die Schonung friedlicher Einwohner fordert wie die Humanität die Erhaltung wertvoller Kunsterzeugnisse, eine seltene Unternehmung des Krieges geworden. Namentlich wenn eine Steigerung jener Rücksichten vorhanden ist, sehen wir in der neueren Kriegsgeschichte kaum ein Beispiel ihrer Nichtbeachtung. Dennoch kann man wohl kaum den Wert solcher Reichtümer für Freund oder Feind verkennen. Ihr Besitz garantiert manchen Vorteil bei der Besetzung des Landes und beim Friedensabschluß, er erleichtert die Feldoperationen, sobald er in richtiger Art ausgenutzt und nicht zur Fessel für dieselben wird. Daß ungeachtet dieser Vorteile die Wahrheit jener Abnahme von Operationen zum Zwecke der Besitznahme von größeren und kleineren Städten dennoch bestehen bleibt und selbst die günstigste Lage der Stadt keinen Teil bewegt sie aufzusuchen, liegt für den Strategen oder Taktiker darin, daß er, wie das Beispiel von Rouen 1870/71 zeigt, befürchten muß seine Kraft unverhältnismäßig zur Festhaltung oder Eroberung eines solchen Punktes aufzubringen, und er dazu heutzutage, wo der Kampf mit den lebendigen Kräften des Feindes das Hauptziel ist, keine Berechtigung mehr in sich fühlt. Bei Rouen hatte man die Absicht sich in ihm einen festen Stützpunkt für weitere Feldoperationen zu schaffen, die schnelle Folge dieser letzteren aber und die Befürchtungen sich zu sehr an diesen Punkt anlehnen zu müssen ließ den Plan nicht über die technischen Vorarbeiten hinauskommen. Doch wird man uns Orleans vorhalten, wir nehmen aber diese Ausnahme nur als einen neuen Beweis entgegen, weil sich zwar eine Armee an diese Stadt anlehnte, darin aber total geschlagen wurde von einer Armee, welche klugerweise sie nur als eine Art neuer Operationsbasis benützte und ihre Hauptkraft wie bisher im freien Felde verwendete. Wir sehen demnach zwar Fälle vor uns, in denen man zur Besitznahme von Städten an sich schreitet, entweder um aus ihnen vorübergehend die Armeebedürfnisse zu ergänzen und zu vermehren, oder auch um durch sie einen Ersatz für permanente Depots, Sperren oder Stützpunkte zu erhalten; in letzterem Falle hat man sie daher auch mit (detachierten) Positions- oder provisorischen Befestigungen zu versehen (vgl. z. B. Adrianopel 1877).

Die Kriegsmittel des Angreifens einer größeren oder kleineren Stadt wären das Bombardement, mit Feldgeschützen oft schon, und der feldmäßige bezw. gewaltsame Angriff. Eine Zernierung zum Zwecke der Aushungerung wäre bei einer Großstadt ihrer bedeutenden Peripherie wegen meist eine Vergeudung der Kraft zu Ungunsten der Feldoperationen, bei kleinen Städten aber unnütz, weil dieselben sehr viel leichter durch unsere Geschützwirkung zu bezwingen sind, da ihnen selten das Terrain so günstig ist, daß diese nicht verderblich werden könnte. Jenes Bombardement galt schon früher als das äußerste Mittel des Angreifers und heut

kann es noch weniger Geltung haben aus obigen Gründen. Der feldmäßige oder gewaltsame Angriff ist durchaus eine schwierige Unternehmung und nur dann für den Führer wünschenswert, wenn er damit zugleich die feindliche Armee treffen und schlagen kann.

Aber auch die Kriegsmittel der Verteidigung werden durch die Schwierigkeit, die Einwohnerschaft, Besatzung, Depots und Magazine gesichert unterzubringen sehr beschränkt. Dazu kommt in taktischer Beziehung, daß durch die Vielgestalt der Verteidigungszone und durch die Ausdehnung oder Undurchschreitbarkeit der Straßenwirrnisse bei kleinen Städten bereits die Gefahr einer Zersplitterung von Kraft und Leitung sehr nahe gebracht wird, so nahe, daß eine lange Verteidigung entweder gar nicht oder wenigstens nur bei einer sehr freien Disponibilität von Zeit, Material und Arbeitskraft möglich erscheint. Selbst dann leisten jedoch solche Stützpunkte verhältnismäßig zu wenig, weil den einzelnen Abschnitten der anzulegenden Befestigung entweder Vorbedingungen des taktischen Nutzens fehlen oder wenigstens das Terrain zu den Forderungen des Ingenieurs nicht immer passen will. Zieht ein Verteidiger flache Höhenrücken, Dämme, Gehöfte, breite Dorflisieren, waldiges Gelände u. s. f. in den Bereich seiner Stellung, so geschieht dies mit dem mehr oder minder klaren Bewußtsein die Menge von Schluchten und Hohlwegen, das schwer entwirrbare Straßennetz hinter der Front, die Verzweigungen und Tiefen der Häuserkomplexe eines Dorfes oder das Waldinnere meiden zu müssen. Um wievielmehr wird man sich vor den unentwirrbaren oder ablenkenden Straßen und Gassendefileen einer Stadt im Rücken unsrer eigentlichen Verteidigungslinie zu scheuen haben, sofern man nicht durch etwa vorliegende stärkere Fronthindernisse, wie bei Orleans 1870/71, erleichtert wird.

Ungeachtet dieser auch in den Details auftauchenden Schwierigkeiten bei der Besiznahme einer Stadt hat jedoch selbst unsere Heeresleitung prinzipiell einige Besatzungsquoten im Kriegsfalle für die größeren und wichtigeren Städte des Reiches disponiert, ja unsere westlichen Nachbarn leisteten sogar erstaunliches in dieser Dotierung. Es fragt sich also für uns noch immer, wie offene Städte entweder vorübergehend oder unter Anlegung von Positions-, bezw. provisorischen Befestigungen auf längere Zeit hin Operationsziele sein können.

Es liegt uns ein, wie wir glauben, nicht unpassendes kriegsgeschichtliches Beispiel vor, um daraus zu abstrahieren, wozu und womit vorübergehend auch größere Städte verteidigt werden konnten und noch können. Wir beschränken uns hier auf diese einzige Frage, da man in bezug auf die Verteidigung oder den Angriff von Positions- oder provisorischen Befestigungen neuerdings sehr vielseitig und gründlich differiert hat.

Die Stadt Breslau war im siebenjährigen Kriege schon frühzeitig zum Operationsziel beider Teile geworden. Sie besaß einige Festungswerke, jedoch ohne einen größeren Wert, sogar daß man sie nicht einmal provisorisch verschanzt hätte nennen können. Im Jahre 1760 wurde die Stadt von neuem durch das Herannahen einer stärkeren österreichischen Armee unter Laudon, mit welcher sich die russische Hauptarmee vereinigen wollte, bedroht, und auch der König disponierte

seinen Bruder, Prinz Heinrich, zum Entsatzversuch der ihm wichtigen Stadt. Der Bericht eines Augenzeugen*) führt uns in lebendiger Darstellung näher in die Situation ein.

„Den 30. July passirte das feindl. corps vom Grl. v. Nauendorff die Lohe repoussirte unsere daselbst stehende Vorposten von Hussaren und vom Frey Bataillon und besetzte mit Croaten und Grenadiers Pöpelwitz und Schmiedefeld, schlug Eine Schiff Brücken zwischen Klausern und Döwitz, schickte Ein detachment jenseit der Oder und nahm sein lager zwieschen Maselwitz und Groß Mochbern.“

„Das corps vom Grl. Draskowitz, welches von Glatz heruntergekommen war, bezog daß lager ohnweit Gnichwitz und der General von Laudohn mit dem Corps d'armée verblieb zu Lissa. Unsere Vorposten replirten sich in die Nickels Vorstadt, die Thore wurden geblendet, die Brücken auff gezogen, die Außenwerke und Wälle mit hinlängl. piquets besetzt und alle anstalten zur tapffersten Gegenwehr vorgefehret.

Den 31. wurde Breslau auff allen Seiten berennet. Jenseit der Oder nahm das feindliche corps sein lager bei Karlowitz. Das corps d'armée von Grl. v. Laudohn bezog das lager zwieschen Klein Mochbern und Pöpelwitz und daß Haupt Quatier war zu Höffgen. Das corps von Grl. von Draskowitz campirte von Gabitz bis Dürgau und dessen cavallerie extendirte Sich biß an die Ohle, ingleichen campirte Infanterie zwieschen der Oder und der Ohle. Die Panduren besetzten die Vorstädte, selbige um zu delogiren, wurde der commandant gezwungen, die vordersten Häuser der Vorstadt anzuzünden. Das Commando Frey Bataillon setzte Sich im bedeckten Wege, und die guarnison kam auf ihrem allarm Plätzen zusammen. Des Morgens um 11 Uhr kam der Feindtliche artillerie Oberste von Roue an, um den Ort aufzufordern, versicherte anbey, daß das corps d'Armée vom Grl. Laudohn 56 Bataillons und 85 Esc. stark sei und daß wir keinen succours zu gewärtigen hätten. Der Herr Grl. und commandant v. Tauentzien ließ ihm aber zur antwort ertheilen, daß Er sich dem ohngeachtet in keine capitulation einlaßen würde. Durch kleine Ausfälle vom Frey Bataillon und daß beständige Feuer von den Wällen wurde der Feindt verhindert, sich der Stadt zu nähern und Werke in den Vorstädten anzulegen. Den 1. Aug. warf warf der Feindt am äußersten Ende der Nickels Vorstadt Eine Redoute und Wurff batterie auff, ingleichen Eine von 6 Haubißen und 3 mortiers hinter den Häusern des Schweidnitzischen Angers zwieschen Gabitz und Neudorff, wie auch Eine in der Ohlauischen Vorstadt zwieschen der Ohle und der Moritz Kirche. Gegen Mittag schickte der Grl. v. Laudohn ein Pro memoria an den Herrn Grl. v. Tauentzien, worinnen Er nicht allein seine mächtige Force anzeigte, sondern auch die Stadt in Brand zu setzen drohete, wenn der general v. Tauentzien nicht sogleich capitulieren wolte.“ (Antwort des Grl. v. Tauentzien, s. unten).

„Gegen Abend wurde man gewahr, daß der Feind verschiedene Detachements

*) Entnommen einem Actenmaterial des Warburger Staatsarchivs.

gegen das Nickels-, Ohlawische und Ziegelthor anrücken ließ. Des Abends um halb 10 Uhr fing der Feind an die Stadt von zwey Batterien auff das heftigste mit Haubiß- Granaten- Bomben- und Feuerkugeln zu beschießen, welches biß 12 Uhr dauerte, wo dann nicht allein das Palais Sr. Maj., sondern auch das ganze Viertell vom Neumarkte biß an die Albrechts Gasse in den Brand gesteckt wurde. Die vorgekehrten Anstalten aber verhinderten, daß das Feuer nicht weiter um sich greiffen konnte. Unter wärendem bombardement prelleten die croaten zu verschiedenen mahlen an den bedeckten Weg vor der Hiobsstation, Nickels-, Ziegel und Oder Thore, wurden aber allenthalben repoussiret. Es unterblieb also der vorgenommene Sturm, indessen der Feindt fand, daß die Werke wohl besetzt und die guarnison überall allert war, welche auch durch die Wachsamkeit des Kommandanten, der sich stets gegenwärtig und überall zugegen befand, noch mehr auffgemuntert wurde."

"Den 2. Aug. schickte der Grl. v. Laudohn abermahlen den Obersten von Roue an den Commandanten, welcher denn mit möglichsten persuasioriis denselben bewegen wolte die Stadt zu übergeben mit dem antrage, daß der Kommandant die Capitulation nach seinem Gefallen abfassen solte und daß solche ihm accondiret werden würde. Allein derselbe ertheilte Ihm zur Antwort, daß der Brand seine Gesinnungen im geringsten nicht geändert hätte. Er defendirete die Wälle und Mauern und daselbste würde Er die Feindtlichen anstalten erwarten. Indessen wäre es unerlaubt, daß Sie die Belagerung mit den Häusern und Einwohnern anfangen; worauff den der Feindtliche Oberste versicherte, daß sie nunmehr die Trancheen gehörig eröffnen würden; der Herr Grl. von Tauentzien erwiederte, daß Er solches schon längst von ihuen vermuthend gewesen wäre."

"Den 3. machte der Feindt viele Bewegung in seinem Lager, woraus zu vermuthen stand, daß selbiger in der Nacht etwas wichtiges unternehmen wolte. Der Commandant war aber bey allen diesen sehr geruhig, indessen Er gewiß war, daß alle mögliche Gegenanstalten genommen, und seine guarnison die tapfferste Gegenwehr leisten würde. Wieder alles vermuthen aber fiel nichts vor, als daß Einige Außenwerke allarmiret wurden; und ob sie zwar ausgerückt waren, um was tentiren zu wollen, so wurden sie doch durch die guten gegen veranstaltungen etwas zu unternehmen abgehalten."

"Den 4. früh um 9 Uhr brach der Feindt die Zelter ab. Das Corps so bey Carlowitz gestanden, ging bey Dßwiß über die Oder und brach die Schiff Brücke ab, um 10 Uhr marschirte die armee in 3 Columnen nach der Gegendt von Canth ab; die arriergarde verblieb biß um 11 Uhr, alß dan sie ebenfalls der armee folgte. Der Commandant schickte sogleich als dan die Husaren nach um des Feindes mouvements weiter zu recognosciren, die guarnison verblieb noch selbigen Tages auff ihren Allarm Plätzen stehen und Wir erhielten zur größten Freude die Nachricht, daß des Prinzen Heinrichs Königl. Hoheit mit der armée zum succurs im anmarche sey."

"Den 5. des Mittags um 1 Uhr kam Ein avancirter Posten von Cavallerie

von der avant garde zu Breslau an und des Prinzen Heinrichs Königl. Hoheit trafen desselben Abends um 6 Uhr zu Lipsa mit der avant garde ein."

Sehr bezeichnend sind noch 2 anliegende Schreiben, von denen das eine aus dem österreichischen Hauptquartier an den Magistrat von Breslau erfolgte und folgendermaßen lautet (d. d. 1. Aug.):

"Des Feldzeug Meisters Barons von Laudohn Excell. laßen hiermit die sämmtliche Bürgerschaft zur Nachricht dienen, daß heut Abend die Stadt Breslau an 5 Orthen durch 45 Feuer-Mörser in Brand gesteckt werden wird, da nun gedachte Excell. eine solche Unmenschliche und Tyrannische action wieder soviel unschuldige Einwohner auszuüben sehr empfindlich und zu Herzen gehet, so ist doch keine andere Möglichkeit mehr vorhanden diese Grausamkeit zu vermeiden, als daß die sämmtliche Bürgerschaft dem Commandanten beyzubringen hat, daß noch bis heut Abends vor die guarnison Eine favorable capitulation abzuhandeln wäre, indessen Sr. Excell. lieber sehen thäten, daß die Stadt Breslau in Keyserl. Königl. Besiß, als daß solche in wenig Tagen in Rußische Hände gerathen sollen, es ist auch dem Commandanten erlaubt jemand nacher Trachenberg zu schicken, allwo er schon erfahren wird, daß den 4. Aug. 75,000 Rußen bey Hundsfeld eintreffen werden.

Das 2. Schreiben ist die Antwort des General von Tauenzien auf das oben erwähnte Promemoria Laudons vom 1. August. Dasselbe lautet (d. d. 1. August):

"Da Breslau mit Festungswerken und Wasser graben ganz umgeben, so ist solches keineswegs als eine bloße Rauff und Handels Stadt zu consideriren, wie es denn auch anno 1757 nach der bataille von Leuthen gegenseitig selbst als ein festen Platz defendieret worden. Sr. Königl. Maj. haben mir daß Commando darüber allergnädigst anvertrauet und befohlen diesen Orth bis auff's äußerste zu maintainiren und der Herr Grl. werden selbste einsehen, wie ich mit meinem Kopf davor repordiren muß. Es rühret also von keiner caprice her, daß ich Ew. Excell. gestrige Aufforderung abgeschlagen, sondern es ist der Wille meines Herrn, dessen Vertrauen ich als Ein ehrlicher Mann möglichst zu erfüllen bemühet seyn werde. Dieserhalb bleibet es bey den gefaßten Entschluß Breslau so zu defendiren wie es Einem rechtschaffenen Commandanten zukommt und wie ich solches vor dem Könige und der ganzen honetten Welt zu verantworten hoffe, ich werde mich auch durch keine dergleichen Drohung abhalten laßen, womit Ew. Excell. der Pro memoria anzufüllen beliebig gewesen. Hierbey muß überlassen, ob dieselben vor resolution nehmen werden. Solten Sie vor gut finden und zu verantworten glauben, die Stadt zu bombardiren solte solche auch das Unglück haben dadurch in Einen Stein Hauffen verwandelt zu werden, so wird solches zu der Uebergabe nichts beytragen. Die gantze Welt wird das Elend der Armen verunglückten Einwohner lediglich Ew. Excellenz zuschreiben, und dabey billigen, daß ich meine Verbindlichkeit Ein Genüge gethan, indehm der König mir nicht die Häuser, sondern die Bestungs Werke anvertrauet hat. Da es nicht auch allezeit auff die Menge ankommet, wovonn in den gegenwärtigen Kriege schon ver-

schiedene Exempel vorhanden sind, so ist die hiesige garnison stark genug und wird selbige sich bey allen gelegenheiten mit mir dergestalt wehren, wie es rechtschaffenen braven Leuthen zukommet die Ihren Herrn biß auff den letzten Bluths Tropffen treu zu diehnen versprochen haben. En particulier habe übrigens die Ehre mit aller Hochachtung zu beharren. Tauentzien.“

Wir sehen aus dem Angeführten, wie die schwache Besatzung ihre Aufgabe sehr richtig derart auffaßt, daß sie durch rücksichtslose Freimachung des Vorterrains, durch Vorschübung und Verteidigung von Außenwerken sich in den Stand setzt die Lisière der Stadt mit einem minimum von Kräften festzuhalten, während der Kommandant den Hauptwert auf die Bereitstellung starker Reserven und seitens der vorderen Linie namentlich auf strengste und angestrengteste Wachsamkeit etwaigen Überfällen gegenüber legt, und wie er dadurch, sowie durch seine unerschütterliche Festigkeit und seine thätige Umsicht den Erfolg für sich zu gewinnen versteht. Sein Beispiel und diese von ihm angewendeten Mittel sind noch heute gültig; dieselben werden ihren Zweck erreichen auch ungeachtet der etwa drängenden Feldoperationen. Den Angreifer sehen wir zu Mitteln greifen, wie sie jetzt wahrscheinlich auch noch anwendbar sein werden, zu denen der Täuschung, Überredung und Drohung. Das Mittel des Überfalles wählt er nur scheinbar oder mit wenig Energie, und wohl dies allein zieht ihm seinen Mißerfolg zu. Daß endlich solche Maßregeln auch für die Verteidigung und den Angriff von Städten mit Positions- und provisorischen Befestigungen Anwendung haben könnten, scheint uns ebenfalls unzweifelhaft. —

Marburg.

H. Dechend.



Naturwissenschaftliche Revue.

Seit dem grauesten Altertum war es ein Lieblingsproblem der Menschheit, das Wesen der Welt, das Geheimnis des Kosmos zu ergründen. Die größten Dichter und Denker haben uns in Versen und Prosa ihre Ideen, wie sie sich die Welt entstanden dachten, und für was demnach die Weltkörper zu halten seien, hinterlassen. Haben dieselben nun auch nur noch poetischen Wert, so lassen sie doch Schlüsse zu auf die Anschauungen jener über die sie umgebenden Dinge und haben dadurch ein hohes, geschichtliches Interesse. Denn da ihre Urheber von dem Erkannten auf das noch Dunkle schließen mußten, so waren sie von dem jeweiligen Fortschritt der Wissenschaft abhängig, und dies Verhältnis besteht auch heute noch. Nur die Forscher, welche mit ihrem Wissen möglichst den gesamten naturwissenschaftlichen Besitz ihrer Zeit umfaßten, konnten es deshalb unternehmen, Kosmogonien zu schaffen, die Anspruch auf Dauer hatten, und auch diese nur, wenn ihnen zugleich die Fähigkeit inne wohnte, die Resultate der Beobachtung und des Experiments in methodischem Denken zu verallgemeinern. Daß unser Jahrhundert seine eigentliche Stärke mehr in der experimentellen Forschung hat, dürfte es erklären, daß die Weltbildungshypothese, die wir als die annehmbarste anerkennen, aus dem vorigen Jahrhundert stammt. Unabhängig von einander haben sie der größte Philosoph und der mathematisch bedeutendste Astronom der neueren Zeit aufgestellt, Kant und Laplace, und wenn wir sie jetzt nach beiden die Kant-Laplacesche nennen, so hat dies keineswegs darin seinen Grund,

daß nicht dem ersteren vor dem letzteren die Priorität gebührte, sondern nur darin, daß wir jene mit dieser verbessert haben. Kant dachte sich, wie Laplace, daß im Anfang die mit ihren Anziehungskräften begabte Materie gleichmäßig im Raum verteilt gewesen sei, daß dann die nach dem Mittelpunkt der Anziehung strebenden materiellen Teilchen dem Ganzen eine Rotation in dem Sinne erteilt hätten, in dem wir die Planeten um die Sonne ihre Bahn beschreiben sehen, daß diese sich aber aus der Materie zusammenballten, die sich in um das Zentrum freisichenden Ringen von der Gesamtmasse ablöste. Zudem nun Kant auf diese Ringe von vornherein die nach dem Newtonschen Gravitationsgesetz anziehende Sonne wirken ließ, überjah er die alsdann notwendige Folgerung, daß die Rotationsrichtung der Planeten um ihre Achsen, und der Monde um ihre Planeten die der beobachteten entgegengesetzte hätte sein müssen. Diesen Fehler vermied Laplace, indem er die Planetenringe, wenn ich so sagen darf, mit der in der Bildung begriffenen Sonne um das gemeinschaftliche Zentrum als Ganzes rotieren ließ. Die Bewegungen der zu seiner Zeit bekannten sechs Planeten hatte Laplace auf diese Weise allerdings mit seiner Theorie in Einklang gebracht, und sie würde sich haben behaupten können, wenn die Vorhersagung ihres Schöpfers eingetroffen wäre, daß etwa noch neu entdeckte Planeten in demselben Sinne sich um ihre Achse drehten. Die beiden nach Laplace entdeckten Planeten Uranus und Neptun rotieren aber in entgegengesetztem Sinne, und so wäre die Theorie hinfällig geworden, wenn nicht neuerdings Faye¹⁾ gezeigt hätte, daß es nur nötig ist, ihr die Kantische Annahme zur Erklärung der Bewegungen der beiden äußersten Planeten zuzufügen, um sie zur Erklärung der Entstehung unseres Sonnensystems tauglich zu machen. Faye kann dann freilich die Konsequenz nicht abweisen, daß die Entstehung jener sechs älteren Planeten in Zeiten fällt, in welchen die Sonne als Zentralkörper sich noch nicht gebildet hatte, daß Uranus sich mit ihr gleichzeitig formte, und daß Neptuns Entstehungsperiode in einen noch späteren Zeitraum verlegt werden muß. Mit dieser Annahme würde indessen das von den Geologen geforderte Alter der Erde sich vortrefflich in Einklang bringen lassen.

So häufig nun auch die Kant-Laplace'sche Hypothese besprochen worden ist, so hat sich doch bei solchen Forschern, welche nicht gewohnt sind, die Geschichte der Wissenschaft aus ihren Quellen zu studieren, die falsche Meinung herausgebildet, dieselbe behaupte, daß die Planeten von der Sonne, die Monde von ihren Planeten abgeschleudert seien. Es ist zwar richtig, daß Kant der Ansicht war, die den Saturnring bildenden Dünste (wie er vermutete) seien vom Saturne aufgestiegen, die Planeten und ihre Monde aber läßt er durch Zusammenfallen von Ringen entstehen. Daß man in einem Buch, in dem Kethwisch²⁾ ohne jede Qualifikation dazu den Anspruch erhebt, den Irrtum der Schwerkraftshypothese aufgeklärt zu haben, solchem Fehler begegnet, kann freilich nicht verwundern. Vermißt sich der genannte Verfasser doch ohne jede Kenntnis der untersten Grundbegriffe der Mechanik, ohne jedes tiefere Studium nicht nur da weiter zu bauen, wo Newton aufhörte, sondern er glaubt sogar die Resultate des großen Engländer's gänzlich umstoßen zu dürfen. Mit so vielen andern, die heute auf ähnlichen Wegen wandeln, übersieht auch Kethwisch, daß Newton sein Gravitationsgesetz nur als Hypothese, als mathematischen Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse hingestellt hat, und daß er selbst als der letzte den Anspruch erhob, dadurch das Wesen der Schwerkraft aufgedeckt zu haben. Seine Hypothese hat ermöglicht, die Bewegung der Himmelskörper mathematisch so vollständig darzulegen, daß man die Astronomie eine angewandte Mechanik des Himmels nennen könnte. Kethwisch will dagegen die Rotation durch Stöße der folgenden auf die voraneilenden Teilchen erklären. Wie diese jene einholen sollen, da sie ja doch mit der nämlichen Geschwindigkeit sich bewegen müssen, sagt er nicht. Die von ihm postulierte Stoßkraft kann also gar nicht entstehen. Da er nun außer dieser noch eine Achsenkraft setzt, die nach der Achse hinzieht, und also allein übrig

¹⁾ Faye, Sur l'origine du Monde. Paris, Gauthier-Villars.

²⁾ Kethwisch, Der Irrtum der Schwerkraftshypothese. 2. verm. Auflage. Freiburg i. B. Kiepert und von Bolschwing.

bleibt, so würde sein Erklärungsversuch doch wieder auf die Newton'sche Gravitation zurückkommen.

Daß man Newtons Theorie, ohne auf breitester mathematischer Grundlage zu bauen, nicht wird erschüttern oder gar durch eine bessere ersetzen können, beweisen auch die dies erfolglos anstrebenden Bemühungen des physikalischen Vereins in Breslau¹⁾, der seit Jahren sich mit dieser Aufgabe beschäftigt, und nunmehr begonnen hat, seine Arbeiten in einem physikalischen Jahrbuche zu veröffentlichen. Die Resultate derselben kommen darauf hinaus, den Zug der Schwere durch einen Druck zu ersetzen, welchen die auf die Weltkörper vom Himmelsraume her auffallenden Lichtstrahlen, die zwischen ihnen fehlen, ausüben sollen. Die Sache ist Glaubensartifel geworden, und so wird denn auch wohl diese Erscheinung wie verwandte, an denen wir ja keinen Mangel leiden, wieder spurlos verschwinden, wenn ihre Zeit verfloßen ist.

Welche Aufgaben vielmehr dem beobachtenden Astronomen im Augenblicke zur Lösung vorliegen, das ist aus dem Vortrag zu ersehen, den Young²⁾ über den gegenwärtigen Standpunkt dieser Wissenschaft am 5. Sept. in der Versammlung amerikanischer Naturforscher gehalten hat. Die Astronomie ist so weit vorgeschritten, daß sie in vielen ihrer Teile sich nur noch mit Ausmerzen von Beobachtungsfehlern zu befassen hat, welche in der Unvollkommenheit unserer Sinne und unserer Instrumente ihren Grund haben. Ihr weiteres Fortschreiten ist vielfach von der Lösung gewisser mathematischer Fragen abhängig, und so erhält die Mathematik die Mahnung, ihre Forschung von allzu abstrakten Fragen mehr auf solche zu richten, welche der Astronomie Nutzen versprechen. Andererseits ist einer ihrer Zweige, die Physik der Weltkörper, so wichtig die von ihr erreichten Errungenschaften auch sind, doch erst in den Anfängen, und so ist z. B. die Frage, ob die Sonnenflecken Wirbelstürme, Vertiefungen oder Schlacken sind, noch keineswegs mit aller Sicherheit zu beantworten. Noch schlimmer sieht es mit der Erforschung der Temperatur der Sonne aus. Schwanken die Angaben für dieselbe doch zwischen 1400 und 10 Millionen Graden! Ähnliches gilt von der Temperatur der Mondoberfläche, die man auf der belichteten Hälfte sehr hoch annehmen zu müssen glaubte, während neuere Beobachtungen zu ergeben scheinen, daß sie infolge der besonderen Strahlungsverhältnisse den Gefrierpunkt kaum übersteigt. Alle diese Dinge werden in einem hübschen Buche von Meyer³⁾, vor dessen Lektüre man sich nicht durch den recht unklaren ersten Spaziergang (wie die Kapitel überschrieben werden) abschrecken lassen darf, besprochen. In feuilletonartiger, dem Laien durchaus verständlicher Sprache werden in kleineren Aufsätzen allgemein interessante astronomische Probleme vorgeführt und außer der Sternenwelt auch die Dämmerungserscheinungen, Polarstationen zc. betrachtet. Skizzen über Klinkerfues' und Bessels Leben schließen das kleine Buch ab. So gut es sich nun aber auch liest, so hätten wir doch gewünscht, einmal, daß der Verfasser es mit dem Thatsächlichen, namentlich auch hinsichtlich der Kant-Laplace'schen Weltbildungshypothese hier und da etwas strenger genommen hätte, was seiner Darstellung gewiß keinen Abbruch gethan haben würde, und sodann, daß er die wohl durch persönliche Verhältnisse veranlaßten öfteren Ausfälle gegen die Astronomen vermieden hätte.

Die Erzählung der Art, wie Bessel Astronom wurde, fällt mit dem 100jährigen Geburtsjahr desselben zusammen, und es ist der 22. Juli d. J., der Tag, an dem Bessel das Licht der Welt erblickte, in Königsberg, wo er am 17. März 1846 starb, nicht ungefeiert vorübergegangen. Am Vorabende jenes Tages hielt Franz⁴⁾ in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft eine Erinnerungsrede an den Begründer der neueren astronomischen Methoden, welche Königsberg zum Ausgangspunkt der modernen Astronomie gemacht haben. Bessels sorgfältige Zeiteinteilung

¹⁾ Physikalisches Jahrbuch, herausg. vom Breslauer physikalischen Verein. 1. Heft. Breslau, J. U. Kerns (Kommissions-)Verlag.

²⁾ Naturforscher XVII. S. 417.

³⁾ Meyer, Spaziergänge durch das Reich der Sterne. Wien, Hartleben.

⁴⁾ Franz, Festrede aus Veranlassung von Bessels 100jährigem Geburtstag gehalten. Schriften der physik.-ökon. Gesellschaft zu Königsberg. XXV.

hat ihm ermöglicht, nicht weniger als 385 Schriften zu veröffentlichen, die neben der Tiefe auch die Breite seines astronomischen Wissens bewundern lassen. Neben dieser schriftstellerischen Thätigkeit hat er auch das Beobachten nicht versäumt. Eine große Menge der genauesten Messungen verdankt ihm die Wissenschaft, deren Wert genügend daraus hervorgeht, daß die aus ihnen gefolgerten Zahlen, welche Gestalt, Ausdehnung der Erde, ihre Entfernung von der Sonne *z.* ergeben, auch jetzt noch überall zu Grunde gelegt werden.

Wie die Weltkörper um einander ihre ewigen Bahnen ziehen, so sind auch die Atome der irdischen Körper in einer ruhelosen Bewegung um einander begriffen und mit einiger Übertreibung deshalb jenen gern verglichen worden. Sind doch, wie die Planeten und die Sonnen, auch die Atome der Elemente zu Systemen vereinigt, deren Zahlenverhältnisse, ausgedrückt durch die sogenannten Atomgewichte, für dieselben Stoffe immer die nämlichen sind. Auch diese folgen festen Gesetzen, durch deren Kenntnis es möglich gewesen ist, die Existenz noch unentdeckter Elemente vorherzusagen, die zum Teil wenigstens später wirklich gefunden wurden. Die Elemente hat Rothe¹⁾ zum Gegenstand einer interessanten kleinen Schrift gemacht, welche zunächst ihre Entdeckungsgeschichte enthält, dann aber durch ihre Zusammenstellung in Reihen zeigt, auf welche Art jene Voraussetzungen gemacht werden konnten. Noch vorhandene Lücken werden durch neue Entdeckungen immer mehr ausgefüllt und da die Atomgewichte verwandter Elemente erhalten werden, wenn man zu einem gegebenen Atomgewicht eine gewisse Zahl ein- oder mehrmals addiert, so ist diese Beobachtung der Annahme, auf die Lockyer durch Beobachtung des Spektrums der Sonne und der Fixsterne geführt worden ist, nicht ungünstig, daß nämlich die uns als Elemente bekannten Körper wohl auch noch aus Elementen höherer Ordnung zusammengesetzt sein möchten.

Wer weiß, welche Entdeckungen uns in dieser Richtung noch vorbehalten sind; um sie zu machen, bedarf es jedenfalls eines immer eingehenderen Studiums der chemischen Erscheinungen, dessen bis jetzt erlangte Resultate uns die bereits mehrfach besprochene Encyclopädie der Naturwissenschaften²⁾ vorträgt. Auf zwei neue Lieferungen des Wörterbuches der Chemie können wir heute aufmerksam machen, welche von Cerium bis Cyanverbindungen reichen. Von allgemeinerem Interesse ist namentlich darin G. Hoffmanns Artikel Chemie, wonach dies Wort nicht aus dem Griechischen, sondern aus dem Egyptischen stammt und die Bedeutung der Bereitung der Schwärze hat, als des unter allen Umständen ersten Prozesses der Zubereitung des Quecksilbers behufs der Verwandlung der Metalle. Außerdem enthalten die Hefte interessante Artikel über die Panzersubstanz der Insekten, das Chitin, über Chlor, Chloral, Chloroform u. a. m. Von derselben Encyclopädie liegt eine weitere Lieferung des Handwörterbuches der Mineralogie *z.* und eine ebensolche des Handwörterbuches der Zoologie *z.* vor, die wir sogleich hier anführen wollen. Die erstere giebt den Schluß der Kryptogamen und behandelt weiter die Krystalle und Krystallgestalten in ausführlicher Weise, die zweite beginnt mit einer sehr instruktiven farbigen Karte der zoologischen Regionen zu Reichenows interessanter Bearbeitung der geographischen Verbreitung der Tiere, bespricht dann in größeren Artikeln die Germanen, den Geruchssinn, in Jägerischer Auffassung, die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Disziplinen der zoologischen Wissenschaft, den Gesichtssinn *z.* und enthält außerdem noch eine Menge kleinere Artikel.

Obgleich ich eigentlich vor hatte, erst weiter unten auf die Besprechung einiger neuen zoologischen Werke einzugehen, so kann ich doch dem Wunsche nicht widerstehen, das zweibändige Buch von Ad. und Karl Müller³⁾, die Tiere der Heimat so rasch, wie möglich vorzuführen. Selten sind unsere Genossen in Wald und Feld mit solcher Liebe und Sachkenntnis in Wort und

¹⁾ Rothe, Ueber die Entdeckung von Elementen. Jahresbericht der k. k. Staats-Realschule am Schottenfelde pro 83/84. Wien.

²⁾ Encyclopädie der Naturwissenschaften. Breslau, Trewendt.

³⁾ Ad. u. Karl Müller, Tiere der Heimat, Deutschlands Säugetiere und Vögel. Mit Originalillustrationen auf Holz und Stein von G. F. Decker und Ad. Müller. Kassel und Berlin, Th. Fischer.

Bild geschildert worden und unwillkürlich teilt sich das Behagen der Beobachter dem Leser mit. Die großen und kleinen brennenden Fragen der Zeit werden mit größter Unbefangtheit auseinandergesetzt. Der Schaden des Hoch- u. Edelmildes z. B. wird nicht geläugnet, aber es wird ein gutes Wort dafür eingelegt, daß das Edelmild wenigstens in großen Waldungen erhalten bleibe. In betreff des Schutzes der Vögel vor den Angriffen der Hauskatze — das einzige Mal, daß ein Haustier mit in die Besprechung gezogen wird — wird als Mittel angegeben, nicht etwa das jetzt hauptsächlich geübte, die Katzen zu töten, denn das geht der Mäuseplage wegen nicht, sondern ihnen durch Erziehung den Hang, den Vögeln und deren Nestern nachzustellen, abzugewöhnen. Die Vögel namentlich sind unseren Verfassern besonders ans Herz gewachsen; ihr Ehe- und Familienleben, ihr Nestbau, dabei auch der einiger Ragetiere wird in besonderen Abhandlungen dargestellt, die des Interessanten und Neuen viel bieten. Auch die Betrachtungen über Zug der Vögel, das Seelenleben der höheren Tiere und der Kampf in ihrer Welt sind hoch interessant. Freilich vermiffen wir die Schilderung der Grauanmer, die langsam westwärts vorzudringen scheint, einige der an der Nordsee häufigen Limosen, können uns auch nicht mit der Ansicht einverstanden erklären, daß die Rebelkrähe von Norden nach Süden wandern soll. In Süd- und Mitteldeutschland trifft sie nur in sehr kalten Wintern ein, während sie in Holland regelmäßiger Wintergast ist, wohin sie sich doch nur von Osten her begeben kann. Die teils im Holzschnitt, teils in vortrefflicher Lithographie gegebenen Abbildungen sind ausgezeichnet schön, die Jagdbilder sämtlich von dem in diesem Genre eines so wohlverdienten Rufes genießenden Düsseldorfer Malers Decker.

Von weiteren Arbeiten über die Haustiere aus den höheren Ordnungen habe ich diesmal nur noch eine Statistik der Schafe zu erwähnen¹⁾, deren Zahl in Deutschland seit 1873 um 23% abgenommen hat. Namentlich trifft diese Abnahme die Wollschafe, von denen 33% weniger gehalten werden, wie vor 10 Jahren. Das Land Europas, welches die meisten dieser Tiere noch ernährt, ist Großbritannien, wo 86,4 Schafe auf 100 Einwohner kommen, das an Schafen ärmste Land aber ist Österreich mit 17,3 auf 100 Bewohner. Die Haustiere aus der Ordnung der Gliedertiere dagegen behandelt Heß²⁾ in einer besonderen Schrift. Alle diese unbetenen Gäste, welche sich in den verschiedenen Teilen unserer Wohnung anzusiedeln streben, werden durch Wort und Bild gut gekennzeichnet, ihre Lebensgewohnheiten werden geschildert und die Mittel zur Abwehr angegeben. Bei der großen Wichtigkeit, die die Bekämpfung jener meist kleinen Feinde hat, kann das Buch recht nützlich sein, wenn auch bei den Abwehrmitteln eine größere Vollständigkeit erwünscht gewesen wäre. Bei vielen dieser Tiere erregt es Staunen, mit welcher Leichtigkeit dieselben sich an glatten Wänden in jeder Lage hinbewegen können. Man glaubte bisher, daß dies eine schüsselförmige Bildung ihrer Fußsohlen ermöglichte, die sie in der Mitte emporzögen worauf sie dann durch den Luftdruck festgehalten wurden. Nun hat aber Dewig³⁾ die Ansicht aufgestellt, daß sie hierzu ein klebriger Saft befähige, den sie aus den Fußsohlen oder wie einige fußlose Fliegenlarven, aus dem vorderen und hinteren Leibesende treten lassen. Tiere, wie Maikäfer oder Spinnen, deren Füße nur Krallen besitzen, sind nicht im stande, an glatten Wänden sich zu halten. Alle springenden unter diesen Tieren dagegen, darunter auch die Hüpfspinnen, besitzen die Fähigkeit, sich so anzukleben, in hervorragendem Maße.

Neben dieser die Aufklärung mancher Schwierigkeit bietenden Art der Fortbewegung der Tiere hat von jeher ihr Flug die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen. Die Resultate einer diesen zu erklären suchenden Arbeit hat Müllenhof⁴⁾ der letzten Naturforscherversammlung vorgetragen und das Gewicht des ganzen Tieres, das seiner Flugmuskulatur, seine Flügelflächen und Längen, die Anzahl der Flügelschläge in der Zeiteinheit und die Klastenweite der Flügel in

1) Dingler, pol. Journ. 253 S. 11.

2) Heß, die Hausgenossen des Menschen unter den Gliedertieren. Hannover, Cohen.

3) Dewig. Über die Fortbewegung der Tiere an glatten Flächen vermittelt eines Sekretes. Pflügers Archiv für die ges. Physiologie XXXIII.

4) Tageblatt der 57. Vers. deutsch. Naturf. u. Ärzte in Magdeburg. S. 173.

das Bereich seiner Untersuchung gezogen. Nach dem Vermögen der Tiere ohne Flügelschlag zu schweben, teilt er sie in verschiedene Typen, den Wachteltypus, wozu die Fliegen, Bienen, Hummeln, aber auch die Enten gehören, welche, sowie sie die Flügelschläge unterbrechen, sofort plump zu Boden stürzen, den Fasanentypus und den Sperlingtypus, die ein kürzeres und längeres Schweben fertig bringen, den Geyertypus, der eine große Fähigkeit zum Schweben besitzt, und den Tagfaltertypus, der hierin das höchste leistet. Die Schwalben gleichen den Vögeln vom Sperlingstypus, aber ihre starke Muskulatur macht jeden Flügelschlag äußerst wirksam, die Möven dagegen können, ähnlich wie die Geyer, lange schweben, sind aber wegen ihrer schwachen Brustmuskeln nicht im Stande, dies durch Erzeugung kräftiger Luftbewegung, sondern nur durch Benutzung vorhandener Luftströme zu thun.

Indem der Leser vom Fliegen hört, fällt ihm gewiß sogleich der lenkbare Luftballon von Krebs und Rénard ein, dank der vielen Mitteilungen über ihn, welche die Tagesblätter brachten. In der Oktober Sitzung des elektrotechnischen Vereins hat hierüber Buchholz¹⁾ einen Vortrag gehalten, der wohl geeignet ist, die Sache in das rechte Licht zu setzen. Viel brauchbare Versuche über diesen Apparat weiß er nicht vorzuführen, außer den von den beiden französischen Offizieren angestellten, sind nur diejenigen der Gebrüder Tissandier, hervorzuheben. Von ihrem Ballon unterscheidet sich der Krebs-Rénardsche hauptsächlich dadurch, daß die zur Bewegung dienende Schraube vorn angebracht ist. Auch ist die Form des Ballons ein wenig geändert. Als Motor wenden beide Erfinderpaaire elektrodynamische Maschinen an, die durch Akkumulatoren oder Chromsäurebatterien getrieben werden. Die von beiden angestellten Versuche sind als ziemlich gelungen zu bezeichnen; denn wenn auch der Krebs-Rénardsche Ballon der erste gewesen ist, der an den Ort seiner Abfahrt wieder zurückgelangte, so war er auch vom Wetter begünstigt, während die Tissandiers bei ihrer letzten Auffahrt am 26. September d. J. zum erstenmal gegen einen Wind von 3 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde und mit einer Ballongeschwindigkeit von fast 4 Meter länger wie 10 Minuten segelten²⁾. Soweit man jetzt sehen kann, ist die Möglichkeit vorhanden, lenkbare Ballons zu konstruieren, die unter unseren Windverhältnissen den größten Teil des Jahres verwendbar sein dürften.

Daß ebenso wie über den Luftballon die Zeitungen auch über den Stand der Cholerafrage neuerdings viel geschrieben haben, wird dem Leser ebensowenig entgangen sein. Hat sich doch die Naturforscherversammlung in Magdeburg eingehend mit ihr zu beschäftigen gehabt. Die Bonner Professoren Finkler und Prior hatten geglaubt, dem Cholerabacillus in den Auswürfen von Kranken, die von der einheimischen Cholera ergriffen waren, beobachtet zu haben und hatten daraufhin Kochs Resultate als unhaltbar hingestellt. Dieser hat aber ihre Einwände neuerdings mit dem Nachweis beantwortet³⁾, daß die Bonner gar keine Reinkulturen gehabt hätten, die im Reichsgesundheitsamte dadurch erhalten werden, daß man die Pilzsporen auf Gelatine ausfährt und dann durch möglichste Ausbreitung des Nährkörpers in den Stand gesetzt wird, die verschiedenen Pilzarten mechanisch zu trennen. Er weist an ihm zur Verfügung gestellten Präparaten nach, daß Prior und Finkler gar keine Kommabacillen hatten und sieht dann darin eine Bestätigung seiner Ansicht, daß es zwei Schweizer Ärzten in Marseille und nächstdem ihm selbst gelungen ist, durch Einbringen der gefährlichen Gäste in den Darm von Tieren, so daß dieselben den Magen nicht zu passieren hatten, die Choleraerscheinungen hervorzubringen. Alle aus seiner Theorie gezogenen Schlüsse und die darauf sich gründenden Vorsichtsmaßregeln dürften also trotz dieser Angriffe die richtigen sein.

Einen anderen gefährlichen Feind nicht des Menschen selbst, wohl aber seiner Wohnungen, auch zur Klasse der Pilze gehörig, den Hausschwamm, haben Göppert und Cohn zum Gegenstand zweier Vorträge gemacht, in Magdeburg hat Poleck⁴⁾ darüber geredet, alle drei

1) Buchholz. Elektrotechn. Zeitschrift 1884. S. 431.

2) Comptes rendus XCIX. S. 530.

3) Deutsche medizinische Wochenschrift X. S. 725.

4) Tageblatt z., S. 370.

angeregt durch das Umsichgreifen dieser Plage im neuen Museum in Breslau. Danach giebt es nur ein Mittel gegen dieselbe: stete Zuführung warmer und frischer Luft, damit der Pilz austrocknet und, da er die Trockenheit durchaus nicht verträgt, abstirbt. Alle chemischen Mittel helfen nicht, da sie das Holz, dem der Pilz die es zusammensetzenden Salze entzieht, nicht wieder herstellen können und ihn nicht töten. Es würde verhältnismäßig leicht sein, ihn zu bekämpfen, wenn sich lokale Vereine von Bauleuten dazu verbinden wollten, alles infizierte Holz zu vernichten, das leichtsinnige Anfahren von Bauschutt, der die Sporen enthalten kann, an und in Neubauten zu verhindern, die Gebäude stets zu unterkellern und mit einer Isolirschicht gegen die durch das Fundament eindringende Feuchtigkeit zu schützen.

Über die Lebenserscheinungen bei höheren Pflanzen liegt ebenfalls manches Bemerkenswerte vor. Zunächst eine Arbeit (Lundströms¹⁾ über die Anpassung derselben an Regen und Tau. Eine große Menge Pflanzen zeigen Vorrichtungen, das Wasser aufzufangen, zu leiten und festzuhalten, um es dann aufzunehmen. Wenn einige Pflanzen, wie die in heitern Nächten sich selbst begießenden Rüben dies vermöge ihrer Blattrinnen bewirken, so besitzen andere, um das Wasser zu bewahren, Haare, Blattzähne, Nebenblätter, Grübchen etc., die es leicht aufnehmen und oft lange festhalten. Auch sondern viele gummiartige Stoffe ab, die leicht befeuchtet werden, oder sie lassen solche Stoffe durch Osmose aus den Gefäßen heraustreten, während für sie Wasser eintritt. Oft sind nicht die Oberflächen, wohl aber die Unterseite und der Blattrand benetzbar und im Stande, das Wasser aufzunehmen. Solche Einrichtungen fehlen untergetauchten Pflanzen völlig, auch oft solchen, die in feuchten Niederungen wachsen, während dieselben Arten auf trockenen Höhen Haare in großer Menge entwickeln.

Eine Anzahl Pflanzen, vor allen die Fettpflanzen, entwickeln Nachts eine große Menge Säure, welche während des Tages wieder verschwindet. Diesen Vorgang hat de Bries²⁾ genauer studiert und zunächst gefunden, daß das Licht indirekt die Ursache dieser Säurebildung ist, denn sie tritt nur auf, wenn die Pflanzen tags zuvor belichtet waren. Während nun Liebig glaubte, daß diese Säuren Zwischenglieder bei der durch die Ernährung der Pflanze bewirkten Kohlenäurezersehung darstellten, so hat de Bries gezeigt, daß die Zersehung dieser Säuren vielmehr auf einem Oxydationsprozeß beruht, dessen Ziel Bildung von Kohlenäure und Wasser ist. Allerdings wird diese gebildete Kohlenäure vom Chlorophyllkorn unter Sauerstoffausscheidung wieder zerlegt und so ist das Endresultat doch das von Liebig angenommene, die Säurebildung in der Nacht aber eine Vorbereitung zu dem Ernährungsprozeß, der nur im Lichte stattfinden kann.

Ohne die Sonne kann also auch die eigentliche Ernährung dieser Pflanzen nicht geschehen, sie bereiten sich aber besser wie andere zur Benützung des Lichtes vor. Da nun das Verschwinden der Säure nur bei hoher Temperatur (40—45° C.) vor sich geht, so suchen diese Pflanzen trotz ihres Saftreichtums sonnige und mithin trockene Stellen. Am Tage entstehende Säure würde also sofort zerseht; nur die Nacht ermöglicht ihre Bildung. Aber diese Zersehung hängt dann vom Grade des Sonnenscheines ab und dieser ist an das Wetter mit allen seinen Launen geknüpft.

Das Wetter launig zu nennen, dazu hat man jetzt freilich eigentlich kein Recht mehr, seitdem wir in seiner Kenntnis soweit vorgedrungen sind, um sie als gesetzmäßig ansehen zu müssen. Diese Gesetze und die Art, wie wir sie erhalten, werden in fesselnder Weise von Scott³⁾ dargestellt. Während der Laie zum Verständnis anderer Meteorologien eine Anzahl Vorkenntnisse mitbringen muß, so teilt die in Rede stehende solche, soweit sie nötig sind, in ihren einleitenden Kapiteln selbst mit. Der erste Teil behandelt nämlich Temperatur, strahlende Wärme, Luftdruck, Wasserdampf, elektrische und optische Erscheinungen für sich, welche dann erst im zweiten als

¹⁾ Nova acta Regiae Societatis scientiarum Upsaliensis. Ser. III. Vol. XII. Fasc. I.

²⁾ Botanische Zeitung 1884. Nr. 22 und 23.

³⁾ Elementare Meteorologie, übersetzt von Freiden. Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 61. Bd. Leipzig, Brockhaus.

meteorologische Erscheinungen betrachtet werden; auch die aus ihnen sich ergebenden klimatischen Verhältnisse eines Ortes werden ausführlich vorgeführt. Barometrische Depressionen, Maxima, Stürme etc. werden dagegen kürzer behandelt wie sonst, immerhin aber ausführlich genug, um darüber vollständig zu orientieren. Festzuhalten ist freilich, daß das Buch hauptsächlich England im Auge hat, wo z. B. die auf dem Kontinent so häufigen Rückfälle der Kälte im Mai nicht vorkommen. Werden aber auch diese Erscheinungen nicht behandelt, so entschädigen dafür eine Menge der interessantesten Mitteilungen, welche man, da sie nur der seefahrenden Nation par excellence zur Verfügung stehen, in deutschen Büchern vergeblich sucht. Doch ist auch die deutsche Litteratur sehr eingehend berücksichtigt, nur hätten die zum Teil vom Übersetzer eingestreuten geschichtlichen Notizen wohl korrekter sein können.

Von besonderem Interesse sind dabei die Beobachtungen der Wirkungen der Sonnenstrahlen auf die Erde. In ihnen gelangt bekanntlich eine große Menge von Energie zu uns, die wir einstweilen nur dadurch verwerten können, daß sie von den Pflanzen zur Bildung von Holz und sonstigem Brennmaterial verwendet wird. An Vorschlägen, sie direkt zum Heizen von Dampfkesseln zu benutzen, hat es nun seit Jahren nicht gefehlt. Bisher sind diese Vorschläge jedoch immer an der zu unsicheren Wirkung der Sonnenstrahlen in unseren Breiten, wo derartige Einrichtungen hauptsächlich von Wert sein könnten, dann aber auch an der Schwierigkeit gescheitert, trotz des verschiedenen Standes der Sonne ihre Strahlen stets auf den Kessel zu konzentrieren. Nun hat neuerdings Ericsson¹⁾, der schon seit Jahren in dieser Richtung gearbeitet hat, in New-York einen solchen Kessel konstruiert, mit dem er eine Dampfmaschine treiben konnte, welche bei 2,5 Atmosphären Überdruck 120 Hübe in der Sekunde ausführte. Die Maschine sorgt dabei durch die Kraft des erzeugten Dampfes dafür, daß Kessel und Reflektor stets richtig eingestellt bleiben. Der Reflektor besteht aus einem parabolischen Hohlspiegel, welcher aus versilberten Glascheiben hergestellt ist.

Ist nun dieser Apparat konstruiert, um der üblichen Verschwendung der uns von der Sonne zukommenden Wärme vorzubeugen, so können wir uns eines haushälterischen Umgehens mit der vor Jahrtausenden uns aus derselben Quelle zugewendeten, welche in den Kohlen aufgespeichert ist, noch ebensowenig rühmen. Es ist wahrhaft wunderbar, mit welchen primitiven Öfen wir uns noch begnügen oder begnügen würden, wenn nur die Steinkohlen, die jetzt so ziemlich alle Welt heizt, darin brennen wollten, und wie wir gerade in diesem delikaten Punkt Geld und Bequemlichkeit bereitwillig opfern, wenn es nur hübsch beim Alten bleibt. Auf eine der ärgsten Unvollkommenheiten der Öfen hat nun vor kurzem in einem Vortrag auf der Generalversammlung für Gesundheitstechnik zu Frankfurt a. M. Friedr. Siemens²⁾ aufmerksam gemacht, nämlich auf den Umstand, daß man die Verbrennungsräume möglichst klein zu machen bestrebt ist, dadurch abkühlende feste Körper mit der Flamme in Verbindung bringt, welche die vollständige Verbrennung der Kohle verhindern, und indem sie sie rußen machen, ihren Heizwert herabsetzen. Denn im Rauch entweicht eine Menge unverbrannter Kohle. Hierdurch ergibt sich ein doppelter Nachteil, der nach Siemens' Vorschlag leicht zu vermeiden ist, wenn man den Verbrennungsraum groß macht, und in ihm nur die strahlende Wärme benutzt, dann aber wie bei den bekannten Regenerativbrennern die Verbrennungsgase zwingt, ihre Wärme an die Wände der Rohre, welche sie abführen, abzugeben. Namentlich in der Fabrikation seines Glases hat Siemens mit Öfen, welche nach diesen Prinzipien verbessert waren, den besten Erfolg erzielt. Die Temperatur wird höher, und man kann dadurch kostbare Flußmittel ersparen, Häfen und sonstige Geräte halten länger, da sie mit der Flamme nicht mehr in Berührung kommen, die Ersparung an Brennmaterial betrug aber nicht weniger wie 50%. Alle diese Vorteile würden der Zimmerheizung in noch höherem Grade zu gute kommen können, die meist nur 20% der Kohle ausnützt, und obendrein würde damit auch der Rauch beseitigt werden. Dieses Ziel würde

¹⁾ Scientific American. Bd. 50, S. 310 nach Dinglers pol. Journ. 253, S. 439.

²⁾ Siemens, Ueber Öfenbetrieb unter ausschließlicher Benutzung der strahlenden Wärme. Gesundheitsingenieur. 1884. 15. Oktober.

freilich vollständig nur, wie Weinlig¹⁾ der Naturforscherversammlung in Magdeburg auseinandergesetzt hat, mit Gasfeuerung, die 80 bis 90% der vom Gase gelieferten Wärme ausnutzt, zu erreichen sein. Da deren Einführung zunächst aber noch im weiten Felde ist, so wird die Beseitigung des von industriellen Unternehmungen verursachten Rauches, der wegen seiner großen Menge besonders störend ist, zunächst allein erstrebt werden müssen. Hierzu schlägt Weinlig vor, daß auf genügend hohe Schornsteine streng gehalten wird, sodann, daß man vorsichtiger mit der Anstellung der Heizer verfährt, ja geradezu Heizerschulen errichtet, endlich die Konstruktionen der Feuerungsanlagen genauer beaufsichtigt und darauf sieht, daß das Brennmaterial für sie richtig gewählt wird.

Zum Schlusse bleibt noch übrig, auf den Anfang zweier neuen technisch-naturwissenschaftlichen Publikationen hinzuweisen, von denen jedoch zunächst nur die ersten Lieferungen vorliegen, *Wershoven*, naturwissenschaftlich-technisches Wörterbuch, Berlin, *Simion und Schwarz*, Stoff und Kraft in der menschlichen Arbeit, Wien, *Hartleben*. Ich werde Gelegenheit nehmen auf sie zurückzukommen, wenn die vollständigen Werke eingegangen sein werden.



Litterarische Berichte.

Gerhard von Amynstor, Caritas. Erzählungen für die christliche Familie. Leipzig 1885. Verlag von W. Friedrich.

Die sieben Erzählungen, welche der bekannte Verfasser unter diesem Titel veröffentlicht, können auf das Prädikat schlicht und anspruchslos im guten Sinne Anspruch erheben. Ohne tiefgehende psychologische Anatomie, und ohne die geringste Pikanterie werden einfache Vorgänge aus dem Leben der Gegenwart geschildert, welche sich vor allem an unser Herz wenden und die allgemeine Menschenliebe in eindringlichem Tone predigen. Für litterarische Feinschmecker ist in dem Büchlein nichts vorhanden, doch dürften sich unbefangene Leser genug finden, denen die aus einem warmschlagenden Herzen quellenden Erzählungen von christlicher Caritas willkommen sein werden. Sn.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14.—16. Jahrhundert. Neunzehnter Band. — Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck. Erster Band. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die histor. Kommission bei der K. Akademie der Wissenschaften. Leipzig 1884. Verlag von S. Hirzel. SS. XV. 598. 8.

Der neue Band des großen Unternehmens der historischen Kommission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften bringt den ersten Band der Lübbischen Chroniken, die nach Mantels Tode vom Archivar Koppmann über-

nommen worden sind. In der tüchtigen Art dieses ersten Kenners der hanfsichen Geschichte werden uns nach einleitender Orientierung über die verschiedenen Recensionen der Detmarchronik die Texte der Chronik von 1105—1276, dann der damit verwandten, aber doch davon verschiedenen Chronik von 1105—1386 und der von 1101—1395 mit der Fortsetzung gegeben. Alle drei sind mit besonderer Einleitung und mit Anmerkungen begleitet, welche nichts übersehen und reiche Quellenachweisungen bieten. Der zweite Band der Lübbischen Chroniken soll die Abhandlung über Detmars Thätigkeit und den Schluß der Chronik, sowie kleinere, historische Arbeiten bringen. Q.

Eigenbrodt, Wolrad, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. Berlin 1884. Verlag der Weidmannschen Buchhandlung. SS. VIII 139. 8.

Der Verfasser will die Entwicklung der Fabel und gereimten Erzählung zum epischen Gedicht darlegen. Dieser Plan ist ihm, wie viele Gedanken und Ausdrücke aus W. Scherer's Litteraturgeschichte zugeslossen. Hagedorn dient dabei zum Mittelpunkt; Gellert, welcher ebenso wichtig wäre, ist sehr kurz und ohne gehörige Erfassung seiner Art behandelt, während Stoppe unverhältnismäßig breit besprochen wird. Wir erhalten überhaupt den Eindruck, als sei der Verfasser mit seinem Gegenstand nur wenig vertraut, und von den Arbeiten darüber ungenügend unterrichtet. Wie z. B. der Fabelstil Gellerts und Lessings zu untersuchen und be-

¹⁾ Tageblatt zc. S. 377.

urteilen ist, hätte er aus der gründlichen Arbeit von Erich Schmidt (Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur II, 38—79) lernen können. Das Urteil kann dadurch nicht günstiger werden, daß sich Herr G. bei Hagedorn Mühe giebt, dessen Fabeln mit den Quellen zu vergleichen. Stil und poetische Gestaltung werden dafür in wenig genügender Art behandelt. Q.

Geschichte der Nationalökonomie, insbesondere der neueren und neuesten, von Dr. Karl Walcker, Dozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig. Leipzig 1884. Verlag der Kopsberg'schen Buchhandlung.

Dieses Werk bildet den fünften Band des Handbuchs der Nationalökonomie, welches vom Verfasser für Studierende, Landwirte, Industrielle, Kaufleute und andere Gebildete bestimmt ist. In dem ersten Buche desselben behandelt Walcker die Zeit vor A. Smith auf 44 Seiten, in dem zweiten Buche die Zeit seit A. Smith auf 220 Seiten, in dem dritten Buche stellt der Verfasser Schlußbetrachtungen an über die gegenwärtige Lage der Nationalökonomie, insbesondere der deutschen, und am Schlusse folgt ein Autoren- und Sachregister des I. bis V. Bandes. Der Verfasser giebt nicht eine systematische Entwicklung der Geschichte der Nationalökonomie, sondern erörtert kurz den Inhalt der verschiedenen Systeme, wie die Bedeutung und den Inhalt aller derjenigen Werke, welche einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Geschichte der Nationalökonomie geübt haben. Das Hauptgewicht wird auf biographische Notizen, wie auf eine möglichst vollständige Angabe der Litteratur gelegt. Außer der deutschen Nationalökonomie die in größerer Ausdehnung behandelt wird, sind noch in mehr oder weniger abgekürzter Weise die englische, amerikanische, französische, belgische, schweizerische, italienische, spanische, portugiesische, russische, skandinavische und holländische in die Darstellung hineingezogen. Die große Belesenheit und den energischen Fleiß wird wohl jeder anerkennen müssen, der dieses Werk einer näheren Betrachtung unterzogen hat. Eine Masse Material ist hier zusammengetragen und eine Menge immerhin interessanter Notizen finden wir, die der außergewöhnlichen Sammelthätigkeit des Verfassers zu verdanken sind. Dieser auf Zusammentragung eines Massenmaterials gerichtete Zug Walckers giebt uns aber auch zugleich die Erklärung, warum die Gesamtdarstellung einen sporadischen Charakter trägt und des einheitlichen Geistes ermangelt. Wer deshalb den Lebenslauf der bedeutendsten, insbesondere deutschen Nationalökonomien, die nationalökonomischen Zeitschriften und Richtungen näher kennen lernen will, wird in dieser Arbeit des Verfassers manches Interessante beobachten und mit scharfer Unterscheidung des objektiven und subjektiven Momentes in der Darstellung den

Aufschluß über manche Erscheinungen persönlicher und thatsächlicher Natur, wenigstens mittelbar, gewinnen können. Der Stil ist einfach und klar; nur durch die allzuvielen Abkürzungen wird hauptsächlich derjenige Leser, der die in den früheren Bänden gebrauchten Abkürzungen nicht kennt, nicht wenig gestört. S.

Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel. Hierzu ein Porträt in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing. Leipzig 1884. Verlag von S. Hirzel. SS. XXXVI. 419. 8.

Wenige in unsrer hastenden Zeit werden noch wissen, wer Friedrich von Uechtritz war, obgleich er erst im Februar 1875 zu Görlitz starb. Wer kennt seine Trauerspiele Rom und Spartakus, Rom und Otto III., Chrysostomus, Alexander und Darius, Rosamunde, das Ehrenschwert, die Babylonier in Jerusalem? ja, wieviele haben seinen Albrecht Holm gelesen, den großen Roman aus der Reformationszeit, und den psychologisch-kriminalistischen Roman, der Bruder der Braut? Auch das schöne Düsseldorf'sche Kunstleben, dem er eine feinsinnige und lehrreiche Schilderung, mit eingehender Darstellung des Goetheschen Einflusses auf unsre geistige Welt widmete, gehört zu den vergangenen und fast vergessenen Zeiten, ebenso wie Zimmermann und Grabbe, Schnaase und Schirmer, Lessing und Schadow zu den Männern zählen, welche nicht auf der Bühne des Tages stehn. Dazu kommt, daß Uechtritz auch während seines Lebens die Massen niemals durch seine Dichtungen bewegt hat. In seiner feinen, vornehmen Natur war er eben nur dem kleineren Kreise verständlich, welcher die hohen Absichten seiner Dramen zu erkennen vermochte und sich über die mangelnde Energie der Handlung durch das viele schön gedachte und gesagte hinwegsetzte. Es verband sich in ihm ein starkes religiöses Element mit freier Persönlichkeit, so daß er trotz seiner Sympathie mit der vortridentinischen Kirche ein guter Protestant blieb; seine Romane verteidigen gradezu den Protestantismus. Mit diesem allen vereinte er ein sinniges Verständnis für die Kunst und war eine wichtige Persönlichkeit für die ältere Düsseldorf'sche Schule, ein fördernder Freund namentlich C. Fr. Lessings.

In dieses tief angelegte und vielseitig entwickelte Leben gewährt das vorliegende Buch schöne Einblicke. Es ist ein Denkmal daß die Witwe dem teuren Gatten setzte: eine Auswahl von Briefen von Fr. Uechtritz an seine Familie, von L. Tieck und dessen bedeutender Tochter Dorothea an Uechtritz, wobei man bedauert daß nicht der ganze Briefwechsel zwischen Uechtritz und dem Tieckschen Hause mitgeteilt ward; dann folgen Briefe, die zwischen ihm und Schnaase, Fr. Hebbel, R. Köpfe gewechselt wurden und

zum Schluß die Schreiben verschiedener Künstler und Schriftsteller an Uechtritz. Zur Einleitung hat H. von Sybel aus genauer Kenntnis der Person und der Schriften eine Charakteristik von Uechtritz geschrieben, und Theodor Paur einen Lebensabriß mit freundschaftlicher Pietät gegeben, der uns noch näher über den ausgezeichneten Mann unterrichtet, welcher bis zum letzten Atemzuge den Idealen, welche er als die höchsten begriffen hatte, diente. Q.

Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Ludwig Tobler. Zweiter Band. Frauenfeld 1884. F. Huber. SS. XXIV. 264. 8.

Das vorliegende Buch ist eine Ergänzung der im Jahre 1882 im selben Verlage und von demselben Gelehrten, Prof. L. Tobler in Zürich, herausgegebenen Sammlung Schweizerischer Volkslieder. Es ist durch den Wunsch vieler Freunde des Buches veranlaßt worden, welche nicht eine Auswahl und Uebersicht wünschten, wie der erste Band sie bot, sondern möglichst viel Stoff, ohne Rücksicht darauf, ob gewisse Stücke schon anderweitig gedruckt und auch außerhalb der Schweiz entstanden seien. In dem historischen Teil vornehmlich ist nun darnach getrachtet worden, alle Hauptereignisse der schweizer Geschichte mit Liedern auszustatten: dieselben sind chronologisch geordnet. In der Abteilung „Allgemeine Lieder“ hat der Herausgeber eine Auswahl der besten und beliebtesten veranstaltet. Auf epische und lyrische Lieder folgen Sprüche, und zwar Zauberprüche, Gebetsprüche (mit Parodien), Reimsprüche, Kinderreime. Ein Anhang giebt Berichtigungen und Nachträge zu beiden Bänden. Während in der Einleitung des 1. Bandes Prof. Tobler sich über Inhalt, Form, Herkunft und Verbreitung der „allgemeinen Lieder“ sehr lehrreich ausließ, giebt er in der zum 2. Band sehr schätzbare Mitteilungen über die Verfasser und Verbreiter der historischen Lieder der Schweiz. Das Namensverzeichnis aus dem 15. und 16. Jahrhundert und die Mitteilungen über die genannten Dichter bereichern unsre Litteraturkenntnis in dankenswertem Maße. Eine Skizzierung einiger Eigenheiten des Stils und der geistigen Haltung der historischen Lieder schließt sich an. Diese Sammlung der schweizer Volkslieder ist weniger durch den Stoffreichtum als durch die Beigaben des verdienten Herausgebers bedeutend. Wir empfehlen sie allen auf das wärmste, die für die Geschichte des deutschen Volksliedes Teilnahme pflegen. Q.

Odin, eine nordisch-germanische Göttersage von A. Kayser-Langerhannß. München 1884. Verlag der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Die auf dem Gebiete der Lyrik und Novellistik bekannte Dichterin Frau Kayser-Langerhannß, hat es in ihrer großen epischen Dichtung „Odin“, nordisch-germanische Göttersage,

verstanden, den Anforderungen, die der moderne Geschmack an die Bearbeitung altnordischer Stoffe stellt, gerecht zu werden, ohne den Charakter jener Stoffe zu verwischen. Ihre Verse atmen eine hohe Formvollendung und führen uns auf wechselnden Rhythmen und in verschiedenartigsten Strophengebäuden in die wunderbar poetische Welt des nordischen Altertums. Es ist in diesem Werke die ganze Geschichte des altnordischen Göttergeschlechts der Asen von der Weltentstehung bis zum Weltbrande niedergelegt. Die Dichterin entwickelt in dem Epos eine so große poetische Kraft des phantastisch Ungeheuren, daß man zunächst als Verfasser des Werkes einen Mann vermutete. Der Verfasserin sind aber ebensowenig die zarteren Töne versagt. Tiefsinnige, philosophische Reflexion und ebenso plastische, als farbenreiche Anschauung ergänzen und verschmelzen sich in der Dichtung, deren Form in häufig wechselnden Versmaßen der Dichterin volle Herrschaft über alle bekundet. Diese Gesänge von Odin, sind in einer mit großem künstlerischen Luxus inszenierten Prachtausgabe erschienen, reich mit Bildern und Vignetten ausgestattet durch den geschätzten, tüchtigen Münchner Künstler E. Ph. Fleischer. Das ganze Buch in kunstreich geschmücktem Deckelumschlage, gehört durch poetischen Inhalt und künstlerische Illustration zu den eigenartigsten Prachtwerken, welche der deutsche Verlagsbuchhandel der Gegenwart in die Welt gesendet hat. Das Werk hat Professor Engelhard in Hannover zur Herstellung der Statue des Odin Veranlassung gegeben, die in der Nationalgalerie zu Berlin Aufstellung gefunden hat und wird Bildhauer wie Maler noch oft zur Darstellung der herrlichen Gestalten auffordern, die in dem Werke den Künstlern greifbar nahe gerückt worden sind. R.

Frankreich in Wort und Bild von F. von Hellwald. Leipzig 1884. Verlag von Schmidt und Günther. Lief. 1—4.

Vor kurzer Zeit hatten wir erst Gelegenheit, ein anderes ähnliches Unternehmen von Hellwald, welches „Amerika“ behandelt, zu besprechen, heut liegt uns ein Werk in seinem Anfange vor, welches noch ein größeres Interesse für uns bietet, da es unser großes Nachbarreich behandelt. Es ist uns nicht bekannt, daß die Franzosen in den letzten 10 Jahren sich in ihrer Revanche-Idee so weit abgeföhlt haben, um „Deutschland“ in einem besonderen Buche durch „Wort und Bild“ zu schildern, wie es hier mit „Frankreich“ geschieht, es wird deshalb von dem französischen Publikum als ein Zeichen der Freundschaft betrachtet werden müssen, daß die deutsche Litteratur in einem Prachtwerke das französische Volk und das Vaterland desselben eingehend behandelt und zwar in einer Weise, in der Sympathien zum Ausdruck kommen, wie sie nur zwischen zwei befreundeten Nationen sich kund geben. — In den 4 Lief-

ferungen, die bis jetzt erschienen sind, beschreibt Hellwald „Paris“, das Herz von Frankreich und geht nach einer kurzen historischen Schilderung, eingehend auf die Gebäude, das Leben u. A. m. dieser Weltstadt ein. Wir hoffen über die nächsten Lieferungen dieses mit zahlreichen Illustrationen versehenen Werkes noch weiteres berichten zu können. R.

Eugen Salinger, Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen. Frankfurt a. M. 1884. J. D. Sauerländers Verlag.

Der Verfasser, der sein hervorragendes Erzählertalent bereits in einer Reihe von Werken („Eine Wahlverwandtschaft“, „Allerlei Herzengeschichten“, „Schicksalstragödie“) bekundet hat, legt auch in dem vorliegenden Buche vollwertige Proben für dasselbe ab. Von den drei in dem Bande enthaltenen Erzählungen, nimmt die erste „Kapitän Werner“ den breitesten Raum ein. Sie behandelt die Liebe eines wackeren Seemannes zur Nichte seiner verstorbenen Gattin und fesselt in hohem Grade durch die feine Charakterisierung der beiden, im Vordergrund der Erzählung stehenden Personen. Namentlich verstand es der Verfasser, seiner Heldin die vollsten Sympathieen des Lesers zu erwerben. Die Lösung des Konfliktes erfolgt in ungezwungener, durchaus befriedigender Weise. — Die zweite Erzählung „Donna Elvira“ zeigt die Meisterschaft Salingers in der Behandlung der äußeren Form. Er teilt die kleine Geschichte nach Art einer Sonate in vier Sätze ein, welche sich ihrem Inhalte nach mit den betreffenden Ueberschriften: Allegro, Adagio &c. vollkommen decken. — Den Schluß bildet eine allerliebste Erzählung „Frühling im Winter“, deren Hauptreiz in dem feinen Humor liegt, mit welchem der Verfasser die Charaktere der Heldin seiner kleinen Geschichte schildert. — Allen drei Erzählungen gemeinsam ist die geistvolle, dabei stets ungesuchte Sprache; der Verfasser besitzt das leider seltene Talent, in wenigen Worten viel zu sagen. J. S.

La Nave avventurosa di Zurigo (Das Glückhafte Schiff von Zürich) von Johann Fischart. Prima versione metrica del Dottore Aristide Baragiola. Strasburgo 1884. C. F. Schmidt Librajo Editore, Federigo Bull.

Es kann uns nur hochehrfrenlich sein, wenn man in Italien auch der älteren deutschen Litteratur Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt. Daß für die Schöpfungen derselben ein lebhaftes Interesse vorhanden ist, möchte wohl die vorliegende Arbeit beweisen, eine metrische Uebersetzung des glücklichsten Schiffes von Johann Fischart. War doch das Andenken an diesen Dichter des 16. Jahrhunderts, der bei Lebzeiten hochgeschätzt wurde, lange Zeit im deutschen Volke erloschen gewesen. Selbst litterarischen Kreisen war Fischart noch vor 50 Jahren beinahe unbekannt; erst seit

Ende der zwanziger Jahre regt sich wieder das Interesse für ihn und ist sein Name dem größeren deutschen Publikum geläufig geworden. Da rufen wir denn ein herzliches „Glück auf“ dem Dr. Aristide Baragiola zu, der es unternimmt, in schneidigen italienischen Versen nunmehr auch seine Landsleute mit dem Gedichte bekannt zu machen, in dem der alte deutsche Poet die Reise verherrlicht, die einst ein halbhundert Züricher Bürger gemacht haben, welche zu Schiff in einem Tage von Zürich nach Straßburg zum Freischießen gefahren sind, so daß der große Hafen mit „warmen Hirs“, den sie in Zürich eingeladen hatten, in Straßburg brühheiß ankam. Dr. Baragiola, Dozent an der Universität in Straßburg, hat schon andere Ereignisse unserer älteren Dichter ins Italienische übertragen, so das „Hildebrandslied“, den „armen Heinrich“, das „Muspilli-Lied“. Wir wollen daher hoffen, daß sein verdienstvolles Unternehmen in seiner Heimat Anklang finden und dazu beitragen wird, die Kenntniß unserer Litteratur bei den Italienern zu verbreiten und ihr Verständniß zu fördern. Von unserer Seite sei die vorliegende Umdichtung hiermit warm empfohlen. — t.

La Maddalena nell' arte. Conferenza tenuta al circolo filologico di Napoli da Marco Minghetti li 22 maggio 1884. Napoli 1884. Dottor Leonardo Vallardi, editore.

Unsere Leser wissen schon aus den in diesen Blättern seiner Zeit veröffentlichten Arbeiten über Raffael, daß der frühere italienische Ministerpräsident Marco Minghetti auch ein gewiegter Kunsthistoriker ist. Der oben benannte Vortrag, den Herr Minghetti im philologischen Verein zu Neapel gehalten hat, behandelt nur ganz kurz die Darstellung des Magdalenen-Typus in der Kunst. — Alle die Vorzüge, durch die sich die Raffael-Essais auszeichnen, finden sich aber auch in dieser kleinen Abhandlung: vollständige Beherrschung des Stoffes, eingehendes Verständniß, klares Urtheil; weshalb wir es nicht unterlassen wollen, die Aufmerksamkeit auf dieselbe zu lenken. — t.

Louis XIV. et Strasbourg. Essai sur la politique de la France en Alsace, d'après des documents officiels et inédits par A. Legrelle, Docteur en lettres. Quatrième édition, corrigée et augmentée avec un appendice et une carte. Paris. Libr. J. Hachette et Cie. 1884.

Der Verfasser dieses gelehrten, auf umfassenden Quellenforschungen beruhenden Buches sagt in der Widmung an den Völkerrechtswissenschaftler M. Goussier „c'est en effet une question de droit diplomatique qui forme la base même de mon travail“ und fügt hinzu, wenn es seinen westfälischen Friedensvertrag gäbe, so würde er es nicht unternommen haben, Ludwig XIV. in bezug auf die meisten Be-

schuldigungen, welche in betreff Straßburgs so lange sein Andenken belastet hätten, zu rechtfertigen. Der Zweck des Buches ist also ein apologetischer. Der Verfasser holt recht weit aus. Er geht bis in die vorcäsarische Zeit zurück, um zu beweisen, was auch in Deutschland niemand bezweifelt, daß zwischen Vogesen und Rhein vor den Germanen Celten gewohnt haben, eine Thatsache ohne alle politische Bedeutung. Im zweiten Kapitel stellt der Verfasser die Beziehungen dar, welche während des dreißigjährigen Krieges zwischen Straßburg und andern Orten des Elsaß einerseits und Frankreich, dem Reich und den Schweden andererseits bestanden haben. Es wird Legrelle leicht zu beweisen, daß die Politik der Republik Straßburg in diesem Kriege eine zweideutige und nicht selten unehrliche gewesen ist und daß die Stadt ihre Neutralität, welche ein Unrecht gegen das Reich, aber durch die Noth entschuldigt war, vielfach zu Gunsten des Kaisers verletzt hat. Nicht anders war es im holländischen Kriege. Aber auch diese Thatsache kann in keiner Weise zur Entlastung Ludwigs XIV. dienen. Hätte Frankreich in dem einen oder in dem andern Kriege an einer seiner begründeten Klagen Anlaß genommen, nicht nur feindselig gegen Straßburg vorzugehen, was ja in einzelnen Fällen vorgekommen ist, sondern sich auch der Stadt und ihres Gebietes zu bemächtigen, so hätte es zwar ungroßmütig, aber doch nicht völkerrechtswidrig gehandelt. Statt dessen hat es während jener Kriege sich nur deshalb nachsichtig und großmütig gezeigt, um nach dem Frieden von Nimwegen, dem durch eben diesen Frieden entwaffneten Reiche gegenüber sicher, desto überraschender und gefahrloser zu einer Politik der völkerrechtswidrigen Bergewaltigungen schreiten zu können. Nun ist freilich für Legrelle der Streich vom Ende Sept. 1681 und ein „grand acte de vigueur“ Ludwigs XIV., dessen Berechtigung er eben zu beweisen unternimmt. Er versucht aus den § 73 ff. des westfälischen Friedenstraktates nachzuweisen, daß Frankreich, wie — angeblich — auf die andern durch die berüchtigten Reunionen Deutschland entrissenen Gebiete, so auch auf Straßburg ein wohlbegründetes Recht gehabt habe. Er meint, im § 73 jenes Vertrages verzichteten Kaiser und Reich auf alles, was in jenen beiden Gebieten, d. h. im Ober- und Niederelsaß dem Kaiser und dem Reiche gehört habe, d. h. auf ganz Ober- und Niederelsaß. Das ist aber eine feste Verdrehung. Die Worte „Imperator, pro se totaque Serenissima domo Austriaca, itemque Imperium cedunt omnibus juribus etc. — quae hactenus sibi, Imperio ac familiae Austriacae competebant in oppidum Brisacum, Landgraviatum superioris et inferioris Alsaciae etc.“ sagen in ganz unzweideutiger Weise, daß der Kaiser als Chef des Hauses Oesterreich für sich und für dieses Haus auf die österreichischen Besitzungen im Elsaß verzichtet und daß auf

eben dieselben auch das Reich, dem sie sonst ja immer noch angehören würden, Verzicht leistet, nun und nimmer aber können sie besagen, daß das Haus Oesterreich auf seine elsässischen Besitzungen und das Reich auf den übrigen Elsaß verzichtete. Daß nicht das ganze Elsaß, daß vor allem nicht Straßburg in Münster abgetreten ist, dafür giebt es ein unwiderlegliches Sachzeugnis, nämlich das Verhalten selbst, welches die französische Regierung mehr als dreißig Jahre hindurch den ihr angeblich abgetretenen Gebieten gegenüber beobachtet hat. Oder ist ein Sterblicher so naiv, daß man ihm einreden könnte, Frankreich habe sich das Elsaß zu Münster abtreten lassen wollen und es auch wirklich durch jene Paragraphen abgetreten erhalten, dann aber vorläufig auf einen großen Teil seines nunmehrigen rechtmäßigen Eigentums freiwillig stillschweigend verzichtet? Diese Annahme wäre unglaublich absurd. Würde man 1648 auf französischer Seite nichts davon, daß das ganze Elsaß mit Straßburg u. s. w. abgetreten sei, nun, so war eben nicht das ganze Elsaß abgetreten, sondern nur die ausdrücklich als abgetreten bezeichneten Territorien. Legrelle selbst spricht von einer jurisprudence annexioniste du Cabinet de Versailles (pag. 501) und bezeichnet damit die zu Unrecht gefällten Rechtsprüche der Reunionskammern durchaus zutreffend, indem er sie brandmarkt. Angesichts des oben entwickelten Dilemmas begreift man allenfalls noch, daß Ludwig XIV. in der ganzen Gewissenlosigkeit des siegreichen Eroberers die berüchtigte Proklamation, welche der Welt die Absicht der Wegnahme von Straßburg verkündete, mit der Lüge beginnen konnte, die absolute Souveränität, welche er infolge der Verträge von Münster und Nimwegen über das ganze Elsaß besitzt, ließe keinen Zweifel daran, daß Straßburg als Hauptstadt desselben, ihm denselben Gehorsam schulde, wie die übrigen Bestandteile dieser „Provinz“ (!) — Ihm kam es eben nicht auf die durchsichtige Begründung an, der jemand hätte glauben müssen, sondern auf die Gewalt, der man sich beugen mußte. Daß aber ein Historiker diese faden-scheinigste aller Lügen im Ernst verteidigen kann, daß ist doch wohl selbst durch die „patriotische“ Tendenz der Schrift nicht zu rechtfertigen. Wenn aber das Legrelle'sche Buch auch als apologetische Schrift in der Hauptsache seinen Zweck völlig verfehlt hat, so ist es darum noch keineswegs ohne Wert. Der gelehrte Verfasser, welcher auch der deutschen Sprache sehr wohl kundig ist, macht manche Mitteilung aus französischen Quellen, welche bisher entweder unbekannt oder doch nicht ausreichend zugänglich gewesen sein dürften. Das Geschichtsbild, welches er auf Grund seiner Materialien entwirft, ist für den Deutschen in nichts erfreulich, außer dadurch, daß er uns ins Bewußtsein ruft, wie von jener Misere, welche unser Vaterland zu einer Beute jedes

mächtigen Nachbars machte, auch nicht der kleinste Rest übrig geblieben ist. A. B.

Gesammelte Schriften von C. H. Bitter, Königlich preussischer Staatsminister, Leipzig 1885. Verlag von Wilh. Friedrich. Wie schon der Titel bezeichnet, haben wir es hier mit einem Quodlibet des ebenso geistvollen als vielseitigen Verfassers zu thun. Wie groß diese Vielseitigkeit ist, davon belehrt uns schon das Inhaltsverzeichnis des Buches; denn letzteres enthält: „Lebensbilder aus dem Jahre 1848. — Vergessene Opern. — Skizzen und Bilder aus den Ländern an der unteren Donau. — Bismarck, Wagner und Rodbertus. — Die Uebersetzung der Opern von Gluck und Mozart in die deutsche Sprache nebst einem eigenen Text zu Don Juan und Iphigenie in Tauris. — Die katholische Todtenmesse. — „Uwe Kornsen, eine Erinnerung an Schleswig Holstein.“ — Es dürfte wohl nur sehr wenige Autoren geben, welche ein so umfangreiches Gebiet beherrschen. Abichtlich wähle ich den Ausdruck beherrschen; denn nicht allein, daß Bitter als Musik-Kritiker und besonders als Bach-Kenner längst als Stern erster Größe bekannt ist, so gesellt sich zu diesem ästhetischen Wissen auch noch die feine Beobachtung des Diplomaten, wovon besonders die ungemein anziehende Beschreibung der Donauländer und der Metropole des Orients — Konstantinopel — Zeugnis ablegt. Aber auch in der biographischen Kritik entfaltet sich der Scharfsinn des Staatsmannes und verbindet sich zugleich mit dem Musik-Kenner. Man lese nur den Aufsatz: Bismarck, Wagner und Rodbertus, worin Bitter nicht allein das Unzutreffende dieser Parallelen, wie sie in einer Schrift von Wirth zusammengestellt sind, nachweist, sondern jeden einzelnen der drei Berühmtheiten in einer Weise charakterisiert, welche wiederum verrät, daß der Autor nicht zu den oberflächlichen „Mode-Literaten“ gehört, sondern alles, was er schreibt, völlig beherrscht. Der Raum verbietet leider auf interessante Einzelheiten des Werkes näher einzugehen, und darum lassen Sie mich mit der Ueberzeugung schließen, daß jeder, welcher die gesammelten Schriften von Bitter lesen wird, mir gewiß für diese Anregung dankbar sein dürfte. R.

Der deutsche Reichstag. Seine Parteien und Größen. Von H. Wiermann, I. Teil. Die Deutsch-Freisinnigen. Leipzig 1884. Verlag der Kengerschen Buchhandlung. Herr Wiermann hat in den Jahren 1881 und 1882 „während der Wahlfeldzüge für den deutschen Reichstag und für das preussische Abgeordnetenhaus“ Porträts hervorragender Mitglieder und Führer der damaligen Fortschritts- und secessionistischen Partei gebracht und diese Skizzen dann, in diesem Jahre, wesentlich erweitert und bis auf die jüngste

Zeit fortgeführt als Buch herausgegeben, wobei er „die Zahl der vorzuführenden Größen bis auf neun beschränkte.“ Man mag es immerhin entschuldigen, wenn ein mitten im Kampfe des Tages stehendes, ganz in der Wirkung für die Gegenwart aufgehendes Journal in flüchtigen und mit von allen Enden zusammengerafftem Material hergestellten Skizzen politische Gegner möglichst abschreckend abkonterfeit; aber wenn so tendenziös gemalte oder gefleckte Bilder dann als Buch erscheinen, so fällt jede Entschuldigung fort. Das „sine ira ac studio“ ist leichter gefordert, als geleistet, aber eine Gehässigkeit, welche in Witz und fein sollendem Witz, in Verzerrungen und endlich in Schmähungen Dinge zutage fördert, wie wir sie in dem Wiermann'schen Buche finden, ist durchaus verdammlich. Wir wollen nur ein paar Proben geben. S. 265 lesen wir die böswillige Absurdität: „Es ist verdrießlich, an der Spitze einer Stadt zu stehen, deren Treiben es möglich macht, daß der Reichskanzler sich bis zu dem Gedanken versteigen dürfte, die deutsche und preussische Zentrallleitung von Berlin zu verlegen.“ Der Ausdruck „versteigen“, welcher dem Vorwurfe gegen Forkenbeck die Spitze abbricht und wie ein Vorwurf gegen den Reichskanzler klingt, ist offenbar aus der Eilfertigkeit des Schreibers entsprungen. In bezug auf Mommsen aber lesen wir die Verläumdung, er habe vor einem Napoleon „die Kniee gebeugt,“ wieder aufgewärmt und den berühmten Mann zum Schluß durch Mißbrauch des Dahlmann'schen Wortes beschimpft: „Der Weg vieler Professoren ist mit Gemeinheit gepflastert.“ So recht der Verfasser in einzelner hat, was er zur Charakteristik vor allem Eugen Richters beibringt, und so interessant manche reproducierte Reden und Zeitungsartikel sind, so kann das Buch im ganzen doch nur als eine Pflückerarbeit des Parteisanatismus gelten.

In demselben Verlage ist: „Der Kampf der Deutschen in Böhmen und Oesterreich“ erschienen. Fügen wir noch den Zusatz des Titels hinzu: „Historische Betrachtungen zur Stellung der österreichisch-ungarischen Monarchie“, so ahnt der Leser schon die enorme Bedeutung, welche der Verfasser der ungeschmählerten Erhaltung des Deutschtums in dem ganzen östlichen Oesterreich und vor allem in Böhmen beilegt. Er hat in dieser seiner Schätzung vollkommen recht, darüber sind alle deutsch gesinnten Männer zwischen den Vogesen und den Karpathen einig. Mit besonderer Energie bekämpft er die staatsrechtlichen Ansprüche der böhmischen Tschechen und in einer ziemlich ausführlichen Geschichte des Königreichs Böhmen weist er die Entstehung jener Fiktionen nach, auf welche die Tschechen ihre maßlosen, leider von einer völlig verblendeten Reichsregierung nur allzusehr begünstigten Ansprüche zur Verdrängung des Deutschtums und Aufrichtung der Tschechenherrschaft begründen. Wir

glauben freilich nicht, daß das Buch viel zur „Rettung der österreichisch-ungarischen Monarchie“ beitragen wird. Angesichts des Verrats, welchen Feudalismus und Klerikalismus in den österreichischen Landen an dem Palladium des Deutschtums üben, vermag das Wort, auch das gerechteste und beste, wenig oder gar nichts.

A. B.

Das deutsche Volkstum und seine nationale Zukunft. Betrachtungen eines Laien über eine nationale und praktische Politik der Gegenwart von Dr. jur. R. Th. Reinhold, Amtsrichter. Minden 1884. Verlag von J. C. C. Brunns.

Der Amtsrichter Hartwig zu Düsseldorf hat bekanntlich einen Zentralverein für Körperpflege in Volk und Schule gegründet, dessen Prinzip: „mens sana in corpore sano“ in weiteren Kreisen lebhaft Zustimmung gefunden. Dies Beispiel praktischer Volkspädagogik der Düsseldorfer Volks- und Jugendfreunde hat auch auf den benachbarten Barmer Amtsrichter und Dr. j. Reinhold anregend und befruchtend gewirkt. So ist der vorliegende stattliche Band von 478 Seiten über „eine nationale und praktische Politik der Gegenwart“ und „die nationale Zukunft des deutschen Volkstums“ als „ein bescheidener Beitrag für das nationale Werk der Rückkehr zur Natur und Gesundheit“ entstanden, denn „die Gegenwart bedrückt den Patrioten mit der Ueberzeugung, daß es in deutschen Volke nicht richtig steht. — Wohin der Blick sich wendet, überall zeigt sich dasselbe Bild der Verwirrung, der Unruhe und Schwäche.“ — „Daher ist die Hauptaufgabe des Patrioten, die Nation zur Selbstthätigkeit zu erglühen.“

Dieses „neue Evangelium der Kraft und Gesundheit“ bildet den Kernpunkt der vorliegenden Arbeit.

Wie der Autor in der Vorrede S. XVIII ausdrücklich mitteilt, hat sich zu seiner Ermutigung bereits eine große Gemeinde gleichgesinnter Patrioten zusammengefunden, welche für seinen Plan mit eintreten wird. Die Besprechung derselben mit zahlreichen Freunden aus allen Parteilagern ergab eine solche Uebereinstimmung der Ansichten, daß die praktische Propaganda für den neuen Aufbau der Nation in weiterem Umfang in Angriff genommen werden soll. —

Wir haben es also hier nicht mit den subjektiven Ansichten eines einzelnen Patrioten, sondern mit einem politischen Programm zu thun, das eine große Partei durch eine praktische Propaganda zu verwirklichen unternimmt.

Es tritt uns daher vor allem die praktische Frage entgegen: „Wer sind die Führer und Leiter des neuen Reichsaufbaues?“

Auch hierüber giebt der Autor S. 187 und 214 bereits Auskunft.

„Der Gedanke des durch praktische Einsicht ausgezeichneten Abgeordneten von Gynern,

alle liberalen Elemente von der Fortschrittspartei — nach Ausscheidung ihrer extremen Elemente — bis zur freikonservativen zu einer großen Partei des gemäßigten Fortschritts (?) zu sammeln — — diesem ebenso naheliegenden als weitstichtigen Gedanken — die Zeit wird ihm Recht geben — oder der Vorhang über die Tragödie fallen.“

Ferner: „Wir besitzen zur Zeit eine administrative Kraft, die leider für das Staatsganze brach liegt, obwohl seit dem Freih. v. Stein kein solches Verwaltungsgenie, vielleicht außer Sturm, erschienen ist. Miquel war der Mann die Reformen der Reichs-, Staats- und Selbstverwaltung durchzuführen. Windhorst-Meypen könnte es auch, kommt aber nach Lage der Verhältnisse leider nicht in Betracht.“

Demgemäß verlangt er S. 197 einen „mutigen Entschluß.“ „Es ist geradezu wünschenswert, daß der erstarrte Liberalismus selbst in seinen vorgeschrittenen Richtungen, eingeladen wird, die Bildung der ministeriellen Instanz ganz oder teilweise zu übernehmen. Man muß den Schritt wagen, den hervorragenden Führern der Partei eine Anzahl der wichtigsten Minister-Portefeuilles anzubieten. Zur Zeit kann es sich freilich nur um ein Koalitions-Ministerium handeln.“ — —

Also ein Ministerium Miquel-Windhorst! „Ferner will er S. 178 die so sehnlich begehrte Einigung aller Elemente unter zwei stolzen Parteibannern herbeiführen, nämlich einem großen liberalen und einem dito konservativen, während er einige Seiten später, S. 191 in der Bildung einer dritten Partei „Bismarck sans phrase“ einen Akt der höchsten Freiheit erkennt, wie ihn die tiefe religiöse Anschauung in der Bindung des Einzelmistons unter einer höheren Ordnung sucht.

Ueber viele Inkongruenzen und Widersprüche, welche sich durch das ganze Buch hindurchziehen, giebt der Autor S. XIV. der Vorrede folgende authentische Auskunft: „Ursprünglich für die letzten Landtagswahlen geschrieben, wächst die Arbeit wider willen so unter den Händen, daß wir nicht fertig wurden. Unwillkürlich erweiterten sich unter der Feder die politischen Gedanken zu allgemeinen leitenden Ideen. Einiges ist bei besonderem Anlaß — — mit zum Teil völlig anderer Tendenz in der Presse veröffentlicht. — — Besondere Ziele verändern — selbst die praktische Mehrheit politischer Aktionen und die Anwendbarkeit politischer Induktionschlüsse.“ — Unter diesen Umständen müssen wir es dem Verfasser zunächst überlassen, mit der großen Gemeinde seiner politischen Freunde diese Widersprüche durch ein anerkanntes Programm zum Austrag zu bringen.

Und das um so mehr, als er einem Schlußwort seiner Publikation nur den persönlichen Charakter einer „Beichte“ vindiziert. In betracht seiner patriotischen Gesinnung und seines

redlichen Willens wird ihm die Kritik gern für die intellektuellen Widersprüche eines warmblütigen Temperaments und die volltönenden Schlagworte einer rhetorischen Begabung die Absolution erteilen. „Ist doch bei den Deutschen nach S. 448 der Verstand nicht eben nüchtern und nichts fehlt ihm mehr als Klarheit.“ Möge es dem Autor gelingen, die Sturm- und Drangperiode seiner Entwicklung zu überwinden und uns in dem nächsten Werk die reifen Früchte seiner Studien vorzulegen. Z.

Beschreibender Katalog des bibliographischen Museum von Heinrich Klemm.
Dresden 1884. H. Klemm's Verlag.
509 S.

Der Klemmsche Katalog ist nicht, wie man dem Titel nach glauben kann, ein einfaches aufzählendes Verzeichnis, der auch in weiteren Kreisen bekannten Tacunabelsammlung des Verfassers, sondern eine Arbeit von viel weiter greifender, litterar-historischer Bedeutung. Der Verfasser hat darin seine seit vielen Jahren gesammelten reichen Erfahrungen, die er sich durch unermüdeliches Forschen und mit vielem Scharfblick angeeignet, niedergelegt und so dem Katalog den Rang eines kritischen Werkes zu geben gewußt, der viel des Neuen bringt. Manche Annahme, die bisher in der Geschichte der Typographie als feststehend galt, hat er als Irrtum aufgedeckt und durch vergleichende Bemerkungen als solche bewiesen. Es waren solche Resultate nur möglich bei einer ungehörten Benutzung so reichen Materials, wie es ihm zu Gebote stand. Der Katalog enthält, außer einer geschichtlichen Einführung, in der 1. Abtl.: das „Bücherverwesen vor Guttenbergs Erfindung“ 51 Handschriften und 31 Holztafeldrucke, in der 2. Abtl.: „Der Buchdruck mit beweglichen Typen“ 940 Arn. von Druckwerken aus der Zeit von 1450—1470 (und einige spätere), geordnet nach den Druckorten. Jeder Stadt steht eine historische Einleitung voran, während die Werke selbst beschrieben und mit kritischen Bemerkungen begleitet sind. Am Schluß folgt eine Bemerkung über die Prototypographie in den Niederlanden und historische Notizen zu Guttenbergs Presse. Ein Sach- und Personenregister machen die Schrift als Nachschlagewerk nutzbar. Ein zweiter Teil mit über 400 Druckorten ist unter der Feder. Bd.

Japanische Märchen und Sagen. Gesammelt und herausgegeben von David Brauns, Prof. in Halle. Leipzig 1885. Verlag von W. Friedrich.

Das Interesse, welches Europa und besonders Deutschland an den eigenartigen und

zierlichen Industrieerzeugnissen Japans schon lange nimmt, beginnt sich in neuerer Zeit auch auf die Kunst dieses begabten Volkes und namentlich auf seine Litteratur auszudehnen. F. A. Junfer von Lange hat uns vor einigen Jahren mit Japans bedeutendstem Roman „die segensbringenden Reisähren“ bekannt gemacht, Dr. Gierke hat versucht die Grundlage zu einer Malergeschichte zu gewinnen — in dem vorliegenden Buch wird uns ein Blick in die japanische Volksseele gestattet. Wie die Brüder Grimm, denen er seine Sammlung widmet, will Brauns die Erzählungen des Volkes ohne jede künstliche Zuthat wiedergeben, weil gerade in diesen Traditionen am reinsten sein Charakter sich offenbare. Diese Erzählungen sind angeordnet nach folgenden Gesichtspunkten: Märchen, Fabeln, Götterjagen, Heldenjagen, Geschichtliche Sagen, Legenden, Lokalsagen, Gespensterjagen und Verwandtes. Die Verwandtschaft der Japanesen mit den übrigen aus Asien stammenden Völkern geht aus alledem ebenso gewiß hervor wie die Erkenntnis, daß ihnen ein liebenswürdiger, gerechter Charakter und eine glühende Phantasie innewohnt. In einem besonders freundlichen Verhältnis stehen sie zu den Tieren, während im Verkehr der Menschen unter sich eine wilde Grausamkeit häufig zur Herrschaft gelangt. Die Götterjagen werden besonders für den vergleichenden Mythologen von Wert sein und der ganze Sagenschatz dürfte den praktischen Zweck nebenbei nicht verfehlen, ein trefflicher Erklärer der japanesischen kunstgewerblichen Malereien zu sein, die namentlich auf Porzellan ohne Zweifel mehr als bloße Einfälle des Künstlers darstellen. W.

Bibliotheca Nassiaca. Repertorium der landeskundlichen Litteratur für den preussischen Regierungsbezirk Kassel. Bearbeitet von Dr. Karl Ackermann, Oberlehrer u. s. w. Kassel 1884. Verlag von Ferd. Kassel.

Die verdienstvolle Arbeit schließt sich der von Credener, welcher die landeskundliche Litteratur von Vorpommern und Rügen behandelt hat, und der Kirchhoffschen über die Provinz Sachsen u. s. w. an. Der bescheidene Verfasser richtet an alle Freunde der Landeskunde des betreffenden Gebietes die Bitte, ihn durch Mitteilung der Titel der in seinem Buche vermißten Werke, Karten, Aufsätze u. s. w. für die spätere Herstellung eines erschöpfenderen Repertoriums der hessischen Landeskunde unterstützen zu wollen. Die Einteilung des Materials nach den Kategorien „Natur“, „Bewohner“ und „Eigentliche Landeskunde“, sowie die Unterabteilungen erscheinen zweckmäßig. A. B.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

== Festgeschenk. ==

In **R. v. Deckers Verlag**, Marquardt & Schend in Berlin, ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Aus Friedrichs des Großen Leben.

Ein episch-lyrisches Gedicht
von **Gustav von Haugwitz**.

Mit einer Radierung von **B. Mannfeld**.

17 1/2 Bogen 8. geh. 3 Mk., eleg. gebd. mit Goldschnitt 4,50 Mk.

Das vorliegende Gedichtbuch verfolgt den Zweck, die Hauptmomente aus dem öffentlichen und Privatleben Friedrichs des Großen in einer Reihe poetischer Bilder, welche sich zu einem anschaulichen Lebensbilde vereinigen, dem Leser vorzuführen. Mannigfach und farbenreich nach Form und Inhalt, wie das Wirken des unsterblichen Königs, werden die zur Verherrlichung seines Andenkens gesungenen Heldenlieder in allen patriotischen Herzen gewiß lebhaften Wiederhall finden.

Weihnachtsgabe für Gebildete.

Neu. 1. Jahrgang 224 Seiten eleg. geb.

Preis 2,40 Mk.

Verlag von **A. Haack**, Berlin.

Deutscher Kalender 1885.

Jahrb.d.Wichtigst.in Wissenschaft, Kunst etc.

Inhalt: Kalendarium. Säkularkal. Naturwissen. Geogr. Entdeck. Gesundheitspfl. Handel. Techn. Fortschr. Kunst. Nekrologe. Geneal. Behörden. Gerichte. Regierungen. Kriegsheere. Banken. Weltpostv. Eisenb. Telegr. Sternw. Universitäten. Höh. Fachschulen. Professoren. Bäder. Berg- u. Hüttenw. Wirtschafts Genossensch. Gewerbe.

In allen Buchhandlungen vorrätig.



Otto Spamer's



illustrierte

Weihnachts-Novitäten

liegen in allen guten Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Verzeichnisse empfehlenswerter Geschenke für jung und alt gratis und franko.

Aus Orten, in denen Buchhandlungen nicht bestehen, wende man sich an die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig**, Gellertstraße 2/3, in **Berlin S. W.**, Großenbeerenstraße 75, part.

Demnächst erscheint im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau**:

Handwörterbuch

der

Mineralogie, Geologie und Paläontologie

herausgegeben von

Prof. Dr. A. Kenngott.

II. Band. Mit Holzschnitten und 2 Tafeln.

Lex. 8. Preis brosch. 15 Mk., gebd. 17,40 Mk.

F. Spielhagen's

Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in allen Buchhandl. vorrätig.

Verlag v. **L. STAACKMANN** in Leipzig.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig und Berlin.

CARITAS.

Von **Gerhard von Amyntor.**

Preis brosch. 5 Mk. — Elegant gebd. 6 Mk.

Dieses neueste, hübsch ausgestattete Werk des allgemein beliebten Autors wird sich namentlich der eigenartigen Stoffe wegen, die der Verfasser diesmal zur Vorlage gewählt, schnell und überall Freunde erwerben und die willkommenste Gabe für den Weihnachtstisch in jeder Familie sein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Geschichte
der Stadt Breslau

im 19. Jahrhundert

von
Dr. Julius Stein,

Chefredacteur der Bresl. Ztg.

Eleg. brosch. 10 Mk., in Halbsaffian gebd.
13 Mk. 60 Pf.

Zur Geschichte und Charakteristik
Friedrichs des Großen.



Bermischte Aufsätze

von
Dr. Eduard Gaer,

weil. Stadtschulrat in Berlin.

Mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers
von Ernst Hermann.

Preis eleg. geh. 8 Mk., eleg. gebd. 9 Mk. 50 Pf.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Geschichte
des
preussischen Staats

von
Dr. Felix Eberty,

Professor in Breslau.

7 starke Oktavbände brosch. 15 Mk.,
in 6 Halbfranzbände gebd. 22 Mk. 50 Pf.

Die
deutsche Nationalliteratur
des 19. Jahrhunderts.

Litterarhistorisch und kritisch dargestellt
von

Rud. v. Gottschall.

4 Bände eleg. brosch. 20 Mk., höchst
eleg. in 2 Halbsaffianbde. gebd. 27 Mk. 20 Pf.

Neue, wertvolle Unterhaltungsschriften a. d. Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Caro, J., Beata und Halszka. Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. gebd. 4 Mk., brosch. 3 Mk.

franzos, K. E., Der Präsident. 2. Auflage. Erzählung. gebd. 7 Mk. 20 Pf., broschiert 6 Mk.

— — **Junge Liebe.** 4. Auflage. Miniatur-Ausgabe. gebd. 4 Mk., brosch. 3 Mk.

Gottschall, R. von, Im Banne des schwarzen Adlers. Historischer Roman. 4. Auflage. gebd. 5 Mk., brosch. 4 Mk.

Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz. Geschichtlicher Roman. 2. Auflage. gebd. 4 Mk. 50 Pf., brosch. 3 Mk. 60 Pf.

Oerzen, Georg von, Pera bei Poetenlicht. gebd. 3 Mk., brosch. 2 Mk.

Schrullen. Vom Verfasser von Adam contra Eva. gebd. 4 Mk., brosch. 3 Mk.

Turgeniow, Iwan, Gedichte in Prosa. Übersetzt von R. Löwenfeld. 3. Auflage. geb. 2 Mk. 40 Pf., brosch. 1 Mk. 50 Pf.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von 12 Mark durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagsbuchhandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhdlg.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchhdlg. 3 Terthefte bilden stets einen Band.

Breslau.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhdlg.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.



1885. Februar.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.



Inhalts-Verzeichnis.

Februar 1885.

	Seite
I. Hermine von Hillern: Um der Liebe willen. Eine Erzählung. II. (Schluß)	129
II. Bismarck und Arnim: Antwort des Verfassers von „Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsruh“ auf den Brief des Grafen Arnim-Schlagenthin	154
III. Alfred Stern: Die preußische Regierung nach dem Sturze des Freiherrn vom Stein im Jahre 1808. Wahrheit und Dichtung aus der Feder eines Zeitgenossen.	157
IV. Hermann Bambery: Will und kann denn Rußland wirklich Indien erobern? II. (Schluß).	162
V. Charlotte von Kalb: Cornelia. Ein ungedruckter Roman. II.	184
VI. Bernhard Langkavel: Über das Tierische im Menschen.	199
VII. Daniel Sanders: Der Zopf in der Amtssprache.	206
VIII. Max Haushofer: Wie lange können die Großstaaten die Militärlast ertragen?	210
IX. E. Laspeyres: Die Wanderlust der Studenten.	215
X. Ludwig von Herbeck: Kunst und Circus.	229
XI. Berichte aus allen Wissenschaften:	234
1. Erdkunde. Karl Zelbr: Über Land- und Seekarten.	
2. Medizin. Hugo Magnus: Die neueste Errungenschaft in der Behandlung Augenkranker.	
3. Staats- und Rechtswissenschaft. L. Fuld: Zur Geographie der Verbrechen in Preußen.	
XII. Litterarische Revue.	244
XIII. Litterarische Berichte.	249

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält eine Beilage vom geschäftsführenden Ausschuss des Vereins zur Errichtung eines Denkmals für Emanuel Geibel, die wir einer freundlichen Beachtung empfehlen.

Um der Liebe willen.

Eine Erzählung
von
Hermine von Hillern.

(Schluß.)

In einem Bergdorfe Mitteldeutschlands ist's, da liegt an der Bergeshalde ein kleines, freundliches Haus. Umschattend breitet eine riesige Linde ihre Äste aus über das niedrige Dach. Ein berauscher Duft entströmt den gelblichen Blüten, und eine Menge Bienen umschwärmen sie im Sonnen-
glanz.

Ein kleiner, wohlgepflegter Garten ist vor dem Hause, darinnen Raute und Lavendel, duftige, heilkräftige Kräuter, hochstämmige Rosen, Levkoien und Berg-
gispmeinnicht blühen, und Wildrosen ranken sich mit leichten Ästen an der Wand des Häuschens empor, also daß man die niedern Fenster kaum zu unterscheiden ver-
mag in der einrahmenden Umschlingung.

Es ist ein friedliches, von der Abendsonne mit rosigem Schimmer über-
gossenes Bild.

Im Dorfe selbst aber ist es nicht so friedlich. Die Reformation ist herein-
gebrochen. Schneidend wie ein scharfgeschliffenes Schwert dringt das körperlose
Wort in die Herzen der Menschen und mordet darin den Glauben der Väter und
mit dem Glauben die Pietät und die fromme Scheu vor dem Althergebrachten. Das
Licht der Wahrheit wird zur Brandfackel in der sterblichen Hand und entzündet
in loderndem Feuer die Gemüther der Menschen. Und wie einst die Götter der
alten Welt dahinsinken mußten vor den schlichten Bildern des Gekreuzigten und
seiner Heiligen, so stürzt nun das unsichtbare Wort wiederum die heiligen Ge-
stalten, und von dem Sturm, der reinigend durch die Welt fährt, die Spreu von
dem Weizen zu sondern, erlöschen die geweihten Kerzen auf den verlassenen Altären,
und das Licht der ewigen Lampe verglimmt in der verödeten Kirche. —

Auch in das stille Bergdorf war ein zündender Funke der neuen Lehre ge-
fallen.

In wildem Aufruhr hatten sich die Bewohner versammelt, den Priester ver-

trieben aus dem rebenumrankten Pfarrhaus und das verlassene Gotteshaus beraubt und geplündert.

Das Glockenseil war abgeschnitten worden, kein frommes Abendläuten klingt mehr als versöhnende Stimme durch das stille Dorf. Überall sind die Bilder des Gekreuzigten und der Heiligen zerstört und von ihren Postamenten gestürzt.

Auch die umliegenden Häuser und Gärten tragen Spuren des wilden Treibens der empörten Rote.

Der einzige Fleck im Dorfe, der verschont geblieben, ist das kleine Häuschen, davor die alte Linde wie ein treuer Wächter steht.

Es muß eine hohe Achtung vor den Bewohnern des traulichen Heims sein, die es vor der Zerstörung geschützt. —

Zögernd weilt die Sonne noch einen Augenblick auf dem gesegneten Fleck Erde, ehe sie hinter dem Berge versinkt.

In die rosenumrahmte Thür ist eine hohe, schlanke Gestalt getreten. Sie bricht im Vorbeigehen einige verwelkte Rosen ab, dann blickt sie nach der Sonnenuhr, die am Giebel des Hauses befestigt ist.

„Kommt heraus Mutter!“ ruft sie durch die offene Thür, „es ist Zeit zu beten. Da das Glöcklein nicht mehr läuten darf zum Abendgebet, müssen wir es ohne Glockenklang sprechen.“

„O Berntrudis,“ spricht es drinnen, „komm' in die Hütte, wenn du beten willst; so einer des Weges kommt und gewahr wird deines Treibens, drohet uns und unserm Heim Verderben.“

„O Mutter,“ erwiedert die also Gewarnte, „wie mögt Ihr so kleinmütig sein? Hab ich jemals Scheu getragen, den Glauben zu bekennen, dem ich von Kindheit auf zugethan? Wissen es die Menschen hier nicht, daß ich es war, die den verfolgten Priester sicher über den Berg geleitet, nachdem ich ihn in unserm Hause geborgen? Hab ich es je ein Hehl gehabt, daß ich die heiligen Geräte in der Kirche vor der Wut des erhitzten Volkes in sicherem Gewahrsam versteckt und die zerbrochenen Leiber der Heiligen aus dem Staub, in den sie sie mit Füßen getreten, gezogen und in unser Haus getragen habe? Nein, Mutter, offen vor allen Leuten will ich meinen Herrn bekennen, und Gott, der mir das Herz gestärkt, daß ich mitten unter den Anfechtungen der neuen Lehre seinem heiligen Glauben treu bleiben konnte, er wird mich schützen. Im Gärtlein hab' ich, seit ich ein Kind war, jeden Abend den englischen Gruß gesprochen und den alten Brauch will ich halten wie zuvor.“

Sie kniet nieder unter den Rosen und mit silberheller Stimme spricht sie die frommen Worte. Die Sonne küßt mit ihren letzten Strahlen das geneigte Haupt der Betenden, das goldene Haar giebt den Schimmer leuchtend zurück, die blauen Augen haben den verklärten, weltentrückten Blick einer Märtyrerin.

Nun macht sie das Zeichen des Kreuzes und erhebt sich. Sie setzt sich still auf die Bank vor dem Häuschen, lehnt den Kopf an die rosenumsponnene Mauer und schließt die Augen.

Sie ist kaum verändert seit dem Tage, da sie auf dem Schlachtfeld in Italien

ihres Lebens Hoffnung begraben. Nur bleicher ist sie geworden, durchsichtiger die zarte Farbe ihrer Haut, und ihre Augen haben jenen verklärten, überirdischen Ausdruck, der denen eigen ist, die das Ziel ihrer Sehnsucht nicht mehr auf Erden suchen. Aber gerade dadurch wird ihre Schönheit noch erhöht, und ihr Antlitz ist das eines Engels.

Und wie ein Engel ist sie verehrt in dem Dorfe. Eine fast geisterhafte Scheu und Anbetung ist es, die selbst die rohe, aufgewiegelte Rotte von ihrer Schwelle fernhielt.

Wo ein Familienvater mit dem Tode ringt und in wilder Verzweiflung auf das Häuflein weinender Kinder sieht, die sein Tod dem Elend preisgiebt, wo eine bleiche Mutter die Nacht hindurch ihr sterbendes Kind im Arme hält, wo eine Jungfrau langsam hinwelkt in schweigendem Liebesgram, da ist's Berntrudis, die ihnen zur Seite steht, still und ernst, mit dem milden, tröstenden Wort, mit der zarten helfenden Hand, treu und unermüdetlich wie ein Engel des Lichts und der Barmherzigkeit.

Dann schweifen ihre Gedanken wohl zurück zu einem stillen Grabe, darin der Traum ihrer Jugend und das Glück ihres ganzen Lebens gebettet liegt, und das Gebet für die Seele des Geliebten steigt auf aus dem treuen, wunschlosen Herzen.

Dann aber geschieht es oft auch, daß ein düsteres Antlitz aufsteht vor ihrer Seele, und ein Mitleid, ein namenloses Mitleid überkommt sie, mit den armen, traurigen Augen, die so freudlos in die Welt blicken.

Er war von ihr gegangen, ohne Lebewohl, sie hatte ihm nicht mehr danken können für seine Hilfe.

Was für ein Dämon mochte die friedlose Seele beherrschen, daß er so finster vor sich hinsah, daß es ihn fortgetrieben hatte wie einen ruhelosen Geist ohne Abschiedswort?

Und wo mochte er jetzt umherirren in der Welt? Ob er wohl glücklich war, ob er den Frieden gefunden hatte? Und leise betet sie; „Herr segne ihm seine Gutthat und erbarme dich seiner Seele.“

Es ist ihr zuletzt zur Gewohnheit geworden, jeden Abend in das Gebet für die Ruhe des Geliebten die Fürbitte für den Fremden einzuflechten.

Und nun, da sie in stillem Träumen in dem Gärtchen sitzt und der Blütenduft zu ihr emporsteigt, da gedenkt sie wieder längst entschwundener Zeiten, wo sie mit dem Geliebten Hand in Hand da gesessen hatte zwischen den Rosen und ihnen der Duft, der aus den Kelchen aufstieg, die Sonnenlichter, die auf den Blättern zitterten, die süßen Stimmen der Vögel, die ganze Herrlichkeit der Natur um sie her und ihre eigenen Herzen, die in Liebeseligkeit an einander pochten, einen holden Traum erzählt hatten von unendlichem Glück des gegenseitigen Besitzes.

Eine Thräne tritt in das Auge des Mädchens: begraben der Traum, begraben das Glück und in Scherben zertrümmert die sonnige Welt ihrer Liebe und ein ödes, liebeleeres Dasein ihr Los, mit der ewigen Trauer im Herzen und dem

schmerzvollen Rückblick auf die entschwundene Herrlichkeit. Für all' das frische, glühende, lebenswarme Liebesglück ein armer Ersatz; der Dank für das Mitleid, das sie, selbst glücklos, den Unglücklichen bringt, und die bleiche, farblose Glorie einer Heiligen.

Es war selten, daß ihr Schmerz diese Gedanken in ihr hervorrief, meist war sie ruhig und zufrieden in der Entsagung. Heute aber kommt es über sie mit furchtbarer Bitterkeit, da sie der großen Strecke Weges gedenkt, die sie noch zu wandern hat. Sie ist ja noch so jung, ein ganzes Menschenleben liegt vor ihr, und der, dem sie es hatte weihen wollen mit all seiner Liebe, all seiner Lust, der liegt im Grabe.

Die Thränen rollen ihr über die Wangen herab, und da sie sie nun trocknet, da stehen ihr wieder die Augen vor der Seele mit den geröteten Lidern und dem feuchten Schimmer in dem tiefen, weichen Blick.

Es war nur ein Moment gewesen, wo sie so auf ihr geruht hatten, aber sie konnte den seltsamen Ausdruck nicht vergessen, der darin gelegen.

Ob er wohl auch sein Lieben begraben hatte, daß er ihren Schmerz so gut verstand? Unglücklich war er gewiß, vielleicht wenn sie ihn länger gekannt hätte, mochte er ihr seinen Kummer vertraut haben. Herzen voll Leid finden sich schnell zusammen, und Schmerz löst den Schmerz.

Es ist gut schauen mit thränendem Blick in die tiefe Nacht eines treuen, teilnehmenden, selbst leidvollen Auges, während das Gefunkel heiterer, lachender Blicke schmerzt wie greller Sonnenstrahl.

Die langen Wimpern des Fremden bargen solch' lichtloses, wohlthuendes Dunkel, und leise flüstern die Lippen wieder: „Herr, schenke ihm Frieden und erlöse seine Seele.“

Aber diesmal ist es nicht der Tote, dem das erste Gebet gilt, dem Fremden weihet sie die heiße Bitte, dem Manne, den sie nie mehr sehen wird in ihrem Leben, und für den sie doch so tiefes Mitleid empfindet.

„Er hat vielleicht kein Herz, das seiner denkt und für ihn betet,“ sagt sie, wie um sich vor sich selbst zu entschuldigen. Vielleicht auch war er gestorben und mit Sünde beladen hinübergegangen, und niemand löste seine Seele aus den Qualen des Fegfeuers.

All' diese Gedanken ziehen jetzt durch ihren Geist in der dämmernden Stille.

Da aber schallt plötzlich wildes Lärmen, lautes Getöse an ihr Ohr, ein tobender, schreiender Haufe wälzt sich gegen ihr Haus, mit lauten Rufen der Verwünschung.

Das Mädchen erbebt, sie kennt diese Töne der Empörung, war denn auch ihr Haus, war sie selbst nicht mehr sicher vor der Schar der Bilderstürmer?

Sie ging vor an die Gartenpforte, um nach dem Grunde der erneuten Wut zu forschen. Bald aber sah sie, daß es ihr nicht galt.

Inmitten der Wütenden ging schwankenden Schrittes ein hochgewachsener Mann im Pilgerkleide, das fromme Gewand ist es, das die Wut des Pöbels gegen ihn entflammte.

Mit Flüchen und Verwünschungen sind ihm die Dorfbewohner nachgezogen, die immer rasender werden, je ruhiger und ohne nach rechts und links zu schauen, er seines Weges weitergeht.

Schon strecken sich drohend bewaffnete Arme nach ihm aus, und einzelne schwere Steine sind, von nervigen Fäusten geschleudert, dicht an seinem Haupt vorbei gesauft.

Er aber achtet es nicht, er schreitet schweigend, mit gesenktem Haupt, durch die wütende, schreiende Menge. Schwer lastet der müde Körper auf dem langen Pilgerstab, der ihn stützt.

Wirr hängt ihm dunkles Haar um Stirn und Schläfen und beschattet ihm das bleiche Antlitz. Die Füße sind wund und bluten bei jedem Schritt.

Und immer lauter werden die Schreie, immer mehr wächst die Wut der Verfolger.

„Ho, ho, Kuttenträger, was willst du bei uns!“

„Schlagt ihn nieder, den römischen Wolf!“

„Hat dich der Teufel als Spürhund gesendet, Papist?“

„Römisch Reich und Wesen hat ein Ende,“ schrieen andre wieder.

„He, feines Brüderlein, gelüftet dich nach gutem Trunke, dein Pfaff ist zur Hölle gefahren und hat uns seinen Keller vermacht, haben ihn nicht sänftlich angefaßt, den dicken Herrn, aber sein Wein war gut, den er uns zum Lohne hinterließ!“

Nein, laßt ihn,“ schrieen andre dagegen, „seht Ihr nicht, wie er schwankt, der hat allzuviel des Weines gekostet.“

„Hängt ihn an das Glockenseil, da mag er Vesper läuten!“

„Ho, ho, unsre Kurzweil gefällt ihm nicht, bist so fürnehm, Brüderlein, daß du uns Antwort weigerst? Der Hochmut ziemt dir schlecht!“

„Schlagt ihn nieder!“ „Nein, packt ihn, er soll uns Messe lesen, das wird ein ergötzlich Spiel! Lies uns Messe, Bruder, und gieb uns Ablass, daß wir nicht zur Hölle fahren für allzufrommes Beginnen.“

Schauernd hat Berntrudis dies Höhnen und Schreien mit angehört. Es jammert sie des Mannes, der da so unbeirrt den Hohn und die Mißhandlung erträgt.

Sie sieht, wie die schlanke Gestalt sich beugt in Todesmüdigkeit, wie zwei große, rote Flecke auf den mageren Wangen brennen, und die Augen leuchten in einem fieberhaften Glanz.

Das wirre Haar und der dunkle Bart lassen sein Antlitz nicht genau erkennen, nur soviel sieht sie, daß es von seltener Schönheit ist.

Sie tritt aus der Gartenpforte, aber in demselben Moment trifft ein Steinwurf das Haupt des Unglücklichen, daß er blutend und bewusstlos zusammenbricht.

Aber rasch ist das Mädchen auch schon neben ihn getreten und unbekümmert um die Rasenden bei ihm niedergekniet.

Einen Augenblick sind sie zurückgewichen vor der hohen, würdevollen Gestalt der Jungfrau. Dann aber bricht der Grimm aufs neue los.

„Heda, Jungfrau Berntrudis, was wollt Ihr mit dem Pfäfflein? Laßt ihn los, wir wollen ihn schon wieder zu sich bringen. Weicht von ihm! Schon einen habt Ihr uns listig entrisen, nun laßt uns den da.“

„Schämt Euch, Ihr Männer,“ tönt die weiche, silberne Stimme. „Seht Ihr nicht, daß dieser kein Priester ist, nur ein armer, büßender Pilger? Schlecht und gottlos ist Euer Beginnen. Der Mann ist todwund, gönnt ihm wenigstens ein ruhig Sterben.“

„Nein, nein, wir lassen ihn nicht, warum trägt er ein geistlich Gewand? Schlecht ziemt es dem Mann die Kutte zu tragen. Ein Späher ist's von Rom und papistisch Wesen will er uns bringen. In den Turm mit ihm, dort mag er sterben, wenn ihn danach verlangt! Weicht von ihm, Berntrudis, reizt unsern Grimm nicht weiter, oder auch für Euch hat die Schonung ein Ende.“

Sie erbleicht, die betrunkene, aufgeregte Schar ist zum Äußersten entschlossen, aber noch einmal rafft sie ihren Mut zusammen.

„Und wisset Ihr denn, ob dies Kleid nicht nur eine Hülle ist, darinnen er Feinden entflohe? Seht her, unverschoren ist sein Haupt und trägt keine Tonsur, auch sonst ist sein Ansehen nicht das eines Priesters. Und wenn er nun das Gewand angelegt, um heimlich zu Weib und Kind zu gelangen oder zur Braut, die seiner harret, und Ihr habt ihn gemordet, dann kommt sein Blut über Euch. Auch hohe Herren, hört' ich sagen, wählen hin und wieder das Pilgerkleid, um unerkannt zu bleiben, und manch' fürstlich Haupt trug schon den Muschelhut. Laßt ihn mir, Ihr Leute, daß ich seiner Wunde pflege. Ist er heil, dann mögt Ihr mit ihm beginnen, was Euch für gut dünkt, jetzt aber laßt ab von ihm.“

Die weiche, silberhelle Stimme, die Entschlossenheit, mit der sie spricht, alles wirkt besänftigend auf die rohen Gemüter. — Ein wirres Durcheinander von Für- und Widerreden entsteht, aber der Gedanke, daß sie sich möglicherweise an einem hohen Herrn vergriffen haben, dessen Tod blutige Rache auf sie herab beschwören kann, läßt sie zuletzt verstummen.

„Wohl, Berntrudis, um Euretwillen mög's geschehen, nehmt ihn hin und thut mit ihm, was Ihr wollt, aber hütet Euch noch einmal unsrer Rache ein Opfer zu entreißen, schlecht möcht's Euch bekommen!“

Und murrend zerstreut sich der Haufe und begiebt sich zu neuem Suchen in den Keller des verlassenen Pfarrhauses.

Berntrudis aber hat ihre Mutter gerufen. Mühsam haben die beiden Frauen den Bewußtlosen ins Haus getragen und ihn auf ein Lager gebettet. Das Mädchen aber hat Wasser und einen heilkräftigen Trank geholt, um dem Verwundeten die blutende Stirn zu waschen.

Sie streicht ihm mit leichter Hand das wirre Haar von den Schläfen um die Wunde besser zu sehen, aber plötzlich erbebt sie, — welch' eine wunderbare Ähnlichkeit hat das bleiche Antlitz, trotz des entstellenden Bartes, mit dem des finstern Landsknechts auf dem Schlachtfelde in Italien!

Ist es, weil sie gerade noch an ihn gedacht, daß sie in dem Gesicht des Pilgers das seine zu sehen meint? —

Sie legt ihm den kühlenden Umschlag auf die Stirn, da öffnen sich groß, weit die geschlossenen Lider; aber der Blick der dunkeln Augen ist noch starr und verglast wie der eines Toten.

„Bertrudis“, flüstern leise seine Lippen. — Sie steht regungslos, wie erstarrt. — Hat das Gebet, das sie für den Friedlosen gesprochen, Macht gehabt, ihn zu ihr zurückzubringen? Ist der unbewußte Wunsch ihres Herzens in die Weite gedrungen und hat ihm gesagt, daß eine Seele mit ihm fühlt, für ihn betet?

Ein seltsames Empfinden schnürt ihr die Brust zusammen, ihr Herz erbebt wie in einer Art Todesfurcht. Die Hand, die sich noch eben so ruhig auf das wunde Haupt gelegt, zittert plötzlich in jähem Schreck. Eine Scheu überkommt sie, eine ihr selbst unerklärliche Bangigkeit, daß sie ihn nicht mehr zu berühren wagt.

Ihr ist es, als habe sie ein bleiches Angesicht vorwurfsvoll aus gebrochenen Augen angefehn. Und doch — sie hat ja nichts gethan, was den Vorwurf verdiente, — aber ein verräterisches Rot färbt ihre Wangen.

War es denn schon ein Unrecht, daß sie für ihn gebetet hatte, für ihn, den sie nie im Leben mehr zu sehen glaubte?

„Mutter, pfleget seiner heute Nacht,“ spricht sie leise „der Schrecken dieses Abends hat meine Kraft gelähmt, daß ich mich kaum aufrecht zu erhalten vermag.“

Die alte Frau sieht besorgt auf die Tochter, es war ihr noch nie vorgekommen, daß ihr Kind sich einem Liebesdienst entzog, sie, die sonst Tage und Nächte lang an Krankenbetten saß ohne nur einmal aus den Kleidern zu kommen, bis die Mutter sie fast mit Gewalt zwang sich niederzulegen.

Sie geht in ihre Kammer, dort wirft sie sich auf die Kniee vor dem Muttergottesbild und betet.

Der Tag auf dem Schlachtfelde steht wieder vor ihrer Seele, mit erneuter Macht kommt über sie das Todesweh, das sie an jenem Grabe durchgekämpft. Sie sieht ihn vor sich, den Geliebten ihrer Jugend, mit den treuen, blauen Augen, und er mahnt sie an ihr Gelöbniß.

Nein, sie hatte es nicht gebrochen, in all' den Jahren war kein Gedanke in ihr Herz gekommen, der nicht ihm gehörte, nichts hatte ihr freudloses Dasein erfüllt als die Treue für den Heimgegangenen, die Hoffnung auf ein einstiges Wiedersehen.

Aber da waren sie wieder, die seltsamen, traurigen Augen mit der stummen Bitte um Erbarmen, — wenn er nun erwachte und sie wieder so ansah mit dem rührenden Blick? — Sie schlägt die Hände vors Gesicht — was wollen sie von ihr, um was flehen sie sie an, die rätselhaften, nächtigen Tiefen?

Ist's Mitleid, was sie von ihr verlangen, und was soll ihm ihr Mitleid? Warum war es ihr Name, den die unbewachten Lippen flüsterten, da noch das Bewußtsein entschwunden war? —

Sie schüttelt das Haupt: nein, Wahnsinn war der Gedanke, der eben durch ihr Hirn zog — es war ja nicht möglich, es war undenkbar — ihr eigenes schuld- bewußtes Gewissen läßt sie solche Thorheit vermuten. —

Aber wie die Ahnung eines nahenden Verhängnisses kommt eine Furcht über sie — eine qualvolle Todesangst.

Er muß fort, sobald er genesen, um ihrer Ruhe willen muß er fort, und bis dahin will sie ihn so wenig wie möglich sehen.

Sie bleibt auf den Knien liegen regungslos, nur ab und zu gespannt horchend, ob sie etwas vernehmen möchte aus dem Nebenzimmer. Sie hört die Mutter zu ihm sprechen, sie hört, wie er mit matter Stimme darauf Antwort giebt, — sie erinnert sich noch, wie schön, wie mild und weich die Stimme geklungen hatte, als er die tröstenden Worte zu ihr sprach, und sie hatte ihm damals wenig dafür gedankt. —

Wenn er doch glücklich sein könnte, glücklich und heiter, daß sie nicht immer in Mitleid seiner gedenken müßte und in der Sorge für sein Leid.

Es drängt sie für ihn zu beten, wie sie es früher gethan hatte, aber sie wagt es nicht mehr.

So ist es Morgen geworden, aber kein Schlaf ist in ihre Augen gekommen. Es dämmert bereits, ein Vogel beginnt zu singen, eine Amsel mit glänzend schwarzem Gefieder. Sie sitzt in den Rosen am Fenster. Ihr wehmütiger Ton klagt leise durch das Morgengrauen, als flehte sie, daß sie bald kommen möge, die Licht und Leben spendende Herrin.

Nun rötet sich der Himmel, durch die Äste der Linde, durch die Ritzen der geschlossenen Läden dringt es herein in das kleine Gemach, das warme, belebende Licht.

Der klagende Vogel verstummt, ein jublierender Chor erhebt sich in den Ästen und Zweigen. Das ist ein Zwitschern und Zauchzen, ein tausendstimmiges Dankgebet, das zum Himmel emporsteigt.

Bertrudis öffnet die Läden des kleinen Fensters. Die schmeichelnde Morgenluft küßt ihre Wangen, die Rosen nicken ihr entgegen mit schwesterlichem Gruß, und das Geflatter und Gessumme, der Jubel und das Begrüßen hat kein Ende.

Bertrudis schaut hinein in das lebendige, sonnenfunkelnde Bild.

Sie taucht den Finger in das Weihwasserkesselfchen und schlägt das Kreuz. Dann nimmt sie das geweihte Maß und sprengt damit die Schwelle ihres Zimmers.

„Laß kein Unrecht sie überschreiten, Herr“, betet sie leise. Dann spricht sie etliche Tropfen hinaus, durch das Fensterlein, den Blumen und Vögeln entgegen: „Geseign' Euch Gott den kommenden Tag und schütz' Euch vor allem Bösen.“

Die Blumen und Vögel kennen den frommen Brauch, sie flüstern leise zusammen, die Blüten neigen die duftigen Kelche, und wie die Menschen nach einer heiligen Handlung sich unter Thränen küssen, so nähern sich ihre Häupter im Thaugefunkt, und in stiller Weihe umfassen sich ihre Seelen. —

Unter die Thür des Kämmerleins ist die Mutter getreten.

„Bertrudis“, spricht sie, „der Kranke ist seiner Sinne wieder mächtig, auch scheint mir seine Wunde nicht also schwer, wie wir gemeinet. Sein Leiden war wohl mehr die Müdigkeit des langen Weges, nun hat ihn die Ruhe der Nacht

gestärkt, also daß er wohl weiterzugehen vermag. Aber schwere Missethat scheint sein Gewissen zu belasten, wirr und gramerfüllt sind seine Reden, doch mir weigert er die Auskunft. Willst du nicht zu ihm gehen und ihn fragen, wie ihm möge geholfen werden?"

Einen Augenblick zögert das Mädchen, aber es muß ja sein, sie will ihm ja sagen, daß seines Bleibens hier nicht länger sein kann, daß er fort muß noch heute. Sie muß es thun, ehe ihre Mutter ihn erkennt und voll Dankbarkeit und Mitleid zu längerem Weilen bewegt, und sie kann es auch besser als die alte, weichherzige Frau. Sie steht vor der Thür, aber sie kann es nicht über sich gewinnen, sie zu öffnen, das Herz schlägt ihr, die Hand, die sich auf die Klinke legt, ist kalt und feucht, aber sie nimmt all' ihre Kraft zusammen.

Sie tritt in das Zimmer, er steht am Fenster und sieht hinaus in die duftige Herrlichkeit. Er hört ihre Schritte nicht, bis sie dicht hinter ihm steht. Nun wendet er sich um: Aug' in Aug' stehn sie sich gegenüber. Er schwankt, seine Hand flammert sich krampfhaft um die Lehne eines Stuhles.

In der Haltung Berntrudis liegt etwas Feindliches, Ablehnendes.

„Berntru — —“, die letzte Silbe erstirbt ihm auf den Lippen, er kann nicht mehr sprechen, nichts mehr denken, er weiß nur eines, der Augenblick ist gekommen, der langersehnte, in bitterm Schmerzen erslehte und doch so gefürchtete Augenblick, wo sie ihm gegenübersteht, wo er aus ihrem Munde das Wort zu vernehmen hat, das Wort, das ihn zur Seligkeit oder zur Hölle verweist.

Sein geschwächter, von Kummer und Anstrengungen erschöpfter Körper ist der plötzlichen Aufregung nicht gewachsen. Ein Chaos wechselnder Empfindungen stürmt auf ihn ein: in die jauchzende Wonne, sie zu sehen, sie endlich gefunden zu haben, mischt sich die wahnsinnige, die zerfleischende Angst, sie wieder zu verlieren, durch die Leidenschaft der reinsten, treuesten Liebe gellt mit greller Dissonanz der Schrei des belasteten Gewissens, des bleichen Entsetzens, das den Schuldigen erfasst vor seinem Richter.

Es ist ein wildes, sinnverwirrendes Durcheinander.

Hätte ein der Hölle entflohener Genius eines jener furchtbaren Bilder des jüngsten Gerichtes, wie sie die großen Meister des Mittelalters geschaffen, in Seelenstimmung umgesetzt und alle die Szenen des Schreckens und Grauens, die ganze reiche Farbenskala des Entsetzens in Empfindung verwandelt, in die Brust eines Menschen gelegt, so wäre vielleicht das Gemisch von widerstreitenden, anklagenden, verdammenden, leidenden und liebenden Gefühlen entstanden, das jetzt in Angelo wogte. —

Seine Kniee brechen ihm, fast besinnungslos stürzt er vor ihr nieder: „Gnade, Berntrudis, Gnade“, flehen die bebenden Lippen.

„Herr, stehet auf, das Fieber spricht aus Euch, nicht mich flehet um Gnade, so Ihr Schweres auf der Seele tragt. Der Herr ist die Gnade, ihn flehet an und seine Heiligen.“

„Berntrudis“, und wie ein Aufschrei der Verzweiflung rangen sich die Worte los aus der sonst so verschlossenen Brust: „Ja, Ihr seid mein Richter, zu Euch

sandte mich der Herr, mein Urtheil von Euch zu ersuchen: Berntrudis, in Eurer Hand bin ich gegeben, Leben oder Tod muß ich von Euch empfangen.

Seid milde, wie die Himmelskönigin, der Ihr gleicht, aber macht ein Ende. Um der Schmerzensstunden willen, die ich mit Euch durchlebt auf dem Schlachtfeld in Italien — so Ihr dessen noch gedenkt — habt Erbarmen! Berntrudis, kennt Ihr dies Bild?"

Er hat die silberne Kapsel von seinem Halse genommen und ihr gereicht, sie öffnet sie und mit einem Schlag durchschaut sie die ganze Kette des Verhängnisses.

Sein ganzes räthselhaftes Wesen, sein Alleinbleiben bei der Leiche, seine schnelle Flucht, das alles steht vor ihr als eine furchtbare Anklage und scheucht das Mitleid aus ihrem Herzen.

Sie tritt einen Schritt zurück, ein strenger, fast harter Ausdruck legt sich auf ihr Gesicht, die blauen Augen haben den kalten, festen, durchbohrenden Blick der beleidigten Tugend, den der Schuldbewußte nie erträgt.

Angelo hatte flehend die Augen zu ihr erhoben, doch vor dem Blick der ihren senken sich seine Lider, aber es ist ihm, als dränge der Strahl ihres Auges, wie zu grelles Licht, selbst durch die geschlossenen Ränder, er muß die Hand vor's Gesicht legen, um nichts mehr zu sehen.

Sein ganzer Körper bebt. Berntrudis schweigt noch immer.

Wie der Engel mit dem Flammenschwert steht sie vor ihm, hochaufgerichtet in ihrer jungfräulichen Hoheit.

Nun gleicht sie nicht mehr der milden, versöhnenden Schmerzensmutter, — eine zürnende Diana ist es, die unbarmherzig die Strafe über den Frevler verhängt.

Endlich aber kommt es über ihre Lippen in tiefem Weh, aber ruhig, unbewegt ist der Ton ihrer Stimme:

„O Mann, Mann, was habt Ihr gethan, mein Vertrauen getäuscht, Gott und seine Heiligen beleidigt und den Toten, den armen, hilflosen Toten, betrogen um das Pfand, das ihm meine Liebe gab. O, wo ist ein Frevler, der dem gleichkommt? Wenn Ihr zu mir kämt beladen mit Sünde, ich würde Eure Hand fassen und sagen: vergeb' Euch Gott, so Ihr reumütigen Herzens seid, aber so —

In dem Augenblicke, da Ihr meinen Schmerz sahet, — in dem Augenblicke, da Ihr mich mit tröstendem Wort zu beschwägen gewußt, daß ich den theuern Leib allein ließ in Eurer Hut, raubt Ihr ihm das Einzige, das ich ihm zu geben vermocht, das einzige Zeichen meiner Liebe nahmt Ihr ihm von der armen, erkalteten Brust, die noch feucht war von meinen Thränen?

O, was ist noch heilig, wenn es der Tod nicht ist, wenn es die Gabe nicht ist, die der heiligste Schmerz dem Geliebten mitgiebt in die Gruft?

O Wendelin, mein armer Wendelin, so hat er dich um meine Liebe betrogen und dich verunehrt im Grabe!"

Ihre Stimme erstickt in Thränen. Der Unglückliche zu ihren Füßen duldet regungslos die Qual, mit der ihre Worte sein Herz durchbohren. Er will büßen und den Kelch leeren bis zur Neige.

Das Haupt gesenkt, mit niedergeschlagenem Blick und dem Zug von Todesweh um den stummen Mund, kniet er vor ihr, bereit den Todesstoß zu empfangen.

„O pfui, pfui über mich, daß ich Eurer in Freundschaft gedachte, pfui über die Lippen, die für Euch gebetet in den langen Jahren, daß Ihr Frieden finden möchtet, — gebetet für Euch, den Räuber an meinem Toten.

Pfui über diese Augen, die mitleidig auf Euch geblickt in dem Moment, da Ihr die Braut eines andern, die Anverlobte — auch im Tod noch anverlobte Braut eines Andern, — mit begehrllichem Blick gestreift. — Pfui über die Jungfrau, deren Bildnis auf dem heißen, klopfenden Herzen eines fremden Mannes geruht! Darum also, mit solch' höllischer Kunst habt Ihr's vermocht, daß Euer Angesicht an der Leiche meines Geliebten sich eingeschlichen in dies Herz; daß Eurer Augen berückend Trauern meine Seele Euch erschlossen hat in sanftem Mitgefühl.

Tiefes, namenloses Leid dünkte mir die stumme Sprache Eures Blickes, und mein reines Mitleid neigte sich zu Euch, wie der Engel zu einem Gefallenen sich niederbeugt.

O pfui über mich, die Unseligkeit rasch entflammter, irdischer Minne war es, die aus Euch sprach! Minne zu dem Weib, das Euer wildes Herz begehrte und das Euch nimmer werden durfte, darum nahmt ihr mein Bild hinweg, mit frecher, ruchloser Hand, damit es Euch gehöre, da Euch die Lebende nicht werden konnte.

O pfui über dies Antlitz, darauf Euer glühender Blick geruht!

O mein Toter, mein armer, bleicher Wendelin, so hab' ich dir die Treu' gebrochen, so hab ich dich verraten!“

Sie bricht in lautes Schluchzen aus. Es ist, als fühle sie eine Lust daran, mit dem eigenen ungestümen Weh das Herz des Unglücklichen zu zerfleischen.

Nun aber erhebt sich Angelo. Es war in der rücksichtslosen Klage eine Kränkung enthalten, die ihn so tief verletzte, daß das Gefühl allzuschweren Vorwurfs ihm die Kraft giebt, sich zu rechtfertigen. „Bertrudis,“ spricht er mit gebrochener Stimme, und es liegt etwas in der verhärmtten Gestalt, was ihren Groll entwaffnet.

„Bertrudis, gerecht ist Euer Zorn, schwer hab' ich gefehlt an Euch und Eurem Toten und in jahrelanger Qual hab' ich's gebüßt. Aber, bei dem allmächtigen Gott, so niederen Sinnes, wie mich Euer Schmerz beschuldigt, bin ich nicht. In wahnsinniger, in allzugroßer Liebe hat mich das Herz hingerissen zu unseliger That. Namenloses Leid hab ich darum getragen, Qualen, wie sie nur der Verdammte empfindet. —

Mädchen, wie groß auch meine Schmerzen waren, in keinem Augenblick ist ein Vorwurf in meine Seele gekommen gegen die, die mir diese Schmerzen gegeben.

Nie hat ein Atemzug die Stunde verflucht, da mich Euer holdselig Antlitz zum Verbrecher werden ließ. —

Freudlos war mein Leben. Von meines Vaters blutiger Leiche hinweg trug ich das Erbe unseliger Liebe mit mir in eine kalte, lichtlose Welt. Was meines

Baters Herz gebrochen, schärfer und tödlicher war's als der kalte Stahl und sein Name war: verratene Minne. —

Geflohen hab ich Weibesliebe, geflohen ihre gleißenden Augen, ihre lachenden Lippen, ihre weißen Arme, Arm und einsam bin ich durchs Leben gegangen mit dem heißen, sehnennden Herzen und dem Schmerz um meine verlorene Jugend, um all' das Schöne, das mein Herz empfand und mein Auge suchte und was mir nimmer werden sollte.

Was bist du dem Friedlosen in den Weg getreten, Unselige, als ein Engel, der ihm des Friedens Hoffnung brachte?

Was hast du dich vor die ausgestoßene Künstlerseele gestellt, Lichtgestalt, als das Ideal, das ihm vorgeschwebt in stillen Träumen? Was hast du alle Fasern meines Herzens, jeden Pulschlag meines heißen Blutes mit deinem Liebreiz, mit der berückenden Schöne deiner minniglichen Gestalt empört, daß ich vergaß, was Recht und Unrecht, daß nur ein Gedanke meinen Geist erfüllte, dein süßes Bild zu retten vor der Vernichtung, deine Liebe zu lösen von dem stillen, fühllosen Toten. Da, als ich dich in meinen Armen bewußtlos wegtrug, da warst du in meiner Macht, ich hätte entfliehen können mit dir in die weite Welt, du wärest mein gewesen, du selber lebenswarm und atmend, nicht nur dein totes Abbild, — ich aber scheute mich dir, der Ahnungslosen, den Kuß auf die Lippen zu drücken, den Kuß, der für mich Seligkeit gewesen wäre. Dein Schmerz und deine Liebe war mir heilig. —

So bin ich geflohen vor mir selber, — geflohen, um nicht die Weihe deines Leids zu stören durch ein Wort oder einen Blick.

Nichts nahm ich mit mir als dein Bild, das hab' ich tausendmal an die Lippen gedrückt in stummem Schmerz.

Jahrelang bin ich herumgeirrt und habe gelitten, wie nie ein Mensch litt, die Qual einer Sehnsucht, die mir Leib und Seele verzehrte, die Pein meines eigenen, strafenden Gewissens und die Verfolgung des ruhelosen Toten.

Zu büßen sucht' ich für die Schuld, die ich doch nicht aus aufrichtigem Herzen bereuen konnte.

So pilgerte ich gen Jerusalem, aber ehe ich es erreichte, brach ich zusammen und vermeinte zu sterben. Herumstreichende Franziskaner fanden mich und brachten mich in ihr Kloster zu Jerusalem, dort lag ich lange in hitzigem Fieber.

Einem der Brüder aber vertraut' ich meine Schuld und meinen Gram und bat ihn, mir zu sagen, wie ich meine Seele retten möge, der aber sprach zu mir: „Lieber Gesell, mich dünkt, da ist nur ein Weg, darauf Ihr Frieden finden möget.

Ziehet hin zu dem Mägdlein und fraget sie um ihren Willen und erflehet ihre Gnade. Ist sie rechten Sinnes und gütigen Herzens, wie Ihr sie mir geschildert, so wird sie Euch lösen von aller Schuld und Euer Herz befreien.“ Solches sagte er und manches andere, das ich nicht wiederholen möchte in Euerem Beisein. Ich aber sprach: „Herr, das wird nichts nützen, denn ich weiß nicht, aus welchem Ort in Deutschland sie ist, noch wie ihre Mutter geheißen.“ Er aber ließ nicht nach zu forschen und zu fragen. „So ich Euch recht vernommen,“ sprach

er, „so saget Ihr, des Mädchens Geliebter sei aus demselben Ort, wie sie gewesen.“ Und als ich dies bejahte, da meinte er, jemand aus dem Fähnlein könne wohl noch wissen, woher er gekommen. Da gab ich ihm den Namen des Anführers, dem wir damals gehorchten. Er aber sandte Boten aus nach demselben und nach andern des Fähnleins. Und sie kamen zurück nach Monden, derweil ich betend auf den Knien am heiligen Grabe lag, und brachten mir die Nachricht, aus welchem Ort derzeit der Fahnenjunker Wendelin gestammt.

So bin ich hergezogen nimmer rastend auf blutigen Sohlen, nicht rechts, noch links schauend hierher, und da ich hier nach Euch fragte, da wies man mir Euer Haus, dann aber kam die tobende Rotte und verfolgte mich, und da mich der Steinwurf traf, meinte ich das Ziel meiner Wanderung nimmer zu erreichen.

Und nun bin ich hier vor Euch und flehe, daß Ihr richtet über mich. Nicht bitte ich, daß Ihr die Sehnsucht lindert des liebenden Herzens; daß ich Euch wiederseh und Euch meiden muß für alle Zeit, soll meine Buße sein. So will ich nicht den Finger Eurer Hand berühren, und nicht soll mein Auge auch nur mit einem Blick Eurer begehren.

Aber eines flehe ich Euch, löst mir die Zweifel meiner schuldigen Seele, erbarmt Euch über die Qualen meines Gewissens, versöhnt mich mit dem Toten.

Welche Buße ihr willens seid mir aufzuerlegen, ich will sie tragen.

O, da du beten konntest für mich, da ich dir fern war und du mich kaum kanntest, nimm das Gebet nicht von mir, das deine erbarmende Seele sprach.

Um der unschuldigen Schuld willen, die du selbst trägst an dem Unheil, das über mich gekommen, an dem Verbrechen, das ich beging, erbarme dich meiner und verdamme mich nicht.“

Bertrudis erbleicht, es steht eine Schrift geschrieben auf dem bleichen, vergrämten Gesicht, in den schönen, vom Leiden verwelkten Zügen, die lauter spricht als alles, was er selbst sagt. Sie fühlt, daß sie sich hat hinreißen lassen von Schmerz und Zorn, daß sie hart gewesen war gegen einen Wehrlosen und den Stachel in eine blutende Wunde gebohrt hatte. Wie er nun so vor ihr steht, die zu früh gebeugte Gestalt, so demutsvoll, so ihrer Großmut anheimgegeben, da erfaßt sie wieder das alte Mitleid.

Ihre Züge werden mild. Sie legt ihm die Hand auf die Stirn: „Der Herr erbarme sich über dich, wie ich mich deiner erbarme.“

Da löst sich all' das bittere, mühsam zurückgedrängte Weh in der Brust des gequälten Mannes.

Schluchzend sinkt er auf die Knie und küßt den Saum ihres Kleides, dann aber schlägt er die Hände vor's Gesicht und weint wie ein Kind. —

In dem kleinen Raume ist es still geworden, nur das leise abgebrochene Weinen dringt durch das Schweigen.

Draußen ist die Vogelschar verstummt, da die Sonne höher hinaufgestiegen. Nur ab und zu tönt ein fragender Ruf aus dem Gezweig, und in leisem, wehmütigem Ton kommt ihm die Antwort zurück.

Ans Fenster nicken die Rosen, und da die Sonne eine welket, da fallen die

Blättlein herein auf das niedre Gefims des Fensterleins, und ein Luftzug trägt die lose flatternden zu den Füßen der beiden ernstesten Menschen, und die anderen Rosen flüstern bittend: „Sieh, unsre Schwester starb, und ihre Hülle vergeht dir zu Füßen, und die lezten Gedanken ihrer Seele strömen dir zu.“

Ob der ruhelose Mann wohl ähnliches gedacht hatte, da er die feuchten Augen auf die kleinen, wirbelnden Blättlein geheftet?

„Berntrudis, laffet mich bei Euch sterben.“ Es ist der Ton der Todesmüdigkeit, mit dem er das sagt. „Stoßet mich nicht wieder von Eurer Schwelle, ich bin soviel umgetrieben in der Welt, wie ein losgelöstes Blatt im Sturm, gönnt mir den Schuß Eures Daches, daß ich darunter den Atem aushauche und nicht wie der fahrende Bettler am Wegesrand verderbe und böse Geister den Sterbenden ängstigen.“

Lange ist ja meines Lebens Dauer nicht, daß, der soviel gelitten, erbarmt sich wohl bald der Tod, also daß ich Euch nur kurze Zeit zur Last bin.“

„O Herr, wie mögt Ihr solches reden, nicht sterben sollt Ihr. Rastet hier, bis Eure Wunde geheilt ist, und dann laßt uns denken, wie Ihr Eure Schuld sühnet, auf daß Ihr nicht ewigem Verderben anheimfallt.“

Da Gott Euch, den Reumütigen, zu mir gebracht, daß ich Eure Seele löse, so will ich ernstlich trachten, Euch zu helfen. Seid Ihr genesen, so kann Eures Bleibens hier nicht länger sein, denn schlechte Buße wäre es Euch und geringe Treue von mir, wenn ich des Mannes Nähe duldet, der den Geliebten mir so schwer beleidigt und mein Herz erglühn ließe in Mitleid und freundlichem Fühlen für Euch.

Nein, wohl habe ich Euch vergeben, aber noch ist der Tote nicht versöhnt. Unüberwindlich steht eine Scheidewand zwischen uns beiden, und nicht dürft Ihr auf's neue sündige Hoffnung nähren in Eurem Herzen.

So hört, was ich denke:

Lasset uns beide hinziehen nach Italien zu dem einsamen Grabe. Nicht lasse ich Euch allein wandeln, denn Recht habt Ihr, auch ich trage schwere Schuld und auch mir ziemt es, reumütig auf der Gruft des Geliebten zu büßen. Hinwärts mögen wir uns fremden Fahrenden anschließen, denn häufig ziehen noch Pilger gen Rom, mit denen können wir wandern. Nahe dem Ort, am Fuße der italienischen Alpen, lebt meines verstorbenen Vaters Bruder, in dessen Haus werde ich ein Heim finden, und er wird mir für sicheres Geleit nach der Heimat sorgen.

Auf daß wir aber treu bleiben dem Gelübde, so laffet uns die Wallfahrt schweigend thun. Kein Wort sei gesprochen zwischen uns, das gelobet mir mit heiligem Eid, und uns trenne des Weges Breite.

Nicht dürft Ihr allein ziehen, denn nicht will ich, daß Ihr einsam ohne Trost und Hilfe verscheidet, wenn Euch von neuem das Fieber naht.

Auf dem Hügel aber leget Ihr das Bildlein nieder, auf daß dem Toten sein Eigentum zurückgegeben sei und Ihr ihn versöhnt durch solche Buße.

Unweit der Stelle, wo das Grab liegt, ist ein Kloster, dort findet Ihr Zu-

flucht für alle Zeit und der Welt entsagend den Frieden, der Euch hier nicht werden konnte."

"Und soll ich dann von Euch scheiden für immer und all mein Sehnen, das heiße Lieben meines jungen Herzens verschließen in Klostermauern?"

"O besser, tausendmal besser dünkt mich zu sterben hier vor Eurem Angesicht, als leben mit der ewigen, niegestillten Sehnsucht nach Euch."

Sie aber steht hochaufgerichtet vor ihm, und es ist wieder der Blick in ihren Augen, den er nicht erträgt.

"O Kleinmütiger, dünkt Euch ein Leben voll Leid und Entsagung nicht köstlicher denn der Zwiespalt Eurer schuldigen Seele und die Strafe im Jenseits?"

Danket den Heiligen, wenn sie euch vergönnen, Buße zu thun.

Übel stände es mir, wollt' ich Euer Lieben dulden.

Büßen will ich mit Euch und leiden und will Euch stützen und geleiten auf dem dornenvollen Pfade und will für Euch beten, denn ich war es, um die Ihr in Sünde sielet. Dann aber trennen sich unsere irdischen Wege, der Eure führt zum Frieden, der meine zurück in die Einsamkeit."

Es liegt etwas so Erhabenes in der Art, wie sie dies sagt, daß dem Verzagenden neuer Mut ins Herz kommt, eine Ahnung der Kraft, die die Welt und sich selbst überwindet.

"Richterin über Tod und Leben, dir beug' ich mich in Demut.

Meine Seele liegt in deiner Hand, führe sie zum Licht."

Der Abend ist herabgesunken über einer der schönen volkreichen Städte Oberitaliens.

Eben ist der letzte Ton verklungen, womit die Glocken der hohen, stolzen Türme den Scheidegruß des enteilenden Tages verkündigt.

Tiefe Dämmerung liegt über den Häuserreihen der engen Straßen, über den hohen Palästen und den schweigenden Kirchen.

In der einen war soeben ein Totenamt gehalten worden.

Nun aber ist der Gesang verstummt, die andächtige Menge hat sich entfernt, die Leidtragenden haben sich zurückgezogen bis auf einen Greis mit langem, silberweißem Haar und Bart. Er kniet neben dem Katafalk, darauf die Tote aufgebahrt liegt, und faßt die erkaltete Hand und aus den alten Augen laufen ihm die Thränen über die welke Wange.

Die Tote mußte hohen Standes sein, davon spricht der Prunk, der ihre Leiche umgiebt. Das funkelt und glänzt von Silber- und Goldgerät, geschmückt mit edlen Steinen, und ein betäubender Blumenduft mischt sich mit dem Geruche des Weihrauchs.

Zu Häupten der Leiche aber steht nach italienischer Sitte ein Bild, das lebensgroße Ölbild der Verstorbenen, das sie in ihrer Jugend darstellt. Ein großer Meister muß es gemalt haben, denn es ist von fast überirdischer Schönheit, und in dem Lichte der unzähligen Kerzen scheint die Gestalt in der Umrahmung seltener ausländischer Gesträuche kein totes Bild, es ist, als lebe sie, als trete sie wirklich heraus aus dem dunklen Hintergrund, eine wunderbare, hoheitsvolle Erscheinung.

Trotzdem das Haar der Toten früh ergraut, ihre Wangen eingesunken sind, ist die Ähnlichkeit der regelmäßigen, reinen Züge, die Hoheit, die auf der erkalteten Stirn thront, auf dem Bilde unverkennbar, und es scheint fast, als habe der Maler ahnend dem Antlitz den Zug des Schmerzes verliehen, der jetzt auf dem Gesicht der Leiche liegt.

Schade, das wundervolle Werk mußte einmal beschädigt worden sein. Gerade an der linken Seite, in der Gegend des Herzens, ist eine Stelle künstlich übermalt und ausgebessert, aber ein scharfes Auge vermochte wohl zu erkennen, daß da ein Riß oder Schnitt die Leinwand zertrennt hatte. —

Es ist totenstill geworden in der Kirche. Die hohe Wölbung der gewaltigen Spitzbogen ist in tiefes Dunkel gehüllt.

Zu Füßen des Katafalks sind die hütenden Edelknaben sanft eingeschlummert. Niemand wacht in dem weiten Raum als der Greis, der einsam bei der Leiche betet. Das unsichere Licht der flackernden Kerzen zeichnet tiefe Schatten in sein bleiches Gesicht, daß es aussieht wie eine Totenmaske.

Da öffnet sich leise die Thür der Kirche, und zwei Pilger treten herein, sie haben den hellen Schein durch die hohen Bogenfenster gesehen, und es hat sie hineingezogen in das leere Gotteshaus zu beten.

Indes das Mädchen bescheiden und demütig vor einem Seitenaltar niederkniet, nähert sich der Jüngling dem Katafalk, aber wie gebannt bleibt er stehen.

Ist es ein Blendwerk seiner Sinne, ein Traumbild der erregten Phantasie? Da steht er wieder in dem kleinen Stübchen in Rom, ein frühernster, zarter Knabe, und der schöne Mann, den er Vater nennt, sitzt vor einem Bild, das er selbst gemalt, und die Thränen rinnen ihm unaufhaltsam in seinen Bart.

Und er sieht einen Fremden in das Zimmer treten, in dunkeln Mantel gehüllt und die Hand ausstrecken nach dem Heiligtum seines Vaters und er sieht den Dolch sich in das Herz der gemalten Frau senken und sieht seinen Vater zusammenbrechen und sein Blut die Erde färben. —

Die ganze Schmerzenszeit steht vor ihm und sein freudloses, ödes Leben von der Stunde an, wo er von seines Vaters Leiche entfloh.

Er tritt näher, er vergleicht die Züge der Toten mit dem Bild, er sieht sofort, daß es das ihre ist, und dabei fällt ihm ein verwandter Zug mit seinem eigenen Antlitz auf.

Und mehr als er selber muß ein fremdes Auge die Ähnlichkeit des Jünglings mit der Toten bemerken.

Es ist dasselbe dunkle Haar, das seine Stirn beschattet, wie es auf dem Bild herabfließt vom Haupt der stolzen Frau, es sind dieselben reinen Linien des Gesichts, die ihn so schön erscheinen lassen. Und wie sein Blick dem der gemalten Gestalt begegnet, da hätte es einem Beobachter fast unheimlich erscheinen mögen, wie die zwei gleichen Augenpaare sich ineinander tauchen mit demselben wunderbaren, melancholischen Ausdruck in dem tiefen Dunkel ihrer Wimpern.

Und er weiß sofort, daß die Hand es ist, die sich segnend auf sein Haupt gelegt, daß es die Lippen sind, die ihn geküßt mit zärtlichem Kuß.

Was sie auch an seinem Vater verbrochen haben mochte, die Stimme des Blutes spricht mächtig in ihm. Die langbegrabenen, holden Geister seiner liebesreichen Kindheit stehen auf in seinem Herzen und ziehen ihn hin mit süßem, schmerzlichem Lächeln an die erkaltete Hülle. —

Er sieht den alten Mann nicht, der da an der anderen Seite, von dem Ge-
sträuch fast verdeckt, die tote Hand gefaßt hat; — er wirft sich nieder an der Bahre und birgt das Gesicht in die Falten des Leichentuches, und „Mutter, meine Mutter“, flüstern die bebenden Lippen. —

Er ist ein anderer geworden. Seit dem Tage, da er Berntrudis das Gelöbniß der Buße gethan, ist eine Kraft über ihn gekommen, die ihn aufrecht erhielt und ihm einen neuen Geist in die Seele gehaucht hat.

Sie haben sich einem Trupp Pilger, Männer und Frauen, angeschlossen, die nach Rom zogen. Schwer war der Abschied von Berntrudis Mutter, aber die alte Frau war zu sehr erfüllt von der Überzeugung, daß alles, was die Tochter that, recht sei, um sie zurückzuhalten.

Schweigend sind sie dahingezogen, den langen, mühevollen Weg, auf kaum gangbaren Pfaden über die Alpen, denn es war nah dem Winter und die Bahn schlecht. Kein Wort war gesprochen worden von ihnen, und des Weges Breite war zwischen ihnen, da sie gingen. Wenn aber die Nacht hernieder sank, dann rastete das Mädchen mit den Frauen in einem der zahlreichen Klöster, daran der Weg sie vorbeiführte, oder in einem gastlichen Bauernhause, denn jeden rührte ihre Schönheit und der tiefe Ernst in ihrem jungen Gesicht; oft aber war es auch nur eine Sennhütte oder ein für das Vieh errichteter, verlassener Bretterverschlag, der ihr Obdach bot. Er aber ruhte draußen auf der nackten, kalten Erde, einen Stein unter dem Haupt, den flammenden Sternenhimmel über sich. —

Eine seltsame Freudigkeit der Entsagung ist über ihn gekommen, der ganze Stolz eines freiwillig auf sich genommenen Schmerzes, eines großen, ganz und ohne Zagen gebrachten Opfers und eine tiefe Todesruhe.

Staunend folgten ihm oft die Augen Berntrudis, wenn er so ruhig, hochaufgerichtet mit festem Schritt dem Ziel entgegenging, das ihn auf ewig von Liebe und Leben scheiden sollte.

Er war zum Manne gereift in den Stürmen seiner Jugend, und fest und männlich war die Art, wie er sein Geschick trug.

Mit keinem Blick streifte er das Mädchen, er hielt die Augen gesenkt, und keine Muskel seines Gesichts konnte ihr sagen, was in ihm vorging. Als sei sie eine Fremde oder ihm gleichgültig wie der Stein am Wege, schritt er neben ihr.

Nur manchmal, wenn der Weg sie an Abgründen vorbeileitete, daran sie schwindelnd und schauernd stand, faßte er sie mit ruhiger, fester Hand und half ihr vorbei. So war er ihr Stütze, aber ohne sich selbst dabei mehr zur Geltung zu bringen oder sich mehr in ihren Gesichtskreis zu drängen als der Stab in ihrer Hand, der auch nichts von ihr begehrte, noch für sie empfand.

Und doch fühlte er mit Stolz, daß er ihr Halt und Schirm war, daß seine stattliche Gestalt und der drohende Blick seiner Augen es waren, die sie und die

anderen vor der Roheit wilder Gefellen beschützten auf dem weiten Wege, und dies Gefühl gab ihm auch die Stärke wieder, es war, als ob seine Glieder sich stählten an dem Gedanken, der seine Seele erfüllte. Sein Schritt war elastischer, die ganze Gestalt hob sich, und sein Gesicht, aus dem der Zug der Verzweiflung geschwunden, verklärte sich in einer neuen Empfindung, und wenn das Mädchen oft nach ihm blickte, da durchschauerte sie die strahlende Schönheit des ernstesten Antlitzes, und sie wagte es nicht mehr ihn anzusehen. —

So waren sie nach dieser Stadt gekommen, da hatten sie sich von den Reisegefährten, die ihre Straße nach Rom weiter zogen, getrennt. Noch eine Tagereise sind sie entfernt von der Stelle, die sie suchen, morgen schon müssen sie sich trennen. Aber während in Angelos Seele die Gewißheit, daß dann alles überwunden, jene Ruhe erzeugte, die den zum Tode Verurteilten oft die Nacht vor seiner Hinrichtung noch ruhig schlafen läßt, war Berntrudis ganzes Wesen durchdrungen von einem zitternden Leid. Sie barg mit Mühe die Thränen, die ihr ins Auge kamen, so oft sie den Blick nach der hohen, schlanken Gestalt wandte. Immer mehr war der Hochmut geschwunden, mit dem sie im Gefühl ihres Rechtes dem Schuldigen die Buße auferlegt.

Immer mehr fand sie der Gründe, die ihn entschuldigten, und immer mehr erschien ihr der Stolz ihrer eigenen, kalten Tugend als eine Härte. Wie durfte sie richten — sie, die doch selbst von Gott Barmherzigkeit ersuchte?

War er nicht größer, der da mit dem heißen, sehnennden Herzen schweigend neben ihr ging, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, als sie, die ihn im ersten Zorne erbarmungslos verdammt hatte, ohne Mitleid, da er sie ansuchte um Vergebung?

Eine Angst ergriff sie plötzlich, eine jähe Angst, ob denn diese Augen nie mehr auf ihr ruhen würden, mit dem alten, traurigen flehenden Blick?

War das Feuer vielleicht erloschen, das einst in seinem Herzen geglüht? Hatte das Wort, mit dem sie ihn von sich gestoßen, Macht gehabt die Liebe in seiner Seele zu ertöten, dann hätte er ja Frieden gefunden, und ihre Ruhe war nicht mehr bedroht — aber ein wilder, wahnsinniger Schmerz durchzuckte sie bei dem Gedanken.

Sie war so elend, so grenzenlos elend, und er, der neben ihr schritt, scheinbar so kalt, so ruhig ohne sie anzusehen, er ahnte nicht, wie innerlich gebrochen die stolze Seele war, wie sie, die seine Liebe zurückgewiesen, hungerte um den Blick, den er ihr versagte, um das Wort, das ihre Strenge ihm von den Lippen gescheucht hatte.

Nun wanderten sie durch die Straßen um das Kloster zu suchen, darin Berntrudis die Nacht verbringen wollte. Da sie aber an der Kirche vorbeikamen und sie erleuchtet fanden, da waren sie hineingetreten, und das Mädchen war weinend niedergesunken an dem Altar. — — — — —

Angelo kniet noch immer, das Gesicht in dem Bahrtuch verborgen, neben der Leiche seiner Mutter, da legt sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter, ein Greis steht neben ihm:

„Was ist Euch die Tote, Herr, daß Ihr so um sie trauert?“ fragt eine klare, milde Stimme.

Erschrocken hebt der Angeredete das Haupt — der Greis sieht ihn staunend an, die Ähnlichkeit mit der Toten fällt ihm beim ersten Blick auf. „Herr, wer seid Ihr, daß Ihr mich also fraget?“

„Der Gatte der Verstorbenen, der Herzog Scalieri, und nicht ohne Grund frage ich Euch, kennt Ihr vielleicht dies Bild?“

„Herr, meines Vaters Hand hat es gemalt, da ich ein Knabe war, um dieses Bildes willen mußte er vom Leben scheiden.“

Hier ist noch der Riß seines Dolches, mit dem er es durchbohrte. O Herr, schweres Leid hat dies Bild und die, die es darstellt, verhängt über meinen Vater, und doch zieht's mich zu ihr, mächtig, wie es Verwandtes zu Verwandtem zieht, denn diese kalte, welke Hand hat segnend auf meinem Haupt geruht, und dies Antlitz war mir das erste Ideal, das mir den Himmel der Schönheit erschloß.

Gott segne sie und schenke ihr die ewige Ruhe.“

Ein Stöhnen entrang sich der Brust des Herzogs: „Jüngling, ja bete für die Tote. Namenloses hat sie gelitten um dich, und ein besser Recht hast du an ihr als andere: es ist deine Mutter. —

Setz' dich zu mir, Jüngling mit dem Angesicht, das mir die Tote wiedergiebt in blühender Jugendschöne, hier, auf den Stufen des Katafalkes, will ich dem Sohne die letzte Beichte seiner Mutter vertrauen. Aber was du auch hören wirst, verdamme die Mutter nicht, die dich gebar, ein schwer Geschick war über sie verhängt, und sie hat gelitten und gebüßt ein ganzes Leben hindurch. — Erst auf dem Totenbette hat sie mir vertraut, daß sie vermählt war, eh' sie mich kannte, gegen der Eltern Willen, mit einem schlichten, deutschen Maler, dessen Genius sie gebannt, also daß sie heimlich ihrer Eltern Haus verließ und ihm folgte. Aber der Zorn des Vaters bedrohte sie. Eine versäumte Form bei Schließung der Ehe gab ihm den Vorwand beim heiligen Vater des Sacramentes Lösung zu erzwingen. Die heimliche, ohne der Eltern Willen geschlossene Ehe wurde für ungiltig erklärt, und ihre Ehre war für alle Zeit vernichtet, wenn das Geheimnis dieser Heirat nicht streng bewahrt wurde. So kehrte sie nach der Geburt eines Knaben wieder zurück ins Vaterhaus, wo sie wie eine Gefangene gehalten wurde. Aber durften sie sich auch nicht angehören vor den Menschen, sie hatten sich Treue gelobt für alle Zeit, und der Schwur, den sie sich vor Gottes Altar geleistet, er sollte sie binden für's ganze Leben.

Darum war sie trotz aller Drohungen und Bitten nicht zu bewegen, einem der mächtigen und einflußreichen Fürsten, die um sie warben, ihre Hand zu reichen. Hin und wieder gelang es ihr heimlich in der Dämmerung zu ihrem Gatten zu kommen und ihr Kind zu küssen. — Später lernte ich sie kennen und bezwungen von dem Zauber ihrer Schönheit beehrte ich sie zum Weibe.

Sie aber mochte wohl des langen Druckes, der im Elternhause auf ihr lastete, müde geworden und ihre Kraft gebrochen sein, die Eltern wünschten aus politischen Gründen die Verbindung, es war das einzige Mittel den Groll dre Eltern zu ver-

söhnen. Ich aber war kein Jüngling mehr, ernst hatte mich das Schicksal gemacht, und nicht freudig sah ich ins Leben, da mochte sie's gemahnen an ihr eigen Leid, also daß sie des alternden Mannes ernstes Lieben mit Mitleid erfüllte und ihr das Herz bezwang. Aber zwiefaches Spiel war ihr verhaßt, sie wollte nicht mit einer Lüge vor den Altar treten. Am Tage vor unserer Trauung nahm sie Abschied von dem geliebten Mann für alle Zeit, aber daß sie sich vermähle zum zweiten Mal, das sagte sie ihm nicht, sie wußte, daß es ihn zum Wahnsinn gebracht und ihn zu fürchterlicher That aufgereizt hätte.

Er war ein weltfremder, verträumter Sonderling, mit einem Herzen wie ein Kind, dabei tief und still, aber jähzornig und wild, wenn man nur mit einem Schatten das trübte, was ihm heilig war. Erniedrigung, Demütigungen und Entbehrungen hätte er ertragen, aber Verrat an seiner Liebe nie.

Gleich nach der Hochzeit zogen wir fort aus Rom, denn ich war mit päpstlicher Botschaft nach Deutschland beauftragt. Einen Better aber, der ihr treu ergeben, ließ sie zurück als Hüter ihres Geheimnisses und befahl ihm, ihr von jedem Geschehnis Kunde zu geben. Der aber, ein treuer, jedoch heftiger Mann und ungeschickt zu solchen Dingen, erspähte, daß Euer Vater ein Bild gemalt, dasselbe, das dort zu Häupten der Leiche steht, da befürchtete er Verrat und ging zu ihm und verlangte des Gemäldes Auslieferung. Und als Euer Vater sich weigerte, geriet er in Zorn und schleuderte ihm die Worte zu, die ihn vernichten mußten. Da war es, daß Euer Vater den Dolch zog und sein wundervolles Werk mit eigener Hand durchbohrte und auch den Abgesandten bedrohte, also konnte der nicht anders als das Schwert ziehn, das ihn tötete, dann entfloh er in jähem Entsetzen. Als man nach Euch suchte, da waret Ihr verschwunden. Herr, sie hat es getragen durch 23 lange Jahre, den Gram und die Sorge um ihr verloren Kind — wir hatten keine Kinder — das starke Herz. Kein Wort der Klage ist über ihre Lippen gekommen, das sie verriet, kein Vorwurf oder bitter Empfinden gegen mich, der ich doch ahnungslos Schuld trug an dem Verhängnis — und sie hatte ihn geliebt, tief und heiß, wie nur ein junges, leidenschaftliches Herz lieben kann, und der Gram zehrte sie auf um Euch. — Kein Mensch hat's gewußt, warum ihr Haar so früh gebleicht, warum sie vor der Zeit gealtert. Vorgestern aber auf dem Totenbett, da hat sie's mir vertraut, das ganze, schwere Geschick, und mich gebeten, wenn je mir eine Kunde würde von Euch, möcht' ich für Euch sorgen. Jüngling, ich hab' gemeint, das Herz bricht mir, da ich's vernahm, daß sie mich betrogen 23 Jahre lang, mir zur Seite gestanden hat das ganze Leben mit dem Geheimnis in der Brust, das sie vor mir bergen mußte, mir war, als könnte ich ihr nicht verzeihen, nimmer in alle Ewigkeit. Da sie mich aber ansah mit den brechenden Augen und mich frug mit dem letzten, ersterbenden Hauch: „Cesare, war ich dir je ein treulos, leichtfertig Weib?“ da bin ich vor ihr in die Kniee gesunken und hab' ihre kalten, abgekehrten Hände geküßt und ihr geschworen, daß, wenn ich Euch je fände, Ihr mein Sohn sein solltet. Da hat sie gelächelt und hat mit letzter Kraft meine Hand

an ihre Lippen gedrückt, und ich hab' ihr vergeben, so wahr ich hoffe, daß Gott mir vergeben möge in der Todesstunde.

Und da ich Euch durch ein Wunder Gottes hier fand, so kommt an mein Herz, fernerhin bleibt Ihr bei mir, und ich will Euch lieben und Euch Vater sein um des Antlitzes willen, das dem ihren gleicht, um des Blutes willen, das in Euern Adern fließt, so Ihr es nur vermögt mich als Vater zu ehren."

Er zieht den Jüngling an seine Brust, unter heißen Thränen umarmen sich die beiden und das stille Gesicht auf dem Bild blickt auf sie nieder, als sei es der verklärte Geist, der da aus lichter Höhe herabsieht, wie sich an ihrer irdischen Hülle zwei geliebte Menschen versöhnen.

"Und nun kommt," sagte der alte Mann, "da sie mir Euch gesandt hat, daß ich an ihrer Leiche den Sohn finde, der mir versagt blieb, kommt mit mir hinweg in mein Schloß. In allen Ehren, als wäret Ihr mein eigener Sohn, will ich Euch halten und damit das Leid sühnen, das ich unwissentlich Eurem Vater that."

Angelo sieht in das milde, freundliche Auge des Greises, aus dem ihm ein Strahl echter, warmer Liebe entgegenscheint.

Da ist es, das schöne, verlockende Ziel seiner Träume: Reichthum und Ehre und Schönheit, die ganze glänzende, von ihm so heißersehnte, von den Gebilden der Kunst erfüllte Welt und ein milder, edler Vater dazu, und auf der andern Seite eine stille Klosterzelle und eine ewige, niegestillte, nagende Sehnsucht. —

Ach, was spielst du hinein in das Kerfergitter, du lichter, lockender Sonnenstrahl und erfüllst das Hirn des armen Gefangenen mit süßen Träumen von Freiheit und Glück!

Was singst du dein schmetterndes Liebeslied, holde Sängerin des Frühlings vor dem Fenster der Zelle, darin ein junges Leben sich seinem Gott geopfert, und weckst das alte nievergeßene Leid? —

O ihr Bilder, ihr lichten, wonnigen Bilder einer herrlichen, farbenprächtigen Welt, was drängt ihr euch wieder vor die arme ringende Seele, daß sie die Flügel hebt, um empor zu steigen aus den engen Banden, dem Morgenrot anbrechenden Glückes entgegen und dann zerschmettert niedersinkt mit blutendem Haupt, das sie sich an dem eisernen Gitter zerschlug. —

Ein Augenblick nur ist's, ein kurzer, schwerer Kampf, seine Wangen glühen — seine Brust hebt und senkt sich — er schüttelt das Haupt.

"O Herr, habt Dank, gern wollte ich Euch ein Sohn sein, denn mächtig zieht's mich zu Euch. —

Einsam war ich durchs ganze Leben, Ihr aber wollt mir geben, was mir das Begehrteste auf der Erde ist, ein liebendes, treues Vaterherz, und ich darf es nicht annehmen.

So lange ich denken kann, bin ich vorbeigegangen an des Daseins Süßigkeiten, und der Cherub mit dem Flammenschwert stand davor und rief mir zu: Du sollst nicht begehren! Und wieder steht er mir zur Seite und spricht mir hart und kalt ein einzig Wort und mit dem Wort versinkt mir die ganze Herrlichkeit der Welt, und Nacht wird's um mich her.

Ich darf nicht weilen, Herr, ein Gelöbniß der Buße that ich, ich muß es halten, morgen schon umschließen eines Klosters enge Mauern diesen müden Leib, und die Flamme meiner Seele verglüht auf dem Altar des Gekreuzigten.

Fraget nicht, forschet nicht, eine ungesühnte Schuld treibt mich zur Buße, und nimmer Ruhe fänd' ich, wollt' ich in Glück und Glanz leben mit der schwärenden Wunde im Herzen. "

„O mein Sohn, mein teurer Sohn, kaum daß ich dich fand, soll ich dich wieder verlieren. Eines Gedankens Länge sah ich mein freudlos einsam Alter durch dich verschönt, eines Augenblickes Dauer nur träumt ich mich jünger im Anblick deines holden Angesichtes, und schon sollst du mir wieder entrissen werden.

Kenne mir dein Vergehen, gewiß edel ist dein Ansehen, und keines niederen Frevels halte ich dich fähig.

Sag' mir's, daß ich mich mit dir zu den Füßen des heiligen Vaters werfe, dem Macht gegeben ist jede Sünde zu lösen.“

„Habt Dank, Herr, aber so auch all' meine Schuld von mir genommen würde, wie ich hoffe, daß die Gnade des Erlösers sie von mir nehmen wird in meiner Todesstunde, so Ihr nicht vermögt, das aus dem Herzen zu reißen, was meines Frevels Ursach' war, kann mir nicht Friede werden.

Was nützte mir alle Vergebung, wenn in meiner Seele das Empfinden fortlebt, das mich zum Unrecht trieb. Solange ich nicht die Lust zur Sünde zu verdammen vermag, solange kann ich nicht bereuen aus aufrichtigem Herzen, wie sehr mich auch mein Gewissen und des Himmels Strafgericht verfolget. Darum lass'et mich das irdische Feuer löschen mit himmlischem Thau.“

„Also um Minne leidest du“, spricht der Greis, „und kann nichts dir helfen?“

„Eine wohl vermöchte es, aber sie will es nicht und darf es nicht, denn auch sie bindet die Pflicht der Treue.“

Indessen war Berntrudis herangekommen und hatte staunend die Unterredung mit angesehen. Jetzt steht sie ganz nahe und wartet auf den Moment, da der Jüngling sie weiter geleiten wird.

Ein fragender Blick des Herzogs streift die liebliche Gestalt und haftet dann auf dem Gesicht des jungen Mannes, dieser erröthet tief und dunkel und senkt das Haupt. Der alte Mann nickt: „Das also ist es, Ihr büßet beide!“ Sei ruhig, ich will nicht fragen, halte dein Gelübde, mich ruft ja bald der Herr zu sich, und vielleicht wohl komm' ich hin und wieder zu dir in die Einsamkeit und blicke in Dein Antlitz und träume einen kurzen, glücklichen Traum, daß mein Sohn es sei, der mich mit seiner Mutter lieben Augen ansieht.

O Mädchen, du nimmst viel hinweg aus dieser Welt, soviel Jugend und Schönheit und eines alten Mannes letzte Lebensfreude. So gehet denn hin, Ihr beiden, lebet wohl.“

Er wendet sich ab, Berntrudis steht bleich und zitternd wie eine Gerichtete und wagt nicht, dem thränenden Blick des Greises zu begegnen.

Angelo aber faßt die alte, welche Hand und drückt einen heißen Kuß darauf, neigt sich über die stille Schläferin, und seine Lippen berühren die marmorkalte

Stirn, dann winkt er dem Mädchen, und beide schreiten schweigend hinaus in die sternhelle Nacht.

Wieder ist es Abend geworden über der Ebene, darauf dazumal das Schlachtfeld war, aber es ist kein schöner, freundlicher Abend.

Die Sonne will scheiden, aber sie ist verdeckt von einer Wolkenwand, deren Rand sie mit glühendem Purpur gesäumt hat, und nur einzelne schräge Strahlen brechen durch die Lücken in dem Gewölk und senken sich wie gleißende Schwerter nieder auf den friedlichen Fleck Erde, der da von hohen Myrthen und Lorbeerbüschen umgeben, wie eine grüne Dase in der sonnenverbrannten Ebene liegt. Die Gesträuche sind so hoch gewachsen, daß sie eine vollständige Laube bilden über dem Grab und man das verwitterte Madonnenbild kaum mehr sieht. Nur das große, rote Herz glänzt aus dem dunkeln Grün, aber alldieweilen der Regen und Sonnenbrand trotz des schirmenden Gezweigs nicht abgelassen, das geduldige Bildnis der Schmerzensmutter abwechselnd mit sengendem Strahl und reinigender Flut zu verheeren, so haben sie mit List und beharrlicher Mühe der Himmelskönigin das Schwert aus dem Herzen gelöst, das darinnen gebohrt, und so nun ein Auge nicht allzuschärfen Blickes danach sah, mochte es ihm wohl bedünken, als ob unter dem Stückchen blauen Mantels, das noch zurückgeblieben, statt eines durchbohrten ein flammendes Herz hervorleuchtete. Da aber keines Menschen Fuß jemals hierher kam, es sei denn eines fahrenden Spielmanns oder eines büßenden Pilgers, so hatte auch niemand Einsprache erhoben gegen solche Veränderung, und die Vögel, die da unbekümmert in den Zweigen nisteten, mochten wohl einer Meinung sein mit den eigenmächtigen Künstlern. —

Drückend heiß liegt die bleierne Atmosphäre über der Erde, aber sonnenlos, ohne Licht, ohne scharfgezeichnete Schatten — ein graues, verschwommenes Dämmern, wie es wohl durch die verhängten Fenster eines Krankenzimmers bricht. Regungslos hängen die Blätter der Sträucher von den Zweigen herab, in Todesbangigkeit schweigt die durstende, lechzende Natur, und über der ganzen Weite liegt es wie ein Bußgewand, das jedes Zucken lebendigen Herzschlags ertötet.

Und da kommt es geschritten über die Ebene, schwer, mühsam, mit wankendem Fuß und stockendem Atem. —

Mechanisch, wie im Fiebertraum, schreiten die beiden Gestalten vorwärts, und es ist ihnen, als zöge eine unsichtbare Hand den Boden unter ihnen weg, darauf sie treten, und wenn sie noch einige Schritte gethan, so stürzten sie hinunter in unermessliche Tiefe.

Sie sehen sich nicht mehr an, die brennenden Augen sind geradeaus gerichtet, — zu was auch — es fühlt es ja jedes an dem eigenen blutenden Herzen, an dem Todesweh, das ihm in der Seele wühlt und mit bleierner Schwere in den Gliedern liegt, was das andere leidet.

Der Jüngling wandelt ruhig dahin, seine ganze Gestalt scheint wie erstarrt in eisiger Todesruhe, nur in den dunkeln Augen zuckt es fieberhaft.

Bertrudis ganzer Körper aber bebt bei jedem Schritt wie in physischem

Schmerz, aus ihren Augen rinnen Thränen über ihre Wangen, nur mühsam hält sie sich aufrecht, die Hand, die den Pilgerstab faßt, zittert vor Erschöpfung.

So sind sie bei dem Grabe angelangt, schweigend, wie die Natur um sie her.

Bertrudis sinkt auf die Kniee und birgt schluchzend das Antlitz in dem Gestrüpp, womit der Hügel bewachsen ist. Angelo wendet sich ab, er fühlt, wie etwas mit harter Hand nach seinem Herzen faßt, daß es sich windet und krümmt, wie ein Vogel in der quälenden Faust eines rohen Knaben, und wie es matter wird und immer matter. Sein ganzer Körper ist kalt geworden. Es ist die gleiche Empfindung, der gleiche eifersüchtige Groll, der ihn damals getrieben, das Bild von der Brust des Toten zu nehmen, der ihn jetzt wieder ergreift, da er das Mädchen weinend auf dem Grabe hingestreckt sieht.

Er will beten, aber das Wort erstirbt ihm auf den Lippen, und es bäumt sich auf in ihm, mit ohnmächtigem, kochendem Zorn und schleudert die Demut hinweg und die Buße, und sie steht auf und hebt das trockne Haupt empor: die geknechtete, niedergetretene, tausendmal verleugnete Glut seiner Seele und ein Wort tritt auf seine Lippen und das eine Wort beraubt ihn wieder, den bleichen, hilflosen Toten.

Er weiß nicht, hat er es ausgesprochen, hat es sein Mund unbewußt geflüstert, das trockne Wort: „und ich that es doch wieder!“

Und die Erde erbebt davon und sie schreit es hinauf zum Himmel, und der Himmel hallt es durch die rollenden Welten, das Wort des unbußfertigen Sünders.

Und von allen Fernen schallt es wieder das Echo und wächst an und wird zu den Schrecken des Gerichts und schleudert ihn hinunter in den Abgrund der Hölle.

Aber aus dem Chaos der Verzweiflung hebt es sich leuchtend, eine göttliche Gestalt, und die Donner verstummen vor ihrem Wort, und sie spricht mit milder, klarer Stimme in die Schrecken der Vernichtung hinein:

„Der du nicht bereuen kannst, was du gethan, weil es Liebe war, was dich fehlen ließ — dir sei verziehen. —

Der du gelitten hast und gebüßt in tausend Schmerzen um der Liebe willen, dir sei verziehen. Der du deine Leiden nicht verflucht hast, um der Liebe willen, dir sei verziehen.“

Und die milde Gestalt der ewigen Barmherzigkeit nimmt ein Herz, das ihr ein bleicher, stiller Toter, mit blutgetränktem, blondem Gelock gereicht, und sie zieht das Schwert heraus, das darinnen gebohrt, und berührt es mit dem Finger, da lodert es auf in versöhnender Liebe und die Strahlen fallen nieder in die schmerz-zerrissene Seele, und es wird still in ihr. — — —

Ein senkrechter, zitternder Sonnenstreif küßt das Herz der Madonna, daß es nun wirklich aufzuflammen scheint, und wie ein Wunder bändigt der lichte Schein die Gewalten des Schmerzes und Zweifels.

Bertrudis erhebt sich, sie nimmt aus einem Täschchen das silberne Gehäuse

mit dem Bilde und reicht es dem Jüngling abgewandten Gesichts. Der aber nimmt es und legt es zu Füßen des Madonnenbildes auf das Grab, und der Strahl, der an dem Bildstock niedergleitet und auf der silbernen Kapsel blinkt, scheint aus dem flammenden Herzen zu kommen.

„Bertrudis“, spricht nun zum erstenmal nach vielen Wochen Angelo zu ihr, und die Stimme klingt ihm selber wie eine fremde, „unser Gelübde ist erfüllt, meine Buße vollbracht, zurückgegeben ist dem Toten das Zeichen deiner Treue, erneuert ist damit dein Gelöbniß, und deine Liebe gehört ihm wie zuvor. Leb' wohl, und so du meiner gedenkest und mich einschließt in dein Gebet, thu' es als eines Toten.“

Gott schütze dich und geleite dich und erhalte dir den Frieden, der mir versagt ist. — Leb wohl!“

Aus seinen Lippen ist alles Blut gewichen, die Hand, die er ausstreckt, ist abgestorben wie die einer Leiche.

Da aber bricht es wie ein Aufschrei aus dem Mund des Mädchens.

„Gott, Gott, erbarme dich meiner, um Christi Blut willen laß mich zur Sünde nicht neue Sünde fügen. Ich kann dem Toten mich nicht mehr verloben, denn mein Herz gehört nicht mehr ihm.“

Und ohnmächtig sinkt sie nieder auf das Grab. Ihr Haupt ruht in einem blühenden Myrthenstrauch, und die silbernen Blüten umgeben es wie mit einer Brautkrone.

Angelo springt hinzu, er hebt die Leblose auf in seinen Armen. Die Wolken, die die Sonne verdunkelten, sind plötzlich zerrissen, blendend bricht ein Meer des Lichtes herein über die beiden und spiegelt sich in den Thränen des höchsten Glückes, die die Wangen des Jünglings bethauen.

„Zum zweitenmal trage ich dich hinweg von Grabesrand, Gnadenbild, laß meine Seele genesen an deiner Schöne.“

Und andächtig, wie der Büsser ein Heiligtum, küßt er die weiße Stirn, sie aber schlägt die müden Augen zu ihm auf mit einem Blick unaussprechlicher Seligkeit:

„Angelo, nun weiß ich es, es war kein höllisch Blendwerk, das mich deiner gedenken ließ nach den wenigen Stunden auf dem Schlachtfeld, es war meines Toten letztes Vermächtnis, der dich mir sandte an sein Grab, auf daß mein Leben nicht nutzlos vergehe. Wie mein Bildniß bei ihm im Grabe ruhen würde, also gelobte ich, sollte mein Lieben nur ihm gehören für alle Zeit. Gott hat das Opfer nicht gewollt, er ließ dich das Bild von der Leiche nehmen, auf daß mein Gelübde gelöst sei und ich leben sollte für dich.“

Friedloser, dich sollen fortan die Engel der Liebe und des Friedens umschweben und die Wunden deines zerschlagenen Herzens lindern mit himmlischem Balsam.“

„O du versöhnter Geist, der du auf uns niederblickst in dieser Stunde aus deinen Todeswunden, ward mir solche Seligkeit? Du bleiches Engelsangesicht,

wie du vor mir lagst auf dem Schlachtfeld, da gedachte ich nicht, daß dein Blut vergossen sei mich zu erlösen von meinem Gram.

Und nun komm', Bertrudis, ich weiß einen alten Mann, der freudlos bei einer Leiche trauert, einen Sohn begehrte er für sein Alter, nun soll ihm auch die Tochter werden."



Bismarck und Arnim.

Nachstehende Entgegnung des Verfassers der Artikel „Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsruh“ auf den im Januarheft der „Deutschen Revue“ enthaltenen Brief des Grafen Arnim übergeben wir hiermit der Öffentlichkeit.

Redaktion der Deutschen Revue.

Sehr geehrter Herr!

Die im Januarheft der deutschen Revue abgedruckte Erklärung des Herrn Grafen von Arnim-Schlagenthin vom 15. November cr. gegen die in dem Artikel: „Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsruh“ enthaltenen Bemerkungen über seinen verstorbenen Vater geben mir Veranlassung den angeregten Fragen noch etwas näher zu treten, obschon ich es an sich vorgezogen haben würde, gerade um über einen Verstorbenen nichts Ungünstiges zu sagen, jene Erklärung unberücksichtigt zu lassen.

Selbstverständlich hat mir auch von Hause aus nichts ferner gelegen als einen Toten verletzen zu wollen, doch scheint mir die Art und Weise, in welcher der Graf Arnim-Schlagenthin die Verteidigung und Abwehr beliebt hat, keine sehr glücklich gewählte und die Logik, auf welche er sich wiederholt beruft, von zweifelhaftem Werte zu sein.

Zuvörderst vermischt derselbe, und zwar, wie ich annehme, unabsichtlich, das Schicksal des gefallenen Diplomaten mit der gerichtlichen Beurteilung des in aller Form Rechtens Angeklagten und läßt dabei die Behauptung durchblicken, als ob hier nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Eine derartige Polemik glaube ich meinerseits als für mich indiskutabel und als der Würde preußischer Gerichtshöfe und der Gerechtigkeit des preußischen Rechtsverfahrens widersprechend behandeln zu müssen. Meines Erachtens hat der Sohn, so schmerzlich ihm auch die Beurteilung des Vaters gewesen sein mag, kein Recht Behauptungen auszusprechen, als ob der entscheidende Gerichtshof durch unbegründete Anschuldigungen des deutschen Reichskanzlers verleitet worden sei, den Verurteilten ohne Grund für schuldig zu befinden. Ich scheidet deshalb auch alles aus, was sich auf die gerichtliche Beurteilung bezieht, und beschränke mich auf das, was ich über die Stellung und die Leistungen des Diplomaten Grafen Arnim gesagt habe. Der Graf Arnim-Schlagenthin scheint in dieser Beziehung trotz der Logik, auf welche

er so oft pocht, der Meinung Eingang verschaffen zu wollen, daß sein Vater das Vertrauen und die Zuneigung des deutschen Reichskanzlers dadurch verloren, daß er ihm besonders gute Dienste geleistet und selbigen, wenn auch hier und da abweichend von seiner Auffassung und Tendenz, doch über alle einschlagenden Verhältnisse stets au fait gehalten habe. Um meine Darstellung zu diskreditieren, wird dabei ein besonderer Nachdruck darauf gelegt, daß die Gesandten und Botschafter nicht von dem Reichskanzler, sondern von Sr. Maj. dem Kaiser ernannt und entlassen werden. Es ist mir dies nicht unbekannt, doch wird auch der Graf Arnim darüber nicht im Unklaren sein, daß der Kaiser eben nur solche Gesandten und Botschafter ernennt, mit denen der Fürst Bismarck zusammen zu arbeiten geneigt, und daß er dieselben entläßt, sobald dies nicht mehr der Fall ist.

Ebenso ist es eine bekannte psychologische Erscheinung, daß jeder Mensch die Dinge um sich her mit seinen eigenen Augen und folgeweise auch im Lichte seiner Wünsche, Bestrebungen und selbst Leidenschaften anzuschauen pflegt und daß deshalb auch eine abweichende politische Anschauung eine abweichende Auffassung und Darstellung der Thatsachen im Gefolge zu haben pflegt. Aus diesem Grunde ist es mir auch unverständlich, weshalb der Graf Arnim in meiner Behauptung, daß die Stellung seines Vaters in Rom unhaltbar geworden sei, eine Verletzung desselben zu erblicken vermag. Er räumt ja selbst ein, daß sein Vater und der Reichskanzler verschiedener Ansicht gewesen seien, und trägt kein Bedenken, die Ansicht seines Vaters über die Behandlung der Kurie als die richtigere zu bezeichnen, eine Meinung, die hier billig dahingestellt bleiben kann, da es die Politik des Reichskanzlers und nicht die des Botschafters war, welche sich der Sanktion Sr. Majestät des Kaisers erfreute. Der Herr Graf Arnim wird leicht ermessen, daß ich, auch wenn mir nicht das Beispiel seines Vaters vor Augen stände, vorsichtig genug sein würde, nicht mit diplomatischen Geheimnissen zu spielen und nicht Telegramme zu veröffentlichen, zu deren Publikation ich weder Auftrag noch Vollmacht habe. Ich kann nur konstatieren, daß man einen Botschafter nicht um deswillen abberuft und versetzt, weil man ihn als besonders geeignet für die betreffende Stelle ansieht, sondern umgekehrt, wie ich es mir auszudrücken erlaubt habe, weil man seine Stellung als nicht mehr haltbar betrachtet. Wie hierin eine Verletzung liegen soll, ist mir um so weniger verständlich, als ausdrücklich der Zusatz gemacht worden ist, daß die Versetzung von Rom nach Paris damals als eine Beförderung angesehen worden sei.

Bei wem und wie die Stellung in Rom unhaltbar geworden, habe ich nicht gesagt, glaube jedoch auf die Provokation hin aussprechen zu müssen: ebensowohl hier wie in Rom. Wünscht der Herr Graf Arnim darüber etwas Näheres zu erfahren, so bin ich nicht die richtige Adresse und befinde mich nicht in der Lage über die Interna des auswärtigen Amtes in der Öffentlichkeit zu disponieren.

Die Parallele, welche der Herr Graf zwischen einem Botschafter und einem kaufmännischen Kommissionär gezogen hat, erscheint mir mehr als bedenklich, zumal dieselbe in dem Resultate gipfelt, was wohl ein englischer Richter zu einer Denunziation sagen würde, die sich lediglich auf die ungereimte Behauptung stützte,

daß der Bevollmächtigte seinem Machtgeber Berichte über die Geschäftslage gesandt habe, die mit des Letzteren Ansicht nicht genau übereinstimmen. Hoffentlich soll hiermit nicht gesagt sein, daß preußische Richter auf eine solche ungereimte Demunziation eingegangen seien oder gar den Angeeschuldigten darauf hin zu einer so schweren Strafe verurteilt hätten. Eine solche Insinuation kann man nur aussprechen, wenn man damit zu verstehen geben will, daß die preußischen Richter tief unter den englischen Ständen oder unter einem fremden Einflusse ihr Urteil gesprochen hätten. Derartige Anschuldigungen zu widerlegen ist nicht meine Sache, zumal die preußischen Richter überall über den Verdacht erhaben stehen, äußeren Einflüssen zugänglich zu sein oder gar, nach dem bekannten französischen Ausdruck, „politische Dienste zu leisten.“ Überdies ist die betreffende Sache öffentlich verhandelt, und man hat das fragliche Urteil hier und da zwar hart, aber nirgends juristisch ungerechtfertigt gefunden.

Was die Thätigkeit des Botschafters in Paris anbetrifft, so ist es ein öffentliches Geheimnis, daß der Gegensatz zwischen ihm und dem Reichskanzler sich hauptsächlich darauf zuspitzte, daß der Reichskanzler die republikanische Staatsform in Frankreich konservieren, der Botschafter dagegen eine monarchische Restauration anbahnen wollte und dafür hier in gewissen Kreisen lebhaften Sympathieen begegnete. Daß der Reichskanzler ein solches Durchkreuzen seiner Pläne nicht dulden konnte, liegt auf der Hand, ebenso wie es keinem Zweifel begegnen wird, daß der Reichskanzler nicht auf seinem Posten verblieben sein würde, wenn der Botschafter mit seinen Bestrebungen durchgedrungen wäre. Um deswillen war es auch durchaus zutreffend, wenn der Reichskanzler die legitimistischen Allüren des Botschafters gleichzeitig als den Versuch betrachtete sich auf seinen Stuhl zu setzen, wie er ihm dies, nach unwidersprochenen Mitteilungen in der Presse, ausdrücklich persönlich ausgesprochen hat. Nach diesen Mitteilungen hat der Reichskanzler zu dem Botschafter wörtlich gesagt: „Ich weiß, was Sie wollen, Sie wollen sich auf meinen Stuhl setzen. Wenn Sie da sitzen, werden Sie sehen, daß es auch nichts ist.“

Wer bei diesem Gegensatz in Frankreich Recht gehabt hat, darüber wird wohl heute in Europa nur eine Stimme sein. Es war ein Meisterstück der Staatskunst mit Frankreich auf dem Punkte anzulangen, wo wir uns jetzt befinden, und Deutschland würde schwerlich heute die erste Rolle nicht nur in Europa, sondern überhaupt spielen, wenn es dem Botschafter Arnim gelungen wäre, sich auf den Stuhl des Reichskanzlers zu setzen.

Nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten hat deshalb auch der Graf Arnim-Schlagenthin durch das Wiederanregen dieser Fragen seinem Vater einen sehr zweifelhaften Dienst geleistet.

Berlin, den 2. Januar 1885.

Der Verfasser des Artikels:
Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsrub.



Die preussische Regierung nach dem Sturze des Freiherrn vom Stein im Jahre 1808.

Wahrheit und Dichtung aus der Feder eines Zeitgenossen.

Von

Alfred Stern.

Es hat Zeiten gegeben, in welchen unsere besten Patrioten mitunter genötigt waren ihre Zuflucht zu einer Art von Blumensprache zu nehmen, da die offene Rede der Sache, der sie dienten, und ihnen selbst leicht Gefahr hätte bringen können.

Dies war der Fall, als die französische Fremdherrschaft schwer auf Deutschland lastete. In den Briefen der hochherzigen Männer, die damals den Mut nicht sinken ließen und sich der Wachsamkeit des Feindes zum Trotz über die Mittel der Rettung zu verständigen suchten, stößt man nicht selten auf Ausdrücke und Redewendungen, zu deren vollem Verständnis man, als handle es sich um eine Geheimschrift, eines Schlüssels bedarf. Dem Kundigen wird es allerdings nicht schwer fallen die scheinbar harmlosen Unterhaltungen über den Stand der Felder, die Aussichten des Wetters, kaufmännische Angelegenheiten und Familienverhältnisse richtig zu verstehen. Er bemerkt sehr bald, daß es sich hier um politische oder militärische Beziehungen handelt. Auch etwa vorkommende Personenbezeichnungen oder Namen („der liebe Mann“ statt „Napoleon“, „die Freunde über See“ statt „die Engländer“ u. s. w.) lassen sich ohne große Mühe deuten.

In einer sehr eigentümlichen Form erscheint die Geheimsprache jener Zeit, wenn Personen und Ereignisse der Gegenwart behandelt werden, als gehörten sie der Vergangenheit eines anderen Volkes an. Auch hier ist der Schleier freilich durchsichtig genug. Das Stück Geschichtschreibung, mit dem man es auf den ersten Blick glaubt zu thun zu haben, stellt sich als eine schlecht verhüllte Darstellung zeitgenössischer Vorgänge aus der Feder eines lebhaft Mitführenden dar. So verhält es sich mit einer „Fortsetzung der Geschichte Karl IX. von Schweden“, deren Verfasser selbst dem Tone der lebhaften Erzählung treu zu bleiben nicht für nötig fand, sondern oft ohne jede Vermittlung die Form des Präsens gebrauchte. Dies scheinbar historiographische Bruchstück befindet sich unter den Papieren des Freiherrn vom Stein, in welche Frau Gräfin Kielmansegge mit außerordentlicher Freundlichkeit mir einen Einblick zu gewähren die Güte hatte. Stein selbst hat es mit der Bezeichnung versehen: „Geschrieben Ende April 1809“. Auch sind die Namen, — (beim untenfolgenden Abdruck mit gesperrter Schrift in eckige Klammern gesetzt) — die sofort zu erraten waren, an den dazu gehörigen Stellen darübergeschrieben. Ohne Zweifel ist Stein das Aktenstück von Königsberg ins Exil übersandt worden. Es bestätigte ihm im ganzen und großen in einer ausführlichen Darstellung, was er durch zahlreiche Briefe schon erfahren hatte. Und wenn z. B. Schön für ratsam fand, in brief-

lichen Mitteilungen aus dieser Zeit sich einer Geheimsprache zu bedienen, deren Phraseologie dem Gebiete der Guts- und Landwirtschaft entlehnt war¹⁾, so wird man es dem Verfasser jener ausführlichen Darstellung nicht verübeln wollen, daß er, aus welchen Gründen auch immer, die Fiktion wählte ein Stück schwedischer Geschichte zu beschreiben.

Die Versuchung ist nicht gering eben Schön für den Verfasser zu halten. Der Inhalt des Dokumentes, namentlich der Schluß desselben könnte eine solche Vermutung nahe legen. Auch zeigt sich in einzelnen Wendungen ein Anklang an die Ausdrucksweise Schön's, wie sie uns in Briefen und Aufzeichnungen aus dieser Epoche entgegentritt. Desgleichen wird man durch die etwas abfällige Beurteilung Vincke's und durch die Art und Weise der Erwähnung Merckel's an Schön'sche Äußerungen erinnert²⁾. Allein die Handschrift ist nicht die feinige.

Wer immer der Verfasser des merkwürdigen Dokumentes gewesen sein mag: er hat, ohne ahnen zu können, auf welche Weise es geschehen würde, einen bedeutenden Einfluß auf die spätere Geschichtschreibung ausgeübt. Der Anfang des zweiten Abschnittes im vierten Buche der Biographie Stein's von Perz (Band 2, S. 342, ff.) beruht ganz und gar auf seiner Darstellung. Um sofort vor Augen zu führen, wie weit die wörtliche Übereinstimmung geht, habe ich einige der Hauptstellen von Perz' Erzählung zur Vergleichung unter dem Texte angeführt. Weitere Erläuterungen hinzuzufügen schien nicht notwendig zu sein, da man in dem erwähnten Werke von Perz u. a. jede nötige Aufklärung findet.

„Fortsetzung der Geschichte Karl IX. von Schweden.“

„Uglas [Stein] starb, und mit seinem Tode nahm die Hoffnung auf des Reiches Wohlfahrt bei allen Edlen und Unterrichteten bedeutend ab. Man glaubte indessen noch, daß in dem Kämmerer [Dohna] und Kanzler [Beyme] sein Werk wenigstens schwach fortleben würde, und dieser Glaube hielt alles vereint, was mit Uglas gehandelt hatte. Bevor der Kanzler seinen Dienst antrat, hatte aber der Kämmerer schon Verschiedenes, was von Uglas angeordnet war, vernichtet. Er wurde von dem Schatzmeister [Altenstein] geleitet, der unfähig die großen Pläne von Uglas zu fassen, das Andenken dieses großen Mannes zu vernichten strebte. Der Kanzler trat seine Geschäfte mit einer Kraft an, die man von ihm erwartet. Er erklärte laut und fest: erst müsse das von Uglas Aufgestellte ausgeführt werden, bevor er Teil am ganzen nehmen könne³⁾. Er beharrte eine Zeit bei dieser Äußerung und es blieb Hoffnung, seine Beharrlichkeit war aber Folge des Eindrucks, den Uglas zuletzt auf ihn gemacht hatte,

¹⁾ S. Perz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein 2, 744—746.

²⁾ Vgl. Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. Berlin, 1875. 2, 61, 64.

³⁾ Perz 2, 346. „Als Mann von Kraft und Entschlossenheit trat er sein Amt mit der lauten und festen Erklärung an, erst müssen Stein's Pläne ausgeführt werden, ehe er Teil an der Gesamt-Verwaltung nehmen könne.“

Folge des Dünkels, der durch seine Berufung genährt war, es war nicht reiner Wille bei klarer heller Einsicht. Der Schatzmeister und sein Better [Magler] spielten gegen ihn die angemessenste Rolle, sie ließen ihn isoliert stehen. Er wollte nun allein und ganz seinem besondern Geschäft leben, er wollte hierin große Dinge leisten, aber das letzte fing er verkehrt an und das erste konnte er nicht ertragen. Statt auf dem Fundamente, das ihm bei seiner Berufung gegeben war, fortzugehen und große Dinge zu versuchen, richtete er seine ganze Kraft gegen einzelne verworfene, unbedeutende Individuen und auch hier führte er sein Vorhaben nicht einmal streng durch¹⁾. Statt abgesondert auch nur als einfacher Verwalter festzustehn, fing er an von seiner ersten Erklärung abzuweichen. Er wollte Einfluß auf das Ganze haben und schmiegte sich in den Willen seiner Gefährten. In Absicht der ausländischen Geschäfte ward ihm dies leicht, denn sein Prinzip und seine Handlungsweise waren übereinstimmend mit dem Prinzip und mit der Art dessen, der sie jetzt leitete. Er vergaß, daß Uglass selbst diesen Mann als unwürdig bezeichnet hatte, er vergaß den persönlichen Haß, den er gegen ihn nährte, und setzte einen Wert darin, was er immer that, mit ein Teil der Lüge zu sein, die man darstellen wolle und die zu sein man für achtungswert hält. Es leitete sie dabei kein großer Geist, der auch die List zum Prinzip erheben und den Betrug für einige Zeit als Norm stellen kann, sondern nur ihr Glaube an ihre Klugheit, die aber jedermann bald durchschaute²⁾. Im Innern ward er teils durch seine Eitelkeit, teils durch die Hoffnung, daß er sich des Rämmerers ganz würde bemächtigen können, herunter gezogen. Er vergaß durchaus seine frühere Erklärung und suchte auf krummen Wegen mit dem Verlust seiner Achtung das zu erlangen, was ihm bei hoher Achtung auf dem graden Wege zwar entfernter, aber gewiß war³⁾.

Er fing diesem gemäß an, in den Tadel jeder Einwirkung aufs Volk einzustimmen und handelte demgemäß. Er erklärte dreist, es sei nicht der Zeitpunkt die Pläne des großen Uglass zu verfolgen und ging sogar soweit, sie offen zu tadeln. Dabei traf er wie in dem ihm besonders angewiesenen Geschäfte doch auch diesen Prinzipien entgegen, in Absicht einzelner Personen einzelne Sicherheitsmaßregeln, die immer den Subaltern-Kopf von dem umfassenden unterscheiden. Sein Plan war klar, durch Hingebung die Zügel zu fassen, und sobald er sie gefaßt hatte, entweder das Schwache als Werkzeug zu benutzen oder es zu zermalmen. Er vergaß aber dabei, daß Hingebung dem Erbärmlichen, sei sie auch

1) Herz 2, 346: „Er wandte sich darauf ausschließlich auf seinen Verwaltungszweig und wollte hierin große Dinge leisten, aber statt sie zu versuchen richtete er seine ganze Kraft gegen einzelne verworfene unbedeutende Menschen und führte auch hier nicht einmal sein Vorhaben streng durch.“

2) Herz 2, 346: „Es leitete sie aber dabei kein großer Geist, der in unerhörter Lage auch die List zu Hülfe nehmen und unter fremdem Anschein eine Lebensfrage zur Reife bringen kann, sondern nur der Glaube an ihre Klugheit, die aber jedermann bald durchschaute.“

3) Herz 2, 346: „Er versuchte durch Nachgiebigkeit und Beugung seiner Grundsätze zu erlangen, was er auf dem geraden Wege mit hoher Achtung zwar entfernter, aber sicher erreicht hätte.“

zum edelsten Zweck, Berachtung erzeugt, und der Berachtete die Zügel weder halten noch führen kann. In Beziehung aufs Ausland lebte er nur in der Idee der Überlistung und freute sich kindisch auf den Augenblick, wenn diese zu Tage kommen wird, vergaß aber wie ein Kind, daß zu Ausführung und Behauptung der List Kräfte nötig sind, die während der Zeit, daß er sich an seinem Spielwerk erfreut, nicht allein nicht geweckt, sondern oft sogar vernichtet werden¹⁾. Sein Ziel war gut, aber seine Mittel waren so verwerflich, daß er es nie erreichen oder behaupten kann. Mit ihm konnte niemand gehn, der mit Uglas handelte. Er schämte sich auch vor diesen Männern²⁾. Der Kämmerer stand wie ein Rohr, das von jedem Wind bewegt wird und bei der vollen Überzeugung, daß es durchaus einmal allein stehen könne, immer einen Stamm sucht und da so lange ruht, bis ein Windstoß es auf die andere Seite neigt³⁾. Alle Übersicht, jede Spur eines großen Gedankens war ihm fremd, er konnte ihn nicht fassen und hatte zu wenig Mut, um sich nur daran zu erfreuen. In dem Fortschleppen dessen, was einmal ist, setzte er seinen Wert, und auch dieser Gang wurde von ihm nur in sofern verfolgt, als es die Umstände unerläßlich forderten. Von Verfolgung der von Uglas eingeleiteten Pläne ist bei ihm nicht allein nicht die Rede, sondern er ward aus Besorgnis, sie könnte ihn in Dinge verwickeln, die er nicht begreift, ein kräftiger Gegner derselben. Sein ganzes Geschäft bestand in der Besetzung der Stellen, womit er sich fortwährend beschäftigte und öfters höchst unglücklich wählte. Seine Gefährten bestanden in noch schwächeren Menschen als er ist, von denen bei Uglas Zeit niemand Notiz nahm und selbst diese hofften wenig⁴⁾. Er berief einen Landpfleger aus dem Sudetenlande [Merckel aus Schlesien] um ihm Beistand zu leisten, er versprach ihm Glanz und Ehre, wenn er bei ihm bleiben wollte, aber der Bergmann zog heim, weil ihm die Brust zerspringen wollte in dem Kreise der engherzigen Menschen. Der Schatzmeister ward durch den Grafen von Krummfuß [Stägemann] und den Baron Nagelschmidt [Ge-

¹⁾ Perß 2, 347: „Sie vergaßen, daß zur Ausführung und Behauptung der List Kräfte nötig waren, welche während der Zeit, daß sie sich ihres Spielwerkes erfreuten, nicht allein nicht geweckt, sondern sogar vernichtet wurden.“

²⁾ Perß 2, 347: „Mit solchen Mitteln konnte sich niemand einverstanden erklären, der mit Stein gehandelt hatte; Beyme schämte sich auch vor diesen Männern.“

³⁾ Perß 2, 345: „Er stand wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird, und bei der vollen Überzeugung niemals allein stehen zu können immer einen Stamm sucht, und da so lange ruht, bis ein anderer Windstoß es auf die andere Seite neigt.“

⁴⁾ Perß 2, 345: „Alle Übersicht, jede Spur eines großen Gedankens war ihm fremd; er konnte ihn nicht fassen und hatte zu wenig Mut um sich nur daran zu erfreuen. Er setzte seinen Wert in das Fortschleppen dessen, was einmal war, und blieb sich auch hierin nur so lange gleich, als die Umstände es unerläßlich erforderten. Die Ausführung der Pläne für die innere Verwaltung ließ er nicht nur liegen, sondern ward, aus Besorgnis dadurch in Dinge verwickelt zu werden, die er nicht begriffe, ein heftiger Gegner derselben. So bestand denn sein ganzes Geschäft in Besetzung der Stellen, worin er öfters höchst unglücklich war. Zu Gehülfen wählte er noch schwächere Menschen als er selbst war, Leute, die zu Steins Zeit bei niemand in Betracht kamen, und selbst diese hofften wenig. Präsident Merckel u. s. w.“

heimrat Nagler] aufs lebhafteste unterstützt. Dem ersten ergab er sich in allen Schatzgeschäften und dem letzten in Absicht aller Hofintriguen ganz. Beide beförderten nicht seine Popularität. Der erste verleitete ihn zu unüberlegten Projekten, die den Keim des Todes in sich trugen, und die selbst dem wenig unterrichteten van der Finkenhoff [Wincke] zu unüberlegt schienen, und der letzte nährte bei ihm den Widerstreit gegen Uglas und dessen Pläne. Er machte Versuche mit dem Papiergelde, aber sie mißglückten total. Er war der Verbreiter des Hasses gegen Volkseinfluß und Volksmeinung, und wußte alles und verlachte alles, was vor ihm gewußt ist, und Erfahrung zeigte ihm täglich, daß er nichts wußte, und sich verrechne¹⁾. Aber ihm blieb bei allem dieselbe Unbefangeneheit, die er an Uglas Tafel selbst dann äußerte, wenn alles ihm Überdruß zeigte. Baron Nagelschmidt blieb seinem System fortwährend treu. Er operierte mit um so mehrerem Glück, je mehr sich seine Bekanntschaft bei den Subaltern-Individuen des Hofes ausbreitete. Geachtet wurde er nie, aber seine grenzenlose Bereitwilligkeit zu jedem Geschäft und seine Zufriedenheit mit allen Dingen, die ihm begegneten, verschafften ihm fortwährend Eingang.²⁾

Der alte Marschall [Scharnhorst] erhielt durch seine Zurückgezogenheit, die immer mehr zunahm, seine Würde. Er schwieg, wo dringende Pflicht nicht zu sprechen gebot, und hielt fest an dem, was er hatte. Der Standpunkt dieses braven Mannes ward immer isolierter.

Sein Lieutenant [Grollmann] war als Oberster zu einer höheren Bestimmung gegangen, und sein treuester Waffengefährte, der wackere Grolling [Gneisenau], verließ ihn auch zu eben dem Zweck. Schon fingen einzelne Unwürdige an, seine Verdienste in Zweifel zu ziehen und seine Langmut zu versuchen.³⁾

Allah Froen [Schön], einer der Getreuen von Uglas, der es ihm versprochen hatte, rief das Gewissen des Kämmerers und des Kanzlers mehrmals auf, aber das Wesen des ersten stand mit dem, was er thun sollte, durchaus im Widerspruch, und dem letzten war es fremd, etwas einzusehen, um etwas Großes zu erlangen. Er mußte weichen, um seine Persönlichkeit zu erhalten, und alles beförderte dies: der Kanzler, damit er um so notwendiger würde, der Kämmerer,

¹⁾ Herz 2, 344: „Ohne Glauben an die einfachen großen Gefühle und Überzeugungen, welche bei unverdorbenen Völkern die Quelle der größten Anstrengung für ein edles Ziel . . . sind, glaubte er doch alles zu wissen und verlachte alles, was vor ihm gewußt war, auch wenn die Erfahrung ihn täglich über seine Voraussetzungen enttäuschte.“

²⁾ Herz 2, 344: „Er folgte darin der Leitung seines Schwagers, der mit wachsendem Erfolge in der Hofgunst stieg, jemehr sich seine Bekanntschaft mit dem untergeordneten Personal desselben ausbreitete, und seine grenzenlose Bereitwilligkeit zu jedem Geschäft, seine Zufriedenheit mit allen Dingen, die ihm begegneten, ihm bei den Höhergestellten Eingang verschaffte.“

³⁾ Herz, 2, 347: „General Scharnhorst erhielt durch Zurückgezogenheit seine Würde. Er schwieg, wo dringende Pflicht nicht mitzusprechen gebot, und hielt fest an seiner Verwaltung. Seine Stellung ward immer einsamer; Gneisenau und Grollman zogen sich aus dem Dienste zurück, um gegen Frankreich thätig zu wirken; schon fingen einzelne Unwürdige an, die Verdienste des Generals in Zweifel zu ziehen und seine Langmut zu versuchen.“

um den Reiz und die Gewissensbisse loszuwerden, der Schatzmeister, um frei und ohne Scham handeln zu können. Treu blieb er dem großen Manne und ewig wird er es ihm bleiben.“¹⁾)



Will und kann Rußland denn wirklich Indien erobern?

Von

H. Bambéry.

II.

Nachdem wir in vorhergehenden Blättern den Lauf der russischen Eroberungen in Zentralasien in möglichster Kürze geschildert, können wir uns nun wohl an die Erörterung der Frage machen, ob die russische Politik nun ihr Endziel erreicht oder ob sie, von den Verhältnissen angelockt, nun weiter nach dem Süden vordringend, nicht eher ruhen wird, bis sie die salzigen Fluten des indischen Meeres erreicht und ihre riesigen Besitzungen von den Gestaden des Eismeeres bis zum Kap Komorin ausgedehnt haben wird. Wenn wir die ewig waltenden Gesetze der Natur ins Auge fassen, wenn wir uns des Gleichnisses der vom Bergesgipfel losgelösten, abwärtsstürmenden Lawine bedienen und wenn wir schließlich der Ambition und der Ländergier aufkeimender Staaten Rechnung tragen, namentlich solcher Staaten wie Rußland — dessen Expansionsgelüste fürwahr keine Grenzen kennt — so werden wir diese Frage entschieden mit Ja beantworten und den weiteren Marsch Rußlands nach dem Süden als eine unbedingte Notwendigkeit annehmen müssen. Die Devise: „Bis hierher und nicht weiter!“ ist von erobernden Staaten, so weit die Geschichte lehrt, nie freiwillig angenommen worden, die Tugend der Mäßigung und Selbstbeherrschung mußte nur stets von anderen gewaltsam beigebracht werden, daher die von uns anfangs aufgeworfene Frage: „Will und kann Rußland denn wirklich Indien erobern?“ eine genugsam gerechtfertigte ist. Nun sind aber Wollen und Können zwei ganz verschiedene Begriffe; Begriffe, deren Unterscheidung schwer in die Waagschale geschichtlicher Begebenheiten fällt, und die wir mit um so weniger Parteilichkeit und Voreingenommenheit untersuchen können, da wir weder Russen noch Engländer sind und als neutrale Zuschauer dieser merkwürdigen Begebenheit höchstens nur vom Standpunkt

¹⁾ Perß, 2, 347: „Schön, der es Stein versprochen hatte, rief Beyme's und Dohna's Gewissen mehrmals auf, aber Dohna's Wesen stand mit dem, was er thun sollte, durchaus in Widerspruch, und Beyme war es fremd, etwas einzusetzen, um etwas Großes zu erlangen. Schön, voll Schmerz über die Vereitelung aller Hoffnungen, blieb seines Wortes und seiner Pflicht eingedenk, solange er wirken konnte; als er fühlte, daß er erliegen werde, sah er sich gezwungen zu weichen. Dazu rieten seine Freunde und boten aus ganz anderen Gründen die Minister bereitwillig die Hand: Beyme, damit er um so notwendiger würde, Dohna um den Reiz und die innere Unruhe loszuwerden, Altenstein, um frei und ohne Vorwurf handeln zu können. Schön ward anfangs Juni 1809 Regierungspräsident in Gumbinnen.“

der Humanität und der Verbreitung unserer europäischen Bildung in Asien uns interessiert sehen.

Ob Rußland weiter nach dem Süden dringen, d. h. Indien erobern will, darüber wird wohl heute kein Zweifel mehr obwalten, wemgleich die russischen Staatsmänner ein solches Vorhaben entschieden in Abrede stellen und wenn die europäischen Politiker im allgemeinen auf die allzu riesige Ausdehnung der schon vorhandenen russischen Besitzungen in Asien hinweisend diese Diversion nach dem weiten Süden hin für unglaublich und unmöglich halten. Die Lebensbedingungen der Staaten stehen fast immer im engsten Zusammenhange mit jenen Grundelementen, aus welchen sie hervorgegangen, und nur in der Befolgung und Weiterentwicklung des Prozesses ihrer Gestaltung vermögen sie sich eine Zukunft zu sichern. Der russische Staat, seinem Urwesen nach nicht auf die ethnische Einheit einer gemeinsamen Bevölkerung, sondern auf die Amalgamierung der ihn umgebenden kleineren Völkerfragmente gegründet, hat die Zeit vom Kindes- bis zum Jugendalter nur dermaßen zu fristen vermocht, daß er die in seiner nächsten Nähe befindlichen ugrischen, türkischen, griechischen Völkerelemente absorbierend von der mittleren Wolga sich noch im vergangenen Jahrtausende gegen Nordost und Nordwest zu erweitern begann. Dieser Expansion haben die zeitweiligen Umwälzungen mongolischer und tatarischer Eroberungskriege wohl eine Schranke gesetzt, doch diese Schranken hat der mit nordischer Zähigkeit saturierte und auf christlich-byzantinischer Grundlage basierte Staat wohl bald zu überwinden gewußt. Die Hindernisse, welche die unbändigen Kumanen und später die Scharen eines Dschengiz und Timur erhoben, wurden nach hartem Kampfe beseitigt, und Rußland hatte noch kaum festen Fuß an der Nordküste des Kaspisees gefaßt, als die Pioniere seiner Macht weit bis in die Urwälder Sibiriens vordrangen und bis an den Tobol und den Soswa das Machtgebiet der Großfürsten von Moskau ausdehnten. Hier waren kaum die Fäden der Zukunftspläne ausgelegt, als der russische Staat schon wieder in Händel mit den Nomaden auf der Kirgisensteppe geriet und bald darauf wieder durch Annexionen im Südwesten sich zu bereichern wußte. Von Stillstand war seit dem Entstehen des russischen Staates bis heute noch keine Rede. Während der Kristallisationsprozeß auf dem einen Teile des gigantischen Reiches vor sich ging, sahen wir schon auf einem anderen Teile die Angliederung neuer und frischer Elemente ihren Anfang nehmen. Nur der umgestaltende Einfluß Roms im Altertume auf die ethnischen Verhältnisse Europas kann in dieser Beziehung mit dem russifizierenden Einflusse des russischen Staates auf Asien einigermaßen verglichen werden, mit dem Unterschiede jedoch, daß der Prozeß der Umgestaltung beim russischen Wirken wemgleich nicht von rascheren, doch von intensiveren Folgen begleitet war. Uns stehen keine authentischen statistischen Angaben über die Populationsbewegung Rußlands im vergangenen Jahrhunderte zur Verfügung. Doch wenn wir in Betracht ziehen, daß es im Anfange dieses Jahrhunderts höchstens 30 Millionen Russen gegeben, eine Zahl, die in der jüngsten Vergangenheit bis auf 80 Millionen gestiegen ist, so wird es unschwer sein, zu erraten, wohin

die türkischen Nomaden im Altai, die Wogulen, Ostjaken, Tschermiffen und sonstige Völkerschaften geraten sind, von deren größerem Zahlenbestand wir durch die Reisenden des vergangenen Jahrhunderts unterrichtet sind. Wir wollen und können hier nicht über die Einzelheiten des Amalgamierungsprozesses sprechen; derselbe bleibt immer der ewig alte. Zuerst erscheint der Kaufmann und Kosak, darauf folgt der Pöpe mit seinem Aberglauben und Bilderkultus, hinterdrein gehen der Wodki, der Tschinownik (Beamte) und viele andere russische Eigentümlichkeiten, die in Konformität mit den lokalen Verhältnissen bei den Eingebornen sich bald einschmeicheln und infolge des vorherrschenden asiatischen Charakterzuges der russischen Gesellschaft wohl selten auf Widerstand stoßen können. Der durch die Schlaueit des russischen Kaufmannes übervorteilte Eingeborne fällt zuerst dem Pauperismus in die Arme, der Weihwedel und die Branntweinflasche beginnen das Werk der Entnationalisierung, der geschickt hineingeschobene Keil der Kosakenkolonien führt es der Bervollkommnung zu, und ein halbes Jahrhundert russischer Herrschaft hat sich hinreichend gezeigt, um stark asiatische Ural-Altaiern in arische Russen zu verwandeln. Nur die physischen Merkmale bleiben gleichsam als Ruinen des ehemaligen ethnischen Gebäudes eine Zeit lang stehen. Doch die durch Mischehen herbeigeführte Rassenkreuzung beseitigt bald auch dieses Memento, daher wir heute selbst in solchen Gegenden Stockrussen begegnen, wo im vergangenen Jahrhunderte noch keine Spur sich vorfand.

Es ist nicht unsere Absicht, wegen der Russifizierung asiatischer Barbaren eine Thräne zu vergießen, denn Russentum ist entschieden ein Schritt vorwärts auf dem Gebiete der Bildung. Wir wollen hier nur das Faktum einregistrieren, nach welchem der russische Staat seit geschichtlicher Erinnerung die verschiedensten benachbarten ethnischen Elemente absorbierte und noch immer im Absorbieren begriffen ist. Natürlich im Zeitalter der erleichterten Kommunikation und der Bervollkommnung unserer Waffengewalt geht dieser Prozeß der Amalgamierung noch viel schneller von statten. Einen beredten Beweis hierfür liefern die neuesten Zustände auf der Kirgisensteppe. Die völlige Unterwerfung dieses zahlreichsten Nomadenvolkes der Erde datiert höchstens seit Anfang unseres Jahrhunderts, obwohl die Zivilisationsexperimente schon zur Zeit Katharinas begonnen haben. Heute, nachdem Rußland die Chanate unterworfen, ist auf der Steppe die Aera des Pauperismus eingetreten. Der ehemals vom Zereffchan aus genährte Geist moslimischer Weltanschauung wird durch die allerdings noch schüchternen Versuche der griechischen Kirche allmählich verdrängt. In den Staatsschulen zu Taschkend, Bjernoi, Aulia-Ata &c. werden junge Kirgisen mit der russischen Sprache bekannt gemacht, um später daheim als eifrige Apostel zu wirken. Die Zahl der Dschigite (eine Art russisch-kirgisischer Miliz) der kirgisischen Diener nimmt in erstaunlichem Maße zu; die Wolosten (kirgisische Vorsteher) sind gern gesehen, wenn sie der Sprache des Herrschers kundig sind, und da es zum bon ton der aufkeimenden Kultur gehört, den Russen in allem nachzuahmen, so finden wir in dem heutigen Dialekte der Kirgisen schon eine erkleckliche Anzahl echt russischer Wörter, ebenso wie russische Sitten und Gebräuche unter dem ehemals so strengkonservativen Nomadenzelte schon

Eingang gefunden haben. Es bedarf nur noch des Schienenstranges, der Drenburg mit Taschkend verbinden soll, um einen größeren Influx russischer Kolonisten ins Land zu bringen, und das Werk der Russifizierung dieser noch keiner Kultur angehörigen Kinder der Natur wird in erstaunlich kurzer Zeit vor sich gehen. Diese unsere Annahme findet einen neuen Beleg in den Veränderungen, die in den mittelasiatischen Chanaten selbst während der letzten zwei Dezennien russischer Okkupation um sich gegriffen haben. Trotz all' der strammen Zügel moslimischer Religionslehre, trotz der Jahrtausende alten, streng asiatischen Weltanschauung begegnen wir schon heute in den Städten des mittleren Tataras, des Berezchan und des Amu-Darja solchen Zügen russischer Kultur, die uns mit Recht überraschen. Die Zahl der russischen Kolonisten nimmt in einigen Gegenden in auffallender Weise zu, das früher spröde scheinende Element zeigt sich den Eindrücken fremder Bildung mehr und mehr empfänglich, und es werden keine neuen drei Jahrzehnte ins Land gehen, um diesen alten Nestern asiatisch-moslimischer Bildung ein solches Gepräge zu verleihen, wie wir dies heute im Kaukasus sehen, wo Rußland selbst noch vor Einführung der Eisenbahnen und der Telegraphenlinie die georgisch-abchasisch-, tatarisch-, mingrelisch- und tscherkessischen Elemente mittels der eingeschobenen russischen Bevölkerung zu zerlegen vermocht hat. Das allermerkwürdigste Zeugnis dieser Assimilationsfähigkeit der Russen sehen wir in Chiwa und auf der turkomanischen Steppe vor unseren Augen. Hier hat der russische Staat im strengsten Sinne des Wortes mit Dampf gearbeitet. Mit Dampf ist das unwegsame Sandterrain durchschritten worden, wie wir schon erwähnt, mit Blitzesschnelle hat die Eroberung sich vollzogen und ist die Aera des Pauperismus eingezogen. Der Turkomane, stets nur ein lauer Befolger des Korans, dafür aber ein um so eifrigerer Pfleger des Schlachtrosses und seiner Waffen, spricht heute schon ganz gemüthlich den geistigen Getränken zu, trägt Epauletten, schmückt seine Brust mit russischen Ehrenkreuzen, und es bedarf nur einiger russischer Kolonien auf dem urbaren Boden des iranischen Nordrandes, um diese ehemals unbändigen Steppensöhne in Adepte der russischen Kultur umzuwandeln.

Bei einem Staate von solch eminenten Absorbtionskraft und bei einem solchen sich nie stillenden Erdhunger würde es selbst dem ruhigsten und sehr optimistisch gesinnten Denker schwer fallen, die Grenze zu bezeichnen, wo und wann eigentlich diese absorbierende Thätigkeit ihren Abschluß finden soll. Wenn der russische Staat von der bescheidenen Stellung eines Großfürstentums von Moskau zu der eines autokratischen Kaisers über mehr als die Hälfte Asiens sich erhebend, so viele der buntesten und hervorragendsten ethnischen Elemente bisher verspeist und glücklich verdaut hat, wer könnte und wollte die Behauptung wagen, daß Rußland diese seine Thätigkeit wohl auch in der Zukunft fortsetzen und dem schon vorhandenen ethnischen Kaleidoskop nicht auf's neue Dschemschidi's, Hezeares, Parsiwans, Afghanen, Behludschan und Hindostaner hinzufügen wird? Ich glaube, eine konträre Behauptung, die auf Mäßigung und Enthaltbarkeit oder auf die schon vorhandene allzu große Ausdehnung des russischen Reiches sich stützt, wäre im vorliegenden Falle auch schon deshalb nicht gerechtfertigt, weil es sich unter

den heutigen Umständen, abgesehen von dem schon erwähnten Naturgesetze und den Elementarbedingungen des russischen Staatswesens, hier um solche politische Pläne handelt, in denen Rußland bis heute schon viel zu stark engagiert ist, um unverrichteter Dinge umzukehren oder stillstehen zu können. Mit den vielen Millionen, die bis heute auf den zentralasiatischen Sandsteppen ausgestreut wurden, haben die Herren in St. Petersburg gewiß weitere Absichten verfolgt als die kulturelle Beglückung der schiefäugigen Bewohner Turkestans, gewiß nach höheren Zielen getrachtet als der Förderung der noch problematischen Handelsinteressen im Innern Asiens. Der Zug nach der großen und reichen Halbinsel jenseits der Suleimanskette mag daher nicht schon seit Jahrhunderten vorgefaßt und als Endziel auf die russischen Fahnen geschrieben worden sein, doch das Vordringen gegen Süden und das Streben auf eine unmittelbare Annäherung an den einzigen und gefährlichen Rivalen in der Herrschaft über Asien ist während der Begebenheiten der letzten zwei Jahrzehnte in klaren und jeden Zweifel ausschließenden Umrissen vor uns getreten. Wenn wir vor 18 Jahren hervorgehoben, daß der nordische Alexander den gordischen Knoten der Orientfrage am leichtesten auf dem Felsenrücken der Suleimanskette zerschlagen könne, so ist diese unsere Mutmaßung durch die gleichlautenden Enuntiationen des heißblütigen Skobelew seiner Zeit bekräftigt worden. Rußland will unter allen Umständen zuerst in die unmittelbare Nähe Indiens geraten und dann als unausbleibliche Fortsetzung an die Eroberung desselben sich machen.

III.

Da wir nun bisher mit dem Wollen Rußlands uns beschäftigt, eine Thatsache, die wohl wenig Zweifler gefunden haben mag, so wollen wir nun das Können ins Auge fassen und vor allem untersuchen, in welchem Verhältnis diese beiden Begriffe zu einander stehen, um in dem Ergebnisse unserer Forschung dem Leser ein möglichst treues Bild von den zukünftigen Gestaltungen im Innern Asiens und von den Chancen der zwei einander gegenüberstehenden Rivalen geben zu können. Bei Erwähnung der diesbezüglichen Eigenschaften des russischen Staates und der russischen Gesellschaft müssen wir erstens die früher berührte Assimilationsfähigkeit als eine solche Eigenschaft hervorheben, in welcher es seinem Gegner bedeutend überlegen ist und deren es sich auch in der Zukunft namentlich in Asien als mächtige Waffe bedienen kann. England kolonisiert und zivilisiert nur, es vermag das nationale Element der Eingebornen wesentlich umzugestalten, kann und pflegt aber nie dasselbe zu entnationalisieren und zu absorbieren, während Rußland im Gegenteil nur deshalb umgestaltet und im russischen Sinne zivilisiert, um die Eingebornen um desto leichter und schneller russifizieren zu können. Der zweite Vorteil Rußlands bei seinem Wirken in Asien ist entschieden die autokratistisch-despotische Form seiner Regierung, welche über den Staatsschatz und das Leben seiner Unterthanen unumschränkt schalten und walten, Pläne entwerfen und ausführen kann, ohne in seinem diesbezüglichen Vorhaben von dem souveränen Willen des Volkes und von den Einflüssen des parlamentarischen Parteiwesens sich in irgend einer Weise stören oder hindern lassen zu müssen. In England

kann und pflegt der nationale Wille die ambitiösen Ideen des Staates wohl nach Thunlichkeit zu unterstützen, doch im leidenschaftlichen Kampfe der Parteien pflegt die eine Regierung wohl oft dasjenige niederzureißen, was die andere mühsam aufgebaut. Um jeden Pfennig, den man für Eroberungen verausgabt, wird gefeilscht und gehandelt; man berechnet sorgsam Spefen und Profit und inmitten dieser oft langwierigen Transaktionen läßt man mehr als eine günstige Gelegenheit entchlüpfen, und das Werk der Eroberung geht viel langsamer vorwärts als dort, wo die Massen vor dem Fürstenworte: „So will ich's, so befehle ich,“ sich im Staube beugen und mit ihren Sparpfennigen die Ambition ihres despotischen Herrn unterstützen. Der dritte wesentliche Vorteil, über welchen Rußland verfügt, besteht entschieden in seiner großen Armee, welche die Grenzen einer Million weit überschreitet und selbst bei den am wenigsten vorauszusehenden Eventualitäten hinreichend ist, um ein solches Armeefontingent nach Indien zu werfen, dem England, das sich bis heute beharrlich des Titels eines Militärstaates erwehrt hat, keinesfalls eine entsprechende Gegenmacht gegenüberstellen könnte. Was bei einer derartigen Invasion Rußlands am meisten in Betracht gezogen werden muß, das bezieht sich in erster Reihe auf die asiatischen Hilfstruppen, welche unter den Fahnen Rußlands in der Hoffnung auf Raub und Plünderung und angespornt vom Rachegefühl an dem Zuge sich beteiligen würden, d. h. Rußland könnte in seinem indischen Vorhaben von den Zentralasiaten in solchem Maße Hilfe erwarten, in welchem England eben von seinen hindostanischen Alliierten und von seiner Armee der Eingebornen bedroht und gefährdet wird. Der Zug nach Indien erfreut sich bei den Zentralasiaten historischer Berühmtheit und ist unzertrennlich von der Macht und Größe eines Welteroberers, sowie man sich einen Dschengiz, Timur und Nadir gar nicht anders vorstellen kann als den glücklichen Eroberer des reichen Indiens, ebenso wird dieses Postulat heroischer Waffenthat auch von dem in die Fußstapfen asiatischer Welteroberer getretenen Rußland erwartet, und die Zahl der beutelustigen nomadischen Abenteuerer, die sich dem russischen Zuge anschließen würden, wird jedenfalls eine sehr bedeutende sein. Das nomadische Element war immer bei den aus dem Norden in Indien einfallenden Armeen am stärksten vertreten, und wenn sie bis zu Nadirs Zeiten im Geiste der altasiatischen militärischen Verfassung dressiert, auf dem Felde erschienen, so wird Rußland wohl Sorge tragen, daß die heute mit ihm ziehenden Nomaden den modernen Anforderungen an eine solche Miliz vollauf entspreche. Und dieses Werk hat Rußland schon in Angriff genommen. Momentan sind es allerdings nur einige Eskadronen turkomanischer Reiter, die europäisch gedrillt und bewaffnet unter russischen Fahnen stehen und durch die Geschicklichkeit und Präzision ihrer Reiterübungen eben so sehr auffallen, als ihr streng militärischer Geist ihre russischen Lehrer überraschte. Aus diesen wenigen Eskadronen werden in kurzer Zeit sich einige Regimenter herauswachsen, und die Dienste, welche bei einer Invasionsarmee die aus turkomanischem Material bestehenden fliegenden Kolonnen leisten werden, können nicht hoch genug angeschlagen werden. Der Turkomane ist entschieden der beste Reiter der Welt, sein Pferd das schnellfüßigste und zähste

in ganz Asien, sein Glanz unvergleichlich, seine gestählte Natur trotzt allen Strapazen und Entbehrungen, sitzt er einmal im Sattel, darf er selbst den Bruder und Vater nicht kennen, so lautet sein Sprichwort, welches noch hinzufügt: „Fallen Räuber das Zelt deines Vaters an, so stürze darauf und raube mit.“ Ist daher die Mitwirkung solch zärtlich gesinnter Raubritter bei einem etwaigen russischen Marsche gegen Indien nicht zu verachten, so darf andererseits auch das unbändige Rachegefühl der Afghanen gegen England nicht gering geschätzt werden; ein Rachegefühl, welches aus der englischen Eroberung des Pendschab und aus einem zweimaligen anglo-afghanischen Kriege stammt und im Busen der wild-leidenschaftlichen Afghanen besonders tiefe Wurzel geschlagen hat. So wie der Turko-mane ist auch der Afghane Raubritter von Profession, nur von einem anderen Kaliber: auch in seinen Augen ist es viel rühmlicher, das Hab und Gut anderer auf dem Wege des Mordes und der Plünderung als durch Fleiß und Arbeit sich zu erwerben, und man kann sich vorstellen, wie diese saubere Sippenschaft frohlocken und in Ekstase geraten wird, falls es dem weißen Padischah an der Kewa einfallen sollte, einen Zug nach Indien zu unternehmen und sie als Mitarbeiter einzuladen. Ich wiederhole daher, Rußland kann mit einer verhältnismäßig kleinen Armee mit Hinblick auf die ihm zu Gebote stehende asiatische Miliz das Wagestück kühn unternehmen, und General Skobelew hatte seiner Zeit vollkommen Recht, als er in seinem berühmten Plane einer indischen Invasion sagte: „Es wird schließlich unsere Pflicht sein, Massen asiatischer Kavallerie zu organisieren, sie gleichsam als Avantgarde unter dem Banner von Blut und Raub nach Indien zu schleudern und dermaßen die Zeiten eines Tamerlan wieder zurückzubringen.“ Ja, der Mann hat nicht in die Luft gesprochen, Rußland hat nicht zum ersten Male in Asien *more asiatico* gehandelt, und ohne uns hier über die Vorzüge des russischen Soldaten auf dem Schlachtfelde besonders einzulassen können wir die Behauptung wagen, daß Rußland in militärischer Beziehung zu einer Invasion Indiens heute vollauf vorbereitet ist.

An vierter Stelle wollen wir den Vorteil erwähnen, welchen Rußland in seiner während der letzten Jahre so außergewöhnlich beschleunigten Kommunikation zwischen dem Mutterlande und den in weitester Entfernung liegenden asiatischen Grenzgebieten erlangt hat. Die Entfernung, dieser gefährlichste Feind der russischen Politik, wie Nikolaus I. sich ausdrückte, ist heute gänzlich besiegt und kann der Ambition des Hofes von St. Petersburg bei seinen Absichten auf Indien nicht mehr im Wege stehen. Trotz dem Ausbau der Eisenbahnlinie Samara-Drenburg ist man in russischen Kreisen zur Überzeugung gelangt, daß die Hauptverkehrsader zwischen dem inneren Rußland und dem inneren Zentralasiens nicht in einer vom Norden nach dem Süden laufenden Linie, sondern von den Ufern des schwarzen Meeres und des Kaspisees in südöstlicher Richtung sich erstrecken müsse, um das angestrebte Ziel sicher und mit Erfolg zu erreichen. Der Kaukasus, dessen Armee-Präsenzstand in Friedenszeiten auf 150000 Mann sich beläuft, ist schon längst als das Militärdepot für die Operationen im Inneren Asiens anerkannt worden. Der Schwerpunkt der zukünftigen militärischen Bewegungen nach dieser Richtung

hin ist daher hauptsächlich nach dem Süden Rußlands, nach der unteren Wolga verlegt worden, der Eisenbahnterminus in Wladikawkas und in Odeffa werden die zukünftigen Knotenpunkte der Armeebewegungen abgeben. Ob die kleine Strecke von Wladikawkas nach Tiflis, die heute nur über den im Winter nicht passierbaren Darielpaß sich hinzieht, mittels eines Tunnels, der kleiner als der vom Mont-Genis sein wird, hergestellt, oder ob mit Umgehung dieser Gebirgskette die Linie über Petrowsk gehen wird, darüber ist bis jetzt noch nichts Definitives bestimmt worden. Eines jedoch ist sicher, daß die Basis der zukünftigen Operationen gegen Afghanistan und Indien vom Kaukasus ausgehen muß. Von Odeffa kann man sehr leicht in zwei Tagen nach Batum gelangen, von hier nach Baku braucht man auf der Eisenbahn 24 Stunden, ebensoviel zur Übersehung des Kaspisees nach Michailowsk, von welcher letztgenanntem Punkte die primitive Bahn 12 Stunden braucht, so daß beim völligen Ausbauen der Linie Michailowsk-Herat, deren gänzliche Länge auf circa 130 geogr. Meilen sich beläuft, die Zurücklegung der Strecke zwischen der Ostküste des Kaspisees und dem sogenannten Schlüssel Indiens, d. h. Herat, höchstens 48 Stunden beanspruchen wird. Wenn wir daher die ganze Strecke resumieren, so wird sich ergeben, daß ein Armeekorps selbst von dem meist westlichen Ausgangspunkte, nämlich von Odeffa, in sechs Tagen von Südrußland ins Innere Asiens geworfen werden kann und das zwar ohne jegliche Anstrengung und ohne Gefahr irgend einer Unterbrechung. Von bedeutender Wichtigkeit muß bei einer solchen Expedition die Schifffahrt auf dem Kaspisee sein, die in der neuesten Zeit einen ungeahnten Aufschwung genommen hat und vor der Hand wohl weniger zum Transport von Soldaten als zur Verschiffung des Petroleums von Baku berechnet ist. Von der ans Fabelhafte grenzenden, unglaublichen Vermehrung der Petroleumindustrie in diesem alten Neste des Feuerkultus wollen wir hier nicht besonders sprechen, müssen aber demungeachtet auf die riesigen Anstrengungen hindeuten, welche die Gebrüder Nobel behufs Transportes des Erdöls gemacht haben und noch immer machen. Diese Ölkönige haben, wie wir aus Marvins fleißiger Arbeit erfahren, während der letzten zwei Jahre 12 große Dampfschiffe in Schweden bestellt, von welchen 8, nämlich: „Mahomed,“ „Tatarin,“ „Brahma,“ „Spinoza,“ „Darwin,“ „Talmud,“ „Koran,“ „Kalmück“ schon fertig sind, denen die vier anderen gewiß bald nachfolgen werden. In Anbetracht, daß diese Schiffe sehr leicht in Armeetransportschiffe umgestaltet werden und jedes 500 Mann, folglich zusammen 6000 Mann auf einer 24stündigen Fahrt von Baku nach Michailowsk übersezen können, vermögen wir uns schon einen Begriff von der Transportfähigkeit der den Russen zu Gebote stehenden außerordentlichen Mittel zu gestalten, so daß mit Hinzurechnung der der russischen Marine angehörigen kaspischen Flotille, die einige gute Kriegsschiffe hat und deren Mannschaft aus 71 Offizieren und 700 Mann besteht, es alles nur keine Zauberei sein wird, im Momente der Notwendigkeit jedwelchen Armeebedarf an die Ostküste des Kaspisees zu landen und von da weiter per Eisenbahn nach Herat zu befördern. Abgesehen von den Schwierigkeiten, mit welchen die Landung an der seichten Küste des östlichen Ufers des

Kaspisees verbunden ist, haben die Russen auf diesem ganzen Zuge weder von den Elementen, noch von politischen Eventualitäten selbst die kleinste Gefahr zu befürchten. Mit Ausnahme einer kleinen Stelle können auf der ganzen turkomanischen Strecke Proviantdepots reichlich angelegt werden, Wasser ist auf dem ganzen Nordrande Trans vom Ahalgebiete bis nach Sarachs und Herat hin überall vorhanden, und das einzige etwaige Bollwerk, welches seitens eines feindlich gesinnten Persiens aufgestellt werden könnte, ist auch schon deshalb ganz gegenstandslos, weil Iran seinen freien Willen schon längst eingebüßt hat und trotz allen bombastischen Titeln seines Herrschers heute nur ein Vasallenstaat Rußlands ist und ein solcher auch bleiben muß.

Als fünften, wohl nicht allerletzten Vorteil der Russen bei einem Anschläge auf Indien möchten wir das Ansehen und das Prestige betrachten, dessen sich dieser Staat in den Augen der Asiaten erfreut; ein Prestige, das Jahrhunderte hindurch ungeschwächt fortlebt und immer Schrecken und Furcht erzeugt hat. So wie es der Armee Zwans des Schrecklichen bei der Eroberung Kasans voranging, so war es im Laufe der darauffolgenden Jahrhunderte fast immer der Ruf und die Furcht vor dem rauhen und mächtigen Rus, der das Blut in den Adern der noch so kühnen Tataren, Kirgisen, Kalmücken und Baschkiren erstarren machte, bevor der Rus selbst noch erschienen war. Schon dem Dzbegehelden Scheibani wird es am Ende des 15. Jahrhunderts als besondere Tapferkeit angerechnet, daß er eine Diversion gegen Astrachan unternommen. Die Fürsten Mittelasiens zitterten vor dem Nachbar im Norden, noch lange bevor er den Bann des Steppengürtels durchbrochen, und der Turkomanenbarde Machdumfuli prophezeite seinen Landsleuten schon im vergangenen Jahrhunderte, daß die Welt schließlich russischer Übermacht unterliegen müsse. Diese Mythe von der Russenmacht hielt sich bis in der Neuzeit nicht nur bei den Völkern Zentralasiens, sondern auch bei denen Chinas, Indiens, Persiens und der Türkei standhaft, sie verdient auch ihren Glauben, denn Rußland hat es immer verstanden, in den Augen der Asiaten sich Respekt zu verschaffen, es hat von keinen Rücksichten sentimentaler Humanität sich leiten lassen und ist immer von dem in Asien richtigen Grundsatz ausgegangen: „Wer mich fürchtet, wird mich achten, und wer mich achtet, muß mich lieben.“ In der Neuzeit hat dies Prestige infolge der Niederwerfung der Turkomanenmacht und des Chanates von Buchara um so mehr sich gesteigert: es ist in die Bazare der weitentferntesten indischen Städte gedrungen und prangt überall als das Symbol unüberwindlicher Kraft und großer Herrlichkeit. Ein solcher Ruf ist an und für sich schon mehrere Armeen wert und wird so wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft Wunder wirken.

IV.

Wir hätten wohl nicht alle, doch die Hauptmomente der russischen Überlegenheit auf dem zukünftigen Felde des Rivalitätskampfes in Asien angeführt, mithin die Beweise seines Könnens dargebracht und wollen nun daher jenes Haupthindernis ins Auge fassen, welches bei seinen zukünftigen Plänen auf In-

dien ihm im Wege steht, d. h. wir wollen untersuchen, wieweit England, dieser sein nicht minder mächtiger Rivale in der Herrschaft über den alten Muttererdeil zur Vereitelung der russischen Anschläge gewillt und befähigt ist. Daß die Briten den wundervollen Bau ihrer Macht in Indien nicht zu leichten Herzens hingeben werden und können, das braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. In der modernen englischen Gesellschaft giebt es wohl viele Elemente, die im harten Kampfe um das Dasein für die Interessen der großangelegten Reichspolitik Imperial policy sich nicht besonders erwärmen und um das Schicksal des Arbeiters, Kaufmanns und Industriellen der Heimatsinsel sich viel mehr bekümmern als um den kulturellen Fortschritt ganz oder halbbarbarischer Asiaten, Afrikaner u. c. Mir sind aus dem Lager jener Leute während der letzten Jahre zahlreiche Schriften zugegangen, die mein Bemühen zur Erhaltung und Vermehrung englischen Einflusses in Asien als einen überflüssigen Liebesdienst hinstellen und mir beweisen, daß das Lösungswort „Perish India“ (Indien soll zugrunde gehen) nicht nur im Kreise fanatischer Parteimänner, sondern im Volke Verbreitung gefunden. Diese Ansichten beschränken sich aber dennoch nur auf die von sozialistischen Tendenzen angekränkelten Fraktionen des englischen Volkes und haben in dem vorherrschend aristokratischen und konservativen Gros der besonnenen Bevölkerung noch nicht Wurzel gefaßt. Hier herrscht noch immer eine genügend starke Begeisterung für die Großmachtsstellung Englands, und man würde es gewiß nicht gerne sehen, wenn im Gürtel der Besitzungen, womit Britannien die Erde umspannt, ein Bruch eintreten und wenn die Sonne im Reiche der Königin dennoch untergehen würde. Da nun das indische Kaiserreich das entschieden kostbarste Kleinod in der englischen Krone bildet, so ist es mit Sicherheit anzunehmen, daß man für Erhaltung dieses Kleinods mit Gut und Blut einzustehen bereit ist und daß es trotz allen politischen Exzentritäten doch verhältnismäßig nur wenige Engländer giebt, die den Verlust Indiens mit Gleichgültigkeit hinnehmen würden. Der Wille, diese große Besitzung zu erhalten und gegen jeden äußeren Angriff kräftigst zu verteidigen, ist bei den Engländern daher vollauf vorhanden, und es ist daher um so bedauerlicher, daß hier das Verhältnis zwischen Wollen und Können sich nicht so günstig gestaltet wie bei den Russen, und daß die zukünftige Machtstellung Englands in seiner heutigen Besitzung des indischen Kaiserreiches sich sehr problematisch ausnimmt. Wenn wir nämlich den früher erwähnten Vorteilen Rußlands die etwaigen Chancen Großbritanniens gegenüberstellen, so werden wir finden, daß erstens England sich nie jener Assimilationskraft rühmen kann, die wir den Russen nachgerühmt und die ihnen so oft zu gute gekommen ist. Der Engländer mischt sich unter fremde Völker, aber vermengt sich nicht mit ihnen. Das kalte Temperament, das er von der nebligen, feuchten Inselheimat mitgebracht, wärmt sich auch unter dem sonnigen, heiteren Himmel Bengalens nicht auf. Kein Wunder daher, wenn nach einer mehr denn hundertjährigen Herrschaft die Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten oder zwischen Lehrern und Schülern, wenn man so sagen will, sich bis heute nur wenig vermindert hat. Dort, wo die Endpunkte zweier entgegengesetzter Kulturwelten sich begegnen, dort ist dies auch nicht anders möglich.

Indien repräsentiert das Prototyp asiatischer Weltanschauung mit allen seinen gewaltigen Fehlern und Mängeln, während England gerade im Gegenteil die Verkörperung der modernen Weltanschauung mit ihrer rastlosen Thätigkeit, ihrem unersättlichen Durst nach Größe, Wissen und Macht darstellt. Nicht nur in Farbe, Gesichtszügen, Lebensweise, Sitten und Gebräuchen, sondern in der kleinsten Kleinigkeit stehen hier die Repräsentanten beider Kulturen sich schroff gegenüber. Der Widerspruch beginnt mit der Wiege und endet mit dem Grabe, und die theoretische Anschauung von der arischen Stammesgemeinschaft vermag diese Gegensätze nicht im mindesten zu überbrücken. Wenn daher Herr Wilfrid Scawen Blunt im diesjährigen Oktoberheft der „Fortnightly Review“ die sogenannte soziale Gefahr in Indien in höchst düsteren Farben schildernd uns erzählt, daß der Engländer auf den Eingeborenen Indiens mit sichtlich geringschätzung und Verachtung herabsieht, mit ihm nicht in einem Eisenbahnkoupé reisen will und jeden engeren Verkehr ängstlich vermeidet, so hat er vom Standpunkte der Utilität seinen Landsleuten allerdings eine gerechte Lektion erteilt, im Grunde genommen aber vergessen, wie schwer es ist, von dem in einer englischen Schule in der abendländischen Bildung aufgewachsenen Briten zu fordern, daß er mit dem in Jahrtausende altem Aberglauben erzogenen Wischnu-Anbeter oder Moslimen in gesellschaftliche Intimität trete. Ausnahmefälle mögen ehedem zu Zeiten der anglo-indischen Kompagnie wohl stattgefunden haben, doch eine Annäherung, wie wir zwischen Russen und Tataren oder anderen Asiaten gewahren, ist zwischen Hindostanern und Engländern eben so schwer denkbar, als dies zwischen Holländern und Malayen oder zwischen Franzosen und Algieren angenommen werden kann. Ob diese hohe Scheidewand im Laufe der Zeit abnehmen wird, wollen wir hier nicht untersuchen, genug denn, sie existiert und zwar zum nicht unwesentlichen Nachteile der Briten. Sie hat vor allem die üble Folge gehabt, daß die Zahl der in Indien permanent angesiedelten Engländer eine äußerst geringe ist, wenn mit der unter Tataren, Kaukasiern, Mongolen u. ansässig gemachten Russen verglichen. In Indien beschränkt das europäisch-englische Element sich höchstens auf die Zivil- und Militärbeamten, Missionäre und Kaufleute, die nach einer gewissen Anzahl von Jahren mit Vorliebe in das Heimatland zurückkehren, während die Zahl der freiwillig oder gewaltsam kolonisierten Russen in Zentralasien im Laufe der zwanzig Jahre seit der Besitzergreifung auf viele Tausende gestiegen ist. Die Briten haben als vortreffliche Kolonisateure in Amerika und Australien sich bewährt, in Asien jedoch haben nur die Russen als solche sich gezeigt, und dieser geschickt eingeschobene Keil russisch-ethnischer Elemente ist einzig allein jener Assimilationskraft zuzuschreiben, die den Engländern in Indien abgeht.

Dem zweiten Vorteile Rußlands, d. h. der autokratisch-despotischen Regierungsreform müssen wir die streng-parlamentarische, durchaus liberale Regierung der Briten gegenüberstellen; eine solche Regierungsform, die namentlich in den mit der Reichspolitik verbundenen Fragen, wie schon erwähnt, einen schleppenden Gang und nicht selten auch Schaden nach sich zieht. Wir haben erst in

der Neuzeit gesehen, wie z. B. die Konservativen in Verfolgung gewisser Ziele viel Millionen Pfunde und tausende von Menschenleben opferten, Ziele, die von der entgegengesetzten, d. h. liberalen Partei gänzlich desavouiert worden sind. Ähnliches geschieht auf dem Gebiete der inneren Verwaltung der Kolonien. Die Konservativen wollen im Werke des Fortschrittes bedachtsam und langsam vorwärts gehen, während die Liberalen von falsch aufgefaßten Humanitätsrücksichten dem beschleunigten Gange, ja sogar dem Sturmschritte Vorzug geben, wie wir dies gelegentlich der sogenannten Ilbert-Bill, im Akte der Presse der Eingeborenen u. vor uns gesehen. Vorderhand sind Konservative und Liberale allerdings noch einig bezüglich der Besitzerhaltung der großen indischen Kolonie, doch die Divergenz der fortwährenden Experimente muß unbedingt auf die Eingeborenen von schlechter Wirkung sein, sie fühlen förmlich den unsichern Druck des über ihnen waltenden Armes, und eine solche Unsicherheit ist keinesfalls dazu angethan, um die Furcht und Achtung der Asiaten, diese erste Bedingung zum Gedeihen des Zivilisationswerkes, zu kräftigen und zu steigern. Nicht minder schädlich für die innere Verwaltung Indiens dünken uns die oft vorzeitig angewendeten liberalen Maßregeln, die von dem Asiaten pur sang immer als Zeichen der Schwäche ausgelegt werden. Freiheitliche Institutionen bilden jedenfalls die Zierde aller Verwaltung, sie sind die edelste Gabe des Herrschers, doch muß der Beherrschte zu solchen vorbereitet sein und dieselben zu schätzen wissen, was bei den Hindostanern aber heute noch nicht der Fall ist. Drittens stehen England nicht jene Verteidigungsmittel zu Gebote, über welche Rußland, dieser Militärstaat par excellence, bei seinen Plänen in Asien verfügen kann, da die noch so sehr anerkannte Überlegenheit der englischen Marine bei einer etwaigen Bedrohung Indiens nur von problematischem Werte sein kann, wie wir dies gelegentlich des Krimkrieges zur Genüge erfahren haben. Der Widerwille des englischen Volkes gegen die allgemeine Wehrpflicht ist gewiß ein höchst lobenswerter vom Standpunkt der Humanität und der wahren Interessen unserer modernen Kultur. Die Umgestaltung eines Landes in Kasernen und das Gefallen, welches andere europäische Völker am allgemeinen Tragen der Uniformen und der Waffen haben, wird bei dem in Freiheit erzogenen britischen Volke wohl noch lange auf Widerwillen stoßen, doch ist es leider eine traurige und unwiderlegbare Thatsache, daß die Großmachtsstellung in Asien von den Attributen mittelalterlicher Staatsgröße für eine Zeitlang noch schwer zu trennen ist. Entscheidungen durch Schiedsgerichte mögen wohl bei Staaten gleicher Bildung und ethnischer Verwandtschaft, wie z. B. England und Amerika, ihre Anwendung finden, doch zwischen England und Rußland, und namentlich auf dem Felde der Rivalität in Asien wird ein solches Mittel sich noch lange als unzulänglich erweisen. Zu einer großen Reichspolitik im Morgenlande gehört auch eine große Armee, ohne welche England in seinem zukünftigen Kampfe mit Rußland nur eine höchst armselige Figur spielen wird.

Eben in einem solch mißlichen Verhältnisse stehen viertens die Kommunikationsmittel Großbritanniens, durch welche das russische Mutterland mit seinen asiatischen Besitzungen verbunden ist. Während letzterwähnter Staat vom Zentrum

des Reiches und von seinen Militärdepots auf einer ununterbrochenen Kette russischer Kolonien bis nach Herat vorzudringen vermag und, wie wir früher bewiesen, den äußersten Vorposten im Osten in sechs oder acht Tagen erreichen kann, ist Indien vom englischen Mutterlande durch große Meeresstrecken getrennt und kann im besten Falle höchstens in drei oder vier Wochen militärischen Succurs an die bedrohten Grenzen seiner Kolonien werfen. Selbst wenn Indien ein so zuverlässiges Militärdepot bieten würde wie der Kaukasus — selbst dann würde die Beförderung einer Armee vom Indus und dem Ganges nach dem Nordosten Afghanistans viel mehr Zeit beanspruchen als die Aussendung eines Armeecorps von Tiflis, Odessa oder der unteren Wolga. Nun ist aber Indien, wie wir dessen ausführlich erwähnen werden, alles nur kein zuverlässiger Stützpunkt für England im Momente der Gefahr, und während die russischen Vorposten in ihrer heutigen Stellung nur 36 geogr. Meilen weit von Herat stehen, befinden sich die Engländer von der äußersten Nordgrenze Indiens bis zum letzterwähnten Orte in einer Entfernung von 128 geogr. Meilen. Abgesehen daher von den trügerischen Wellen, über welche England seine Verbindung mit Indien aufrecht erhält, sind die noch mehr trügerischen Beziehungen zwischen ihm und den ganz und halb unterworfenen Völkern Hindostans gewiß nicht dazu angethan, um hier zur Zeit der Not günstige Auspizien stellen zu können; denn bei der noch so sehr anerkannten Superiorität des englischen Soldaten über den Russen kann die aus der Entfernung wachsende Gefahr nicht außer acht gelassen werden.

Wir können daher nicht umhin, allen den auf die Sicherstellung und Beschleunigung der Kommunikation zielenden Maßregeln Großbritanniens einen nur problematischen Wert beizulegen. Die Stellungen in Aden, Malta und Cypern sind allerdings gut gewählte Wachposten zur Sicherung, aber nicht zur Beschleunigung des langen Seeweges. Desgleichen ist dies auch bezüglich Ägyptens der Fall, wo England eine unglückselige Politik inauguriert und unabsehbare Komplikationen heraufbeschworen hat, aber dem angestrebten Ziel d. h. der Annäherung an Indien auch nicht in solchem Maße Vorschub zu leisten imstande ist, in welchem dies Rußland auf seiner Kommunikationsader mit Niederlegung einiger Tausend Eisenbahnen gelingen kann.

Was schließlich fünftens dem mächtigen Vorteile russischen Prestiges englischerseits gegenüber gestellt werden kann, das ist Dank den großen Fehlern der englischen Politik in den letzten Jahrzehnten viel zu kläglich und zu unbedeutend, um der Erwähnung zu verdienen. Am Ende des vergangenen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts, als die Engländer mit ihren großen Siegen die Einwohner der indischen Halbinsel geradezu verblüfften, da war der englische Ketrock hinreichend, um das Blut in der Brust tausender Eingebornen erstarren zu machen. Der sozusagen mit Blitzesschnelle sich erhebende, kühne Bau des britischen Staatsgebäudes in Asien hat überall Furcht und Schrecken verbreitet, doch diese dauerten nur so lange, als das Werk der Eroberungen anhielt und der Donner der siegreichen Schlachten in den südlichen Ausläufern des Himalayas und des Suleimansgebirges widerhallte. Mit dem Falle des Löwen von Pendschab und mit dem

Beenden des Maharattakrieges fing das Ansehen zu erblaffen an. In Asien darf kein Eroberer zur Ruhe kommen, denn Ruhe und das Innehalten auf der Bahn der Welterstürmung wird als Schwäche und Zeichen des Verfalles ausgelegt. Hierzu gesellte sich noch der unglückliche Ausgang zweier afghanischer Feldzüge, in welchen England den unerhörten Fehler beging, schwererkaufte Vorteile von selbst fahren zu lassen und in den Augen der Mittelasiaten als ein solcher Staat zu erscheinen, der nicht imstande ist, unter Afghanen festen Fuß zu fassen, ja der es nicht wagt, inmitten eines Volkes zu verbleiben, welches es lange bekriegt, aber nicht besiegen gekonnt. Die freiwillige Rückgabe Kabuls und Kandahars ist in Persien, in der kirgisischen Steppe und weit in Ostturkestan als eine Flucht der Engländer angesehen worden, und grenzenlos war die Freude der Rechtgläubigen, als sie diesen Sieg der afghanischen Löwen über die ungläubigen Herren Indiens vernahmen. Natürlich in den Bazaren Indiens und in der heute schon einflußreichen Presse der Eingebornen fallen die verschiedenartigen Kommentare weit ungünstiger aus, und es ist uns mehr als eine Äußerung zu Gesicht gekommen, in welcher der Umstand, daß der britische Leu seine Mähne verloren und zum zahmen Tiere geworden, unverhohlen Ausdruck findet. Um dem Leser einen Begriff zu geben, wie England heute in der westlichen mohammedanischen Welt beurteilt wird, wollen wir beispielsweise einen Artikel im Auszuge mitteilen, der im persischen Journal „Achtar“ (IX. Jahrgang, S. 105) erschienen ist. „Es ist dreißig Jahre her, daß ein großer Teil der englischen Presse und auch die einflußreichen Staatsmänner über die zwischen Großbritannien und Rußland sich zuspitzende Feindschaft gar vieles geschrieben und gesprochen hat. Doch bis jetzt ist es bei ihnen nie zur Thatsächlichkeit gekommen, und die Russen wissen es sehr wohl, daß sie von den Engländern, abgesehen von diesen Drohungen, leerem Geschrei und erfolglosen Protesten gar nichts zu fürchten haben. Die Russen haben daher auf diesen leeren Wortschwall gar nicht geachtet und sind zur Ausführung ihrer Pläne ungestört und ungehindert fortgeschritten. Übrigens, so wie die Engländer immer und überall nur ihren eigenen Staatsinteressen nachjagen, so dünken uns die Russen in Befolgung derartiger Zwecke viel gerechtfertigter und zwar vom Standpunkte ihrer Nachbarschaft mit den betreffenden mohammedanischen Ländern. Überdies hat Rußland viel mehr Macht und viel mehr Ansehen als England und kann auch schon deshalb mit mehr Recht zu den Eroberungen schreiten, weil es die Gesetze und Rechte der Eingebornen mehr achtet als die Engländer, die, wie wir gesehen, in einer geradezu frechen Weise in die Angelegenheiten Indiens, Adens, Cyperns, Afghanistans, Agyptens, Zanzibars und Behludschistans sich mischen.“ Diese in der Neuzeit entstandene Antipathie der Mohammedaner gegen England ist den Staatsmännern an der Themse und am Hughli allerdings nicht unbekannt geblieben, doch gehen sie fehl, wenn sie dieselbe unterschätzen, denn zugestanden, daß materielle Macht den Asiaten in erster Linie imponiert, wäre es doch ein gewaltiger Irrtum, den Einfluß des Prestiges auf die Gemüter zu unterschätzen und es nicht wahrzunehmen, daß Rußland eben im Schutze dieses Ansehens zum Siege über seinen Rivalen schon heute gelangt ist und in Zukunft noch mehr gelangen wird.

V.

Nachdem wir nun in den vorhergehenden Blättern die Vor- und Nachteile beider streitenden Parteien in Zentralasien, soweit der Raum dieser Abhandlung es gestattet, untersucht und gewogen und es bewiesen haben, daß Rußland bei seinen Plänen auf Indien von den überaus günstigen Verhältnissen zwischen Wollen und Können unterstützt ist, sind wir nun wohl am Punkte angelangt, wo wir uns mit der Frage beschäftigen können, welches die Mittel seien, mit denen England diesen für seine vitalen Staatsinteressen höchst gefährlichen Angriff des nordischen Rivalen abzuwehren und eventuell gänzlich zu beseitigen imstande ist. In unseren diesbezüglichen Betrachtungen müssen wir uns ausschließlich mit Englands heutiger Stellung in Indien befassen und namentlich unser Augenmerk auf die Erfolge seiner bisherigen Politik richtend uns fragen, ob die nahezu 100jährige Regierung mit ihrer rastlos ins Werk gesetzten Zivilisationsarbeit sich die Sympathieen der ihr unterworfenen 250 Millionen fremden Unterthanen in solchem Maße zu verschaffen gewußt, daß diese zu einem neuen Herrenwechsel sich nicht hergeben, den Feind Englands als den Feind Indiens betrachten und den Angriff im Verein mit ihren jetzigen Herren abzuwehren geneigt sind. Diese Frage bildet entschieden den Angelpunkt der ganzen Rivalitätsfrage zwischen beiden europäischen Kolossen in Asien, da England selbst bei den jüngsten strategischen Verhältnissen kaum imstande sein wird, das Riesenreich gegen äußere Angriffe zu schützen, wenn dessen Bevölkerung seinem Zepher abhold, in der Hoffnung ihre Lage zu verbessern, nach einem neuen Herrn sich sehnen würde. Diese Frage ist in den letzten Jahrzehnten, ja im ganzen Jahrhundert unzähligemal und im verschiedensten Lichte erörtert und besprochen worden, und wenn wir trotz der schon vorhandenen, hierauf bezüglichen respektablen Litteratur dennoch ein Wörtchen wagen, so geschieht es einzig und allein deshalb, weil wir von unserem streng neutralen Standpunkte mit Hinblick auf unsere jahrzehntelangen theoretischen und praktischen Erfahrungen unter Asiaten dieses wichtige Verhältnis in voller Objektivität aufzufassen vermögen. Der Ausdruck — unter Asiaten — ist hier absichtlich hervorgehoben, weil wir in Indien den reichsten Quell asiatischer Weltanschauung vorfinden, von wo aus all' jene Eigenschaften, Aberglauben und Vorurteile, ausgegangen, auf die wir heute als auf die schroffsten Gegensätze mit unserer eigenen Weltanschauung bei Türken, Arabern, Persern, Tataren, Afghanen u. stoßen und in unseren Bestrebungen, das Licht der modernen Kultur im Morgenlande zu verbreiten, uns so viele Schwierigkeiten verursachen. In Indien nun, wo dieser Gegensatz zu meist hervortritt, ist das Werk der Umgestaltung und der Modernisierung mit dem erdenklich größten Kampf verbunden, und nur der zähen Ausdauer und dem hohen Kulturgrade der britischen Zivilisatoren ist es zu verdanken, daß in dem tausend Jahre alten Bollwerke asiatischer Verkommenheit bisher eine Bresche geschlagen wurde, und daß in der Berührung der beiden Endpunkte der sich so diametral gegenüberstehenden Kulturen die Ideen des 19. Jahrhunderts an vielen Punkten schon sich siegreich Bahn zu brechen beginnen. Bei eingehenderer Untersuchung

dieses Riesenwerkes der britischen Zivilisatoren werden wir finden, daß unter den zwei Hauptelementen Indiens, nämlich Brahminen und Moslimen, die ersteren einen verhältnismäßig geringeren Widerstand leisten und den Experimenten der Zivilisation sich gefügiger zeigen als die Mohammedaner. Trotz all der unbittlichen Strenge des Kastensystems und des rituellen Gesetzes, nach welchem kein Wischnuanbeter mit Christen in unmittelbare Berührung treten, ja selbst den Schatten des letzteren nicht auf sich fallen lassen darf, ist doch die Zahl der in englischen Schulen auferzogenen und heute im englischen Dienste wirkenden Hindostaner brahminischen Glaubens eine viel stärkere als die der Mohammedaner. Es wäre ungerecht, ein solches Verhältnis der überwiegenden Majorität der betreffenden Bevölkerung zuzuschreiben, da besagtes Verhältnis selbst in solchen Distrikten, wo die Wischnuanbeter in der Minorität sich befinden, anzutreffen ist. Der nichtmoslemische Hindu repräsentiert allerdings den Urtypus asiatischer Denkungsweise, doch der ein Jahrtausend alte Druck hat ihn mürber und gefügiger gemacht; er zeigt sich den Anordnungen des fremden Gebieters weniger widerhaarig als sein mohammedanischer Landsmann, und wenn in der jüngsten Vergangenheit letzterwähnter sich darüber beklagt, daß er zu Staatsämtern weniger zugelassen, von den Engländern minder begünstigt ist als sein Hindumachbar, so trägt er hieran wohl selbst die Schuld, indem mosliminischer Fanatismus, nicht minder auch die Erinnerung an seine frühere Herrscherrolle, das Werk der Assimilierung bedeutend erschwert, ja gewissermaßen unmöglich macht.

Diese markante Sprödigkeit des moslimitischen Elementes zu bemänteln oder zu ignorieren wäre englischerseits ein verbrecherisches Vorgehen und würde mit der Zeit sich gewaltig rächen. Der Islam, sagen wir es offen heraus, hat diesen Zug in seinem Kampfe mit der abendländischen Bildung in der ganzen Länge und Breite seiner Ausdehnung über drei Welttheile in gleicher Weise bekundet. Materieller Niedergang hat ihn zeitweiligen Eindrücken zugänglich gemacht, doch diese Eindrücke prallen von seinem Körper bald wieder zurück — er ist und bleibt der alte unverbesserliche Repräsentant asiatischen Fanatismus, der mit dem modernen Weltengang nicht transagieren will und lieber dem sicheren und endgültigen Ruine zueilt, als jenen Ideen sich anzuschmiegen, die die Welt der Ungläubigen, die Feinde des Propheten, verkünden und verbreiten wollen. Ich übertreibe keinesfalls, wenn ich behaupte, daß der Mohammedaner Indiens im Bunde seiner fanatischen Glaubensbrüder an der Spitze steht, demnach den Lehren unserer Zivilisation auch die hartnäckigste Opposition machen wird. Ich befolge hierin nicht so sehr die Ansichten, die Herr W. W. Hunter in seinem vor Jahren erschienenen Werke „Our Indian Musselmans“ dargelegt, ich ziele nicht auf das Brutnest des Wahabismus in Patna, auch nicht auf den so oft besprochenen Zelotismus indischer Mulwis, sondern ich rede aus eigener persönlicher Erfahrung, indem ich mich meines intimen Verkehrs erinnere, dessen ich mit indischen Mohammedanern von Rang und Stande in den verschiedensten Ländern des Islam gepflogen, und indem ich mir die Scharen jener nackten, wildaussehenden, rasenden Derwische vergegenwärtige, die insgesamt Indier von Geburt, die Länder des

Islams durchrennen und durchstoben und ihren Glaubensgenossen fremder Zunge gleichsam als der Schrecken überspannter Glaubenswut erscheinen. Ich habe sogar diesen Zug bei europäisch gekleideten, englisch geläufig sprechenden Fürsten und Erbprinzen gesehen, die mit dem reichen Lösegeld für ihre Krone an der Themse prunken und Staat machen, die von der Königin, von der Aristokratie des Landes mit Auszeichnungen überhäuft werden und trotz all' den zeitweiligen, von den europäischen Gebräuchen gemachten Konzessionen gegen alles Christliche von dem wildesten und unbändigsten Hasse beseelt sind.

Wenn wir nach den Ursachen dieser erbitterten Feindschaft forschen, können wir mit unparteiischem Sinne höchstens nur jene Animosität entdecken, die zwischen den Beherrschten und den fremden Herrschern eines Landes, namentlich, wenn die beiden durch die hohe Scheidewand der Religionsdifferenz, der grundverschiedenen Gesittung und Weltanschauung, besonders aber zwischen Mohammedanern und Christen besteht. Andere triftige Gründe ließen sich schwerlich auffinden, denn man müßte nur mit absichtlicher Blindheit geschlagen sein, um den riesigen Abstand nicht wahrzunehmen, der zwischen der Lage der heutigen Rajat und der ihrer Vorgänger unter den heimischen Prinzen sich wahrnehmen läßt. An Stelle der früheren asiatischen Willkür und Tyrannei, Unsicherheit des Eigentums und der Person ist Geseßlichkeit, Ordnung und vollständige Sicherheit getreten. Der empörende, unmenschliche Aberglaube ist abgeschafft, ein riesiges Eisenbahnnetz umspannt das ganze Land; dort, wo Elementarschäden und verheerende Hungersnot ehemals die Bevölkerung dezimierten, breitet nun die schnelle und energische Abhilfe der Regierung ihre schützende Hand aus. Humanitäre Anstalten und immer mehr zunehmendes Schulwesen wirken beschützend und aufklärend auf die Massen, und selbst die moslimische Gelehrsamkeit wird von den christlichen Herren mehr unterstützt und gefördert, als dies ehemals bei den im Geruche der Heiligkeit stehenden mohammedanischen Fürsten der Fall war. Die beste Illustration zu letzterem hat z. B. der Angriff Renans gegen die in europäischen Gelehrtenkreisen übertriebene Ansicht von der alten moslimischen Gelehrsamkeit gegeben, ein Angriff, der in der ganzen, selbst politisch noch unabhängigen Islamwelt keinen Verteidiger gefunden, während ein Molla in Pendschab es war, der in seiner national-religiösen Ehre sich gekränkt fühlend, dem französischen Gelehrten an der Seine in einer scharfen Replik erwiderte. Dieses ist die Frucht englischer Schulung, englischer Freiheitsgedanken und englischer Preßinstitution, denn während in der Türkei, Arabien u. auf tausend Moslimen ein einziger Zeitungsleser kommt und es im ganzen genommen höchstens zwanzig bis dreißig Blätter giebt, beläuft die Zahl der Zeitungen unter den Mohammedanern Indiens sich auf einige Hunderte. Nur derjenige, welcher die mühsame Geburt europäischer Kultur und europäischer Aufklärung am Bosphorus und am Fuße des Demawends jahrelang beobachtet, nur der da weiß, wie verschwindend gering die Zahl der Effendis und Mirzas ist, die in unserer Litteratur und Wissenschaft einigen Bescheid wissen, nur dem wird es nicht gleichgültig sein, wahrzunehmen, wie viele Babu's, Radschasöhne, Mulwi's u. es in Indien giebt, die auf den Landeskollegien erzogen, in unserer alten und neuen

Litteratur und in den verschiedensten Zweigen unseres modernen Wissens reiche Erfahrungen gesammelt und abgerechnet ihre Gesichtsfarbe und Kleidung wohl leicht für Europäer genommen werden könnten.

Und dieses alles ist umsonst und vergebens. Das Füllhorn reichen Kulturssegens, welches der fremde Beherrscher über das urwüchsig asiatische Land geschüttet, bleibt unbeachtet und wird sogar geringgeschätzt. Man hört überall nur von den Nachteilen des englischen Regimes, von der nackten Habsucht englischer Beamten und englischer Kaufleute sprechen, und merkwürdigerweise nehmen in diesem Chor der Beschimpfer und Bespötter englischer Verwaltung Engländer selbst den ersten Rang ein. Es ist ein eigentümlicher Zug der Söhne Albions, daß sie in ihrer unbändigen Kauf- und Haderlust mit Vorliebe sich selbst zerfleischen, und das Ärgste in dieser widernatürlichen und unsinnigen Handlungsweise bleibt immer das, daß sie mit ihrer grausamen und unbegründeten Kritik in dem durch innere Machinationen genug durchwühlten Indien am meisten Schaden. Es ist hier nicht der Ort, auch fühlen wir uns nicht befähigt dazu, die lange Anlageliste dieser Jeremiaden zu widerlegen, wir wollen daher nur auf einige uns beschränken und vor allem die Frage stellen, ob das sogenannte Übel der allzugroßen Besteuerung, nach welcher in gewissen Gegenden auf den Kopf etwa fünf Mark jährlich kommen, denn wirklich eine solch exorbitante Last sei, wo die Verwaltung, Kommunikation und die Schaffung moderner Institutionen solch riesige Kosten erheischt und wo am Basallenstaate von Bhopal jährlich acht Mark auf einen fallen?

War das Raubsystem der früheren Radshas etwa gelinder und der Pauperismus etwa kleiner, als er heute ist? Wir geben gerne zu, daß die einheimische Industrie durch den Import europäischer Artikel lahmgelegt und daß durch die Beschaffung der Mittel zu einer veränderten Lebensweise die Bilanz in der Haushaltung ungünstig gestaltet ist, doch lasten denn nicht etwa gleiche oder noch größere Nachteile auf anderen in Umgestaltung begriffenen Gesellschaften Asiens und selbst Europas, und sind denn derartige Kosten beim Übergang aus einer alten und verkommenen in die neue und bessere Kultur nicht gerechtfertigt? Es ist uns nie eingefallen, zu den unbedingten Lobrednern englischer Verwaltung zu gehören, doch bezüglich Indiens möchten wir entschieden eine Ausnahme machen, indem wir jene günstigen Ansichten teilen, die nicht-englische Reisende in Indien über die Lage der Eingeborenen veröffentlichen und die insgesamt voll des Lobes und der Begeisterung sind.

Doch wozu noch länger mit Bestätigung dieser traurigen Thatsache sich beschäftigen? Die verbesserte Sachlage in Indien, die Segnungen der modernen Kultur und das zur Geltung gebrachte Menschenrecht mögen hier und da in den untersten Volksklassen Anerkennung und Dank finden; leider sind aber in Asien noch mehr als in Europa die großen Massen von den einzelnen religiösen und gesellschaftlichen Vorgesetzten geleitet, von solchen Vorgesetzten, denen die englische Herrschaft den größten Nachteil zugefügt und die daher durch keine wie immer geartete Konzessionen sich ausöhnen lassen. Es wird noch lange dauern, bis man in Asien die Irrtümer der alten Weltordnung einsehen, die Oligarchie für

unmenschlich und naturwidrig erkennen wird, und weil England dieser Oligarchie im moslimischen Teile Indiens am meisten nahe getreten ist, ja den Todesstoß versetzt hat, so ist es leicht erklärlich, wenn man in gewissen Kreisen schon heute über den Vorteil der russischen Suprematie zu sprechen beginnt. So oft ich solche, nach russischer Abwechslung sich sehrende vornehme und gebildete Hindostaner um die Motive ihrer nordischen Sympathie befragte, habe ich immer die Antwort erhalten: „Die Russen sind geschmeidiger, minder schroff im Verkehre, ihr Charakter, ihr Regierungssystem und ihre Weltanschauung ist mehr asiatisch als die der Engländer, sie stehen uns viel näher und wir werden uns mit ihnen wohl leichter abfinden, wenn das Schicksal über uns schon einmal die fremde Herrschaft verhängt hat.“ Ähnlichen Stimmen begegnen wir zuweilen in der Presse der Eingebornen, namentlich moslimischen Glaubens, und wenn wir gleich diese Äußerungen nicht für den allgemeinen Ausdruck der öffentlichen Meinung hinnehmen, so dünkt uns selbst das Vorhandensein solcher Argumente von sehr kritischer Natur, und wir können mit Hinblick auf dieselben auch nicht im entferntesten jene Zuversicht teilen, die in gewissen Kreisen englischer Politiker bezüglich des schon heute vorhandenen Dankgefühles seitens der mit Mühe, Beschwerden und Kosten großgezogenen asiatischen Pflanzgegend vorherrscht.

Abgesehen von dieser Gefahr ist die in neuerer Zeit in der englischen Presse erhobene Anklage gegen die allzu große Militärmacht der sogenannten Vasallenstaaten eine ziemlich berechtigte, denn die 49,050 000 Mohammedaner und Hindus unter eingebornen Fürsten, die über eine Armee von 349 835 Mann und 4237 Kanonen verfügen, werden im Momente der Gefahr den englischen Interessen sich gewiß noch weniger dienstfertig zeigen als die übrigen der englischen Krone unmittelbar unterworfenen 200 000 000 Asiaten. Hier müßten besonders die 22 mohammedanischen Vasallenstaaten in Betracht gezogen werden, von denen namentlich Syderabad, Bhopal und Bhawalpur einer nicht geringen politischen Bedeutung sich rühmen können. Erst genannter Staat mit einer Bevölkerung von 11 Millionen Seelen hat 8000 Kavalleristen, 36 000 Infanteristen und 725 Kanonen. Der zweite, mit einer Bevölkerung von kaum einer Million, hat 2200 Mann zu Fuß, 700 Kavalleristen und 60 Kanonen, während der dritte, eine halbe Million Einwohner zählend, in Anbetracht der Grenzstellung, die er einnimmt, über noch weit zahlreichere Streitkräfte verfügt; allerdings stehen die Soldaten dieser mohammedanischen Vasallenstaaten in militärischer Ausbildung weit zurück, doch der Waffenmangel findet im Religionsfanatismus reichen Ersatz, das Aufgebot eines dieser Fürsten an die gesamte Moslimwelt in Indien könnte selbst ohne Anreizungen von außen her für England höchst gefahrbringend sein, so daß wir alles in allem uns vergebens nach jenen Stützpunkten umsehen, auf denen fußend England seinen nordischen Rivalen an die Grenzen Indiens nahe kommen lassen könnte, und daher in der That nicht jene augenfällige Ruhe begreifen können, welche in gewissen politischen Kreisen Englands mit Bezug auf eine solche Eventualität zur Schau getragen wird. Allerdings nur zur Schau getragen, muß hier als richtiger Ausdruck angenommen werden, denn in seinem

Innern wird selbst der größte Optimist und Russenfreund das oft angewendete Gleichnis von der Dynamitfabrik und dem feindlich gesinnten Nachbar als zutreffend hinnehmen und das Aufstellen einer Rivalitätszone zwischen den beiden Rivalstaaten für unumgänglich notwendig finden, wie dies aus den verschiedenen Maßregeln der selbst à tout prix auf russische Freundschaft bauenden englischen Politiker ersichtlich ist.

VI.

Nachdem wir nun im Vorhergehenden die Vor- und Nachteile der beiden rivalisierenden Mächte ausführlich besprochen und nachdem wir die Gefahr besonders hervorgehoben, welche die Engländer durch das Herannahen Rußlands an die indische Grenze unmittelbar bedroht, so könnte man leicht mit Hinblick auf die weit günstigere Stellung Rußlands sich dem Glauben hingeben, daß letzterwähnte Macht Indien wirklich erobern und der politischen Größe Großbritanniens den Todesstoß versetzen könne. Diese Meinung beginnt auch schon allmählich, namentlich in den englisch-feindlichen Kreisen, sich zu verbreiten. Doch sie ist grundfalsch, denn bei genauer Erwägung der Thatfachen könnte man nur zu dem einzigen Schluß gelangen, daß die Russen, trotz all ihres Willens und Könnens und trotz der Vorzüge der ihnen zu Gebote stehenden Mittel vorderhand Indien nur zu überrumpeln, daselbst einen militärischen Einfall zu machen, aber dort endgiltige Eroberungen vorzunehmen noch lange nicht befähigt sind. Diesen beiden von einander wesentlich verschiedenen Eventualitäten steht Großbritannien heute gegenüber. Ein militärischer Einfall vom Schlage des geplanten Feldzuges von 1878 wäre allerdings heute, angesichts der russischen Stellung in der Nähe Herats, viel leichter zu effectuieren, er könnte den Briten auch große Verlegenheiten verursachen, der daraus entspringende Schaden wäre von unberechenbarer Tragweite, doch die endgiltige Erschütterung und die Demolierung des englischen Machtgebäudes in Indien könnte er nie und nimmer erreichen. Die Feinde Großbritanniens frohlocken umsonst, Rußlands diesbezügliche Drohung ist eine eitle Illusion, da all' die Nachteile der englischen Stellung, all' die Verfümmnisse der englischen Staatsmänner und all' die feindlichen Gefühle der indischen Unterthanen nicht imstande sind, die Wirkung einer nahezu hundertjährigen höheren Kultur zu ignorieren und den schon ausgestreuten Samen echt europäischer Zivilisation verschwinden zu machen. Rußland ist überdies noch ein Stockfremder im Süden Asiens, ein Fremder, dessen Institutionen und Bildungsgeist am Indus und am Ganges noch schwer Wurzel fassen können und dessen Erscheinen daselbst nur dann von weitgehender und effektiver Folge sein könnte, wenn die zwischen der Wolga und dem Indus liegenden Regionen schon genügend russifiziert und wenn die lange Kette der angegliederten Besitzungen zur russischen Eroberung genügend vorbereitet wäre. Diese Eventualität liegt aber noch in der weiten, weiten Ferne. So wie Rußland von der mittleren Wolga nach Astrachan und von da nach dem Kaukasus nur nach stufenweiser, langsamer Nivellierung des Terrains, d. h. nur nach Auslegung der Fäden russischer Bildung und russischer Denkungsweise vorzudringen vermochte, und so wie seine Eroberung der Chanate

nach einer mehr als hundertjährigen Vorbereitung auf der Kirgisensteppe ausführbar geworden, ebenso bedarf der Marsch vom Tarartes und von der Ostküste des Kaspisees über Zentralasien, die Turkomanensteppe und Afghanistan nach Indien gewiß noch vieler Jahrzehnte sorgsamer und eifriger Vorarbeiten und intensiver Umgestaltungen in den sozialen und politischen Beziehungen der dazwischen liegenden Völker. Es giebt keine Sprünge in der Natur, aber auch nicht in der Kultur und auch nicht in der Welteroberung. Die Zeit des Aufbaues gigantischer Machtgebäude eines Dschengiz, Timur und Nadir, welche Machtgebäude übrigens nie durch Solidität sich hervorthaten, ist längst vorüber. Die Rolle der Welterschütterer hat sich für immer abgespielt, und die Eroberung Indiens durch Rußland kann nur dann und nur so denkbar sein, wenn letzterwähnte Macht den Chanaten von Bochara, Chokand und Chiwa zum mindesten eine solche Gestalt verliehen, welche die alten Chanate von Kasan, Astrachan und Baltische-Serai heute aufweisen, und wenn Kirgisen, Sarten, Tadschiken und Dzbezen mindestens dermaßen russifiziert oder absorbiert geworden, wie dies heute bezüglich der Baschkiren, der Kasaner, Tataren, der Nogaiier und anderer ugrischer Völker der Fall ist, oder wenn schließlich der Nordrand Frans mit seinen unbändigen nomadischen Einwohnern zum mindesten dermaßen stabilisiert sein wird, wie es zur Zeit der Samaniden und Ghaznewiden gewesen ist.

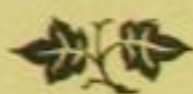
Nun dieses ist nicht das Werk eines Lustrums, es kann nicht gleichsam durch einen deus ex machina hervorgezaubert werden und weil dem so, d. h. weil den Engländern genug Muße und Zeit übrig bleibt, um diesen langen zeitlichen Zwischenraum zur Stabilisierung ihrer Macht in Indien und zu sicherer Abwehr ihres Rivalen auszubenten, nur deshalb behaupten wir, daß der Plan einer russischen Eroberung Indiens vorderhand ins Reich der Utopien gehört und in diesem Sinne stimmen wir mit Professor Seeley überein, wenn er sagt: „The end of our Indian Empire is perhaps almost as much beyond calculation as the beginning of it.“

Hiermit wollen wir aber keinesfalls den englischen Optimisten Recht gegeben und ihre Vertrauensseligkeit gut heißen haben. Die heute drohende Gefahr der Überrumpelung, des timurischen Zuges à la Skobelew ist genug gefahrdrohend, um die Aufmerksamkeit der englischen Staatsmänner vollauf in Anspruch zu nehmen. Gilt es doch vor allem jede revolutionäre Bewegung hintanzuhalten, um das von England inaugurierte Werk der Zivilisation ungestört fortsetzen zu können. Ob dieses Zivilisationswerk mit der Zeit die Völker Indiens zur Reife der Selbstregierung bringen wird, das wollen wir heute nicht untersuchen, doch England muß demselben vom Standpunkte der Konsequenz und der Humanität unermüdet obliegen und muß daher abgesehen von jedem Interesse der Parteipolitik alles aufbieten, um den Ruhestörer von der nordwestlichen Grenze des indischen Reiches fernzuhalten. Hier kann das periculum in mora nicht stark genug betont werden, und selbstverständlich ist es höchst an der Zeit, den seit mehr als einem halben Jahrhundert betriebenen Versuch zur Auffindung der richtigen Defensivemasse fallen zu lassen und jene der Sachlage entsprechende Politik zu verfolgen,

deren Zweckmäßigkeit heute allen Zweifels enthoben ist. Da alle Parteien es zugestehen, daß die unmittelbare Annäherung Rußlands an Indien unratsam und gefährlich sei und da das Gebirgssystem im Norden und Nordwesten als die endgiltige Grenze und Festungsmauer betrachtet wird, so müssen alle Bestrebungen darauf gerichtet sein, dieser Mauer auch entsprechende Vorwerke zu geben und das zu verteidigende Objekt mit den nötigen Vorposten zu versehen. Da die Ausdehnung der Vorwerke immer in gleicher Proportion zum Umfang und zur Ausdehnung der Festung stehen muß, so hilft alles Klügeln nicht, und Afghanistan, namentlich der westliche und nördliche Teil dieses Landes, muß unbedingt als jenes Terrain verwendet werden, auf welchem diese Vorwerke am leichtesten und wirksamsten ausgeführt werden können. Die eben jetzt sich vollziehende Grenzregulierung zwischen Afghanistan und Rußland ist ein vollauf illusorisches Unternehmen, das nur letztgenanntem Staate nützen, d. h. die besten Mittel zur geheimen Vorbereitung bieten wird. Um hier erfolgreich vorzugehen, bleibt England nichts Anderes übrig, als das von General Sir G. Hamley in seinem im Mai dieses Jahres gehaltenen Vortrage: „Russia' Approaches to India“ vorgeschlagene Festungsdreieck zu errichten und den Plan zur Gewinnung afghanischer Sympathieen gänzlich fallen zu lassen. Nur Schwärmer, nur Politiker, die den Charakter der Asiaten nicht kennen, werden sich einreden, daß rohe und fanatische Moslimen — und noch dazu Afghanen! — alte Feindseligkeit, alte Blutrache vergessend, mit den ihnen in tiefster Seele verhaßten Ungläubigen sich alliierten und gemeinsame Ziele anstreben werden. Das ist reiner Unsinn. Afghanen werden nie Zukunftspolitik machen, und wenn ihnen schon die Wahl des fremden Herrschers übrig gelassen wird, so werden sie, wie die Gegenwart uns zeigt und wie wir schon früher oben angedeutet, gewiß der russischen Herrschaft den Vorzug geben. Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich, daß Abdurrahman Chan eine gesündere Politik verfolgend hierin eine Ausnahme macht, doch afghanische Fürsten sind noch nicht das afghanische Volk, selbst drei- oder fünffache Subsidien werden nicht imstande sein, dem Herrscherwillen in diesem anarchischen Lande, in dieser auf Raub und Plünderung gegründeten Gesellschaft der Serdare und Chane Geltung zu verschaffen. Es würde Rußland nur eine Bewegung über den Oxus, nur einen Schritt bei den heutigen afghanischen Gouverneuren kosten, um dieselben zur offenen Rebellion gegen den Herrscher in Kabul zu verleiten. Um der kostspieligen Einverleibung des ganzen Afghanenlandes aus dem Wege zu gehen, könnte England jedenfalls seinen heutigen Schützling in Bala-Hissar in Kabul belassen, ihm eventuell auch noch den unumschränkten Besitz eines entsprechenden Gebietes im Norden und Westen sichern, doch die unmittelbar an den Oxus und an das neue russische Gebiet angrenzenden Bezirke müßten unbedingt in englische Vasallenstaaten umgestaltet und zur Errichtung des früher erwähnten Festungsdreieckes benützt werden. Dieses Dreieck müßte in Belch, Herat und Kandahar bestehen. Belch, das zu allen Zeiten im Altertume eine bedeutende Festung gewesen und immer als Schutzmauer gegen Kabul und Indien sich bewährt hat, Herat, das von jeher als das Thor Indiens bekannt gewesen, und schließlich Kandahar, das auf der Hauptstraße

nach dem Süden liegend, immer als Ausgangspunkt den früheren Invasionen gedient hat. Wir verhehlen uns nicht die Schwierigkeit, mit welcher die Aufrechterhaltung der Kommunikation zwischen diesen Vorposten und dem indischen Kaiserreiche eine Zeit lang verbunden sein wird. Es sind keinesfalls unbedeutende Opfer, welche diese Maßregel nach sich zieht, doch ihre Größe ist durch die eminente Gefahr einer unmittelbaren Annäherung Rußlands gerechtfertigt, und so wie es den Briten gelungen sich in verhältnismäßig kurzer Zeit in Quetta festzusetzen, ebenso wird dies, wie die Erfahrung uns gezeigt, auch in Kandahar und später auch in Herat und Belch möglich sein. Es ist die Sicherstellung des indischen Reiches, die in Frage steht, es ist die Großmachtsstellung Englands in der Welt, um die es sich handelt, und in solchen Fällen wird und kann es bei den Söhnen Albions an nötiger Energie und Opferwilligkeit gewiß nicht mangeln.

Nur wenn England seine Grenzen dermaßen gesichert, nur dann wird es ihm möglich sein, das bisher so eifrig betriebene Zivilisationswerk im Innern des indischen Reiches ungestört fortzusetzen, der ausgestreute Same einer besseren Kultur wird langsam aber dennoch einmal Wurzel fassen, und haben die Ideen der westlichen Bildungswelt einmal Verbreitung gefunden, d. h. haben die Völker Indiens von der immensen Superiorität des freien England über das despotische Rußland sich einmal gründlich überzeugt, dann werden alle Anschläge moskowitzischer Habgucht von selbst zu nichte, und Indien wird England für lange, lange Zeit gesichert sein.



Cornelia.

Ein ungedruckter Roman

von

Charlotte v. Kalb.

II.

(Einige Tage später kehrt Augustin allein nach Hoheneck zurück.)

Eine Reihe mildschöner Tage verflossen nun, jeder vom reinsten Glanz, in jugendlicher Freudigkeit. Die Brüder sagten: „Augustin ist uns immer neu, heute war noch zutraulicher seine Rede, noch freundlicher seine Güte! Wir sehen alle Farben in dem Bunde des Friedens und der Freude, gleich dem himmlischen Bogen der Verheißung, der den Segen der Natur bewahrt. In solchem Bund ist jede heilige Gesinnung, Freundschaft, Andacht, Liebe! Wir wollen immer höher streben, wer mit reiner Seele glaubt, wird auch finden, was dem höchsten Geist verwandt. —“

Wie herrlich nun die Heimat! Durch so freudige Einstimmung beglückt, verband uns wandellose Zuversicht.

„Cornelia,“ sprach Augustin, ich erkenne, ich erfasse das Glück, glaube an

Beständigkeit, und wohl uns; solch ein Bündnis ist ein Doppelgeschenk des Himmels. Wer Schönheit in Güte erblickt, glaubt in Liebe ewig zu lieben!"

Ich haſte an ſeinen Worten. Das Bewußtſein „wir ſind, jedes Gute iſt uns geneigt,“ das iſt die Zuverſicht des Glücks.

Obgleich Auguſtin freimütig, waltete dennoch Geheimes in ſeiner Weſenheit. Ich lebte der Gegenwart, für andre jedoch nicht ſo beſorgt wie ehemals; wie könnte ich ſagen, wie mir zu Herz und Sinn, jeder Tag bereichert das Gemüt. Iſt das Glück unvergänglich oder jugendlicher Zauber, der uns beſeelt? Allein unaufhaltſam wechſelt, gleitet ja alles dahin; Sicherung nur iſt dem Glauben vertraut

Die Brüder ſtrebten ſtets nach neuen Freuden und Anſchauungen. Als wir einſt nach dem Weinberge fahren, äußerten ſie, ſie möchten, ehe ſie von dannen zögen, die alten Reichsſtädte ſchauen; denn ſpäterhin ſei keine Zeit mehr dafür. Herr von Burg willfahrte dieſem Wunſch. Frau Therese, ſo hörte Frau von Burg ſich am liebſten nennen, wollte aber nicht mit ihnen dieſe kleine Reiſe unternehmen, lieber mit mir heimlich bleiben, während jene Ingelheim, Worms und den Dom von Speier beſuchten. Gern ſorgte ſie für das Behagen der Reiſenden. Als dieſes geſchehen, kamen wir wieder in den Saal, gewahrten ein Flüſtern, das zwar nicht Mißhelligkeit, aber ein Entgegenen oder vielmehr Verſagen anzudeuten ſchien; beſonders mein Vater war betroffen und wollte ſeine Abſicht verteidigen. Auch erblickte ich zwei Käſtchen, in denen man Ringe zu bewahren pflegte. Schüchtern nahte ich; denn wenn gleich Auguſtins Geſinnung mir wohl bekannt, ſo war der Juwel doch nur die äußere Beteuerung des ewigen Willens.

Nachdenkendes Schweigen ward unterbrochen durch den Wunſch Auguſtins, da er der Mutter ſagte: „Eine Wanderung durch die nächſten Fluren wäre wohl heilſam, in freier Umgebung wird Cornelia's Vater meiner Geſinnung beſtimmen wollen.“

Noch in der Schwüle gingen wir aus, gegen Abend waren wir an der Kapelle, fern eintöniger Geſang, der näher kam; abermals der Lobgeſang auf die Himmelfahrt Marias. Der Oheim war neben mir, ihm konnt' ich nicht verſchweigen, was ich an dieſer Stelle erlebt, wie mich ein Engel beſchützt und geleitet hatte.

„Bewahre den Glauben, Cornelia, daß Geiſter und Engel dir geneigt ſind.“

Als der Oheim noch ferner ſprechen wollte, hörten wir plötzlich einen Schrei und bemerkten, daß Albert fehle. Ich eilte ſogleich nach dem Abhang, denn von daher kam der Angſtſruf. Zwischen wild wucherndem Geſtrüpp lag in Ohnmacht der Knabe. Ein Aſt hatte ihn geſchützt, daß er nicht tiefer hinabgeſtürzt. Er wurde heraufgehoben, nur eine Contuſion war ſichtlich, und ſogleich ward er gepflegt. Da gedachte ich mit Auguſtin, wie ich einſt dieſen Abhang hinabgeeilt war und durch höhere Macht mich über dieſen Abgrund gehoben glaubte.

Auguſtin faßte meine Hand, ſah mich ſinnend an. „Du, Auguſtin, du warſt mein Schutzgeiſt? — Nie hab' ich noch gehört von ſolcher Macht, dennoch war es die himmlische Gunſt, die mich gerettet.“

„Ich habe dir noch nicht gesagt, Cornelia, was mich damals hieher geführt. Angelangt zu Burgheim hörte ich von jenem Volksfest; bildlich wollte ich es darstellen, dergleichen ist meine Lust. Doch laß mich ferner dein Schutzgeist sein.“

„Aber Augustin, warum hast du dich nicht gleich genannt?“

„Weil wir selten den Mut haben, das Liebste zu bekennen, das reinsten Bewußtsein zu verraten. Die Lieb' ist stets geheimnisvoll, ihre Wahrheit wird uns schirmen, wie es auch sei.“

Am frühen Morgen waren Vater und Brüder abgereist. Es gelang uns, die stillen Tage angenehm zu verwenden. Ich konnte nun auch verstehen, warum Augustin meinem Vater so lebhaft widersprochen. Bei der Abreise hatte derselbe seiner Mutter ein Blatt überreicht, welches sie mir einhändigte:

„Ihnen, liebe Mutter, wird es wohl bekannt sein, daß unsere Väter Ringe haben fertigen lassen. Bedarf es eines Beweises, einer äußeren Bezeichnung derer, die an Liebe glauben und für sie leben wollen? Giebt unser Auge den Sternen Glanz? Ist ewige Huld und Licht nicht auch das Band unserer Einigung? Ja, Mutter, ich erkenne froh in Cornelias selbständiger Wahl die aufblühende Zuversicht, den Strahl, den Gott gesenkt in ihre Brust. Wer aber kann fassen, wer bekennen den Glauben der ewigen Liebe? Für diese Gnade kann kein äußeres Zeichen verliehen werden. Unsichtbar, ewig, dem Gedanken vertraut!“

Von Freude und Behmuth war ich befangen, konnte nicht reden. „Du bebst, Cornelia, Behmut unwölkt dein Auge?“ „O Mutter, innige Wahrheit, holdselige Güte, unser Augustin!“

Frau Therese wollte nun auch den Morgen am Marienitag geschildert wissen. In jedem Moment vermochte ich diese Stunde lebhaft darzustellen. Die Mutter war bewegt, erfreut und sagte: „Von Kindheit an hatte mein Sohn das Talent, Landschaften aufzunehmen, Volkszenen darzustellen. Dies hat ihn dahin gelockt, und wunderbar hat ihn das Heil des Tages beglückt. Er sah dich, Cornelia, die seinem Herzen unauslöschlich ist. Während seiner Abwesenheit in Straßburg hat ich deinen Vater uns zu besuchen, und zwar nicht ohne Absicht, denn ich wollte seine Meinung über den Erbadel erfahren, ehe ich eure Verbindung hoffen konnte. Er war gegen mich vertraulich und sprach: „Gewißlich, getrennte Gesinnungen, geschiedene Parteien können nie auf ein rechtliches Bündnis Anspruch haben; doch Ihr Sohn ist würdig, edel, und wert wäre mir seine Wahl meiner Cornelia.“ Nach diesen Äußerungen, Cornelia, konnte ich die vollkommenste Billigung meiner Wünsche erkennen.“

Sinnig angenehm schlich die Zeit dahin, kosend und erwägend, was für die Geliebten noch zu schaffen sei. Die letzten Stunden der Erwartung sind immer die längsten, der Tag, ja selbst die Stunde war nahe, wo sie verheißen wieder heim zu kommen. Sehrend eilten wir hin zur Straße, ich freute mich mit jedem Schritte, der ja das Wiedersehen beschleunigt. Bald erblickten wir sie, sie hatten mit der Stunde Wort gehalten. Die Brüder sprangen aus dem Wagen uns entgegen, jeden erfreute die Gegenwart, die Willkommenheit, nie schöner von den Göttern verliehen! So Wang' an Wange, Freunde und Brüder, der Freude Zärtlichkeit,

Feierlich war der Abend, unzählige Sterne spiegelten sich in dunklen Fluten, sie blickten nieder, als segnete der Himmel unsere Freude. Wir blieben wach im Gespräch und Genuß, bis die Morgenröthe schon den Tag verkündete.

Ein freudig bewegtes Fest in diesen Auen sind die Tage der Weinlese. Noch prangte die Traube im Purpur, von dunklem Laub umkränzt; nur wenige Tage sind solcher Pracht gewährt. Aber wie alles lebt und nur vergeht, um vollkommener zu erstehen, so schwindet die Schönheit im Reich der Natur, um zu frischem Dasein zu gedeihen. Zu diesem Fest waren vor allem Gäste willkommen, in mannigfaltiger Weise Tafeln bereitet und Musik und Tanz all überall. Trunken von Most jauchzt der Jüngling, und den Greis verjüngt der goldene Saft. Saitenspiel und Gesang auf den Bergen und in den Thälern. In solcher Lust sind alle verstrickt, und wer klagt, dem wird Labe bereitet, dem wird wohlgethan. Auch bei uns wurde der Abend mit Tanz gefeiert.

Flüchtig schwebend; süße Rede sammelt das Ohr in eilender Reihen Umschlingung.

Mit dem Flügelfuß der Stunden,
Eilt der frohe Abend hin.
Wohin eilt ihr, laue Winde?
Weht so lieblich, weilet, weilet!
Ach, umsonst auf lust'ger Schwinge
Eilt des Tages Lust dahin!

All' verflungen ist die Feier,
Klagt der Jüngling, seufzt das Mädchen:
Stolz und reich war ich und glücklich,
Wie so arm ich wieder bin!

Dennoch sanft in aller Sinne
Tönt es fort in Harmonie'n;
Tief im Herzen bleibt die Freude,
Unvergänglich all' darin.

Schon bedeckte falbes Laub die Pfade; nur der Waidmann hatte noch zu thun in Forst und Gefild. Nach ziemender Weise wurden Treibjagden angesetzt, Jäger von nah und fern waren bereit, mit dem Vater in die Waldung zu ziehen. Reichlicher Gewinn erfreute, sie lobten mit Lust ehrend das Waidwerk. Heiter genoß man das Mahl, die Jugend war zum Gesang begeistert, und Friedrich sagte: „Es erklinge wieder das Lied, das wir im Hain gesungen:

Im Felde schleich ich still und mild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und Liebesthal,
Und ach! mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir nicht einmal!?

Mir ist es, denk ich nur an dich,
 Als in den Mond zu sehn;
 Ein stiller Friede kommt auf mich,
 Weiß nicht, wie mir geschehn."

Bewegt sprach der Vater: „Auf den Blick! schenkt' all' ein! Lippe sag', was wir lieben!"

Man erhob die Gläser. „Wen wir lieben!"

„Und du, Cornelia?" sprach der Oheim.

„Die Freunde, die Gütigen!"

„Doch wohl einen vor allen?"

Augustin hatte das Glas erhoben, es erklang an dem meinen, und wir sagten: „Wahrlich von Herzen!" Geweiht tranken wir.

Augustin stand auf, beugte das Knie vor meinem Vater. „Jetzt darf ich um Ihren Segen bitten — Ihre Einwilligung hoffen?"

Der Vater umfaßte Augustin: „Mit diesem Kuß segne ich dich, mein geliebter Sohn!"

In achtendem Schweigen, freudiger Beistimmung reichte jedes mir die Hand. Bedeutsamer schien mir nun das Leben. Die freie Jugend war dahin, denn ich gehörte Augustin, dem Lose seines Schicksals an. Jeder Tag, all' mein Wollen, ist mit dem Gelübde besiegelt; gerechter Wille kennt den Bund heil'ger Treue."

Die freundliche Geselligkeit, der Güte und des Vertrauens Fülle sollte nun bald gelöst werden, da in wenig Tagen die Abreise meines Vaters bestimmt war. Frau Therese wünschte, daß ich diesen Winter in Burgheim wohnen möchte: „Augustin ist im Frühjahr zu einer Reise genötigt, wie getrübt würden unsere Tage sein, wenn wir sie ohne Cornelia erleben sollten."

Da sprach mein Vater: „Eine Verlobte gehört dem Vater nicht mehr, bei Ihnen ist sie dem Heiligtum übergeben; komm' ich wieder, dann feiern wir den würdigsten Bund!"

In Erwägung so vieler Freuden, die wir allhier genossen, fühlte ich dennoch, daß so manche Blüte verweht, so manches Vorhaben geschwunden sei. Ich traure nicht, denn ich komme ja von den Gütigen zu den Liebenden; dennoch scheuchte der Trennung Bangen mir den sanften Schlaf.

Als wir am letzten Abend in dem Garten vereint waren, kam die Jugend, von ihren Lehrern geleitet; sie sangen beim Harfenspiel, und in der Ferne ertönten Waldhörner in harmonischen Akkorden. Der Konsulent war sehr bewegt: „Ich sehe das Teuerste von mir scheiden. Die Hoffnung will die Wiederkehr nicht verheißen."

Bei Sternenlicht weilten wir, noch umwehet von Sang und Klang. Da nahte der Vater. „Ich scheid nicht von dir, meine Tochter; denn alles wird mir Lust oder Wehe sein, was dir begegnet. Gute Nacht, mein Kind!"

Als ich frühe erwachte, war der Vater und Bruder Karl schon abgereist, bald darauf, als der Teure mir so liebeich „gute Nacht" gesagt. Der Oheim und mein Bruder Friedrich waren auf dem Wege nach Burgheim.

Wenngleich ich nur Freudiges erfahren, war ich doch ernst bewegt, denn ich habe Inniges, Unauflösliches erkannt und entschieden. Da ich bereit war, mit Albert und den Frauen Hohenecf zu verlassen, erhielt ich ein Schreiben vom Vater Burg, worin er bat, den mir gesendeten leichten Wagen samt dessen schönem Gespann als mein Eigentum anzusehn. Nachdem alles geordnet war, verließ ich darin mit Augustin und Albert meine zweite Heimat.

In dichtem Nebel gehüllt, schien mir die Gegend fremd; der Hain war entblättert, herbstliche Stürme tosten, hohl sauste der Wind, Äste fielen krachend nieder, der Sonne letzter Strahl umgoß mit Purpurglut das heimische Thal. Augustin gewahrte, daß ich betroffen, da ich wähnte, wir führen einen andern Weg als den mir bekannten.

„Es ist derselbe Pfad, den du früher in hellem Sonnenlicht durchfahren, — du bist so still und träumend, Cornelia, wie ich dich nie gesehen.“

„Mir ist bang, Augustin, kann aber nicht sagen, warum. Ohne ein Zeichen, ohne Ursach zum Leid, fühle ich mich von Trauer erfaßt. Du sagtest, es sei derselbe Pfad, ich sehe aber die Säulen nicht von der mir bekannten Burg.“

„Cornelia, diese Mauer schirmt die Wiese bis zum See, der Garten und Burg begrenzt. Jenseits liegen die Meiereien, siehe, wie die Ziegel durch den Nebel schimmern, laß uns hier den Wagen verlassen.“

Er führte mich durch die Pforte der Mauer zur Wiese, da erblickte ich wieder eine Pforte mit Gittern umfaßt.

„Im Frühling,“ sprach Augustin, „entfalten sich hier blühende Gewinde, und höher prangt der Blumenflor. Was du nun sehen wirst, schuf Sorgfalt und Laune meiner Eltermutter. Auf dieser Höhe pflegte sie die schönsten Pflanzen; ihr farbiger Glanz lockt den Wanderer und ladet ihn freundlich ein. Aber jetzt ist alles verblüht, entblättert, nur der Same bedarf noch Schutz. Wenn die Natur wieder erblüht, dann erwacht der Vöglein Ruf. Es sind die schönsten Tage, wenn frohlockend die Nachtigall das Johannisfest verkündet. Ach, wenn dann in der Sonnen- glut ich sie nicht mehr höre, dann fühlt das Herz: des Jünglings Leben ist das hehre, das schöne hienieden. Cornelia, beide sind wir noch im Frühling der Tage, nur die Schönheit des Jahres ist vergangen.“

Wir gingen den Park hindurch, und ich sagte: „Werden wir die hohen Bäume im frischen Laube prangen sehen? Die Buchen, die mächtigen Eichen, die Platanen, die ihre Äste in den spiegelnden See tauchen, wie reich, wie schön wird es dann sein!“

„Auch Denksteine wirst du hier finden, Cornelia, vergangener Stunden und erblichener Freunde.“

Ich faßte Augustins Hand. „Sei uns gesegnet, o Leben, denn eilend, eilend muß ja alles dahin.“

„Die Thränen will ich dir trocknen, Cornelia, denn ich, der Glückliche, darf es wohl.“

„Laß uns noch weilen allhier, Augustin, denn der Abend ist schöner, als der Morgen war.“

Dämmrig wurd' es und still, verhüllter noch die Umgebung; mir war, als erfasse Geisteswehn mich in diesem Moment. Doch plötzlich, aus dunkler Tannen Wipfel, brach ein Nordlicht; es rötete die Wellen des Sees, glühend flossen sie dahin — auch die Fontaine in mächtiger Höhe fiel in Feuerstrahlen nieder. In jedem Gewand bist du herrlich, Natur, doch deine Strenge kündet das Nordlicht uns an.

Die Eltern kamen uns entgegen, denn Albert hatte unsere Ankunft verraten. Möglich wäre es nicht zu sagen, mit welcher wonnigen Gunst sie mich segnend umfaßten. Warum mir so viel, allzuviel? Ist nicht jedes zu lichtreichen Freuden berufen? Thränen glänzten in Borne des Dankes. Augustin auch war von Traurigkeit erfaßt. „Gewißlich, Cornelia, wir sind heimisch im Glück.“

Die Tage, die mein Bruder Friedrich hier bleiben konnte, wurden besonders durch Augustin dazu verwendet, die wirtschaftliche Behandlung des Landgutes einzusehen. Hier war alles besser verwaltet als in den Gütern auf der Rhön. Bewährte Ordnung, somit stete und behende Leitung in Feldbau und Gewerbe; Fleiß, Reinlichkeit, auch Friedsamkeit, kein Ermüden, man gewährte der Besonnenheit sicheren Schritt; doch war Frau Therese darauf bedacht, uns in die sogenannte Öde zu führen, die wohl eine Meile fern. Am folgenden Morgen fuhren wir dahin. Vor einem Jahrhundert stand Dorf und Kirche da. Frankreichs Heerscharen hatten es verwüstet, man nennt den Wüterich Melac, mit dessen Namen man heute noch die Bullenbeißer ruft. In Urkunden war zu finden, daß jenes Dorf der Familie von Burg gehörte; sie hatte also Anspruch auf das Grundeigentum des einst öden, wüsten Gefildes.

„Als ich hierher kam,“ sagte Frau Therese, „war noch keine Spur von Anbau auf diesem Bereich, keine Ziege hätte hier Nahrung gefunden; doch wer könnte so guten Boden verwüstet sehen, hier, wo Erdreich und Witterung den Fleiß so begünstigen?“

„Mit Eifer und Hoffnung unternahm ich den Anbau; Hütten wurden errichtet, anfänglich für Futter und Nahrung gesorgt. Jedoch nach einigen Jahren war dies nicht mehr erforderlich, jetzt weiden da Kühe und Schafe. Ich wünschte, o möchte doch hier eine Quelle sein, ließ nachgraben und fand reinen Born. Der Nachbarn guter Rat und Beistand war mir behülflich. Im Sommer ist dieser Pfad von Wiesengrün umgeben. Zwölf Gehöfte sind nun erbaut und jedes hinreichend mit Feld und Baumzucht ausgestattet.“

Der Dheim nahm lebhaften Anteil an dieser Gründung und hatte Hoffnung für ferneres Gelingen. „Eine edle Thätigkeit, würdige Frau, wie zu einem mächtigen Schutzgeiste wird man zu Ihnen Vertrauen hegen. Sie teilen die Sorgen, ja Sie verhüten sie sogar“

Wir zählten schon den 15. Dezember; der Reif war an Scheiben und Bäumen sichtbar; der See wird in wenigen Tagen zugefroren sein. Immer mehr verhüllt der Horizont in dunkles Gewölk. Da kam Albert: „Liebe gute Cornelia, sieh doch

einmal zum Fenster hinaus, die lieben Englein im Himmel droben schütten Blüten hernieder; denn wenn das Christkindlein kommt, muß ganz weiß alles sein. Es wird mir doch auch hier in Burgheim beschenken wollen?" Weihnachtsgeschenke waren in dieser Gegend nicht üblich, und so fragte Frau Therese, was der Knabe damit meine. Da sagte ich von diesem Fest am Weihnachtsabend, von den Geschenken an Freund' und Kinder und mancher Lust, die es uns schon gewährt. Frau Therese gefiel diese Sitte; sie wollte den Christabend auch so begehen; „aber ganz geheim," sprach sie, „niemand darf davon wissen als ich und du."

Ich hatte schon manches zu Geschenken ausersehen, und Vater Burg verriet zufällig, was er wünsche. Ein alter Jäger war mir angewiesen für häusliche Bedienung; ihm sagte ich von dem Vorhaben; auch der Gärtner wurde gerufen; denn beider Rat und Hülfe war vonnöten. „Welche Kammer wählen wir dafür?" Der Jäger öffnete ein Gemach: „Dieses soll im nächsten Jahre eine neue Tapete erhalten und mit Gemälden verziert werden, die unser junger Herr aus den Niederlanden mitbringen wird. Diesen rohen Wänden können die Lichter nicht schaden." „Aber alles so leer, so rauh? eine solche Umgebung ziemt nicht dem schönen Christbaume." Doch flugs war mein Sinn gewandt. „Desto besser, daß es so leer; da wollen wir die rauhen Wände mit grünen Tannenzweigen bedecken, — glänzend — lichtreich zieren. Kein Bedenken noch Widerspruch, und bald war die Kammer mit grünem Tannenreis bedeckt. Gehänge von silbernen und goldnen Nüssen, ein Lustgebild von Äpfeln; auch die vollen Trauben, die man bis Weihnachten allhier bewahrt, waren in Fülle umher gereiht. Den Gärtner erfreute es, die gut erhaltenen Früchte an den Wänden prangen zu sehen. Wohl hundert Kerzen sollten die Christkammer erleuchten und im Kamin lichte Flammen lodern. Am Morgen sagte der Jäger: „Die Kiste des Herrn Forstmeisters ist auch schon hier. Die Feiertage kommt er mit Frau und Kind — bringt Gaben der Jagd, auch was nie fehlen darf, Kastanien, — denn wenn es schneit, trinkt er Punsch und ißt Kastanien dazu."

Es dunkelte schon, als die Tafel gedeckt war. Was ich beschenken konnte, hatte ich umher gelegt: für Frau Therese eine Falge, die ich von der Mutter geerbt, sie schützt Kopf und Schulter und kleidet gut. Für Herrn von Burg war ich besorgt gewesen: der Vater schickte mir für ihn einen Flaschenkeller mit altem Tokayer, dazu einen Pokal mit dem Wappen der von Burg und Hohensfels. Für Augustin ein Jagdgewand; auch Schirm und Tasche mit zierlichem Trageband, das ich gefertigt. In der Mitte des Tisches der bekannte Brautfuchen, der mir auch trefflich geraten war. Alles war bereit — die Kerzen brannten. Der Jäger zeigte an: „Die Kastanien glühen schon." Als die Herren durch unser Wohnzimmer gingen, fragte Herr von Burg: „Wo ist denn meine Frau und Cornelia?" Da wurde die Kammer geöffnet, sie erblickten nun die lichte, grüne Halle mit der Gunst des Herbstes reich geschmückt. Erstaunt sahen sie umher. „Wer hat so schönes ausersehen? Der verschlossenen Kammer gewährte Cornelia den reichen Schmuck, schön wie ein Himmelszelt!" Ja, sie bekränzten mit Lob diese Feier. Nun war ich beschäftigt, den trojanischen Schild, so Madlon mich gelehrt, zu zer-

legen und sagte, wie freudig wir den Tag in Waldaschach zugebracht. Zudem ich lebhaft davon sprach und jedes mir aufmerksam zuzuhören schien, ertönte eine Flötenuhr, welche die lieblichsten Bilder und Tänze spielte. Alter Gesänge Erinnerung umwehten uns wie frische Begeisterung. Augustin überreichte mir ein Kästchen von Ebenholz, mit Perlmutter und Gold verziert. Und als ich es öffnete, war eine Kapelle zu schauen, aus der ich einst am Marienfest die Wallfahrer erblickt, die Umgebung ähnlich der Landschaft, die Bildnisse wie eingehaucht, darunter die Worte:

„Sieh, es wehen der Jungfrau geweihte Fahnen!
 Lieblicher Stern — Zuflucht in Nöten —
 Du, aus des Himmels Höhen, mit leichtem Fittich Begabte,
 Dir nur verdankt in des Sohnes Namen
 Die Erde den Frieden.
 O erscheine!
 Daß deine Huld preise unser Lobgesang!“

Mit Entzücken empfing ich die sinnige Gabe. Ein Service, welches der Elternmutter Augustins wert gewesen, ward mir auch zuteil. Tassen und Kannen aus China, in goldnen Büchsen Kaiserthee, den ich nie gekostet. . . . Der Vater trank aus dem Pokal, reichlich bot der Forstmeister Punsch und Kastanien, und die Knaben wurden mutwillig durch Genuß und Geschenke. Immerhin spielte die Flötenuhr liebliche Melodien — angenehme Erinnerungen zogen vorüber. So wohlgenut fand uns die Mitternacht.

Im reinsten Glanze waren Himmel und Erde. In der Frühe gingen wir zur Messe, ich folgte gern zum Chor der Engel, zum Lobgesang der Hirten — zu der Krippe des heil'gen Kindes — hörte, wie die Orgel tönte, freudig mächtig. Mir war zu Sinn, als sollte ich stets dieses Fest feiern, denn es ist verkündet:

„Seid wachsam, bereitet euch, daß ihr würdig werdet, das Heil zu empfangen.“

Mit dem Panier der heil'gen Jungfrau wogen die Scharen, flehend, sehnd nach dem himmlischen Stern.

Die Gemeinde geleitete uns bis zur Halle der Burg. Gäste waren angekommen aus Stadt und Land, von Berg und Thal gesprächige Genossen. Das Sprüchlein galt in Wahrheit hier: „Bis Groß-Neujahr mach sich keines Sorg — nur Ruh und Weid' — wer's nit kann — dem will im Jahr Glück nit borg.“

Weidlich flohen die Stunden hin — nirgend Arbeit — nur frohe Gäste. So lebten wir in Lust bis Groß-Neujahr . . .

Wolkenlose Bläue, über Berg und Thal, festliche Stille, die Ströme lagen erstarrt durch des Winters Macht, und rasch flogen Jäger mit Beute beladen in Schlitten darüber. Das helle Geläut lockte zu einer Fahrt . . . Die Bewohner hatten alles bereit für Bequemlichkeit und Pracht, denn Mainz war berühmt durch Eleganz und Wohlleben. Frau Therese hatte mir ein Sammethäubchen fertigen lassen, ein langer Spitzenschleier umwand die Locken, verhüllte das Antlitz. Hell strahlte die Sonne, es funkelte und blitzte diamanten die Flur, die wir mit Glocken-

getön durchflogen. Entzückt war die Jugend, die all sich freute des frischen Tages. Kühn lenkte der Führer die mit Pracht geschmückten Rosse — wetteifernd die Chöre im wiedertönenden Trompetenschall. Über den ausgebreiteten Winterteppich kamen, noch fernher, fröhliche Genossen, verlangend, mit uns die Feste zu feiern. In mutiger Freude war der Tag, der Abend erlebt. So sind die Tage des beständigen Jammers, vor allem der Freude, der Jugend geweiht.

Da Thauwetter und der Hornung von südlichen Lüften begleitet war, schwand der glänzende Schleier der Flur. Das Geläut war verstummt — mühslich der Pfad auf der wässrigen Aue. Nun besuchten wir täglich das Treibhaus, in welchem auch ein Salon mit zwei Kabinetten war, in deren einem sich die Büchersammlung befand und von denen das andere für Zeichnen und Malen bestimmt war. Augustin säumte selten, mit uns hier zu sein. Er las gern vor und konnte Gedichte und Sagen erklären; ich erkannte bald, wie ergötzlich die Mannigfalt solcher Anschauung sei; sie beseelt so lieblich, und freudig wird vom Geiste der Geist erfaßt, solch' Erkennen verleiht höhere Entfaltung, verkündet eine reiche Welt, einen mächtigen Herrn.

Morgen und Abend waren Corneille und Racine mir Belehrung, auch Albert war dadurch erfreut, und sein tägliches Gebet: *soumis à sa volonté sainte, je crains Dieu et n'ai point d'autre crainte*. Augustin wollte Britannicus, den Ruhm Racines, vortragen, die Mutter aber den Eid von Corneille vernehmen; manche Szene sprach sie aus — als selbst empfunden — beweint.

„Wie reich ist so innige Begeisterung“, sprach Augustin, „Corneilles mutiger Genius hat Heldensinn, auch Liebe bekannt. Der Wandellose will auf Erden reine Günst empfinden; nur der Geist kann treulich offenbaren, wie es im Leben waltet; naiv, freisinnig, mächtig, beherzt in Einfalt und Wahrheit. Selten vermag der Genius dies Los zu finden; doch hoffet — aus stillem Dämmergrunde dringt der Geist zum hellen Tage. Wohlauf, die ihr noch wachet zu sel'gen Stunden!“

Mit inniger Wahrnehmung empfanden wir Augustins beredte Gesinnung.

O reiches Wort, das in der Brust so muterweckend wiedertönet. Du weißt wohl, Augustin, was des Geistes Schmuck und Leben sei.

Der Frühling knospete all überall. Die Schar der Vögel regte sich im Gesträuch — Albert brachte mir das erste Beilchen. „Wann mehrere blühen, bring' ich dir Kränze, Cornelia“. Als einst die Mutter, Augustin und ich im Salon waren, kam er mit den Gärtnerknaben und brachte sie. „Wir fanden nicht Beilchen genug, da haben wir Immortellen darunter gewunden.“

„Mit zarten Sprossen lockt der Frühling; du fühlst wohl auch diesen Wink der Freude, meine Cornelia?“

Die Mutter faßte Augustins Hand: „Mit jedem Jahr werden die Freuden vermehrt, das Glück erhöht sein“.

„O Mutter, die Gegenwart so reich, so schön, sie wird beleidigt, wenn wir

an eine schönere Zukunft wollten denken. Hoffnung, das Wort hab' ich auch nie verstehen und empfinden können."

"Aber ich, mein Sohn, lebe für die süße Hoffnung, daß liebe Kinder um uns spielen, uns herzlich erfreuen werden."

"Segne den Frühling unserer Tage, Mutter, und laß dir unseren Dank gefallen. Die Zukunft bleibt verhüllt, keiner darf fragen, keiner sie stören wollen. In beglückten Tagen, wo der Stern der Liebe leuchtet, webt dennoch Natur und Schicksal geheime dunkle Pfade."

Tief war ich bewegt von Wonne und Trauer, ich weinte. „Mir ist so bang, sprach Therese, Augustin betrübt mich; — es schwindet die Fröhlichkeit, die Tage entfliehen mit meinem Glück. Laßt uns von dannen gehen; kommt, kommt, wir wollen sehen, ob in der Allee die Bäume sich belauben. O wie zart dies neue Grün, in reichem Schmuck prangt die Natur, so farbenreich im Glanz des Lichts" . . .

Von Wahrnehmungen und Gefühlen bewegt weilten wir in dem Tannenwald — ruhig, schweigend, in Achtsamkeit erfreuend uns des Sonnenlichtes Kraft und Schönheit.

Gewiß, in solcher Stunde gedenkt keines an des Verhängnisses Schwüle. In Frieden harrten wir, bis Albert rief: „Man verlangt nach eurer Gegenwart."

Meist nahm Augustin das Zeichenbrett auf seinen Wanderungen, um das Landvolk in seiner Betriebsamkeit darzustellen. Die Eltern waren besorgt um ihn, da er öfter in später Dämmerung zurückkam; einstmals brach schon die Nacht ein. Im Salon, nahe der Allee, harrte ich seiner, eilte dann auf die freie Straße. Der Vollmond erhellte die Ferne, wie Fittiche wehten die Wipfel der Pappeln, ich lauschte. Indem ich so harrend weilte, toste der Sturm in langen Lauten an mir vorüber. Die Windsbraut hat solche Töne. Gen Himmel blickend, den reich gestirnten, zeugten auch die Sterne: „Eile, eile!" Ich ging fürder; endlich sah ich Augustin an einen Baum gelehnt. Ich stand betroffen und sagte zu ihm: „Hast du gerufen?"

"Cornelia, vernimmst auch du so klagende Töne?"

"Ich verstehe dich nicht, Augustin, auch hat kein Schreck sich mir genah't; ich vernahm nur des Windes unheimliches Tosen. Doch laß uns zu den Eltern, sie sind besorgt um dich."

"Ich suche Ermüdung, um in festerem Schlummer den Traum zu verscheuchen, der immer in gleicher Gestalt, doch lebhafter wiederkehrt!"

In Besorgnis hatten die Eltern seiner geharrt.

"Augustin," sagte die Mutter, „wir sind Mitgenossen deiner Zeit, laß uns nicht einsam trauern, denn wie wäre Ruhe und Freude ohne dich!"

"Der Reichtum der Liebe ruht in dir, Mutter, du wirst stets meiner gedenken."

"Gedenken wohl, aber ich sehne mich nach der lebendigen Gegenwart."

Am folgenden Morgen kam Augustin, sprach: „Folge mir, Cornelia, ich will von dem Traum sagen, der immer wiederkehrt; auch bekennen, wie so Sonderliches mir erscheint.“

Er führte mich die Treppe hinan und entriegelte eine Kammer. Was ich hier sah, war altertümlich in Gerät und Form. Waffen und Speere bewiesen, wie das Geschlecht der von Burg schon vor den Kreuzzügen zum Ritterstand gehörte. Da waren Helme, Harnische mit Wappen und Namen dessen, dem sie angehört hatten, bezeichnet. Auch viele Bildnisse allda; die Frauen in Behaglichkeit, die Ritter mutig und ernst. In der Mitte ein Tisch mit buntem Teppich behangen, darauf Seltenes aus dem Orient, Schmuck von alter Fassung und manch' köstliches Gemälde von Filigran umziert. Mit einem grünen Gehäng war ein Teil des Zimmers bedeckt. „Die Bildnisse der lezt Verstorbenen,“ sprach Augustin und zog den Vorhang zurück. „Dies ist mein Großvater, und jenes dessen Gattin. Auf diesem Gemälde, Cornelia, siehst du einen Turm; er bezeichnet die Straße, in der Dorothea, so hieß meine Großmutter, einst gewohnt.“ Die südlichen Blumen, die seltenen Vögel in prächtigem Gefieder — Welch' schöne Umgebung, würdig der edlen Gestalt. Erwartend stand sie an einen Tisch gelehnt, auf welchem Zeichnungen lagen, hielt eine Rolle, als wolle sie dieselbe darreichen. Auch ein Hündchen war zu schauen, aufhorchend, als ob es einem Kommenden lausche. So Leben und Zauber. „Augustin, ich sehe dein Auge in dem der Eltermutter, sage, wie sie in unsere Heimat kam.“

„Als Krieger war der Großvater in den Niederlanden, er sah Dorothea, die Tochter eines Malers. Es war vom ersten Anblick weder Wahl noch Zweifel; unerschütterlich war sein Entschluß, nach der Eltern Einwilligung Dorothea als seine Gemahlin in seine Heimat zu führen. Schönheit und Edelsinn war beiden eigen; der Vorfaß, für ein herzliches Glück zu leben, der Wille ihrer Seele. Jahre entwichen in Liebeshuld, in Bedachtsamkeit und Güte. Als Wittib hatte sie das Besitztum aufs Sorglichste verwaltet, während ihr Sohn, mein Vater, in Wien war. Durch seine Rückkehr mit Therese ward ihr Herz erfreut, noch mehr durch die Geburt zweier Enkel. Als Kind meist ihr nahe, ward ich von ihr belehrt, belohnt; später einem Lehrer vertraut, den du auch kennst, Cornelia, den Kaplan, unsern würdigen Freund. Aber auch jetzt ihr nicht fern, denn unsere Kammern waren neben einander, der erste Laut ihr Morgengruß, des Abends ihr Segen. Nie bemerkte ich die mindeste Irrung bei Dorothea und Therese. Als mein jüngerer Bruder gestorben, äußerte die Großmutter heftigen Schmerz, der sich nicht versöhnen wollte. Bei Nacht stand sie auf, kam an mein Bett und fragte besorgt: „Lebt Augustin?“ War ich fern, blieb sie bekümmert und sandte aus, mich heim zu holen. Oft rief sie: „Bist du es? eile, eile, zu mir, du Einziger!“ Dieser Zustand deutete wohl auf schleunige Abnahme ihrer Kräfte . . . Früher schon blieb sie tagelang allein; von da an verließ sie ihre Kammer nicht wieder. So ein Schweigen, Hinschmachten. In der Dämmerung war ich ihr nahe; da sie mich einst nicht begrüßte, sagte ich: „Siehe, Großmutter, ich habe dir Brot und Wein gebracht.“ Da sie nicht sprach, dachte ich, es ist wohl gut,

daß sie so sanft schläft, holte die Lampe und kniete vor ihr. „Ach, wie bist du so bleich, Großmutter? und so früh eingeschlafen!“ Da kam zu uns ihr Sohn, mein Vater, sah seine Mutter lange bedenklich an, war erschreckt. Dann sie umfassend drückte er Dorothea die Augen zu. Den Lehnstuhl ziehst du hier — das weiße Gewand — den Sammetmantel, der sie damals umhüllte. Ja, sie war noch im Tode schön. Daß sie sterben würde, lag mir so fern, daß ich den Gedanken auch bei ihrer Leiche nicht fassen konnte. Im Traum, da lebte sie, da winkte sie mir, und ich vernahm ihre Worte: „Du Einziger, eile, eile zu mir!“

Unzählige Mal, ach! unzählige Mal ist sie mir beim Erwachen wieder gestorben, und ich weinte wie damals, als ich vor ihrer Leiche kniete. Während vieler Jahre war dieser Traum nicht wiedergekehrt, allein in diesen Tagen, jezo verfolgt er mich; doch nicht wie vormals, in dem weißen Gewand, mit dunklem Mantel umgeben, sondern vollkommen, wie du sie auf diesem Bild erblickst, in Anmut reicher Jugend, als sehnte sie zu des Lebens Banden. Und wenn sie im Traum nahez, sich zu mir neigt, dann hör' ich deinen Namen, Cornelia, oder ich habe ihn ausgerufen und bin erwacht. Wenn sonst ich weinte, erbebe ich nun, was soll das mir?“

„Ja, Augustin, ich erblicke beseelt das Bild, die schöne Gestalt gehoben, als wolle sie nahen; das Aug' so licht, es ist ihm höhere Macht verliehen. Sie winkt auch mir — ich bete zu ihr, geheiligt ist sie uns, so ist das Gebot der ewigen Liebe.“

Da entwand sich Augustin, öffnete das Fenster, blickte zu den flutenden Wellen und schwieg. „Dahin senkst du den Blick? willst du den Zauber wieder locken? O warum, Augustin, verbirgst du dich mir und dein leidvolles Sinnen?“

„Ach, könnt' ich in des Aethers Bläue, in den Wellen des Sees die Ahnung, den Harm, versenken!“

Als er dann wieder zurückschaute, mir die Hand reichte, sprach er: „Mir ist freier zu Sinn, da ich Dir bekannt; wer mir im Schlummer erscheint, was mich also erfaßt. Vergebens sage ich: es ist Traum und Wahn, es spricht lebhafter in mir: Alles ist Traum und Wahn — du gehörst den Tagen nicht mehr.“

„Augustin, ich verstehe diesen Traum, auch den Abgeschiedenen bleibt die Sehnsucht. In der Einsamkeit reden die Unsichtbaren zu uns. Mutterpflege übt die Selige noch. Scheue nicht diesen Traum, er ist im Bunde heil'ger Treue.“

Ich zog den Vorhang über die Gemälde, und wir verließen die Kammer, welche von Augustin wieder sorglich verschlossen wurde.

Nun im geheimen Verständnis mit ihm war unsere Rede meist anderen verhüllt. Was das Irdische veredelt, was die Ewigkeit hoffen läßt, war in unsern Mitteilungen verschwistert.

„Du gedenkst wohl noch deines ersten Besuchs allhier, Cornelia? Wie die Mutter und dein Vater sich nach dem Mittagsmahl entfernt hatten, da führte auch sie ihn in jene Kammer und fragte, ob er wohl seine Tochter einem nicht mehr ebenbürtigen Geschlecht vermählen würde.“

„Wie könnte für Cornelia eine Verbindung würdiger sein, als mit dem Sohn

so teurer Freunde," erwiderte der Vater. Dennoch sagte er, daß er die Rechte der Ritterschaft achte. Es darf kein Stein verrückt werden, sonst stürzt das Gebäude. Der Adel hat sowohl Billiges als Notwendiges beschützt und gefördert, Einsicht geschaffen, die nur der Prüfung, dem Nachdenken verständlich werden kann. Dennoch vermag ich keineswegs die Dauer dieser Verhältnisse zu verbürgen. So sprach der Vater."

In der Folge sagte mir Augustin manches von seinen Reisen und Bekanntschaften. Wir dachten beide: In voller Kraft steht uns das Recht des Lebens — in schönster Blüte Zuversicht."

Ich teilte nun mit Albert die Zeichenstunden und begleitete Augustin meist auf seinen Wanderungen. Als wir über frisch gepflügtes Feld gingen, stand ich befangen, vernahm weder seine Rede noch konnte ich Worte finden. Wer hat nicht getrauert und begraben? „Was fesselt dich also, Cornelia? du senkst den Blick — wie bebt deine Hand?“

„Schweigen ist dem Herzen oft geboten, so auch mir in diesem Augenblick.“

„Dennoch ist mir dein Gefühl bekannt, der frische Duft dieser Erdschollen zieht magnetisch an, es ist der Duft des Lebens und des Grabes, der zu uns aufsteigt.“

„Ja, Augustin, du sagst, was ich empfindend gedacht; Bedeutung giebst du der Gesinnung jeden Augenblick. In stetem Wechsel schafft und zerstört die Natur.“

„Es waltet auch ewiges Denken — heil'ger Wille. Das Leben kann das Nichts — den Tod nicht denken. Der Gläubige weiß von dem Leben des Geistes; Heil dem, der dem Ewigen sich weihet; er lebt — Leben der Unsterblichkeit. Wir erben von den göttlichen Sehern; sie bahnten den Weg, auf dem wir fürder schreiten — wir folgen dem Lichtstrahl; denn unablässig will der Geist genährt und gepflegt sein.“

„So lebten auch, die wir als Heilige preisen; sie suchten die Stille, um in Scheidung sich dem Göttlichen zu weihen. Jedes Bündnis beruht auf Einheit; Religion ist selige Einigung.“

„Einigung habe ich in dir erkannt, Augustin — jedes deiner Worte ist mir Erleuchtung; der Gedanke, den du aussprichst, ist mir Leben; mit dir zu denken ist meine Lust, und ich scheue, anderer Gesinnung zu begegnen, denn unhold und widrig ist mir ihre Deutung, auch die Jugend wird erst dann heiter und geschwätzig, wenn du fern; sie meiden deinen Blick, fürchten dein Urteil — und die Alten, die strenge Gesinnungen hegen und so vertraulich zu der Mutter die Tage schmähren, wo Glaube und Lehre nicht gefördert, kein Stein über den andern mit Eifer geschichtet wird. Auch dieser zornvolle Eifer mildert sich in deiner Nähe.“

„Ich vermeide keins und liebe die Jugend; sie ist der Zukunft Glück oder Leid. . . . Ich achte die Gegenwart, würdige jede Stunde; sonst scheint leicht der hellste Tag getrübt, und wir verschmähen die Stimmen der Wahrheit und Natur. Schaue hin, Cornelia, es nahet uns die liebste Gegenwart; ich sehe fern die Mutter.“

Frau Therese rief: „Kommt mit mir, Kinder, ich will euch zeigen, was ich gepflanzt und gebaut habe.“

Wir fuhren darauf in eine Waldung, die sie zu einem Park umgeschaffen. Eine Meierei und einen Pavillon hatte sie daselbst errichten lassen; Tischler und Maler waren noch darin beschäftigt.

„Erkenne, Augustin,“ sprach sie, was ich für dich eronnen; ich mußte stets an dich denken, und wie kann man das anders, als wenn man für die Geliebten sorgt und schafft. Das Fest, welches ich hier bereiten werde, will ich jetzt nicht schildern, kehre nur bald zurück, dann hoff' ich Lob und Dank zu ernten. Augustin küßte der Mutter Hand: „Als hätt' ich alles schon erlebt, genossen, so dankt der Sohn.“ Eigner Zauber war für mich in dieser Waldesnacht — Verborgtheit in dunkler Schatten Gewinde.

„Hier will ich deiner gedenken, Augustin, der Erscheinung am Marienfest und der schönen erlebten Tage.“

Spät fuhren wir nach Hause. Im Schloß fanden wir Freunde, auch sagte uns ein Schreiben, daß wir noch andere zu erwarten hätten. Sie waren Augustin bekannt, und bedacht war er, sie zu erfreuen. Man fühlte wohl, sie hatten Zuversicht zu ihm und Wohlgefallen, mit ihm zu sein. Die, so Wünsche nährten, wollten sie nur ihm vertrauen. Jedes hat Geheimnisse und kann sie nur dem Freunde bekennen. In Augustin fanden sie einen Weisen, der Rat und Beistand verleihen konnte, und ich gönnte ihnen das Glück, ihn zu sehen und zu lieben. Es nahete der Tag, wo Augustin uns verlassen sollte; früher hatte mir der Gedanke um seine Abwesenheit kein Leid verursacht, kein Bangen gegeben; doch nun war mir zu Mut, als entschwände er auf immer. Ich fragte die Mutter Therese, ob wir ihm nicht folgen dürften. „Mein Sohn ist aufgefordert, seinem Erbrecht persönliche Geltung zu geben, da ein Vermächtnis des Großoheims ihm zu teil geworden. Es ziemt sich auf keine Weise zu folgen; doch sei getrost — nach kurzer Abwesenheit werden wir ihn wiedersehen, und sein Anblick wird uns dann noch mehr erfreuen.“

Da die Freunde viele Tage bei Augustin verweilten, ward die Mitteilung der Hausgenossen dadurch gehennt. Zuorkommend, gefällig, ihnen gern gewährend, war Augustin den Freunden hingegeben. Der Vater ehrte die Sympathie, so unter ihnen waltete, teilte gern freimütige Unterredung.

Obwohl wir noch unter einem Dache wohnten, schrieb ich dennoch an Augustin: „Still und träumend schleich' ich umher; — du bist den Freunden hingegeben, dies trübt mich nicht. Ich ehre die Sympathie, fühle sie ja. So frage ich dich — und mein nächster Gedanke ist deine Antwort. Ich lausche jedem deiner Worte, folge so gern deinem Winke — mein Herz versteht dein Gebot. Seit deinem Bekenntnis über Dorothea hat ein leises Wort — ein Blick von dir noch ernstere Bedeutung für mich. Ich bewahre teure Zeugnisse und möchte zweifellos, mutig sein; aber alles gehört der Zukunft an. Ach! ich flehe wohl vergeblich um die Dauer dieses Glücks; dennoch kann ich nicht sagen, wie mich deine nahe Trennung erfaßt; mir ist, als empfände ich Leiden, die nahen werden. O Herz! hast du es vorempfunden? Uns ist ein so reiches, schönes Leben; was kann dem folgen? Ich empfinde das Leid eines sehnenden Verlangens, nie wieder errungen.“

Du wirst mich nicht verkennen, Augustin, wenn ich bitte: verzögere diese Reise. Wie sehr bin ich verändert, vormal's hatte ich den Sinn, der nur hofft, nicht fürchtet; ich weine lächelnd und weiß nicht, ist es Freude oder Ahnung dunkler Klage. Den Harm — mein Leid — kann ich nicht verteidigen: allein dir, Augustin, muß ich ihn bekennen, dich darf ich nicht im Irrtum lassen über meine Gefinnungen. Der Mutter kann ich nicht davon sagen, sie würde mir zürnen. Ich bin verhüllt in Furcht und Zagen; daher flehe ich: verzögere deine Abreise! Gute Nacht!"

„Das Blatt, Cornelia, so du mir gestern gesandt, werde ich treulich bewahren. Auch ich lebe in Gefinnungen, die mir früher fern, gänzlich unbekannt waren.

Den Trübsinn habe ich überwunden, der Traum eines Traumes war. An unser Finden und Erkennen, an dein Dasein, Cornelia, reih' ich meine Tage und weiß von der Beständigkeit. Es ist Verhängnis — ich habe den Entschluß der Reise fassen müssen; ich scheide mit Zufriedenheit und überlasse dich mütterlicher Obhut. Unzertrennlich ist vom Leben das Verlangen nach immer erhöhtem Wohl; Auch du, Cornelia, wandelst nach einem Ziele, das selten erkannt; dies hast du nicht durch andere gewonnen; es ist dein eigenes Sein, das unbedingte Sehnen nach dem Göttlichen. Auch die Flamme dieses Bewußtseins liebst du in mir. Wir streben nach dem Guten und verehren das Heilige. Die nächste Stunde bringt uns nach Hohenock, in jene Auen, die frühen Zeugen meines Glücks.“

(Fortsetzung folgt.)



Über das Tierische im Menschen.

Von

Bernhard Langkavel.

Vor einigen Wochen wurde mir von dem Chefredakteur die ehrenvolle Aufforderung für die „Deutsche Revue“ einen kleinen Aufsatz „Über das Tierische im Menschen“ von der Länge einiger Seiten zu übersenden. „Von der Länge einiger Seiten“? Wäre das nicht, dachte ich bei mir, sogar in neuerer Zeit, die durch die kolossale Menge bedruckten Papiers vor der guten alten Zeit so gewichtig hervorragt, eine pure Verschwendung? Würde es nicht genügen mit Bekkerscher Brachyologie in Uncialen den Ausspruch Scheitlins hier herzusetzen „Alles Tier ist im Menschen, nicht aber aller Mensch im Tiere“? Ich möchte es meinen; aber da die „Deutsche Revue“ nicht Sammlungen von Sentenzen den Lesern bietet, sondern und zumal in ihren naturwissenschaftlichen Abschnitten auch Gründe und Beweise denselben vorzulegen die Verpflichtung hat, so dürften dieselben auch hier trotz der Autorität Scheitlins nicht fehlen. —

Zu den mannigfachen Glaubenssätzen, die wir in früher Jugend als bare Münze hinnehmen und lieb gewinnen, deren wir aber im späteren Leben uns

entschlagen, falls nicht ein verstandesmörderisches Denken zu ihrer Verteidigung herbeigezogen wird, gehört auch jener, daß der Mensch geschaffen wurde zum Ebenbilde Gottes, und egoistische Eitelkeit in ihrem eigensinnigen Beharren auf dem einmal geschriebenen Worte, in ihrem Pilatismus literarius, war gewohnt den menschlichen Körper als ein Meisterwerk der Natur zu betrachten. Aber wie das bewaffnete Auge des Astronomen Flecken sogar in der Sonne fand, so spürte auch das unbewaffnete des Anatomen und Physiologen im Körper des Herrn der Schöpfung Fehler auf, die den vermessenen Ausdruck eines Ebenbildes Gottes in argen Mißcredit brachten.

Weshalb besitzt denn unser Körper in der Mitte des vorderen Theiles des Halses, dicht vor dem Bogen des Ringknorpels, eine an Blutgefäßen reiche Drüse ohne Ausführungskanal, jenes Organ, das wegen der Ähnlichkeit mit einem in seinen zwei Hörnern nach oben gerichteten Halbmonde Schilddrüse genannt wurde? Ihre jetzige physiologische Bedeutung ist völlig unklar; sie entartet häufig, vergrößert sich beträchtlich und bewirkt dann den häßlichen Kropf, den einstens nur die Könige von Frankreich durch Sympathie zu heilen vermochten.

Wozu dienen uns jetzt noch die Thymusdrüse und die Mandeln, jene platt-rundlichen, drüsigen Organe von sehr wechselnder Größe im hinteren Theile der Mundhöhle, die dem Kinde, wenn es auf die Welt kommt, noch fehlen, sich in den ersten Lebensmonaten entwickeln und häufigen Erkrankungen unterworfen sind? Warum schließt sich an den Dickdarm bei der Eintrittsstelle des Dünndarmes ein kurzer, weiter, sackförmiger Anhang, der sogenannte Blinddarm? Nur deshalb, damit bestimmte dort hineingelangte Stoffe Ursache des Todes für das Ebenbild Gottes werden können?

Weshalb hat die Speise- und Luftröhre diese bedenkliche gemeinsame Ausmündung? Der Apparat des Kehldeckels soll letztere schützen, schützt aber durchaus nicht hinlänglich.

Früher priesen teleologische Träumereien das menschliche Auge als die vollkommenste Leistung der Schöpfungskraft der Natur. Jetzt jedoch wissen wir, daß dies Organ ein fehlerreiches, unfertiges Werkzeug ist für die Berrichtungen, zu denen es dient, mit welchen aber dennoch unser Geist die Glorie des Sternenhimmels, den farbenprächtigen Untergang der Sonne, das schillernde, wallende Meer, die stillen Blumenreize und die menschliche Gestalt in Genuß zu verwandeln vermag.

Von andern rudimentären oder verkümmerten Organen als Kainszeichen von Erbschaften aus dem Tierreich möchte ich hier nur noch erwähnen die auf Warte-geld gesehten Ohrmuskeln, mit welchen bei uns nur sehr vereinzelt und erst nach längerer Übung manche die Ohren bewegen können, und den verkümmerten Schwanz, der beim Weibe sogar um einen Wirbel länger ist als beim Manne. Seit einer Reihe von Jahrhunderten sind diese rudimentären Organe für den menschlichen Körper völlig unbrauchbar, ihre Berrichtung ging verloren; das „Danaergeschenk des Blinddarmes“ war in seiner unverkümmerten Größe den mit dichtem Haarfleide ausgestatteten Urahnern, wie es noch jetzt der fünfmonatliche Embryo zeigt, bei

ihrer meist vegetabilischen Nahrung zur Verdauung sehr nötig. Wie die Tiergebilde in den verschiedenen geologischen Perioden von Schicht zu Schicht sich ändern, so wird auch der Mensch diesem Gesetz der Veränderung, Entwicklung unterworfen gewesen sein; die Vorfahren der Menschen muß man außerhalb der Menschheit suchen. Neu ist die jetzt zur Geltung gekommene Theorie nicht, denn schon in den vom unvergeßlichen August Boeckh mitgetheilten Scholien zu Pindar lautet es ganz darwinistisch, daß die Menschen τετραποδιστὶ τὸ πάλαι περιπατοῦντες ἀνέστησαν. Wenn nun die Menschwerdung der Tiere nicht urplötzlich an einem Tage oder in einer Nacht stattfand, wenn sie im Gegenteil überaus langsam und unmerklich von statten ging, wie man ja auch von einem einzigen Getreidekorn, das zu anderen gelegt wird, nicht sagen kann, daß durch dieses eine allein die Getreidekörner zum Haufen würden, so darf man streng genommen auch nicht von einem ersten Menschen sprechen. Jahrtausende andauernder, veredelnder Veränderungen waren nötig. Einen ersten Menschen hat es niemals gegeben, auch nicht einen ersten Hasen, Kanarienvogel, Mal, Hummer, und noch viel weniger ein erstes Rennpferd. Der Mensch war schon (implicite) da, als er noch nicht da war. Die in die mosaïsche Schöpfungsgeschichte aufgenommene Anschauung von dem Menschen als einem Ebenbilde Gottes ist nicht allein durch die kritischen Forschungen nach den Quellen, aus welchen jener Bericht floß, wesentlich geklärt und geläutert worden, auch die naturwissenschaftlichen Untersuchungen unseres Jahrhunderts haben uns gelehrt, unter einem andern Gesichtswinkel die Frage nach dem Unterschiede von Mensch und Tier zu betrachten; daß derselbe für alle spätere Zeit der richtige sei, wer wollte das behaupten? Für das Maß unseres gegenwärtigen Wissens ist jene Hypothese, nach welcher die Urform aller Wirbeltiere ein mit Kiemen versehenes Geschöpf war, von dem Spuren sogar noch im menschlichen Körper nachweisbar, eine solche, aus der manches bisher Unverständliche sich begreifen läßt. Hat der denkende Mensch sich den blindmachenden Einflüssen überkommener Vorurteile entwunden, so wird er in dem niederen Stamme, dem er entsprossen, den besten Beweis für den Glanz seiner Thätigkeiten finden, und er wird in dem langen und langsamen, aber sicheren Fortschritt durch die tief verschleierte Vergangenheit einen vernünftigen Grund erkennen, um glauben zu dürfen an eine uns gegenwärtig kaum faßbare, in weitester Ferne liegende, viel höhere und edlere Entwicklung des Menschengeschlechtes. Wenn auch in dem verwickelten Rädergetriebe unserer Erduhr an manchen Stellen zeitweise einzelne Räder keinen Fortgang zu zeigen scheinen, so greifen nahe stehende doch bald mit ihren Zähnen fördernd wieder ein. Nach Westen flieht die Weltgeschichte, ist ein bekanntes geflügeltes Wort; aber mit Ausnahme der Endpunkte unserer Erdachse giebt es überall ein Westen und Osten. Unserer alternden Ostseite liegt im Abend zwischen zwei Ozeanen ein weites Gebiet mit jungem Völkergemisch gegenüber. Wenn demaleinst auf jenem Schauplatze höhere Aufgaben gelöst werden, dann treten vielleicht Europas Völker pausierend aus dem geschichtlichen Bordergrunde zurück. Sobald die Sonne bei uns in Mittag steht, röten ihre ersten Strahlen die Küstengebiete jener westlichen Welt; auch die Gefilde der Tochter des Okeanus und

der Tethys wurden einst von solcher Morgensonne der Kultur belebend beschienen, und wie wir gegenwärtig als Produkt der Sonnenstrahlen vor Nonen die Steinkohlen herausgraben, um mit ihnen uns Wärme und Licht zu schaffen, so ist der Hauptzweck unserer prähistorischen Forschungen, aus der Erde Schoß hervorzuziehen, was uns Licht zu geben vermag über die früheren Volksstämme Europas weit jenseits aller Geschichte. Helios Strahlen bringen uns Morgen und Mittag, aber auch die Nacht, und die Zeiger unserer Erduhr rücken unaufhaltsam weiter und weiter. Wie, geologisch gesprochen, die Gliederungen unseres Welttheiles nur eine flüchtige Erscheinung sind, so wird auch sein sittengeschichtlicher Wert dem Lose alles Vergänglichem sich nicht entziehen können. Ist dann in jener noch unmeßbaren Zukunft das Uhrwerk alles Lebens hienieden abgelaufen, ist unser Erdball dann Selenens Antlitz ähnlich geworden, wozu diente der unausgesetzte Kampf ums Dasein bei Pflanzen, Tieren und Menschen?

Es mag viele, wenn sie in einem palaeontologischen Museum die mannigfach gestalteten Gerippe vorweltlicher Tiere sinnend betrachten, bei dem Gedanken an die unmeßbare Zeit, welche das Menschengeschlecht in seiner steten Entwicklung und Bervollkommnung noch in der Zukunft dunklem Schoße vor sich hat, ein unheimlicher Schauer befallen, daß wir gegenwärtig vielleicht auch nur eine ähnliche Greuelstufe seien, daß trotz aller hohen Meinung von uns, unserem Wissen und Können, in uns das körperlich und geistig Tierische noch gar sehr das überwiegende Element bilde, daß das Thun und Treiben der Menschen häufig nur eine potenzierte Tierseele offenbare. Von diesen „Nachtseiten“ der menschlichen Seele mögen die nachfolgenden Zeilen nur einzelne, die sich vornehmlich auf den Erhaltungstrieb des Individuums und der Gattung beziehen, hervorheben; wir alle acceptieren zwar, daß das *βλασφημεῖν κατὰ τῶν τετελευτηκότων οὐχ ὄσιον*, aber noch viele halten für *ὄσιον* (oder menschlich, nötig?) die Blasphemie der Nebenmenschen und finden nur zu gern am eignen lieben Ich die Lichtseiten.

Das bekannte Wort des englischen Dichters *Man wants but little here below*, das auch heute auf manche Naturvölker noch Anwendung findet, charakterisiert wohl nicht minder jene frühesten Zustände des Genus *Homo*, in denen die Magenfrage über Sein und Nichtsein entschied. Zeige deine Zähne, und ich will dir sagen, wer du bist, ist gegenwärtig für Mammalogen ein Axiom. Das Urgebiß der Bimanen und Quadrumanen enthielt außer den zwei Schneidezähnen oben und unten auf jeder Seite drei Praemolaren und drei Molaren, mit denen sie schlecht und recht den Selbsterhaltungstrieb befriedigten und wie alle andern organischen Wesen zerstörend und vernichtend gegen einander wirkten; denn der „Friede in der Natur“ wird stets nur eine *licentia poetica* sein. Vom Golf von Neapel aus gesehen erscheint das Fort St. Elmo hoch, ja unersteiglich; aus dem Garten von Camaldoli sieht man es tief unter sich, und es scheint flach zu liegen. Wenn wir von solchem höhern Standpunkte aus mit „entzückender Aussicht“ die Schönheit und den „Frieden in der Natur“ bewundern, denken wir nicht daran, in welcher Absicht der Raubvogel rüttelt, wir sehen nicht die Tausende von Tieren, welche an den nährenden Pflanzen hastend die „friedlichen Herden“ hörnertragender

Gaustiere ihres Lebens berauben, wir bemerken nicht das Schlachten der Ameisen im Thale, das Morden und Rauben der Käfer, das Blutsaugen schmarozender Insekten, auch nicht den Maulwurf, der in seiner Gefräßigkeit nur ein Vergeltungsrecht ausübt, um von den allbekanntem größern und kleinern Raubtieren zu schweigen. Wer gedenkt auch an mehr oder minder reich besetzter Tafel des schonungslos zerstörten Lebens von Pflanzen und Tieren? Nicht „Friede auf Erden“ sondern Krieg aller gegen alle ist die thatsächliche Wahrheit, welche Albert Möser in die Worte faßt:

Der Kampf ist Weltgesetz, das lern' verstehn,
Und was da lebt, muß kämpfend sich erhalten;
Wenn es sofort nicht will zu Grunde gehn,
Wag' es den Streit mit feindlichen Gewalten!

Den Nebenmenschen auf gleiche Stufe mit dem erbeuteten Schlachtvieh zu stellen, war in jenen weit vor aller Geschichte liegenden Zeiträumen naturgemäß, und die noch gegenwärtig hier und da auftretende Anthropophagie bildet die letzten Ausläufer jenes graufigen Brauchs, des Verzehrens anderer zur Erhaltung des eigenen Lebens. Der Erhaltungstrieb ist bei Tieren und Menschen derselbe. So wenig ein Raubtier, das durch List, Gewandtheit, Stärke andere Tiere überwindet und durch sie sich erhält, wähnt ein Unrecht zu begehen, eben so wenig hatten und haben die Naturvölker unsere Anschauungen, durch Raub und Mord ein Unrecht zu thun. Wir dürfen sie nicht nach unsern Begriffen von Moral bemessen; sie kennen nicht „liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Doch, wohin gehören Stellenjägeri, Getreidespekulationen u. s. w.? Bei den Asiaten kann Diebstahl jemanden zum „Heiligen“ machen. Butakoff kam einst bei dem in hoher Verehrung stehenden Denkmal des heiligen Düstán am Ufer der Irghis vorüber; er fragte einen Baschkiren nach den Verdiensten des Heiligen und erhielt die nicht für jene Gegenden allein zutreffende Antwort: Der Düstán hat viele Kameele und Hammel gestohlen, das hat ihn reich und endlich zum Heiligen gemacht. Daß der russische Reisende nach einem langen Gedankenstriche hinzufügt: „gar nicht übel; aber ist es in der . . . Welt etwa viel anders,“ teile ich nur deshalb mit, weil in dem Leser gewiß dieselbe Ideenassoziation sich einstellen wird. Wie bei dem Tiere die Raubsucht erblich, sogar dasjenige, in dem dieselbe am besten ausgebildet ist, vor den andern im Kampfe ums Dasein (hebräisch milchemeth hachaim) bevorzugt ist, so treten auch beim „Kulturmenschen“ öfter Hang zum Diebstahl und zur Gaunerei erblich auf; Adolf Lagarde, T. Färber aus Weißensee und der nach Menschenfleisch lüsterne Schotte nebst seiner ebenso gearteten Tochter würden bei manchen Naturvölkern psychische Stammbäume hoher Verehrung geworden sein.

In den historischen Zeiten sehen wir nur noch im Zweikampf die Hand des einen gegen den andern zum tödlichen Streiche erhoben, aber Rotten, Stämme, Völker, Nationen scharen sich zusammen nicht um des Feindes Leiber sich zu assimilieren, sondern getrieben von Mordlust, Herrschsucht und andern tierischen Leidenschaften. Ging das Schlachten in den „Schlachten“ los, dann zeigte sich

ganz unverhüllt das Tierische im Menschen oder sein Rückfall zur Bestie, ganz gleichgültig, ob der Feind ein „Mitbruder“ in Zeus, Allah oder gar in Christo war. Auch dressierte Tiere mußten menschlicher Mordgier beistehen und dafür büßen. Wer war in Amerika tierischer, die Bluthunde der Spanier oder ihre Herren, die Hunde jenes Erzbischofs von Salzburg oder er selber, der 1537 einen Bauern, welcher einen seinem Acker verderblichen Hirsch erlegt hatte, in die Haut des Tieres nähen und von ihnen zerreißen ließ? Sogar das leichengewohnte Roß Napoleons I. bäumte sich, als er auf dem Schlachtfelde von Borodino zwischen 60 000 Leichen einherritt. Ihm gegenüber hatte Cuvier den Mut zu sagen: Sire, les conquêtes d'Alexandre ont été perdues bientôt après sa mort, mais les oeuvres d'Aristote se lisent encore tous les jours.

Man nennt's Vernunft und braucht's allein
Um tierischer als jedes Tier zu sein.

Der zu früh verstorbene Karl Sachs schildert in seinem Buche „Aus den Planos“ treffend den Ausdruck des „verzehrendsten Blickes“ des Neides und der Habgier bei Eseln, die andere Mais fressen sehen. Ähnliche Blicke können wir auffangen während der Fütterungsstunden in den zoologischen Gärten nicht allein vor den Raubtierhäusern sondern auch in den Gehegen körnerfressender Vögel, und von der virgilischen auri sacra fames an zeigt uns die Geschichte diese tierische Eigenschaft nicht ausschließlich an dem profanum vulgus, sondern nicht minder an den „Spitzen“ der Gesellschaftskreise verschiedenster Zeitalter und fernster Gegenden.

Ein jeder strebt mit eigensücht'gem Hang
Dasein für sich und Wohlsein zu erwerben,
Und wenn ihm nur der große Wurf gelang,
O wohl, dann mag die ganze Welt verderben.

Wäre die Geschichte wirklich die große Lehrmeisterin der Völker, wenn auch nur dort, wo man sich der Kultur und Zivilisation rühmt, dann müßten schon längst die Optimisten die Möglichkeit einer Gesellschaft mit ungemessenem Ellbogenraum hienieden verwirklicht sehen; sie ist aber so schön und so unfruchtbar wie die Vestalischen Jungfrauen. Schon Friedrich der Große schrieb am Schluß seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges: C'est là le propre de l'esprit humain que les exemples ne corrigent personne; les sottises des pères sont perdues pour leurs enfants; il faut que chaque génération fasse les siennes.

Wenn auch die großen Städte die natürlichsten Zentren für Kunst und Wissenschaft sind, so trifft man dort auch zumeist, ob im teuersten oder dürftigsten Gewande, was man den Abschaum der Menschheit genannt. Ich möchte ohne weitere Ausführung nur des bekannten Ausspruchs des Fürsten von Bismarck erwähnen, erinnern an Carlyle's Charakteristik Londons, und an Emersons Gefühl, beim Eintritt in solche Stadt immer etwas wie einen Verlust an Treue und Glauben zu empfinden.

Jede Säugetiermutter liebt ihre Kinder ungemein und verteidigt sie mit Hintanzetzung des eigenen Lebens gegen jeden Feind, selbst gegen den Vater.

Die Liebe macht sie erfinderisch und friedliebend gegen die Nachkommenschaft, wütend und böseartig gegen Fremde; selbst das sonst ernsthafteste Tier wird als Mutter kindlich und spiellustig, wenn sein Kind das wünscht. Liebe und Zärtlichkeit, Stolz und Freude kann man der Hündin, Stute, Ziege, Löwin ebenso an den Augen ablesen wie der Menschenmutter. Wo aber durch das Prädominieren von Verbildung und Geld es für „fein“ gilt, das Kind zuerst der Amme, dann der erfahrenen Kinderfrau und endlich gar einem ausländischen Pensionat zur Ausbildung zu übergeben, da tritt häufig, falls jene beiden Prämissen bleibend sich erhalten, eine gewisse Erblichkeit jener naturwidrigen Anschauungen von Lebensberuf ein und ein Sinken auf das niedrige Niveau jener gefühllosen Völkerstämme, die durch Aussetzen oder Tötung der Kinder sogar im Düngerhaufen tief unter den höhern Tierklassen stehen. Für solche bleibt die hohe Liebe der armen Sklavin zu ihrem Kinde ein unfassbares Ideal.

Schon bei den Menschen aus der Zeit des im Aussterben begriffenen Mammoth verkörpert sich der erste Gedanke einer menschlichen Gesellschaft in einem Grabesritus, der das Band zwischen Lebenden und Toten knüpft. Das ist etwas ganz Neues in der Welt und wäre sicherlich, wenn allgemein, ein greller Unterschied zwischen Mensch und Tier. Ein Wesen, das kaum sich selber ein besseres Obdach zu schaffen weiß als die Höhle eines Bären oder in Südamerika den schildkrötenartigen Rückenpanzer eines riesigen Gürteltieres, des *Glyptodon clavipes*, ist ängstlich bemüht seinen Toten für alle Ewigkeit Herberge zu schaffen im soliden Steinsarge. Eine Generation will sich der vorangegangenen erinnern. Derartig sorgten aber nur einige Völkerstämme, weil τὸ τεθνεύσαι τοῦ ζῆν ἐστὶ κρείττον, oder wie Hamerling am Sarge von Anastasius Grün es aussprach „und die Toten allein sind unsterblich“. Die wilde Grausamkeit jedoch, welche ohne Erbarmen die schwachen, verkümmerten und franken Gefährten oder Verwandten beseitigt, und der Brauch die dem verhängnisvoll klimakterischen Alter der Sexagenarii Verfallenen ihrem harten Schicksal zu überlassen, weil der allgemeine Notstand keine Mitleidsgefühle gestattet, erinnert so völlig an jene Gewohnheit der Tiere franke und schwache zu töten, daß hiervon abweichendes sogar noch heute seltene Ausnahme ist, einen Unterschied zwischen Tier und Mensch nicht begründet. In der bis zum Ekel schmutzigen Stadt Urga sah der bekannte Reisende v. Prschewalsky, wie die in einer Wolke von Parasiten gehüllten Bettler, wenn sie endlich auf dem Marktplatz in ihren nestartigen Lagern hilflos gestorben, sofort von den stets hungrigen Mongolenhunden aufgefressen wurden, die ihre Opfer oft noch vor dem Verschwinden im Kreise umgaben und kaum den letzten Atemzug derselben abwarteten. In der ganzen Mongolei werden die Verstorbene auf dem sogenannten Kirchhofe den Hunden und Raubvögeln zum Fraß hingeworfen, und nur die Fürsten, Göggen und höchsten Lamden erhalten ein Begräbnis. Harrar besitzt 20 000 Einwohner. Wenn aber nachts von den zahllosen gefleckten Hyänen im belebtesten Teile der Stadt schwache und wehrlose Bettler, Kranke und Krüppel zerrissen werden, wenn das Krachen der Knochen, das Schreien der Hilflosen mit dem Geheul der gierigen Bestien sich vermischt,

kommt niemand zur Rettung herbei; Mitleid ist unbekannt. Ich möchte es nicht für unmöglich halten, daß in jenen Stämmen, die das uralte Mutterrecht in seinen verschiedenen Schattierungen ausbildeten, zuerst die Idee einer menschlichen Gesellschaft und des Grabeskultus hervortrat. Was Carlyle schreibt: „Die alles verzehrende Gewalt des Todes hat mich noch nie so seltsam grausam und unaussprechlich angeschaut als bei dem Tode meiner treuen Mutter“, das möchte unter obigen Voraussetzungen zuerst in solchen Stämmen zu den verschiedensten Formen des Ritus geführt haben.

Wollte ich den Leser ermüden, könnte ich noch viele Seiten berühren, die das Tierische im Menschen uns bekunden; sie sind jedoch, abgesehen von uns, den „bessern Kanadiern“, bei den Naturvölkern entweder gleichgewichtig mit den andern oder, und zwar in der überwiegenden Anzahl, werden prädominiert von dem, was den Menschen zum Menschen macht, denn nicht „aller Mensch ist im Tiere“.



Der Zopf in der Amtssprache.

Von

Daniel Sanders.

Als der Herausgeber mich aufforderte, hierüber in dieser Zeitschrift ein kräftiges Wort zu sprechen, wußte er sicher nicht minder gut als ich, daß derartige Worte schon oft gesprochen sind, und zwar um so kräftiger und berechtigter in einer Zeit, wo der allerdings auch jetzt noch nicht ganz fortgeschrittene, aber doch immerhin schon ziemlich verkürzte und gestutzte Zopf noch in seiner ganzen stattlichen Länge und steifen Würde prangte und vielen nicht als eine Entstellung, sondern als eine ehrwürdige, durch das Alter geheiligte Zierde galt. Aber freilich, diese kräftigen Angriffe gegen die vermeintlich altehrwürdige Zierde werden heute nicht mehr gelesen, und es ist Pflicht der Presse, auf den, wenn auch etwas kürzer gewordenen, doch noch immer „hinten hängenden“ Zopf immer wieder aufs neue als auf eine Entstellung hinzuweisen, so lange bis er ganz und vollständig beseitigt ist.

Was ist denn nun aber (um es mit einem Stichwort zu bezeichnen) der Kanzleistil, gegen den oder vielmehr gegen dessen Auswüchse wir hiermit aufs neue die Fehde eröffnen wollen?

Der Altmeister Adelung giebt in seinem „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart“ (Leipzig 1775), Teil 2, Spalte 1497 folgende Erklärung:

„Der Kanzellen-Styl . . ., die weitschweifige aus der oberdeutschen Mundart entlehnte Schreibart der meisten, auch hoch- und niederdeutschen Kanzellenen“ und in dem Campe'schen „Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Braunschweig 1808) Teil 2, S. 884 heißt es:

„Die Kanzeleischreibart, diejenige Schreibart, wie sie in Kanzeleien gewöhnlich ist, welche sich sowohl durch ihre Steifheit und Förmlichkeit als auch durch ihre schlechten und altmodischen Wörter und Ausdrücke auszeichnet (Kanzeleisty), Curialstyl).“

Weit anders freilich lautet aus der Zeit, in welcher unsere heutige Schriftsprache sich zu entwickeln begann, das Urteil, und zwar aus dem Munde des Mannes, der wenn auch nicht im strengsten Sinne als ihr Schöpfer und Vater, doch jedenfalls als ihr Geburtshelfer und mächtigster Förderer zu bezeichnen ist, aus dem Munde Luthers.

Es wird vergönnt sein, hier aus der möglichst kurz gefaßten Darstellung in meiner „Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur“¹⁾ (2 Aufl., S. 201 ff.) die betreffende Stelle zu entlehnen, in welcher ich bei Beginn des Abschnittes: „Von der Reformation bis zum dreißigjährigen Krieg“ mich so ausgesprochen:

In dem vorigen Zeitraum hatte sich allmählich der Übergang aus dem Mittelhochdeutschen in das Neuhochdeutsch schon vollzogen, und wie jenes, namentlich für die Dichtkunst, einen einigenden Mittelpunkt in dem gesangliebenden Hofe der schwäbischen Kaiser besaß, so hatte dieses in all seiner Zerfahrenheit allmählich wieder, zunächst für die Prosa, einen solchen Einigungspunkt in der Kanzlei der Habsburger gefunden, seitdem auf dieses Haus mit dem Jahre 1438 dauernd die deutsche Kaiserwürde übergegangen war.

Von hier aus bildete sich zunächst in den Kanzleien der Fürsten wie der Städte — trotz der Sondertümelei einzelner an ihren „berechtigten Eigentümlichkeiten“ festhaltenden Schreiber — eine in ganz Deutschland mehr oder minder allgemein anerkannte Kanzleisprache, welche naturgemäß auch in allen für weitere Kreise berechneten Veröffentlichungen als die gemeinsame deutsche oder — im Gegensatz zu der niederdeutschen Mundart — hochdeutsche Schriftsprache diente. . . .

Bekannt ist die Stelle aus Luthers „Tischreden“ (Folio-Ausg. v. 1723, S. 699a):

„Ich habe keine gewisse, sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen; ich rede nach der sächsischen Kanzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzelei, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache.“

Diese „gemeine deutsche Sprache“ fand nun freilich durch Luthers Schriften und durch die von ihm angeregte, weit und breit in ganz Deutschland alle Volksschichten tief durchdringende Bewegung der Geister die erfolgreichste Aus- und Fortbildung. Wie Luther selbst, so mußten nicht bloß seine Mitstreiter und Anhänger, sondern nicht minder auch seine Bekämpfer und Gegner, in so fern sie eben in ganz Deutschland und in allen Schichten des Volkes verstanden sein

¹⁾ Auch als Beilage meiner soeben in 5. Auflage erschienenen „Deutschen Sprachbriefe“ (Berlin, Langenscheidt).

wollten, in einer allgemeinen volksverständlichen Ausdrucksweise reden und sich eben deshalb der „gemeinen deutschen Sprache“ oder, wenn man sie nach dem meisterhaftesten Handhaber und sprachgewaltigsten Aus- und Fortbildner nennen will, der Lutherschen Sprache bedienen.

Aber wie nach Goethes treffender Bemerkung jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, tyrannisch wirkt, daher die Vorteile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachteile verwandeln, so ist auch die feststehende Kanzleisprache, in der Luthers Scharfblick den Ausgangspunkt für die fort- und weiter zu bildende gemeinsame Schriftsprache des gesamten deutschen Volkes erkannte, als sie auf die fortschreitende zeitgemäße Weiterentwicklung verzichtete, in ihrer Erstarrung zu jenem Zopfnetzum ausgeartet, das, wie den Tadel der Wörterbuchschreiber, so auch den Spott ernst denkender und geschmackvoller Schriftsteller unerbittlich herausforderte.

„Ich bin,“ — schrieb der treffliche Justus Möser¹⁾ — „kein Freund von Spottschriften, aber heiligen möchte ich doch die Geißel, die einmal den Stil der gerichtlichen Vorladungen und Ankündigungen u. weidlich züchtigte. — Ich verehere die alten bekannten Formeln und gebe es zu, daß der Gerichtsstil bei allen Nationen seine eigenen Ausdrücke und Wendungen habe; aber diese Wendungen nun dergestalt zu verflechten, sie mit Fleiß so zu schrauben, daß ihnen oft der ganze Zusammenhang fehlet, im Ausdrucke sich beständig und ohne Not von der gewöhnlichen Menschensprache zu entfernen, eine Sache darin dreimal zu wiederholen u. . . . heißt die Barbarei mit Fleiß beibehalten und dem gesunden Menschenverstande aufs hartnäckigste entsagen.“

Die weitere Ausführung will ich hier allerdings nicht wiederholen; aber es erscheint mir auch heute noch durchaus zeit- und sachgemäß, von den Mustern, die Justus Möser für eine kurze, allgemein verständliche und gut deutsche Fassung gegeben, einige zu Nutz und Frommen mancher Betreffenden hier herzusetzen:

1. In Sachen — wird auf den 25. dieses ein Urteil eröffnet werden.
2. Es ist über das Vermögen des der Konkurs eröffnet und haben dessen Gläubiger ihre Forderungen am 25. dieses zum erstenmal bei Strafe eines ewigen Stillschweigens anzugeben und zu rechtfertigen.
3. Es soll der Verkauf des dem N. zuständigen und zu N. belegenen und auf . . . Thaler gerichtlich gewürdigten Hauses am 25. dieses am Gerichte hieselbst vorgenommen werden, welches sowohl den Gläubigern als Kauflustigen hiermit zur Nachricht bekannt gemacht wird“ u.

In Karl Ferdinand Beckers Buch: „Der deutsche Stil“ (3. Aufl. 1883) S. 429 heißt es mit vollem Recht.

„Es ist besonders der maßlose Gebrauch fremder und veralteter Wörter, ein unförmlicher Bau der Sätze und Perioden, eine weitschweifige Bezeichnung der Begriffe durch gleichbedeutende Wörter und ein pedantischer Gebrauch besonderer Formen, welche die Ehrfurcht für hochgestellte Personen ausdrücken sollen, was den Kanzleistil so anstößig macht.“

¹⁾ Patriotische Phantasie. 4., verbesserte Aufl. Berlin 1820. 3. Tl. S. 111 ff.

Daß manches hierin, namentlich in der jüngsten Zeit, sich gebessert hat oder doch auf dem Wege der Besserung sich befindet, ist bereits oben anerkannt; aber daß immerhin doch noch manches oder vieles zu bessern ist, wird kein Kundiger in Abrede stellen.

Auf alles hier Angedeutete im einzelnen einzugehen, würde bei weitem die Grenzen eines Aufsatzes überschreiten, aber den nachfolgenden kurzen Bemerkungen glaube ich doch eine Stelle einräumen zu dürfen oder zu müssen.

Die erste Bemerkung betrifft eine bei der Erneuerung älterer Verordnungen nur noch allzuoft wiederkehrende Ungehörigkeit, über die ich mich bereits in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“ (14. Aufl., S. 243 ff.) und in meinen schon oben erwähnten „Deutschen Sprachbriefen“ (5. Aufl., S. 176) ausgesprochen.

Diese Ungehörigkeit — so etwa habe ich mich an der letzten Stelle geäußert — hat ihre Wurzel in dem allerdings durch die Thatfachen sehr erklärlichen, aber darum nicht minder beklagenswerten Umstände, daß der Periodenbau im Deutschen zum großen Teil nicht dem lebendigen Wort der gesprochenen Rede, sondern den stummen geschriebenen Buchstaben der Schreibstube entstammte. Man baute seine Sätze nicht für das Ohr des Hörers, sondern für das Auge des stummen Lesers, und so entstanden oft Satzungeheuer, die den Schreiber selbst zur Verzweiflung gebracht haben würden, wenn er verurteilt gewesen wäre, sie einer Versammlung laut vorzulesen. Ich kann — bei aller Achtung vor der Polizei — nicht leugnen: jedes Mal, wenn ich eine, noch dazu ziemlich langatmige Verordnung zu Gesicht bekomme, mit den darüber gesetzten Worten:

„Nachstehende Verordnung“

und den zum Schluß beigefügten:

„wird hierdurch wiederholt in Erinnerung gebracht,“

— jedes Mal dann, sage ich, wird in mir der Wunsch rege, der betreffende Beamte müßte verpflichtet sein, die so erneuerte Verordnung auf offenem Markt dem versammelten Volk laut vorlesend zu verkünden, — er würde dann sicher das nächste Mal nicht mehr das eng Zusammengehörige auf so entsetzliche Weise auseinander reißen, sondern vielmehr einfach unter die Bekanntmachung setzen:

„Vorstehende Verordnung wird hierdurch wiederholt in Erinnerung gebracht.“

Was ferner den Punkt des unnötigen Fremdwörterchwalls betrifft, so wird es mir wohl vergönnt sein, auf mein vor kurzem zur Veröffentlichung gelangtes „Verdeutschungswörterbuch“ und das dort in der Vorrede Gesagte hinzuweisen.

Was endlich das Titel-Wesen oder vielmehr -Anwesen unserer Amtssprache betrifft, so möchte ich zum Schluß wenigstens auf die haarspaltende Unterscheidung zwischen „Wohlgeboren“ und „Hochwohlgeboren“ in den Aufschriften hinweisen. Sollte es denn in der That nicht angehen, die kleinliche Rangordnung, die uns zum Gespött anderer Völker macht, zu beseitigen und sich mit dem einfachen „Herrn So und so“ zu begnügen?



Wie lange können die Großstaaten die Militär-Last ertragen?

Von

M. Haushofer.

Die praktische Politik hat stets das politisch Notwendige als oberstes leitendes Prinzip erkannt. Alle politischen Ideale können nicht gegen dieses Prinzip ankämpfen; mit überwältigender Wucht drängt es alles in den Hintergrund.

So klar es aber ist, daß das Notwendige in erster Linie die Richtschnur aller Politik ist: zweifelhaft kann es immer bleiben, wo die Grenze zwischen dem Notwendigen und dem bloß Nützlichen ist; und zweifelhaft kann es ebenfalls bleiben, wie es zu halten ist, wenn mehrere politische Notwendigkeiten in Konflikt kommen.

Solche Konflikte weist die Weltgeschichte auf, seit Staaten entstanden sind. Sie finden kein Ende; denn sie liegen in der Natur des politischen Lebens begründet. Ein solcher Konflikt ist der Widerspruch zwischen der Wehrhaftigkeit eines Volkes und seiner wirtschaftlichen Thätigkeit.

Dieser Konflikt ist nichts Neues. Er ist so alt, als Krieg und friedliche Arbeit sind. Seinen ziffermäßigen Ausdruck findet dieser Konflikt in jenen Summen, welche die Militärausgaben der modernen Kulturstaaten erfordern, und in jenen Zahlen, welche über den Stand und den Gang des Volksvermögens Aufschluß geben.

Wir dürfen es hier freilich nicht wagen, unseren Lesern solche Zahlenreihen vorzuführen, welche für eine eingehende statistische Untersuchung dieses Konfliktes nötig wären. Wir wollen uns auf möglichst wenige Zahlen beschränken; auf diejenigen, welche als Unterlage weiterer Betrachtungen unumgänglich sind.

Die militärischen Ausgaben der sechs großen Kulturstaaten Europas stellen sich in jüngster Zeit folgendermaßen (in Reichsmark):

	Ausgaben überhaupt:	Auf den Kopf der Bevölkerung:
Deutsches Reich (1884/85)	423 Millionen	9,35
Frankreich (1884)	663 =	17,7
Großbritannien (1882/83)	637 =	18,1
Italien (1883)	245 =	8,6
Österreich-Ungarn (1884/85)	234 =	6,4
Rußland (1883)	731 =	7,2

Für diejenigen Leser, welche für diese Zahlenaufstellung eingehendere Nachweisungen fordern könnten, sei folgendes hinzugefügt:

Es ist nicht ganz einfach, eine derartige Zusammenstellung mit unanfechtbarer Richtigkeit zu veranstalten. Mit mathematischer Genauigkeit wird sie schon deshalb nie zu erreichen sein, weil die Budgetaufstellungen in den verschiedenen Staaten nicht für dieselben Zeitabschnitte erfolgen. Daß die Ausgaben für die Kriegsmarine überall mit zu den Ausgaben für Militärwesen überhaupt gerechnet

werden mußten, ist klar. Aber es erscheinen in den Staatsrechnungen manche Summen, von welchen es zweifelhaft sein könnte, ob sie zur Vergleichung herangezogen werden dürfen, wenn von der ständigen Militärlast die Rede ist.

So finden sich im Voranschlage der Ausgaben für das deutsche Reich neben „fortdauernden“ Ausgaben auch noch „einmalige“ Ausgaben. Solche einmalige Ausgaben stellen sich aber jedes Jahr ein, so daß man genötigt ist, sie als stete Begleiter der fortdauernden Ausgaben zu behandeln. Und ebenso scheint es wohl auch gerechtfertigt, die Ausgaben für Militär- und Marinepensionen zu den militärischen Ausgaben zu rechnen; nicht aber diejenigen des Reichsinvalidenfonds, die ja aus einer besonderen Quelle fließen.

In ähnlicher Weise war bei der Berechnung der Ausgaben des britischen Reiches, wobei der Rechnungsabschluß für das Jahr 1882/83 zu Grunde lag, zu erwägen, ob die besonderen Kosten der Expeditionen nach Afghanistan, Ägypten und Südafrika mit in die Summe einbezogen werden durften. Wir haben diese Summen mit eingerechnet, weil derartige Expeditionen bei dem ausgedehnten britischen Kolonialbesitze sich noch oft genug wiederholen werden, und weil ihre Kosten gegenüber der gesamten Militärausgabe nur wenig ins Gewicht fallen.

Aber es möge genügen, auf solche Umstände hinzuweisen, um darzulegen, daß derartige Vergleichen von Staatsausgaben selbst bei der größten Sorgfalt immer noch einem oder dem anderen Zweifel Raum lassen müssen.

Eines aber ist unzweifelhaft: die Thatsache, daß diese Ausgaben als eine ungeheure Last von nahezu drei Milliarden Mark auf diesen Kulturnationen liegen. Jahr um Jahr müssen diese drei Milliarden geopfert werden, um die Wehrhaftigkeit der Nationen zu erhalten. Und es ist kein Ende abzusehen. Im Gegenteile. Wenn man in der Geschichte auch nur weniger Jahre zurückrechnet, drängt sich eine stets steigende Gefräßigkeit der Militärbudgets als unabweibare Thatsache auf.

Die Militärausgaben der deutschen Staaten sind seit der Gründung des norddeutschen Bundes um etwa 168 Millionen gewachsen. Diejenigen Frankreichs sind seit hundert Jahren auf das Fünffache ihres damaligen Betrags gewachsen; sie haben sich seit den letzten Friedensjahren des zweiten Kaiserreichs um nahezu 350 Millionen Franks vermehrt. Osterreich-Ungarn hat seit dem Jahre 1845 seine Militärausgaben mehr als verdoppelt; Rußland die seinigen seit 1866 um ein Drittel gesteigert. Die britische Militärlast ist jetzt fast doppelt so groß als im Jahre 1850; das italienische Militärbudget ist seit 1867 um 36 Millionen Lire gewachsen.

Aber damit sind die Kosten des Heerwesens nicht erschöpft. Es stehen in den europäischen Großstaaten dritthalb Millionen Männer unter den Waffen; dritthalb Millionen in den besten arbeitskräftigsten Jahren ihres Lebens. Wie viel diese an Arbeitslohn einbüßen, ist auch nicht einmal annäherungsweise richtig abzuschätzen. Würde man annehmen, daß jeder dieser Männer mit einer so anstrengenden regelmäßigen Arbeit, wie sie der Militärdienst ist, sich außer dem einfachsten Lebensunterhalte, den er ja als Soldat auch hat, noch eine Mark

täglich verdiente, so ergibt das einen Arbeitsverlust von dritthalb Millionen Mark für den Tag. Diesem Arbeitsverlust wird wohl von anderer Seite entgegengehalten, daß der Militärdienst als eine großartige Schulung der männlichen Bevölkerung erscheine und als solche dauernden volkswirtschaftlichen Gewinn biete.

Man mag immerhin anerkennen, daß die allgemeine Wehrpflicht eine vortreffliche Anleitung zur Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Gewandtheit in sich enthält, und daß ein einfacher Tagelöhner oder Bauernknecht durch die militärische Disziplin einen gewissen Schliff erlangt, ohne an seiner Berufsbildung Schaden zu leiden; alle anderen Berufszweige dagegen müssen durch die dreijährige Arbeitsentwöhnung in technischer Geschicklichkeit wie in ökonomischer Erfahrung zurückgehen und daher einen volkswirtschaftlichen Schaden erleiden, der durch jene Disziplin gewiß nicht aufgewogen wird.

Läßt man aber alle derartigen Erwägungen beiseite; hält man sich bloß an die in den Staatsrechnungen stehenden Summen, so wird man unwillkürlich zu der Frage gedrängt: Wie lange können die Kulturnationen diese Last noch ertragen?

Um diese Frage auch nur annähernd beantworten zu können, müßten die Ausgabensummen zunächst mit dem Volkseinkommen in Vergleichung gebracht werden. Das Volkseinkommen ist aber eine kaum abzuschätzende Größe, die sich auf Milliarden beläuft und bei deren Berechnung zu viele unbekannte Faktoren mit unterlaufen.

Die zuverlässigsten Ergebnisse würde wohl eine Berechnung bieten, welche das Erträgnis der direkten Steuern im Zusammenhalt mit denjenigen Prozentsätzen, welche durch die Steuern vom Einkommen der Besteuerten genommen werden sollen, zu Grunde legt. Aber bei der Verschiedenheit der Steuergesetzgebung muß auch eine derartige Berechnung höchst umständlich werden. Der Nationalökonom des zweiten französischen Kaiserreichs, M. Chevalier, schätzte seinerzeit das rohe französische Volkseinkommen auf 10 Milliarden Franks, der österreichische Statistiker v. Czörnig das österreichische Volkseinkommen im Jahre 1859 auf 3360 Millionen österreichische Gulden. Diese Schätzungen sind jetzt von den Ereignissen längst überholt; es ist leicht möglich, daß man heute zur doppelten Höhe jener Summen gelangen würde.

Aber es ist gar nicht nötig, sich in eine mühsame Berechnung des Volkseinkommens einzulassen. Man kommt auf eine viel einfachere Weise zum Ziel.

Nach der neuesten deutschen Berufsstatistik beträgt die Zahl aller „erwerbsthätigen“ Personen im Reiche, Männer und Frauen, auch mit Einschluß der häuslichen Dienstboten, 18,8 Millionen. Beim Militär und der Militärverwaltung befinden sich 451825 Personen. Demnach trifft auf je 42 erwerbsthätige Personen eine Militärperson, welche aus jenen zweiundvierzig genommen und von den übrigen einundvierzig zu erhalten ist, und für welche eine jährliche Ausgabe von 930 Mark bestritten werden muß. An dem Tische, der von jenen 41 er-

werbsthätigen Leuten mit dem Nötigen versehen wird, essen aber nicht bloß diese, sondern auch ihre nicht erwerbsthätigen Angehörigen, es essen daran im ganzen hundert Köpfe. Wenn nun unter diesen hundert auch der eine sich einfindet, der in voller Waffenrüstung stets bereit ist, für die Sicherheit seiner neunundneunzig Stammverwandten in den Kampf zu treten: sollte darin ein unerschwingliches Opfer liegen? Gewiß nicht. Das Opfer ist groß und mag manchem sogar als drückend erscheinen; aber es ist doch nicht so drückend, daß es nicht auf unabsehbare Zeit hinaus noch zu ertragen wäre.

Und in welcher Form wird dieses Opfer gebracht? Es sind kleine Zuschläge zu den Preisen einiger beliebter Verbrauchsartikel, wodurch jeder einzelne Deutsche jene neun Mark aufbringt, welche auf den Kopf der Bevölkerung für militärische Ausgaben treffen. Zuschläge von 150 Pfennigen jährlich für Zucker, 127 Pf. für Branntwein, 93 Pf. für Salz, 72 Pf. für Tabak, 95 Pf. für Kaffee und so fort. Durch diese Art der Beschaffung des Militäraufwands ist es jedem Haushalt anheimgegeben, sich die Zeit und die Form, in welcher er sein Opfer bringen will, selbst auszuwählen — gewiß eine wesentliche Milderung des Opfers.

Wenn in Frankreich und in Großbritannien die Kopfquoten in militärischen Ausgaben weit höher, in Großbritannien fast doppelt so hoch sind als im deutschen Reiche, so hängt die Erträglichkeit dieser schwereren Last zusammen mit dem größeren Volkswohlstande, dessen man sich jenseits der Vogesen und des Kanals erfreut. Vergleichen darüber anzustellen, welcher der europäischen Großstaaten verhältnismäßig am schwersten an seiner Militärlast zu tragen habe, wäre zu kühn. Die Vergleichung der Steuersummen, welche an direkten und indirekten Abgaben auf den Kopf der Bevölkerung treffen, gestattet jedenfalls die Behauptung, daß wir zum mindesten nicht schwerer zu tragen haben als die übrigen Großstaaten.

Ungleich dunkler erscheint die Frage, ob die beständige Steigerung der Militärausgaben in einem richtigen Verhältnis steht zur Progression des Volkseinkommens. Es ist ein großer Unterschied, ob man zwei in steter Bewegung befindliche Thatsachen zu einem bestimmten einzelnen Zeitpunkte vergleicht, oder ob man das Maß ihrer Bewegung ins Auge faßt.

In letzterer Hinsicht kann man sich schwerer Sorge nicht erwehren. Jeder Krieg pflegt die militärischen Ausgaben enorm zu steigern, während zugleich Volkseinkommen und Volkswohlstand einen Stillstand, wenn nicht gar einen schmerzlichen Rückgang erfahren. Jene Ausgaben dagegen sinken, wie die Finanzgeschichte zeigt, auch nach dem Kriege nie wieder dauernd auf ihren früheren niedrigeren Stand zurück. Es ist daher dringend wünschenswert, daß in einer Reihe von Friedensjahren dem Volkseinkommen gestattet werde, rascher zu wachsen als die militärischen Ausgaben wachsen. Diese Ausgaben sollen und dürfen in Friedensjahren durchaus nicht die gleiche Progression haben wie jene Thatsachen, welche mit dem Volkseinkommen in Zusammenhang stehen.

Diesen Satz auszusprechen ist freilich nicht schwer; die Progression des Volks-

einkommens jedoch ist überall in tiefes Dunkel gehüllt, mit Ausnahme von Großbritannien, wo die riesig wachsende Größe des einkommensteuerepflichtigen Einkommens ein glänzendes Licht auf diese Frage wirft.

Noch ist in den europäischen Großstaaten jene Schranke, über welche hinaus eine weitere Steigerung der Militärausgaben absolut unmöglich ist, nicht erreicht. Die finanzielle Spannkraft großer Kulturstaaten ist heute noch eine ganz erstaunliche. Es ist eine Elastizität, welche der düsterste Pessimismus bewundern muß. Die Finanzgeschichte der letzten hundert Jahre liefert unwiderlegliche Beweise dafür. Man erinnert sich an die verzweifeltsten Lagen, in welchen sich der französische, der österreichische, der spanische, der niederländische, der nordamerikanische Staatshaushalt schon befanden und aus welchen dennoch Rettung möglich war. Jedes einzelne Friedensjahr, welches uns zu durcharbeiten vergönnt ist, häuft Schätze in die Kammern unseres Volksreichtums. Wir bedürfen dieser Schätze — auch ohne Kriege; denn die Kulturaufgaben der Menschheit sind noch riesengroß und wachsen mit den erreichten Zielen immer weiter.

Nur jener einen großen Kulturaufgabe, deren Lösung so dringend ersehnt wird, dem Völkerfrieden, sind wir seit Jahrhunderten kaum um einen Schritt näher gerückt. Heute noch wuchert im Herzen Europas der Völkerhaß; seine Wurzeln haben eiserne Zähigkeit. Als große dunkle Instinkte ziehen sie durch das Wesen der Nationen. Stolz auf eigene Besitztümer und Neid gegenüber den Fremden, gekränkter Ehrgeiz und unvergessenes Unglück lassen diesen Haß nicht zu Ruhe kommen. Immer aufs neue wird er genährt durch die Flut der Ereignisse, durch die stets sich erneuenden, immer wieder andere Gruppen bildenden Interessen, durch immer neue Irrtümer der öffentlichen Meinung.

Die Geschichte verzeichnet alles Leid, das einem Volke von anderen Völkern angethan worden ist; und wenn es von der Geschichte nicht verzeichnet würde, so würde es in Liedern und Sagen fortleben, um jenen Völkerhaß den Enkeln zu überliefern. Die weiseste Politik kann diesem Völkerhass gegenüber nichts thun, als immer und immer wieder auf die trotzdem bestehende Gemeinsamkeit großer Interessen hinweisen und daneben die gewaffnete Hand zum Schutze des Eigensten bereit halten.

Politische Prophezeiungen sind eine gewagte Sache, und wir können unseren Ausblick in die Zukunft nur in der Überzeugung fixieren, daß die gegenwärtige Militärlast Europas noch nicht bis zur Unerträglichkeit gesteigert ist; daß sie bei fortwährendem Frieden selbst noch ein wenig zunehmen und dabei doch von Jahr zu Jahr erträglicher werden kann. Denn die Gewohnheit muß auf die Völker wirken wie auf den Einzelmenschen.



Die Wanderlust der deutschen Studenten.¹⁾

Von

G. Laspeyres.

Unsere deutschen Universitäten führen in ihren Personalbeständen alle Studenten namentlich und nach ihrer „Heimat“ listenweise auf, sehr viele stellen auch tabellarisch die Landesfinder und die Söhne der verschiedenen anderen Staaten zusammen. Bei den Universitäten, die das nicht thun, haben wir für das Sommer-Semester 1881 und das Winter-Semester 1881/82 und für 2 Semester 9 Jahre zurück die Tabellen aus den Listen zusammengestellt und sind für Preußen auch bis zur Teilung in die Provinzen fortgeschritten.

In den folgenden Tabellen ist zusammengestellt, wie viel Studenten jedes Landes resp. bei Preußen, wie viel Studenten jeder Provinz, 1. auf der Lokaluniversität, 2. auf der einen oder der anderen Landesuniversität und 3. auf einer Nichtlandesuniversität studierten, wie sehr also die Jugend der verschiedenen Gegenden an ihrer engeren oder weiteren Heimat hängt oder nicht.

Tabelle XXXIX.

Es studierten in allen Fakultäten

aus	1872				1872/73			
	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.
Pr. Preußen . . .	495	819	244	1063	523	835	259	1094
- Pommern . . .	116	349	104	453	125	355	110	465
- Posen . . .	—	371	110	481	—	358	111	469
- Schlessien . . .	658	956	285	1241	721	1027	318	1345
- Brandenburg . . .	543	731	218	949	567	778	241	1019
- Sachsen . . .	429	656	196	852	443	660	205	865
- Hannover . . .	435	552	165	717	427	533	165	698
- Schlesw.-Holstein	113	168	50	218	114	155	48	203
- Hessen-Nassau . . .	218	312	93	405	203	290	90	380
- Westfalen . . .	166	559	167	726	168	539	170	709
- Rheinland . . .	463	895	267	1162	500	910	283	1193
Staat Preußen . . .	3636	6368	1899	8267	3791	6440	2000	8440
Bayern . . .	—	1719	119	1838	—	1663	129	1792
Sachsen . . .	—	909	83	992	—	894	78	972
Württemberg . . .	—	592	54	646	—	576	71	647
Baden . . .	—	315	76	391	—	344	99	443
Hessen . . .	—	240	96	336	—	257	97	354
Mecklenburg . . .	—	125	189	314	—	140	182	322

¹⁾ Die folgende Untersuchung schließt sich eng an die 4 Abhandlungen 1. Die Entwicklung des Studiums auf den deutschen Hochschulen in den letzten 20 Semestern, verglichen mit früheren Zeiten. 2. Die Rangordnung der Universitäten mit ihrer Sommer- und Winterfrequenz. 3. Die Neigung der Deutschen zum Studium getrennt nach Staaten und Fächern. 4. Die Wahl der Universität, welche wir in der Deutschen Revue, Jahrgang 1883, Heft 1. 2. 4. 7. brachten.

aus	Prov.	Landes-	and Un.	überh.	Prov.	Landes-	and. Un.	überh.
Reichsland	—	74	10	84	—	114	9	123
Thüringen	—	185	190	375	—	152	204	356
ohne Universität	—	—	692	692	—	—	705	705
übriges Deutschland	—	4159	1509	5668	—	4140	1574	5714
ganz Deutschland	3636	10527	3408	13935	3791	10580	3574	14154

Es studierten in allen Fakultäten

aus	1881				1881/82			
	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.
Pr. Ost-Preußen	637	851	284	1135	648	893	254	1147
• West-Preußen	111	559	186	745	110	581	165	746
• Pommern	195	675	224	899	210	719	204	923
• Posen	—	616	205	821	—	639	181	820
• Schlesien	978	1510	502	2012	1007	1553	440	1993
• Brandenburg	993	1299	428	1727	1137	1442	409	1851
• Sachsen	586	1016	338	1354	612	1084	311	1395
• Hannover	545	790	263	1053	595	876	249	1125
• Schlesw.-Holstein	191	289	96	385	192	307	87	394
• Hessen-Rhassau	307	497	166	663	293	500	144	644
• Westfalen	170	732	244	976	139	688	195	883
• Rheinland	607	1068	355	1423	523	1020	290	1310
Staat Preußen	5320	9902	3291	13193	5466	10302	2929	13231
Bayern	—	1915	190	2105	—	2057	207	2264
Sachsen	—	1310	222	1532	—	1270	180	1450
Württemberg	—	783	173	956	—	878	193	1071
Baden	—	373	151	524	—	411	200	611
Hessen	—	320	269	589	—	348	283	631
Mecklenburg	—	151	293	444	—	194	257	451
Reichsland	—	171	21	192	—	209	17	226
Thüringen	—	218	360	578	—	200	359	559
ohne Universität	—	—	1073	1073	—	—	1108	1108
übriges Deutschland	—	5241	2752	7993	—	5567	2804	8371
ganz Deutschland	5320	15143	6043	21186	5466	15869	5733	21602

Tabelle XXXX.

Es studierten evangelische Theologie

aus	1872				1872/73			
	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.
Pr. Preußen	75	96	30	126	64	81	26	107
• Pommern	15	72	23	95	23	72	25	97
• Posen	—	10	3	13	—	12	4	16
• Schlesien	43	69	22	91	37	64	21	85
• Brandenburg	107	132	42	174	109	133	44	177
• Sachsen	134	161	51	212	129	151	49	200
• Hannover	81	86	27	113	80	84	27	111
• Schlesw.-Holstein	45	50	16	66	45	49	16	65
• Hessen-Rhassau	41	47	15	62	39	45	15	60
• Westfalen	—	33	10	43	—	32	10	42
• Rheinland	29	62	19	81	27	52	17	69
Staat Preußen	570	818	258	1076	553	775	254	1029

aus	Prov.	Landes-	and. Un.	überh.	Prov.	Landes-	and. Un.	überh.
Bayern	—	92	34	126	—	91	29	120
Sachsen	—	135	4	139	—	126	6	132
Württemberg	—	121	3	124	—	133	—	133
Baden	—	20	17	37	—	19	16	35
Hessen	—	14	6	20	—	13	4	17
Mecklenburg	—	36	36	72	—	45	23	68
Reichsland	—	50	—	50	—	44	—	44
Thüringen	—	54	30	84	—	46	31	77
ohne Universität	—	—	97	97	—	—	88	88
übriges Deutschland	—	522	227	749	—	517	198	714
ganz Deutschland	570	1340	485	1825	553	1292	452	1743

Es studierten evangelische Theologie

aus	Sommer 1881				Winter 1881/82			
	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.
Pr. Ost-Preußen	75	84	25	109	83	98	24	122
" West-Preußen	100	38	11	49	14	43	10	53
" Pommern	400	110	32	142	53	130	31	161
" Posen	—	33	9	42	—	41	10	51
" Schlesien	76	110	32	142	71	106	25	131
" Brandenburg	89	147	43	190	116	169	41	210
" Sachsen	181	220	64	284	189	242	58	300
" Hannover	107	116	34	150	115	128	31	159
" Schlesw.-Holstein	42	50	14	64	41	53	13	66
" Hessen-Nassau	63	78	23	101	63	81	20	101
" Westfalen	—	72	21	93	—	77	19	96
" Rheinland	40	85	25	110	30	84	20	104
Staat Preußen	723	1143	333	1476	775	1252	302	1554
Bayern	—	96	55	151	—	128	42	170
Sachsen	—	229	18	247	—	197	15	212
Württemberg	—	213	4	217	—	232	2	234
Baden	—	20	24	44	—	22	28	50
Hessen	—	37	13	50	—	42	16	58
Mecklenburg	—	38	37	75	—	43	32	75
Reichsland	—	28	2	30	—	31	2	33
Thüringen	—	58	37	95	—	46	44	90
ohne Universität	—	—	168	168	—	—	182	182
übriges Deutschland	—	719	358	1077	—	741	363	1104
ganz Deutschland	723	1862	691	2553	775	1993	665	2658

Tabelle XXXXI.

Es studierten katholische Theologie

aus	1872				1872/73			
	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.
Pr. Preußen	—	6	1	7	—	4	1	5
" Pommern	—	—	—	—	—	—	—	—
" Posen	—	5	1	6	—	—	—	—

aus	Prov.	Landes-	and. Un.	überh.	Prov.	Landes-	and. Un.	überh.
Pr. Schlefien . . .	108	109	18	127	120	120	18	138
= Brandenburg . . .	—	1	—	1	—	—	—	—
= Sachsen	—	3	1	4	—	3	—	3
= Hannover	—	14	2	16	—	9	2	11
= Schlesw.-Holstein	—	—	—	—	—	—	—	—
= Hessen-Nassau . . .	—	—	—	—	—	1	—	1
= Westfalen	80	82	13	95	93	93	14	107
= Rheinland	118	184	29	213	112	187	29	216
Staat Preußen . . .	306	404	65	469	325	417	64	481
Bayern	—	149	—	149	—	130	—	130
Sachsen	—	—	1	1	—	—	1	1
Württemberg	—	72	1	73	—	78	1	79
Baden	—	70	4	74	—	75	7	82
Hessen	—	—	—	—	—	—	—	—
Mecklenburg	—	—	—	—	—	—	—	—
Reichsland	—	—	—	—	—	—	—	—
Thüringen	—	—	—	—	—	—	—	—
ohne Universität . . .	—	—	19	19	—	—	20	20
übriges Deutschland .	—	291	25	316	—	283	29	312
ganz Deutschland . .	306	695	90	785	—	700	93	793

Es studierten katholische Theologie

aus	1881				1882/83			
	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.
Pr. Ost-Preußen . . .	—	2	1	3	—	3	1	4
= West-Preußen . . .	—	14	6	20	—	16	7	23
= Pommern	—	3	1	4	—	1	1	2
= Posen	—	13	6	19	—	13	5	18
= Schlefien	64	64	29	93	72	72	30	102
= Brandenburg	—	3	1	4	—	2	1	3
= Sachsen	—	6	3	9	—	10	4	14
= Hannover	—	5	2	7	—	10	4	14
= Schlesw.-Holstein	—	—	—	—	—	—	—	—
= Hessen-Nassau . . .	—	11	5	16	—	7	3	10
= Westfalen	52	58	26	84	45	46	19	65
= Rheinland	42	54	25	79	38	47	20	67
Staat Preußen . . .	158	233	105	338	155	227	95	322
Bayern	—	129	—	129	—	145	—	145
Sachsen	—	—	—	—	—	—	—	—
Württemberg	—	142	5	147	—	146	3	149
Baden	—	32	10	42	—	35	11	46
Hessen	—	—	—	—	—	—	2	2
Mecklenburg	—	—	—	—	—	—	1	1
Reichsland	—	—	—	—	—	—	1	1
Thüringen	—	—	3	3	—	—	3	3
ohne Universität . . .	—	—	9	9	—	—	11	11
übriges Deutschland .	—	303	27	330	—	326	32	358
ganz Deutschland . .	158	536	132	668	155	553	127	680

Tabelle XXXII.

Es studierten Jurisprudenz

aus	1872				1872/73			
	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.
Pr. Preußen	139	238	120	358	173	278	119	397
" Pommern	20	59	30	89	18	70	30	100
" Posen	—	91	46	137	—	107	46	153
" Schlesien	152	219	111	330	200	270	116	386
" Brandenburg	132	162	82	244	162	213	91	304
" Sachsen	66	122	62	184	73	131	56	187
" Hannover	69	96	48	144	72	93	40	133
" Schlesw.-Holstein	7	21	10	31	10	24	10	34
" Hessen-Nassau	7	23	12	35	8	22	9	31
" Westfalen	—	97	49	146	—	108	46	154
" Rheinland	97	142	72	214	119	164	71	235
Staat Preußen	689	1270	642	1912	835	1480	634	2114
Bayern	—	427	33	460	—	380	35	415
Sachsen	—	334	28	362	—	328	17	345
Württemberg	—	151	14	165	—	128	26	154
Baden	—	83	23	106	—	89	31	120
Hessen	—	65	26	91	—	68	26	94
Mecklenburg	—	38	64	102	—	45	60	105
Reichsland	—	5	2	7	—	9	1	10
Thüringen	—	38	48	86	—	27	50	77
ohne Universität	—	—	170	170	—	—	178	178
übriges Deutschland	—	1141	408	1549	—	1074	424	1498
ganz Deutschland	689	2411	1050	3461	835	2554	1058	3612

Es studierten Jurisprudenz

aus	1881				1881/82			
	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.
Pr. Ost-Preußen	144	205	96	301	131	203	66	269
" West-Preußen	21	156	74	230	22	167	54	221
" Pommern	22	161	76	237	25	180	59	239
" Posen	—	154	73	227	—	161	52	213
" Schlesien	210	329	155	484	221	358	116	474
" Brandenburg	236	281	133	414	287	330	107	437
" Sachsen	56	183	87	270	71	198	64	262
" Hannover	74	116	55	171	82	148	48	196
" Schlesw.-Holstein	26	47	22	69	26	60	20	80
" Hessen-Nassau	52	94	45	139	49	88	29	117
" Westfalen	—	163	77	240	—	161	53	214
" Rheinland	186	285	134	419	157	295	96	391
Staat Preußen	1027	2174	1027	3201	1071	2349	764	3113
Bayern	—	706	48	754	—	714	55	769
Sachsen	—	264	48	312	—	261	29	290
Württemberg	—	242	52	294	—	274	59	333
Baden	—	121	50	171	—	130	60	190
Hessen	—	62	59	121	—	67	58	125

aus	Prov.	Landes-	and. Un.	überh.	Prov.	Landes-	and. Un.	überh.
Mecklenburg . . .	—	39	68	107	—	43	63	106
Reichsland . . .	—	39	9	48	—	57	4	61
Thüringen . . .	—	37	84	121	—	39	72	111
ohne Universität . .	—	—	261	261	—	—	258	258
übriges Deutschland .	—	1510	679	2189	—	1585	658	2243
ganz Deutschland .	1027	3684	1706	5390	1071	3934	1422	5356

Tabelle XXXIII.

Es studierten Medizin

aus	1872				1872/73			
	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.
Pr. Preußen . . .	131	228	61	289	137	228	72	300
• Pommern . . .	38	86	23	109	40	82	26	108
• Posen . . .	—	143	38	181	—	131	42	173
• Schlesien . . .	139	228	61	289	124	217	69	286
• Brandenburg . .	97	159	42	201	98	152	48	200
• Sachsen . . .	68	118	31	149	66	105	33	138
• Hannover . . .	92	115	30	145	85	104	33	137
• Schlesw.-Holstein	39	52	14	66	41	49	15	64
• Hessen-Nassau .	77	102	27	129	68	85	27	112
• Westfalen . . .	—	179	48	227	—	160	51	211
• Rheinland . . .	110	267	71	338	118	246	78	324
Staat Preußen . .	791	1677	446	2123	777	1559	494	2053
Bayern . . .	—	485	34	519	—	520	33	553
Sachsen . . .	—	150	21	171	—	150	22	172
Württemberg . . .	—	80	16	96	—	47	28	75
Baden . . .	—	70	9	79	—	82	16	98
Hessen . . .	—	57	28	85	—	60	29	98
Mecklenburg . . .	—	34	36	70	—	33	36	69
Reichsland . . .	—	3	4	7	—	26	4	30
Thüringen . . .	—	30	32	62	—	26	33	59
ohne Universität . .	—	—	161	161	—	—	158	158
übriges Deutschland .	—	909	341	1250	—	944	359	1303
ganz Deutschland .	791	2586	787	3373	777	2503	853	3356

Es studierten Medizin

aus	1881				1881/82			
	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.	auf Prov.-Univ.	auf Landes-Univ.	auf anderen Univ.	überhaupt.
Pr. Ost-Preußen . .	123	170	77	247	126	176	77	253
• West-Preußen . .	19	129	58	187	16	133	58	191
• Pommern . . .	56	145	65	210	59	150	66	216
• Posen . . .	—	182	82	264	—	188	82	270
• Schlesien . . .	215	357	161	518	218	341	149	490
• Brandenburg . .	152	209	94	303	172	228	100	328
• Sachsen . . .	78	130	59	189	76	137	60	197
• Hannover . . .	91	137	62	199	96	138	60	198
• Schlesw.-Holstein	57	77	34	111	58	78	34	112
• Hessen-Nassau .	42	61	28	89	43	69	30	99

aus	Prov.-	Landes-	and. Un.	überh.	Prov.-	Landes-	and. Un.	überh.
Pr. Westfalen . . .	—	126	57	183	—	123	54	177
= Rheinland . . .	122	196	88	284	109	185	82	267
Staat Preußen . . .	955	1919	865	2784	973	1946	852	2798
Bayern	—	409	44	453	—	499	41	540
Sachsen	—	205	50	255	—	219	48	267
Württemberg	—	96	58	154	—	108	70	178
Baden	—	96	27	123	—	96	43	139
Hessen	—	58	76	134	—	65	82	147
Mecklenburg	—	26	36	62	—	41	30	71
Reichsland	—	32	8	40	—	40	5	45
Thüringen	—	29	51	80	—	26	60	86
ohne Universität . .	—	—	202	202	—	—	221	221
übriges Deutschland .	—	951	552	1503	—	1094	600	1694
ganz Deutschland . .	955	2870	1417	4287	973	3040	1452	4492

Tabelle XXXIV.

Es studierten Philosophie

1872

1872/73

aus	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.
Pr. Preußen	150	251	56	307	149	244	61	305
= Pommern	43	132	29	161	44	131	33	164
= Posen	—	122	27	149	—	108	27	135
= Schlesien	216	331	74	405	240	356	89	445
= Brandenburg	207	277	62	339	198	280	70	350
= Sachsen	161	252	56	308	175	270	68	338
= Hannover	193	241	53	294	190	243	61	304
= Schlesw.-Holstein .	22	45	10	55	18	33	8	41
= Hessen-Rassau . . .	93	140	31	171	88	137	34	171
= Westfalen	86	168	37	205	75	146	37	183
= Rheinland	109	240	53	293	124	261	66	327
Staat Preußen	1280	2199	488	2687	1301	2209	554	2763
Bayern	—	566	18	584	—	542	32	574
Sachsen	—	290	29	319	—	290	32	322
Württemberg	—	168	20	188	—	190	16	206
Baden	—	72	23	95	—	79	29	108
Hessen	—	104	36	140	—	116	38	154
Mecklenburg	—	17	53	70	—	17	63	80
Reichsland	—	16	4	20	—	35	4	39
Thüringen	—	63	80	143	—	53	90	143
ohne Universität . .	—	—	245	245	—	—	261	261
übriges Deutschland .	—	1296	508	1804	—	1322	565	1887
ganz Deutschland . .	1280	3495	996	4491	1301	3531	1119	4650

Es studierten Philosophie

1881

1881/82

aus	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.	auf Prov.- Univ.	auf Landes- Univ.	auf anderen Univ.	über- haupt.
Pr. Ost-Preußen . . .	295	390	85	475	308	413	83	496
= West-Preußen . . .	61	222	48	270	58	222	45	267
= Pommern	77	256	55	311	73	258	52	310

aus	Prov.-	Landes-	and. Un.	überh.	Prov.-	Landes-	and. Un.	überh.
Pr. Posen	—	234	51	285	—	236	47	283
= Schlesien	413	650	141	791	425	676	137	813
= Brandenburg	516	659	143	802	562	713	145	858
= Sachsen	271	477	103	580	276	497	101	598
= Hannover	273	416	90	506	302	452	91	543
= Schlesw.-Holstein	66	115	25	140	67	116	23	139
= Hessen-Rhassau	150	253	55	308	138	255	52	307
= Westfalen	118	313	68	381	94	281	57	338
= Rheinland	217	448	97	545	189	409	83	492
Staat Preußen	2457	4433	961	5394	2492	4528	916	5444
Bayern	—	575	44	619	—	571	69	640
Sachsen	—	612	106	718	—	593	88	681
Württemberg	—	90	54	144	—	118	59	177
Baden	—	104	40	144	—	128	58	186
Hessen	—	163	121	284	—	174	125	299
Mecklenburg	—	48	152	200	—	67	131	198
Reichsland	—	72	2	74	—	81	5	86
Thüringen	—	94	185	279	—	89	180	269
ohne Universität	—	—	433	433	—	—	436	436
übriges Deutschland	—	1758	1137	2895	—	1821	1151	2972
ganz Deutschland	2457	6191	2098	8289	2492	6349	2067	8416

Wie stark bei den erst das Studium beginnenden oder den schon im Studium begriffenen Deutschen die Wanderung aus ihrer engeren Heimat in die Ferne ist, läßt sich daraus bemessen, wie viel Prozente aller Studierenden einer Gegend nicht an der Provinzialuniversität, nicht an der einen oder an den mehreren Landesuniversitäten dem Studium obliegen.

Diese Wanderung kann sehr verschiedene Gründe haben: einmal ist sie bedingt durch die wirtschaftliche Wandermöglichkeit, durch die durchschnittliche Wohlhabenheit eines ganzen Landes oder eines Landesteiles oder durch die durchschnittliche Wohlhabenheit der Bevölkerungsklassen, aus denen die Studierenden eines bestimmten Faches, z. B. die fast allgemein für besonders arm geltenden Theologen hervorgehen. Zweitens ist sie bedingt durch eine gesetzliche Wandermöglichkeit, durch das Fehlen eines Zwanges an der einen oder doch an der einen von mehreren Landesuniversitäten zu studieren. Drittens ist die Wanderung zuweilen bedingt durch die Anzahl der anderen Universitäten, an welchen man studieren kann, die z. B. für die evangelischen Theologen nicht die gleiche ist wie für die andern Fakultäten wegen der Trennung in unierte und nicht unierte Kirche, ein Unterschied der, wie Alexander von Dettingen in seiner dritten Auflage der Moralstatistik nachweist, gewisse Erscheinungen in dem Studium der Theologen hervorruft. Die verschiedenen Staaten können also genau nur in der faktischen Wanderung unter einander verglichen werden, welches Faktum in verschiedenen Staaten aus sehr verschiedenen Motiven resultiert. Außerdem ist wieder der Nichtbesuch der betreffenden Provinzialuniversität nicht völlig mit dem Nichtbesuch der einen Landesuniversität und erst recht nicht mit dem Nichtbesuch der drei bayrischen und der zwei badischen Universitäten zu vergleichen.

Jedoch wird immerhin die Wanderlust, soweit sie nur durch Wohlhabenheit und wirklichen Trieb in die Ferne bedingt ist, sich innerhalb Preußens stark herausstellen und für alle deutschen Staaten unter einander der Unterschied in der Wanderlust des Sommers und des Winters. Ebenso kann man ziemlich richtig die Wanderung unserer Tage mit der Wanderung 9 Jahre zurück vergleichen, noch hübscher wäre eine Vergleichung mit viel früheren Zeitpunkten, immerhin werden wir sehen, daß auch unsere dürftigen Daten schon interessant genug sind um eine eingehendere Darstellung zu rechtfertigen. Zunächst stellen wir in zwei Tabellen zusammen, für das nicht-preußische Reich, wie viel Prozente aller aus einem Staat hervorgegangenen Studenten auf der einen oder auf einer der mehreren Landesuniversitäten studieren, und für Preußen, wie viele der studierenden Provinzialen auf der betreffenden Provinzialuniversität studieren, überall bedeutet also eine hohe Prozentzahl starkes Studium daheim und geringe Wanderung nach außen.

Es blieben zum Studium daheim, d. h. in Preußen auf den Provinzial-, im übrigen Deutschland auf den Landes-Universitäten:

Provinz- oder Staats- angehörige.	Alle Fakultät.		evang. Theol.		kathol. Theol.		Jura.		Medizin.		Philosophie.	
	1872 Proz.	1872/73 Proz.	1872 Proz.	1872/73 Proz.	1872 Proz.	1872/73 Proz.	1872 Proz.	1872/73 Proz.	1872 Proz.	1872/73 Proz.	1872 Proz.	1872/73 Proz.
Die Ost- u. Westpreußen	46,6	47,8	59,5	59,8	0	0	38,8	43,5	45,3	45,6	48,9	48,9
= Pommern	25,6	26,9	15,9	23,7	0	0	22,5	18,0	34,9	37,1	26,7	26,8
= Posener	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
= Schlesier	53,0	53,6	47,2	43,5	85,0	86,9	47,5	51,9	48,1	43,4	53,4	54,0
= Brandenburger	57,1	55,6	61,5	61,5	0	0	54,1	53,3	48,3	49,0	61,0	56,8
= Sachsen	50,4	51,2	63,2	64,5	0	0	35,9	39,0	45,6	47,9	52,3	51,7
= Hannoveraner	60,7	61,0	71,6	72,1	0	0	47,9	54,1	63,5	62,1	65,6	62,5
= Schlesw.-Holsteiner	51,8	56,1	68,1	69,3	0	0	22,6	29,4	59,0	64,0	40,0	42,9
= Hessen-Rassauer	53,8	53,4	66,1	65,0	0	0	20	25,8	59,7	60,7	54,4	51,5
= Westfalen	22,9	23,9	0	0	84,1	83,0	0	0	0	0	41,9	41,0
= Rheinländer	39,8	41,9	35,8	39,1	55,4	51,9	45,3	50,6	32,5	36,5	37,2	37,9
Alle Preußen	44,0	45,0	52,1	51,7	65,3	67,5	36,0	39,5	37,3	37,9	47,7	47,1
Die Bayern	93,0	92,8	73,0	75,7	100,0	100,0	92,8	91,7	93,5	94,0	97,0	94,5
= Sachsen (Königr.)	92,0	92,0	97,0	95,5	0	0	92,2	95,1	87,7	87,2	91,0	90,0
= Württemberger	91,6	89,1	97,5	100,0	98,6	98,7	91,5	83,1	83,3	82,7	91,8	92,2
= Badenser	80,5	77,6	54,0	54,3	94,5	91,5	78,3	74,1	88,6	84,6	75,8	73,2
= Hessen	71,4	72,5	70,0	76,4	0	0	71,4	72,3	67,0	67,4	74,2	75,4
= Mecklenburger	39,8	43,4	50,0	66,1	0	0	37,3	42,9	48,5	47,8	24,3	21,3
= Reichsländer	88,0	92,6	100,0	100,0	0	0	71,4	90,0	42,8	86,7	80,0	89,6
= Thüringer	49,3	42,7	64,3	59,7	0	0	44,2	35,1	48,3	44,1	45,0	37,1
= Universitätslosen	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
Die übrigen Deutschen	73,4	72,4	69,6	72,3	92,0	91,2	73,7	71,8	72,5	72,3	71,7	70,0
Alle Deutschen	75,5	74,6	73,4	74,1	88,5	88,1	69,6	70,6	76,5	74,5	77,5	76,0

Es blieben zum Studium daheim, d. h. in Preußen auf den Provinzial-, im übrigen Deutschland auf den Landes-Universitäten:

Provinz- oder Staats- angehörige.	Alle Fakultät.		evang. Theol.		kathol. Theol.		Jura.		Medizin.		Philosophie.	
	1881 Proz.	1881/82 Proz.	1881 Proz.	1881/82 Proz.	1881 Proz.	1881/82 Proz.	1881 Proz.	1881/82 Proz.	1881 Proz.	1881/82 Proz.	1881 Proz.	1881/82 Proz.
Die Ost-Preußen	56,1	56,5	68,9	68,0	0	0	47,9	48,6	49,7	49,8	62,1	62,0
= West-Preußen	14,9	14,7	20,4	26,4	0	0	9,1	10,0	10,2	8,4	22,6	21,7

	Alle Fakultät.		evang. Theol.	kathol. Theol.	Jura.	Medizin.	Philosophie.
Die Pommern	21,7	22,7	38,2	32,9	0	0	9,3 10,4 26,7 27,3 24,8 23,6
= Posen	0	0	0	0	0	0	0 0 0 0 0 0
= Schlesier	48,6	50,5	53,6	54,3	68,8	70,5	43,5 46,6 41,5 44,5 52,2 52,2
= Brandenburger . .	57,5	61,4	46,8	55,2	0	0	57,0 65,6 50,1 54,0 64,5 65,5
= Sachsen	43,3	43,9	63,7	63,0	0	0	20,7 27,1 41,3 38,6 46,8 46,2
= Hannoveraner . .	51,7	52,8	71,4	72,4	0	0	43,3 41,8 45,7 48,5 54,0 55,6
= Schlesw.-Holsteiner	49,5	48,7	65,6	62,1	0	0	37,7 32,5 51,4 51,8 47,1 48,2
= Hessen-Nassauer .	46,3	45,5	62,4	62,4	0	0	37,4 41,9 47,2 43,4 48,7 45,0
= Westfalen	17,4	15,7	0	0	61,9	69,2	0 0 0 0 30,9 27,8
= Rheinländer . . .	42,6	40,0	36,4	28,8	53,2	56,7	44,4 40,2 43,0 40,8 39,5 38,4
Alle Preußen	40,4	41,3	49,0	49,9	46,7	48,1	32,1 34,4 34,3 34,8 45,5 45,8
Die Bayern	91,0	90,9	63,5	75,3	100,0	100,0	93,7 92,9 90,1 92,4 93,0 89,2
= Sachsen (Königr.) .	85,5	87,5	92,5	92,9	0	0	84,6 90,0 80,4 82,0 85,2 87,1
= Württemberger . .	81,9	82,0	97,8	99,1	96,6	98,1	82,3 82,3 62,4 60,6 62,5 66,7
= Badenser	71,0	67,2	45,5	44,0	76,1	76,0	70,6 68,4 78,0 69,1 72,2 68,8
= Hessen	54,3	55,1	74,0	72,4	0	0	51,2 53,6 43,3 44,2 57,3 58,1
= Mecklenburger . .	34,1	43,0	50,6	57,3	0	0	36,5 40,6 41,9 37,7 24,0 33,8
= Reichsländer . . .	89,0	92,5	94,3	94,0	0	0	81,2 93,4 80,0 89,0 97,3 94,1
= Thüringer	37,7	35,8	61,0	51,0	0	0	30,5 35,1 36,2 30,2 33,7 33,1
= Univeritätslosen .	0	0	0	0	0	0	0 0 0 0 0 0
Die übrigen Deutschen	65,5	65,2	66,9	67,1	91,9	91,1	69,0 70,6 63,3 64,5 60,6 61,3
Alle Deutschen	71,5	73,4	72,9	75,0	80,2	81,3	68,4 73,2 67,0 67,7 75,5 75,3

Nach außen, d. h. hier überall von den Landesuniversitäten zu den anderen Hochschulen wenden sich im Durchschnitt aller Fakultäten des Sommers und des Winters, des Anfangs der siebziger und des Anfangs der achtziger Jahre ungefähr 26 Prozent, denn 74 Prozent bleiben „daheim“ im obigen Sinne, aber die Wanderung hat etwas zugenommen, denn 1872 und 1872/73 blieben ungefähr 75 Prozent daheim, 1881 und 1881/82 nur 72,5 Prozent; die erleichterte Kommunikation, auch wohl das gesteigerte Nationalgefühl kann die Wanderlust vergrößert haben, die Vergrößerung fällt aber, wie wir sehen werden, aus besonderen Gründen fast nur auf die Mediziner. Auf den ersten Anblick fällt auf, wie gering der Unterschied von Sommer zu Winter im Durchschnitt ist. Im Winter 1881/82 war die Wanderung 26,6 Prozent, im Sommer 1881 28,5, ja 9 Jahre zurück war die Winterwanderung mit 25,4 Prozent stärker als die Sommerwanderung mit 24,5 Prozent. War diese letztere zufällig oder war im letzten Winter der damaligen Schwindelepoche die Lust an den Freuden der großen Städte teilzunehmen bis in die studierenden Kreise gedrungen? Eine Vergleichung der Wanderlust in allen Semestern nach dem deutsch-französischen Kriege könnte vielleicht diese Frage beantworten.

Die geringen Unterschiede in der Sommer- und Winterwanderlust beruhen aber nur darauf, daß immer aus einer Reihe von Gegenden zum Sommer eine starke Auswanderung stattfindet, aus einer andern Reihe zum Winter. Zu Anfang unseres Jahrzehnts wanderten zum Sommer stärker aus die Ostpreußen, Pommern, Schlesier, Brandenburger, Sachsen, Hannoveraner, die Königreich-Sachsen, die Hessen, die Mecklenburger, die Reichsländer, also besonders die Bewohner des

Nordens und der weniger schönen Gegenden. Indifferent zwischen Sommer und Winter verhielten sich die Bayern mit 9 Prozent und 8,9 Prozent, die Württemberger mit 18,1 und 18 Prozent, die Westpreußen mit 85,1 und 85,3 Prozent, während die Rheinpreußen, Westfalen, Badenser, Thüringer sehr viel, die Schleswig-Holsteiner etwas weniger zum schönen Sommer die Heimat verließen.

Der Zug zum Winter aus den schönen Gegenden deckt sich mit dem im nächsten Abschnitt zu besprechenden Zuge zum Winter in die größeren Städte, und der Zug zum Sommer aus den weniger schönen Gegenden mit dem Zuge in die Universitäten schöner Lage.

Nach Nachweis der Unterschiede von früher zu jetzt, von Sommer zu Winter bleibt noch für alle Deutschen der Unterschied von Fakultät zu Fakultät. Die katholisch-theologische steht in der Auswanderung an der tiefsten Stelle mit nur 19—20 Prozent jetzt, und nur 11—12 Prozent früher. Die zunehmende Wanderlust liegt in Preußen, denn dort gingen außer Landes (nicht außer Provinz) 1872 (und 1872/73) von den 469 (481) Studierenden 65 (64) d. h. 14 (13) Prozent, 1881 (1881/82) aber von den 338 (322) nicht weniger als 105 (95) d. h. 31 (30) Prozent. Kulturkampf!

Die andern Fakultäten folgen auf einander zuerst im Durchschnitt beider Semester für die neueste Zeit folgendermaßen: Größte Wanderung: Mediziner mit 32,6 Prozent, Juristen mit 29,2 Prozent, Philosophen und Theologen mit 26 und 24 Prozent Auswanderern.

Im Anfang der siebziger Jahre standen in der Wanderung die Juristen obenan, (was, wie wir später sehen werden, auch von den Professoren gilt); denn damals wanderten 29,9 Prozent Juristen, aber nur 24,5 Prozent Mediziner, aber die Juristen haben nicht in der Wanderung abgenommen, sie blieben sich vielmehr ganz treu, aber die Mediziner stiegen in der Wanderung von 24,5 auf 32,6 Prozent. Freizügigkeit! Diese Wandelung der Wanderung ist, national-ökonomisch ausgedrückt, wohl ein sicheres Zeichen, daß das Studium der Medizin früher nicht ganz an seinem natürlichen Standort sich befand, sondern künstlich auf unnatürlichem Standpunkt festgehalten wurde. Dafür spricht auch, daß nur die Wanderung von der Landesuniversität zu einer Nichtlandesuniversität, nicht aber von der Provinzialuniversität zu einer anderen Hochschule innerhalb derselben Staaten stark zugenommen hat, denn innerhalb des Staats war schon früher beliebiger Austausch, von Staat zu Staat aber noch nicht. Die Wanderung von jeder betreffenden Provinzialuniversität zur anderen preussischen Universität hob sich nur von 63,4 auf 65,4 Prozent, dagegen von irgend einer preussischen auf andere deutsche von 24 auf 30,5 Prozent, und von irgend einer nicht preussischen auf irgend eine andere preussische oder sonst deutsche Universität von 27,6 auf 36,1 Prozent. Die Mediziner der Staaten mit nur einer oder wenig Universitäten mußten naturgemäß mehr profitieren als die Mediziner Preußens, welche innerhalb des größeren Staates den wenn auch nicht absolut, so doch relativ günstigsten Standort wählen konnten.

Die theologische Fakultät hat sich im letzten Jahrzehnt gar nicht verändert:

26,2 auf 26,1, die philosophische nicht viel, von 22,3 auf 24,6 Prozent Auswanderer.

Sehr viel vorsichtiger muß man bei Vergleichung der enormen Unterschiede zwischen den verschiedenen kleineren Teilen Deutschlands sein; ganz können wir nur vergleichen einmal die preußischen Provinzen unter einander, dann die Staaten unter einander, welche nur je eine Universität haben, Sachsen, Württemberg, Hessen, Thüringen, Mecklenburg, Reichslande, leidlich gut die preußischen Provinzen mit je einer Universität mit den oben genannten Staaten, welche auch eine Universität haben, alle anderen Einzelvergleiche sind mißlich mit Ausnahme etwa noch des Vergleiches des dreiuniversitätigen Bayern mit dem zweiuniversitätigen Baden.

Fangen wir mit Preußen an. Die Unterschiede von Sommer und Winter hoben wir zum Teil schon heraus. Die Westfalen müssen wir für alle Fakultäten zusammen auslassen, da sie für Jurisprudenz und Medizin universitätslos sind. Am meisten scheuen die Universität der eigenen Provinz die Westpreußen, dieselben scheinen Königsberg gar nicht als ihre Universität zu betrachten, denn nur 14,9 (resp. 14,7) Prozent Westpreußen studieren in Königsberg, man wird später Westpreußen, wie Posen als universitätslos bezeichnen müssen, diesmal mußten wir aber zur Vergleichung mit früher Westpreußen noch auf die frühere ganze Provinz Preußen beziehen. Also abgesehen auch von Westpreußen sind am unheimlichsten die Pommern mit früher 74,4 (73,1) Prozent Auswanderer, jetzt sogar mit 78,3 (77,3) Prozent. Die Theologen sind die am wenigsten Wanderlustigen, aber von den Juristen blieb früher nur $\frac{1}{5}$, jetzt nicht einmal $\frac{1}{10}$ auf der Provinzialuniversität. Auf die Pommern folgen dann mit großem lokalem Sprung die Rheinländer, die sogar im Sommer weit stärker als im Winter das schöne Bonn meiden. Im Sommer wanderten früher 60,2 Prozent aus, später 57,4, also kleine Schwankung nach Abnahme hin, im Winter 58,1 Prozent, später 60 also umgekehrt kleine Schwankung nach Zunahme hin. Auf die Rheinländer folgen die Ost- und Westpreußen zusammen, nicht aber die Ostpreußen allein, und in neuerer Zeit die Sachsen. Diese sind bei fast gleichem Sommer- und Wintertrieb von 49,2 Prozent Auswanderer auf 56,4 Prozent gestiegen. An dem verstärkten Wandertrieb nehmen die Theologen nicht Teil. Die durch die Existenz der großen theologischen Fakultät und vielleicht durch die Franckesche Stiftung stark zur Theologie hingezogene sächsische Bevölkerung bleibt dann auch an dem Anziehungspunkt, wieder ein Merkmal, daß grade das lokale Moment hier einwirkt, auch stehen in beiden Perioden die Theologen Sachsens stark unter dem Wandertrieb der anderen Fakultäten und stark unter dem durchschnittlichen Wandertrieb der Theologen überhaupt, der „arme hallische Theologe“ scheint also auch vor dem Forum der Statistik zu bestehen. Etwas näher dem durchschnittlichen Wandertrieb steht der Studiosus der Philosophie aus Sachsen, auch hat er etwas an Wandertrieb gewonnen. Auch die Mediziner haben nicht stark an Wanderlust zugenommen, die neuen Klinikbauten und berühmte Universitätslehrer haben die Sachsen an Halle gefesselt. Nur die Juristen der Provinz Sachsen haben einen starken

und zunehmenden Wandertrieb. Früher wanderten 64,1 (61) Prozent aus, jetzt gar 79,3 (72,9) Prozent.

Fragen wir mit Hinweglassung der Provinzen, welche dem Durchschnitt nahe bleiben, nach den Provinzen, aus denen die wenigsten Provinzkinder zum Studium hinausgehen, so steht hier obenan Brandenburg mit Berlin, selbstverständlich aber mit größerer Auswanderung zum Sommer als zum Winter.

Früher gingen ab 42,9 (44,4) Prozent, jetzt 42,5 (38,6), zum Sommer blieb das alte Verhältnis, zum Winter gehen nicht mehr so viele weg wie früher, am meisten gehen hier fort die Mediziner und neuerdings die Theologen. Die Hannoveraner hingen noch im Anfang der siebziger Jahre am allermeisten an der alten Landesuniversität mit nur 39,3 (39) Prozent Abgabe nach auswärts, aber jetzt ist ihre Abgabe schon 48,3 (47,0) Prozent, so daß jetzt auf Brandenburg die Ostpreußen mit nur 43,9 (43,5) Prozent auswärts Studierender folgen, eine Vergleichung mit früher ist hier nicht möglich, da erst kürzlich die Provinz geteilt und damit in der Universitätsstatistik die Ostpreußen von den Westpreußen getrennt werden.

Auf alle Provinzen, welche weder besonders viel noch besonders wenig Studenten abgeben, können wir nicht eingehen, eine Durchmusterung der Tabellen XXXIX bis XXXIV macht aber leicht auf Absonderlichkeiten einer Fakultät innerhalb einer Provinz aufmerksam. So gingen die Schleswig-Holsteinischen Juristen anfangs in gewaltigem Maße außer Landes, nämlich 77,4 (70,6) Prozent, allmählich bleiben sie ein gut Teil mehr in Kiel. Dasselbe gilt von den Hessen-Nassauischen Juristen für Marburg in noch höherem Maße.

Wie die preußischen Provinzen verglichen werden können nach ihrem Verhalten der einen Provinzialuniversität gegenüber, so die 6 Staaten Württemberg, Sachsen, Hessen, Thüringen, Mecklenburg, Reichslande in ihrem Verhalten zu der einzigen Landesuniversität. Fast nur Studium auf der Landesanstalt findet bekanntlich in Elsaß-Lothringen statt, die neuen Reichsangehörigen gingen zuerst zu 12 (7,4) Prozent ins Reich, jetzt zu 11 (7,5) Prozent. Es hat sich darin noch nichts gebessert; es ist auch kaum zu erwarten, denn es ist merkwürdig, wie zäh manche deutsche Volksstämme an der Heimat hängen. Sollte man es glauben, die Einwohner des Königreiches Sachsen gehen noch weniger auf andere deutsche Hochschulen. Im Jahr 1872 waren nur 8 (8) Prozent des Königreiches nicht in Leipzig zum Studium, 1881/82 sind sie auch erst auf 14,5 (12,5) Prozent herangewachsen, allerdings brauchen sie Sachsen nicht zu verlassen um eine bessere Universität zu finden. Aber auch die Schwaben gehen nicht gern aus ihrer Heimat heraus und können auf ihre Landesuniversität zwar sehr stolz sein, aber doch kaum so wie Sachsen. Die Württemberger gingen nur zu 8,4 (10,9) Prozent aus Schwaben heraus, jetzt doch zu 18,1 (18) Prozent. Ja die evangelischen Theologen Schwabens sind fast ausnahmslos oder ganz ausnahmslos in oder beim Tübinger Stift. 1872 studierten außerhalb nur 2,5 Prozent, im Winter 1872/73 gar keiner, im Sommer 1881 nur 2,2 Prozent, im Winter wieder nur 0,9 Prozent. Wie Halle durch seine berühmte Theologenfakultät und Vorbildungsanstalten zum

theologischen Studium weit über den Durchschnittsrang hervorragt, so auch in noch höherem Maße das Stift mit seinen Vorbildungsanstalten. Was so lokal gebildet wird, wird auch lokal festgehalten.

Wie anders stehen dagegen die drei Länder mit den kleineren und kleinsten Universitäten Thüringen, Hessen und Mecklenburg. Die Mecklenburger studierten früher zu 60,2 (56,6) Prozent außerhalb Mecklenburg, jetzt gar zu 65,9 (57) Prozent, die Thüringer zu 50,7 (57,3) Prozent, jetzt gar zu 62,3 (64,2) Prozent, und auch die Hessen, welche früher noch auf dem Durchschnitt mit nur 28,6 (27,5) Prozent standen, sind jetzt auf 45,7 (44,9) Prozent gestiegen, die Mediziner unter ihnen sogar von nur 33 (32,6) Prozent auf 56,7 (54,8) Prozent.

Zuletzt sei noch der mit andern Ländern nicht zu vergleichenden Staaten Erwähnung gethan.

Daß in Bayern das Inlandstudium mit früher 93, jetzt 91 Prozent noch stärker ist als selbst in Elsaß-Lothringen und dem Schwabenlande, kann nicht bloß darauf beruhen, daß die Bayern Auswahl unter drei Universitäten haben, denn die Preußen haben 10 Universitäten, und dort studieren nur 75 Prozent aller Preußen in Preußen, hier müssen Bannrechte für die bayrischen Universitäten bestehen, für die Jurisprudenz wissen wir, daß sie existieren. In Bayern sind die evangelischen Theologen die beweglichsten, haben sie doch auch nicht die Wahl zwischen mehreren Landesuniversitäten.

Das letzte Land ist noch Baden, dessen studierende Jugend früher zu 19,5 (22,4) Prozent, jetzt zu 29 (32,8) Prozent außen studiert, was fast genau dem Durchschnitt des gesamten Deutschland entspricht.

Daß überhaupt viele Studenten auf einer Universität studieren, konnten wir nicht als ein Kennzeichen der Beliebtheit aufstellen, sondern nur daß viele Nichtprovinzialen und viele Nichtlandeskinder dieselben aufsuchen, und der Unbeliebtheit, daß wenig Nichtprovinziale resp. wenig Nichtlandeskinder kommen. Hier haben wir nun ähnlich für die Beliebtheit kein direktes Kennzeichen in der geringen Menge der außer Landes gehenden Studenten gefunden, denn der Zwang kann viele zurückhalten, wohl aber sagt uns die Statistik, daß die Universitäten, welche trotz juristischer, moralischer, wirtschaftlicher Motive für die Landes-Universitäten noch in hohem Maße gemieden werden, aus irgend einem Grunde unbeliebt sein müssen. Daraus folgt dann indirekt, daß die von den Landeskindern nicht geflohenen bei gleicher Stärke der zwingenden Motive für diese die beliebteren sind. In einem letzten Abschnitt wollen wir nun gegen einander aufrechnen die Landes Kinder, welche eine bestimmte Universität meiden, gegen die Nichtlandeskinder, welche dieselbe Universität aufsuchen. Geringer Zuzug bei großem Abzug ist das Schlimmste, großer Zuzug bei geringem Abzug das Beste.



Kunst und Circus.

Von

Ludwig von Herbeck.

Einer der eifrigsten Verfechter Wagner'scher Kunstideen hat irgendwo einmal den lapidaren Ausspruch gethan: „Für mich giebt es nur zweierlei Arten von Menschen: Wagnerianer und Nicht-Wagnerianer.“ Der Mann stellte sich, indem er die Menschheit in einer so eigentümlichen Weise klassifizierte, auf den in mancher Beziehung sehr einseitigen Standpunkt der Alten, welche alle außerrömischen Völker unter dem Begriff Barbaren zusammenfaßten, oder auf jenen ähnlichen der Muhamedaner, welche jeden als einen Ungläubigen verachteten, der nicht, wie sie, zu dem einzigen Allah betet. Denn daß jener Herr in dem Begriffe „Nicht-Wagnerianer“ etwa eine Summe hervorragender menschlicher Tugenden personifiziert wissen will, ist nicht im geringsten Grade wahrscheinlich; vielmehr dürfte die Annahme gerechtfertigt sein, daß darunter, wie unter dem Barbaren und Ungläubigen, ein Geschöpf zu verstehen sei, welches nicht wert ist, daß ihm gleich den anders Gesinnten das Gestirn des Tages leuchte, kurz ein Geschöpf, welches den Namen Mensch eigentlich nicht verdient.

Vergleichen mag der Betreffende sich ungefähr gedacht haben, als er diese Klassifizierung der Menschheit vornahm, nur war er so artig, das in diesen Ansichten liegende Herbe vermittels unserer ziemlich gefügigen deutschen Muttersprache in einer, man möchte sagen, anständigen Form wiederzugeben. Aber nicht alle der erstgenannten Art von Menschen Angehörige haben eine solche gute Erziehung genossen, daß sie ihrer Meinung in einer nicht gerade verletzenden Form Ausdruck zu geben vermögen. Recht derbe Worte sind schon gefallen, wenn es solchen Leuten galt, der Meinung eines anders Gesinnten in ihrer Weise zu begegnen, und in dem Buche, welches man mit jenen nicht eben einschmeichelnd klingenden Substantiven und Adjektiven zu füllen vermöchte, könnte das berühmte „Schweinehund“, das Hans von Bülow gelegentlich einer von ihm vor etwa zwanzig Jahren dirigierten Aufführung von „Tristan und Isolde“ in München dem Publikum vernehmlich an den Kopf warf, den obersten Rang einnehmen. Derselbe Bülow hat seine Kunstansichten seither wohl in mancher Beziehung gewaltig geändert, ist er doch zu Meyerbeer, dem vom Meister so sehr verachteten Meyerbeer, herabgestiegen und kokettiert in letzter Zeit recht auffällig mit Johannes Brahms, dem zu Ehren in Bayreuth bekanntlich nicht eben Lobeshymnen komponiert wurden; was aber seine an Größenwahn hinanreichende Arroganz betrifft, ist er sich wohl so ziemlich der Gleiche geblieben.

Erst im vergangenen Frühlinge führte er in Berlin ein Stückchen auf, welches seinen Charakter sowohl wie die Unduldsamkeit der Wagner-Partei, die Bülow ja noch immer zu ihren Hauptstützen zählt, trefflich zu kennzeichnen vermag. Da sich am Schlusse eines von ihm dirigierten Konzertes der Applaus des

Publikums nicht legen wollte, trat er ans Pult, um ungefähr folgende Ansprache zu halten: „Ich habe dieser Tage den „Propheten“-Marsch im Cirkus Hülßen (damit meinte er das Berliner Hoftheater) in einer derart erbärmlichen Weise malträtieren gehört, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, Ihnen dieses Stück korrekt vorzuführen.“

Wenn es schon als gänzlich unstatthaft erklärt werden muß, daß ein Konzert-Dirigent ohne besonderen, begründeten Anlaß eine Anrede ans Publikum hält, so muß der Inhalt dieser Rede geradezu als wenig anständig bezeichnet werden. Ist der Stern des berühmten Klaviervirtuosen bereits so bedenklich im Erblaffen begriffen, daß er es für notwendig erachtet, zu solchen unedlen, eines Künstlers, der ja doch Bedeutendes geleistet, durchaus unwürdigen Mitteln zu greifen, nur deshalb, damit sein Name öffentlich genannt werde? Ein anderes Motiv kann weder für diese noch für eine zweite — wenn auch nicht skandalöse — Handlung Bülows gefunden werden.

Es ist darunter die zweimalige Vorführung der neunten Symphonie Beethovens, wohlgemerkt in einem und demselben Konzerte, gemeint. Züngst ging sogar die Meldung durch einige Blätter, Bülow habe während einer Aufführung dieses Werkes Weihrauchdämpfe emporsteigen lassen, doch wollen wir diese für die Erfindung eines boshaften Spaßvogels halten und nur das glauben, was sich erwiesenermaßen zugetragen hat.

Mendelssohn führte einmal in einem Gewandhaus-Konzert in Leipzig die vier Leonoren-Duvertüren in der Reihenfolge ihrer Entstehung dem Publikum vor, wofür dieses sich ihm zu großem Danke verpflichtet fühlte, denn es ward ihm dadurch ein tiefer Einblick in die geistige Werkstätte Beethovens gegönnt, und der Entwicklungsgang des Meisterwerkes trat dabei in allen seinen Phasen deutlich zu Tage. Bei der bloßen Wiederholung eines Stückes ist dieser Zweck aber von vornherein schon ausgeschlossen, ja man vermag einen vernünftigen Grund für den zweimaligen, Publikum wie Musiker ermüdenden Vortrag eines Werkes wie der neunten Symphonie überhaupt nicht aufzufinden. Es scheint vielmehr zweifellos, daß Bülow zu einer solchen Bizarrerie nur durch seine Neigung zum Seltenen, Ungewöhnlichen gedrängt worden sein konnte. Daß die geschilderten, wenig rühmlichen Äußerungen Bülows, sonderlich der öffentlich ausgesprochene Vergleich des Berliner Hoftheaters mit einem Cirkus, von der extremen Wagner-Partei mit Jubel aufgenommen wurde, läßt sich begreifen. Dieser Partei war der Berliner Intendant wegen der Energie, mit welcher er überspannten Forderungen Wagners und seiner Anhänger zu begegnen wußte, schon seit langem ein Grenel, so daß eine derartige Verhöhnung des mißliebigen Cavaliers mit einer gewissen Schadenfreude aufgenommen wurde.

Freilich muß es dahingestellt bleiben, wer aus dieser Affaire rühmlicher hervorging, Bülow oder Hülßen. Der Schütze denkt in vielen Fällen eben nicht daran, daß die Kugel auch auf ihn zurückprallen kann, und daran haben weder Wagner noch seine Partei jemals gedacht. In der bekannten Broschüre „das Judentum in der Musik“ beschuldigt Wagner die Juden des völligen Mangels

der Fähigkeit, in der Kunst wahrhaft Großes zu leisten und drückt seine Verachtung gegen sie in unverkennbarer Weise aus, er dachte aber nicht im mindesten daran, daß seine in der Broschüre ausgeführten Ansichten dadurch gründlich widerlegt wurden, daß er zum Dirigenten des „Parsifal“ einen Vollblut-Juden, Kapellmeister Levi, und zum Correpetitor beim Einstudieren der Nibelungen ebenfalls einen Juden, Josef Rubinstein, bestellte. Ja, wenn ich die Juden einer großen Kunstleistung wirklich unfähig erachte, dann muß ich bei der Ausführung einer solchen auf die Mitwirkung der Juden auch Verzicht leisten.

Trotz alledem ist und bleibt der wahre Wagnerianer auch immer Antisemit. Er bedenkt nicht, daß der Meister selber der künstlerischen Beihilfe der Juden nicht entbehren konnte, nicht, wie viel jüdisches Kapital in dem Bayreuther Unternehmen steckt, nicht, eine wie große Zahl aufrichtiger Verehrer Wagners Kunst gerade unter den Juden zählt: solche Gründe taugen ihm nicht, ihm gelst noch das Hepp=Hepp, welches der Meister angestimmt, in den Ohren und welches ihm die Verbrüderung des Wagnertums mit dem Antisemitismus als seinen obersten Grundsatz aufstellen ließ.

Möchten sie die Juden am liebsten samt und sonders aufzehren, so dünkt sie dagegen der Genuß des Tierfleisches sündhaft, zum mindesten dem Menschen nicht zuträglich, einzig und allein deshalb, weil der Meister, obwohl er ein Gourmand ersten Ranges war, sich einmal günstig über den Vegetarianismus geäußert hat. Diese Theorie an Spinat und saurer Milch praktisch zu bewähren ist aber bisher nur wenigen Wagnerianern in den Sinn gekommen, in praxi mundet eben nach einer Tristan-Vorstellung ein Beefsteak in Begleitung mehrerer Gläser Bier auch dem Wagnerianer trefflich, demselben Wagnerianer, der vielleicht am selben Tage die Abschaffung der die Menschen so verwildernden Fleischkost als ein Resultat der wahren Zivilisation hingestellt hat.

Beinahe Hand in Hand damit geht die Agitation gegen die Vivisektion der Tiere. Muß der Schreiber dieser Zeilen vor allem gestehen, das er selber ein Gegner der Vivisektion ist, wenn aber die Wissenschaft dieses Hilfsmittel schon durchaus nicht entbehren kann, wenigstens ihre Handhabung auf das möglichst geringe Maß beschränkt und jeden Mißbrauch strenge bestraft wissen will, so ist ihm ein Zusammenhang zwischen Wagnerscher Kunst und Vivisektion doch durchaus unklar.

Es ist immerhin lobenswert, wenn einem Menschen das zarte Mitgefühl für die tiefer stehenden Geschöpfe nicht abhanden gekommen ist und wenn er dasselbe warm zu bethätigen sucht. In Wagners Lebensbild wird die Erwähnung seiner Liebe zu den Tieren nicht fehlen dürfen, sie kann aber immer nur als ein biographisches Moment wichtig sein, bei Beurteilung seiner Kunstwerke wird sie durchaus nicht in Betracht kommen dürfen. Viel richtiger als diese, wenigstens bei gesitteten Menschen doch ziemlich allgemeine Eigenschaft müssen Wagners im höchsten Grade excentrische Eigenheiten bei der Schilderung seines Charakters erscheinen. Darunter nimmt seine Vorliebe für bizarre Kleidung den ersten Rang ein.

Wie Wagner in musikalischer Beziehung ein Umsturzmann war, so genügte ihm auch die moderne Kleidung nicht, und er ließ sich daher ein Gewand von recht abenteuerlichem Schnitt anfertigen, ein Gewand, welches aus den vielen bestehenden Porträts genügend bekannt ist. Sicherlich war es nicht seine Absicht gewesen, dieses Kleid verallgemeinert zu wissen, im Gegenteile, er wollte ja eben durch seine Kleidung von den anderen Menschen abstechen. Nichtsdestoweniger wurde Wagners Tracht, — wie besonders böse Zungen behaupten — von einigen Wagnerianern acceptiert und im Hause getragen, auf die Straße wagte sich damit doch niemand. Da ereignete es sich, daß der seither zu einer Art von Berühmtheit gelangte Professor Jäger mit seiner schafwollenen „Normalkleidung“ auftauchte. Daß dieselbe praktischen Wert besitzt, darüber herrscht wohl kein Zweifel, allein nur Phantasten können behaupten, daß sie auch den Anforderungen des guten Geschmacks entspreche. Die Begeisterung, welche das Jägersche Kleid bei vielen erregt hatte, ging sogar soweit, daß man es wagte, dasselbe als die eigentliche deutsche Nationaltracht auszurufen, und — merkwürdig — anstatt daß solchen sonderbaren Schwärmern gehörig der Text gelesen worden wäre, fanden sich augenblicklich eine Menge von Enthusiasten, welche die alberne Phrase von der deutschen Nationaltracht eifrigst propagierten.

Es giebt eine schwäbische, eine schweizerische, eine tiroler Nationaltracht, eine allgemein gültige deutsche hat es nie gegeben. Selbst die Trachten der einzelnen Volksstämme weisen Verschiedenheiten auf, welche z. B. in Tirol sehr bedeutend sind und die auszugleichen keinem Landsmann je in den Sinn kommen würde, im Gegenteile, man ist ängstlich bemüht, die bestehenden charakteristischen Unterschiede festzuhalten. Und nun taucht ein Häuflein exaltierter Leute auf, welche die von ihnen gutgeheißene Kleidung als die nationale Tracht eines an die Fünfzig Millionen zählenden Volkes erklären. Da nun einmal das Wort „Nationaltracht“ gefallen war, so bedurfte es wohl nur eines unbedeutenden Anstoßes, damit ein Teil der extremen Anschauungen und Handlungen von jeher zugehan gewesenen echten Wagnerianer auch begeisterte Jägerianer wurde, wie — bezeichnend genug — die Anhänger des Schafwollapostels sich nennen.

Die Wollmenschen, welchen übrigens in den vorjährigen Sommertagen bisweilen furchtbar schwül zu Mute geworden sein soll, wenngleich sie erklärten, daß es ihnen so wohl wäre wie dem Fisch im Wasser, diese Wollmenschen also hatten vor dem letzten Cyclus der Parsifalaufführungen ihr erstes öffentliches Auftreten für diese Gelegenheit angekündigt. In Bayreuth, so hieß es, wollten sie sich im nationalen Kostüme so zahlreich als möglich einfänden, denn, welcher Ort wäre geeigneter für die erste feierliche Manifestation einer eine wahre nationale Tracht anstrebenden Partei als gerade Bayreuth, derselbe Ort, wo auch die wahre nationale Kunst sich in herrlicher Weise geoffenbart?

Diese Erklärung wurde von mehreren Wagnerblättern mit der ganz ernstlichen Absicht, ein Kompromiß zwischen Jägerianern und Wagnerianern zu stande zu bringen, abgedruckt; inwieweit dies der Fall gewesen, ist, so viel mir bekannt, nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, aber Thatsache bleibt es, daß zwei so hete-

rogene Dinge wie Wagnersche Kunst und Schafwollkleidung bereits in einen Topf zusammengeworfen und zu einem Hölle Ragout gebraut wurden, von dessen Duft die Nase des Mannes, dem die reine Vernunft auch noch etwas gilt, noch oft genug belästigt werden dürfte. Und hier sind wir auch auf dem Punkt angelangt, auf welchem der Kultus der wahren Kunst durch die Einmischung überspannter oder zum mindesten unklarer Köpfe, welche, da ihnen die Kraft fehlt, aus sich selbst heraus Bedeutendes zu leisten, fremde Berühmtheit zum Piedestal mißbrauchen, allmählich in gemeinen Circuslärm ausartet.

Wir werden es vielleicht noch erleben, daß irgend ein Salomon erklärt, „Lohengrin“ könne man erst verstehen, wenn man, in ein schafwollenes Hemd gekleidet, diese Oper anhöre, das Verständnis des „Siegfried“ aber sei unbedingt nur einem kompletten Jägerschen Normalmenschen möglich; oder, wir werden es vielleicht noch erleben, daß der Ukas erlassen wird, laut dessen der Eintritt in das Bühnenfestspielhaus in Bayreuth nur solchen gestattet ist, welche in „Nationaltracht“ d. h. im Jägerschen Schafwollkleide erscheinen. Doch der letztere Fall dürfte schwerlich eintreten. In dem einen, den Hauptnerv der Dinge, das verachtete, gemeine Geld, berührenden Punkte ist man auch in Bayreuth recht duldsam geworden.

Während bei den ersten Festspielen im Jahre 1876 nur der um 300 Thaler erworbene Anteilschein das Recht zur Teilnahme an denselben verlieh und man damals sich sogar mit der Idee trug, mißliebigen Persönlichkeiten, hauptsächlich halsstarrigen Kritikern, den Eintritt in das Festspielhaus einfach zu verwehren, genügen heutzutage für jeden Menschen ohne Unterschied der Herkunft, Religion und Parteischattierung lumpige zwanzig Mark, um sich den Genuß des „Parsifal“ zu verschaffen, ja man vergißt sich sogar so weit, die öffentlichen Blätter, Judenblätter und andere, zur Inserierung der Vorstellungen zu benutzen.

Also sachte, meine Herren, es wird nicht so heiß gegessen, als gekocht wird. Das stolze Festspielhaus ist eben auch nichts Anderes als ein Theater, ein apartes Theater zwar, aber immerhin ein Theater mit dem Theaterzettel in der Zeitung, mit dem lumpigen Eintrittspreise und der so verachteten, gelangweilten Masse des rohen, ungebildeten Publikums.

Diese unwissende Masse hat aber ihren eigenen, gar feinen Instinkt. Wahre Kunstleistungen weiß sie wohl zu schätzen, aber sie läßt sich, auf die Dauer wenigstens, nicht irre führen durch — Circusstückchen.

Wagners Schöpfungen sind, soweit sie mit dem Fühlen und Empfinden des Volkes übereinstimmen, ein Gemeingut der Welt geworden, die erbittertsten Gegner müssen dies zugeben. Den Bestrebungen einer Clique aber, welche die über alles Gemeine erhabene Kunst mit Dingen wie Judenhaß und Normalkleidung in Verbindung zu bringen sich nicht schämt, steht sie völlig fremd gegenüber.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Erdkunde.

Ueber Land- und Seekarten.

Von den Büchern, welche den Anschauungsunterricht unserer Jugend leiten, ist ohne Frage eines der wichtigsten der Handatlas. In den ersten Jahren der geistigen Entwicklung lernen wir indessen daraus kaum mehr als die allgemeine Umgrenzung der Länder und Meere, die Verteilung von Land und Wasser auf der Erde kennen. Kommen dann im Laufe der Zeit physische, mathematische und statistische Geographie in den Bereich unserer Kenntnisse, so erhöht sich unser Interesse an den bunt bemalten Abbildern unserer Erde; man kann jedoch, ohne selbst dem gebildetsten Laien nahe zu treten, behaupten, daß damit auch so ziemlich alles erschöpft ist, was man zu Gunsten der Landkarte als eines allgemeinen Bildungsmittels anführen kann.

Von einem wesentlich anderen Standpunkte betrachtet der Mathematiker und der Astronom die Karte. Für den ersteren ist sie ein rein geometrisches Problem, für den letzteren der Inbegriff relativer Ortsbestimmungen. Über die Anschauungsweise des Mathematikers mögen hier einige Bemerkungen Platz finden, anknüpfend an eine Publikation jüngeren Datums des französischen Gelehrten, M. A. Tissot¹⁾. Doch ist es zu diesem Zwecke unerläßlich, einige einleitende Betrachtungen voranzuschicken. Die höhere Geometrie betrachtet zwei große Klassen von krummen Oberflächen, die ein charakteristischer Unterschied trennt, nämlich die abwickelbaren und nicht abwickelbaren Flächen; wie schon der Name andeutet, liegt der Unterschied darin, daß die krummen Flächen der ersten Klasse sich in einer Ebene ausbreiten lassen, ohne daß der Stoff, aus dem sie bestehen, verzerrt oder zerrissen wird, während dies bei den Flächen der zweiten Klasse selbst in kleineren Partien unthunlich ist. Als Beispiel für die erste Klasse läßt sich die Mantelfläche eines Zylinders, für die zweite Klasse die Oberfläche der Kugel anführen. Wäre unsere Erde eine krumme Fläche der ersten Art, also etwa in der Form eines Zylinders gestaltet, so würde es nicht die geringsten Schwierigkeiten darbieten, größere oder kleinere Partien derselben ohne Verzerrung auf einem ebenen Blatte darzustellen. Die Kugel (es soll im folgenden von der Abplattung der Erde als unwesentlich abgesehen werden), deren Gestalt die Erde besitzt, läßt eine Darstellung selbst kleiner Partien auf der Ebene ohne Verzerrung nicht zu, und es bleiben daher nur zwei Wege übrig: entweder man verzichtet auf eine vollkommene Ähnlichkeit des Ur- und des Abbildes und begnügt sich damit, die Abweichungen auf ein möglichst geringes Maß zu reduzieren, oder man greift zum Globus als dem

¹⁾ Mémoire sur la représentation des surfaces et les projections des cartes géographiques, par M. A. Tissot, Examineur d'admission à l'école polytechnique. Paris, Gauthier-Villars 1881.

einzigsten vollkommen treuen Abbilde der Erde. Diese letztere Darstellungsweise hat indessen mancherlei Unzweckmäßiges. Denn einmal kann man die Globen nur in verhältnismäßig kleinen Dimensionen herstellen, dann liegt häufig das hervorragendste Interesse nicht in der Darstellung der ganzen Erdoberfläche, sondern nur in der Abbildung kleinerer Teile derselben (Weltteil, Land zc.).

Man hat es daher vorgezogen, auf die vollkommene Treue der Karte zu verzichten, und das Bestreben der Geometer war nun nur darauf gerichtet, solche Darstellungen ausfindig zu machen, welche den größten möglichen Grad der Vollkommenheit besitzen. Dies hat dahin geführt, vornehmlich drei Prinzipien als maßgebend für die Güte einer Landkarte aufzustellen. Eine Landkarte soll erstens winkeltreu (konform) sein; d. h. wenn man beispielsweise auf der Karte die Orte dreier nicht zu weit von einander entfernter Städte durch gerade Linien verbindet, so soll das hierdurch entstandene Dreieck dem Dreiecke auf der Erdoberfläche ähnlich sein oder, was dasselbe ist, dieselben Winkel besitzen, wodurch der Name „Winkeltreue“ erklärt ist. Eine gute Karte soll zweitens flächentreu (äquivalent) sein, d. h. zwei auf der Erdoberfläche befindliche Länderstücke von gleicher Fläche sollen auch auf der Karte durch gleiche Flächen repräsentiert sein; und endlich soll auf einer guten Karte die Entfernung zweier Orte an allen Stellen der Karte durch denselben Maßstab meßbar sein, was man mit dem Namen „Äquidistanz“ (etwa „Mittabstandstreue“) bezeichnet. Diese drei Bedingungen in vollster Strenge zu erfüllen, ist bis jetzt nicht gelungen und wird wahrscheinlich nie gelingen aus dem früher angeführten Grunde, weil die Ausbreitung eines Kugeltheiles auf der Ebene unmöglich ist. Allein man kann durch strenges Einhalten eines dieser Prinzipien Karten herstellen, die in hohem Grade einer der formulierten Bedingungen genügen, ohne deshalb die anderen ganz zu vernachlässigen, und auf diese Weise sind die zahlreichen Projektionsarten entstanden, welche den Inbegriff der Kartenentwurfslehre bilden. Um die Abbildung eines bestimmten Theiles der Erdoberfläche herzustellen, denkt man sich in einem Punkte des abzubildenden Gebietes, am besten im beiläufigen Mittelpunkte dieses Gebietes, an die Erdfugel eine berührende Ebene gelegt. Im Berührungspunkte errichtet man auf diese Ebene eine senkrechte Gerade und versetzt das Auge in endliche oder unendliche Entfernung von der Abbildungsebene in dieselbe. Von dort aus betrachtet, werden sich die einzelnen Punkte der Erdoberfläche auf jener Ebene projicieren; den Inbegriff aller dieser Projektionen bildet die Karte des betreffenden Gebietes. Ein spezielles Beispiel wird etwa auftretende Unklarheiten vielleicht am besten beseitigen. Es sei das Problem gestellt, die nördliche Halbkugel der Erde auf einer Plankarte darzustellen. Zu diesem Zwecke wird die berührende Projektionsebene an den Nordpol der Erde gelegt gedacht, und das Auge irgendwo in die Verbindungslinie Nordpol-Südpol oder in die Erdachse versetzt. Die Lage des Auges kann nun eine dreifache sein: entweder das Auge befindet sich innerhalb der Kugel (als spezieller Fall etwa im Mittelpunkte der Erde), oder es befindet sich auf der Oberfläche der Kugel (bei dem gewählten speziellen Beispiele im Südpole der Erde), oder endlich das Auge befindet sich außerhalb der Kugel, auf der Ber-

längerung der Erdachse in dem angenommenen Falle, in endlicher oder unendlicher Entfernung. Eine einfache geometrische Betrachtung lehrt nun, daß in dem ersten Falle, wenn das Auge im Erdmittelpunkte sich befindet, dem Principe der Mittabstandstreue (Äquidistanz) keineswegs genügt wird; in der Nähe des Nordpales werden zwar die relativen Entfernungen in nahe richtigen Verhältnissen abgebildet; anders verhält sich die Sache, wenn man drei gleiche Entfernungen, welche bezüglich in der Nähe des Pales, unter 45° nördlicher Breite (also etwa in unseren Gegenden), und unter 10° nördlicher Breite betrachtet. Wird diese Entfernung auf der Karte in der Nähe des Nordpales durch die Länge eines Zentimeters dargestellt, so wird dieselbe Entfernung in unseren Breiten auf der Karte durch 2 cm repräsentiert und unter der Breite von 10° nördlich vom Äquator sogar durch 37 cm. Trotz dieser großen Verzerrung hat indessen diese Art der Projektion nicht unwesentliche Vorteile. Die Meridiane der Erdfugel stellen sich sämtlich als gerade Linien dar, welche ihren gemeinsamen Schnittpunkt im Nordpole besitzen; die Breitenkreise bleiben wie auf der Erdfugel Kreise. Die Konstruktion des Kartennetzes ist demgemäß außerordentlich einfach. Handelt es sich um mäßig große Partien der Erdoberfläche, so wird diese Projektion mit Vorteil angewendet. In der That sind die Karten der arktischen Regionen meist auf diese Weise entworfen; nimmt man als äußersten Begrenzungskreis den 50. nördlichen Bretegrad, so sind selbst am Rande der Karte die Verzerrungen noch nicht sehr bedeutend.

Anders verhält sich die Sache, wenn man das Auge in den Südpol der Erde versetzt. Betrachten wir je zwei in der Nähe des Pales und des Äquators gelegene Orte von gleicher Entfernung auf der Erdfugel, so sieht man auch hier, daß die Orte des Äquators auf der Karte weiter von einander entfernt sind als die Orte in der Nähe des Pales; allein die Zunahme ist keine so rapide wie bei der früheren Projektionsart; denn die Entfernung in der Nähe des Äquators ist nahezu das Doppelte von der in der Nähe des Nordpales.

Werfen wir zum Schlusse noch einen kurzen Blick auf die Verhältnisse, welche eintreten, sobald das Auge in unendliche Entfernung versetzt gedacht wird. So würde sich beispielsweise die Erde darstellen, wenn man sie von einem ziemlich entfernten Himmelskörper aus betrachtete, und so stellt sich uns die volle Mondscheibe dar. Auch hier zeigt eine kurze Überlegung, daß das Prinzip der Äquidistanz nicht gewahrt ist. Wieder werden hier die Entfernungen in der Nähe des Pales in ihren richtigen Verhältnissen abgebildet, allein in der Nähe des Äquators schrumpfen dieselben beinahe auf nichts zusammen. Daraus erklären sich die Verzerrungen jener Kraterlandschaften bei Vollmond, die in der Nähe des Mondrandes sich befinden.

Von diesen drei Projektionsarten heißt die erste die gnomonische, die zweite die stereographische, die dritte die orthographische. Sie sind schon seit langer Zeit bekannt; wenigstens wird uns berichtet, daß die stereographische Projektion, welche bei Abbildung der nördlichen Halbfugel das Auge in den Südpol versetzt, schon im zweiten Jahrhunderte v. Chr. Geb. von dem auch anderweitig

rühmlichst bekannnten Astronomen Hipparch) erfunden worden sei. Diese Projektionsart hat mehrere bedeutende Vorteile, von denen keineswegs der geringste der ist, daß sie vollkommen dem Prinzip der Winkeltreue (Konformität) genügt; d. h. die Verbindungslinien dreier Orte auf einer Karte, der das stereographische Netz zu Grunde liegt, schneiden sich genau unter denselben Winkeln wie die entsprechenden Verbindungslinien auf der Erdoberfläche. Sie wird in unseren Handatlanten zur Darstellung der beiden Erdhälften (Planigloben) benutzt und erfreut sich auch bei Abbildung kleinerer Teile der Erdoberfläche wegen der Konformität einer großen Beliebtheit.

Es ist selbstverständlich, daß dort, wo das Prinzip der Äquidistanz nicht gewahrt ist, auch Flächentreue nicht bestehen kann; denn es ist ein elementarer Grundsatz der Geometrie, daß mit der Vergrößerung der Seiten ähnlicher ebener Figuren auch die Flächen, aber in stärkerem Verhältnisse zunehmen, so daß beispielsweise ein Dreieck, dessen Seiten doppelt so groß sind als die eines anderen ihm ähnlichen, die vierfache Fläche des letzteren besitzt u. s. w. Darnach werden auf Planigloben, welche die mehrfach erwähnte stereographische Projektion zur Grundlage haben, die Partien am Rande, gegenüber jenen in der Mitte in Bezug auf Längen doppelt, in Bezug auf Flächen viermal vergrößert erscheinen, woraus unmittelbar die Annahme eines einheitlichen Maßstabes für die ganze Karte ausgeschlossen erscheint. Nur bei Darstellungen kleiner Länderstrecken, also z. B. bei einer Karte von Deutschland, darf man, ohne gegen die Genauigkeit zu verstoßen, einen gewissen mittleren Maßstab annehmen, da in diesem Falle die Verzerrungen, die auf der Papierfläche durch den typographischen Druck entstehen, weitaus jene kleinen Unregelmäßigkeiten übertreffen.

Noch mögen an dieser Stelle zwei Projektionsarten Platz finden und zwar aus bestimmten Gründen. Die erste, weil sie so ziemlich in jedem Atlas zur Darstellung der ganzen Erde verwendet wird, ich meine die Projektion von Mercator;¹⁾ die zweite, weil sie unverdientermaßen, wie später erörtert wird, bei den Kartographen in besonderer Gunst steht und trotz ihrer bedeutenden Mängel zur Darstellung der Kontinente (Europa, Asien, Nordamerika) verwendet wird; es ist die flächentreue Projektion von Bonne.²⁾

Die Projektion von Mercator liefert den sprechendsten Beweis, daß ein Verstoß gegen die Mittabstandstreue und Flächentreue ungleich geringer geachtet wird als gegen das Prinzip der Winkeltreue. Mercators Projektion ist winkeltreu; allein die Distanzen und Flächen wachsen vom Äquator gegen die Pole sehr rasch; so wird z. B. Grönland, dessen Mitte ungefähr unter dem 70° nördlicher Breite liegt, auf der Karte durch eine Fläche repräsentiert, die vierzigmal größer ist als ein gleich großes Stück Land in der Nähe des Äquators. Die Vorteile dieser Kartenprojektion liegen beim bloßen Anblicke auf der Hand. Meridiane und Parallelkreise sind gerade Linien, die auf einander senkrecht stehen, also ist das

¹⁾ Mercator, eigentlich Gerhard Kremer, Kartograph zu Duisburg und Löwen, † 1594.

²⁾ Rigobert Bonne, Ingénieur-géographe der Marine, † Paris 1795.

Netz besonders leicht zu konstruieren; außerdem hat diese Kartenprojektion zum Eintragen der Routenlinien bei Meerfahrten die denkbar einfachste Gestalt. Mit diesen 5 Projektionen ist das Gebiet der Kartenentwurfslehre nur in den wesentlichsten Punkten gekennzeichnet. In der That ist die Anzahl der Projektionsarten eine sehr bedeutende, was um so weniger befremden darf, als die hervorragendsten Geister auf mathematischem Gebiete diesem Stoffe ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten. Ich nenne nur die Namen eines Lagrange, Euler, Lambert, Gauß, Jacobi in Königsberg u. s. w.

Ich wende mich nun zu dem Eingangs erwähnten Werke von M. A. Tissot. Ich muß natürlich hier darauf verzichten, die äußerst sinnreichen geometrischen Betrachtungen auseinander zu setzen, auf deren Grundlage Tissot den Fehler einer Karte an einer bestimmten Stelle definiert hat; indessen hoffe ich selbst durch Angabe einiger numerischer Resultate für die Wichtigkeit derartiger Untersuchungen genügenden Beweis erbracht zu haben; ich beschränke mich natürlich auch dabei nur auf die wichtigsten Projektionen, die nebenbei am häufigsten in Kartenwerken vorkommen; dabei muß ich es selbstverständlich unterlassen, tiefer auf die Natur der betrachteten Projektionen einzugehen. Näheren Aufschluß darüber findet man leicht in den elementaren Werken von Littrow, Gretschel u. a.

Die Cassini-Soldnersche Projektion, so genannt nach dem französischen Astronomen Cassini und dem bayerischen Mathematiker Soldner, wurde vom ersteren zur Anlegung einer großen Karte von Frankreich, von Soldner zu Zwecken einer Generalstabskarte Bayerns verwendet. Frankreich umfaßt ein Gebiet von ungefähr 12 Längengraden und 8 Breitengraden. Die Winkelverzerrung ist unbedeutend und wird reichlich von den Unregelmäßigkeiten, die durch den Druck auf dem Papiere entstehen, übertroffen. Auch die Mittabstandstreue ist so gut als möglich gewahrt. Würde man nämlich mit dem auf der Karte gegebenen Maßstabe die Entfernung von Paris bis Roussillon messen, so würde der Fehler der Messung gegen die Wirklichkeit bei einem Abstände von etwas über 100 Meilen kaum 2 Meilen betragen, eine Größe, die sich selbst auf guten Karten kaum durch direktes Messen verbürgen läßt.

Bei der Projektion von Merkator ist, wie schon erwähnt, die Winkelverzerrung gleich Null. Bei 45° Breite ist jede Länge um die Hälfte größer, als sie mit Rücksicht auf den Maßstab des Äquators sein sollte; diese Verzerrung wächst gegen den Pol zu sehr rasch. Schon bei 60° Grad Breite ist jede Entfernung doppelt so groß als die entsprechende Entfernung am Äquator. Doch ist die Projektion als Übersichtskarte für die ganze Erde sehr wertvoll, und man kann sie unter Anwendung von Vorsicht selbst zu Distanzmessungen benützen. Nimmt man die Grade des Äquators als Einheit, und wollte man die direkte Entfernung z. B. zwischen Wien und Triest messen, so hat man sich nur zu erinnern, daß an dieser Stelle der Karte die Entfernungen ungefähr um die Hälfte zu groß angegeben werden; man hat also das gefundene Resultat mit zwei Drittel zu multiplizieren. Die Projektion von Sanson-Flamsteed, nach ihren Erfindern so genannt, eignet sich vorzüglich zu einer Darstellung von Kontinenten,

die in der Nähe des Äquators liegen. Sie wird in der That häufig zur Darstellung von Afrika verwendet. Die Winkelverzerrung am Rande der Karte ist nicht unbedeutend; indessen ist sie noch immer der zu gleichen Zwecken oft gebrauchten Bonneschen Projektion vorzuziehen.

Lamberts äquivalente Regelprojektion basiert auf dem Prinzip der Flächentreue. Sie ist besonders geeignet zur Abbildung von Kontinenten wie Nordamerika. Die geringste Verzerrung findet sich bei dieser Karte unter dem 30° nördlicher Breite.

Geradezu vernichtend ist endlich die Kritik der Zahlen für die Projektion von Bonne, die in fast allen Handatlanten noch heute zur Darstellung der Kontinente benutzt wird. Sie entspricht in keiner Weise den Bedingungen, die man an eine halbwegs gute Karte stellen kann und muß, und es wäre nur zu wünschen, daß bei der großen Mannigfaltigkeit anderer, besserer Projektionsarten, Bonnes Projektion von den Kartographen verlassen würde, zumal auch die Herstellung des Netzes bei größeren Erdteilen, wie z. B. Asien, keineswegs so einfach ist.

Dies möge als kurzer Überblick über die Reichhaltigkeit und Gründlichkeit des Werkes von Tissot genügen. Es ist als klassisch eingehenden Studiums wert.

Wien.

Karl Zelbr.

Medizin.

Die neueste Errungenschaft in der Behandlung Augenkranker.

Im Laufe der jüngst verflossenen Monate hat ein neues anästhesierendes Mittel, das Cocaïn, die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt. Die Thatsache, daß dieses Medikament, auf Schleimhäute appliziert, eine fast vollständige Unempfindlichkeit des betreffenden Organes bedingt, war mit Recht geeignet an die Anwendung des neuen Mittels die weitgehendsten Hoffnungen zu knüpfen, Hoffnungen, die sich, wie dies das folgende Referat darthun soll, im vollsten Umfange bestätigt haben.

Das Cocaïn ist das Alkaloid der Blätter von Erythroxyton Coca, einer Staude, welche in Süd-Amerika, vornehmlich in Peru und Bolivia, zu Hause ist. Die Blätter dieser Staude, in Gestalt und Wirkung denen des chinesischen Thees ähnelnd, werden von den Eingeborenen der genannten Länder mit besonderer Vorliebe als stimulierendes Mittel gebraucht; wenn ich nicht irre, werden dieselben gekaut. Sie sollen die Leistungsfähigkeit des sich ihrer bedienenden Individuums insofern beträchtlich steigern, als körperliche Strapazen ohne besondere Beschwerden ertragen werden. Deshalb sollen, so habe ich mir berichten lassen, die Einwohner jener Länder, in denen die Coca-Staude heimisch ist, vor jeder anstrengenden Arbeit, z. B. vor lange dauernden, beschwerlichen Märschen u. dgl. m., eine Portion Cocablätter kauen und nie ohne einen gehörigen Vorrat derselben auf die Reise gehen. Inwieweit das Gesagte der Wahrheit entsprechen mag, muß ich natürlich, da mir die eigene Kontrolle mangelt, dahin gestellt sein lassen. Der Versuch, die Cocablätter als nervenerregendes und nervenkräftigendes Mittel auch in Europa ein-

zuführen, ist zwar vor mehreren Jahren gemacht worden, aber, so viel ich weiß, ohne nennenswerten Erfolg. Wenn nun nach dieser Seite hin das Cocablatt keine bemerkenswerte Bereicherung unseres Arzneischatzes geliefert hat, so ist dafür die schmerzstillende, lokal anästhesierende Wirkung des Cocains um so wertvoller, und obgleich diese Wirkung erst seit wenigen Monaten gekannt ist, so dürften doch bereits die meisten Augenärzte der Überzeugung sein, daß das Cocain aus der Ophthalmotherapie nicht mehr verschwinden, sich als unentbehrlich erweisen dürfte. Bewundernswert bleibt es nur, daß die ausgezeichnete Wirkung des Coca-Alkaloids nicht schon viel früher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, denn schon seit einer ziemlich langen Reihe von Jahren weiß man, daß Cocain, auf die Zungenschleimhaut gebracht, dieselbe in hohem Grade anästhetisch macht. Erst den Wiener Ärzten Koller und Königsstein war es beschieden, die praktisch-therapeutische Bedeutung des Mittels voll und ganz zu erkennen. Die Geschichte vom Ei des Kolumbus wiederholt sich eben noch oft genug. Die ersten umfassenden Mitteilungen über die Wirkung des Cocains auf das Auge wurden von Dr. Koller im September des Jahres 1884 der augenärztlichen Versammlung in Heidelberg gemacht. Diese Mitteilungen waren für das augenärztliche Publikum so überraschend und von so weittragender Bedeutung, daß allerorten alsbald Versuche mit dem neuen Mittel gemacht und in kurzer Zeit eine recht ansehnliche Cocaïnliteratur zu Tage gefördert wurde. Dank diesem rührigen Fleiß sind wir über die therapeutische Bedeutung des Cocains für die Augenheilkunde wenn auch noch nicht vollständig, so doch schon in dankenswertester Weise unterrichtet. Eine Reihe der vortrefflichsten Arbeiten über die verschiedenartigsten Wirkungen des Cocains liegt bereits vor, und Ophthalmologen ersten Ranges haben weitere Untersuchungen für die nächste Zeit in Aussicht gestellt. Daß einige reklamebedürftige Jünger des Askulaps diese günstige Gelegenheit benützt, um ihre Berühmtheit dem Publikum aufs neue bekannt zu geben, und sich in billigster Weise der von anderen über das Cocain gewonnenen Erfahrungen bedient haben, kann uns weiter nicht Wunder nehmen. Das Bedürfnis die Reklametrommel zu rühren und sich, wenn möglich, wöchentlich mehrere Male in politischen Zeitungen gedruckt zu sehen, ist eben für einige glücklicherweise allerdings nur wenige Kollegen ein so dringendes, daß jede Gelegenheit diesem Bedürfnis Genüge zu leisten von ihnen mit bewunderungswürdiger Gewandtheit benützt wird.

Was nun die Wirkung des Cocains auf das Auge anlangt, so äußert sich dieselbe in folgender Weise. Tröpfelt man einige Tropfen einer zweiprozentigen Cocaïnlösung in das Auge ein, so zeigt schon nach ein bis zwei Minuten die Hornhaut sowie auch die Schleimhaut eine vollständige Anästhesie. Man kann mit harten Gegenständen die Hornhaut berühren, ohne daß diese Prozedur, welche bei dem nicht cocaïnisierten Auge sehr heftige Reaktionen hervorruft, auch nur im geringsten verspürt würde. Desgleichen kann man die Augenschleimhaut berühren, mit kleinen Zangen kneifen und zwicken, ohne daß eine schmerzhaft empfindung ausgelöst würde. Diese ausgezeichnete Wirkung hält etwa 7 bis 10 Minuten an, um alsdann wieder zu verschwinden; will man deshalb eine länger

dauernde Wirkung des Mittels erzielen, so muß man dasselbe wiederholt einträufeln. Auch wird durch solch' wiederholte Anwendung die anästhetische Wirkung insofern eine intensivere, als sie auch auf die tiefer liegenden Gewebe sich erstreckt und chirurgische Manipulationen an ihnen schmerzfrei macht. Außer der lokal anästhesierenden Wirkung beobachtet man auch noch eine leichte Erweiterung der Lidspalte sowie der Pupille und eine Entleerung des Blutes aus den unter Cocaïnwirkung stehenden Teilen des Auges. Diese künstliche Blutleere bietet für operative Zwecke ein sehr willkommenes Moment; man kann durch Anwendung des Cocaïns die gerade bei Augenoperationen recht störenden Blutungen erheblich beschränken. Meine eigenen Erfahrungen haben mich gerade diese Wirkung des Cocaïns sehr schätzen gelehrt.

Es liegt auf der Hand, daß ein Medikament, welches die oberflächlichen Teile des Auges absolut unempfindlich macht, für operative Zwecke die größten Erfolge versprechen muß, und alle Autoren, welche das Cocaïn bei ihren Operationen benützt haben, sind über die ausgezeichnete schmerzstillende Wirkung des Mittels vollständig einig. Erst in der neuesten Zeit hat Professor Hirschberg einen Bericht über 19 Staaroperationen veröffentlicht, bei denen das Cocaïn sich als schmerzstillendes Mittel glänzend bewährt hat. Für alle Operationen, welche an der Hornhaut, einem ganz besonders empfindlichen Organ, ausgeführt werden, ist das Cocaïn schon gradezu unentbehrlich geworden. Die Entfernung kleiner Eisenpartikelchen, welche mit Vorliebe die Hornhaut der Schlosser, Schmiede, Dreher u. s. w. heimsuchen, läßt sich mit Cocaïn für den Patienten absolut schmerzfrei ausführen; ohne Cocaïn ist aber grade diese Operation, so klein und unbedeutend sie im allgemeinen auch sein mag, äußerst unbequem für den Patienten sowohl als für den Arzt. Der Patient empfindet Schmerzen, zuckt und kneift infolge dessen unaufhörlich mit den Lidern und erschwert auf diese Weise den operativen Eingriff in höchst fataler Weise. Seit wir Cocaïn besitzen, gehören alle diese Unbequemlichkeiten eigentlich nur noch der Geschichte der Medizin an. Sodann läßt sich der Augapfel ohne jeden Schmerz für den Patienten nach Einträufelung des Mittels durch eine kleine Zange festhalten; da eine derartige Fixation für jeden operativen Eingriff aber unentbehrlich ist, so muß die jetzt ermöglichte schmerzfreie Fixation als eine höchst wertvolle Errungenschaft gelten. Auch diejenigen Operationen, welche in der Tiefe der Lider, resp. der Augenhöhle ausgeführt werden müssen, also z. B. die Entfernung von Geschwülsten, die Schieloperation u. dergl. m. lassen sich mit Cocaïn so gut wie schmerzlos ausführen. Nur ist es eben nötig bei derartigen Operationen wiederholte Einträufelungen vorzuschicken.

Der Leser wird aus dem Gesagten die Überzeugung gewonnen haben, daß die Augenoperationen einen guten Teil ihrer Schrecken verloren haben. Auch der blut- und messerscheueste Patient wird in dem Bewußtsein ohne Schmerzen die erforderliche Operation überstehen zu können der Operation ruhig entgegensehen können.

Übrigens hat das Cocaïn keinerlei nachteilige Folgen für das Auge oder für

das Allgemeinbefinden. Ich habe z. B. jüngst bei Entfernung einer Geschwulst aus der rechten Augenhöhle eine recht beträchtliche Menge der Cocaïnlösung zur Anwendung gebracht, ohne dem Patienten damit auch nur die leisesten Unbequemlichkeiten bereitet zu haben.

Die vortrefflichen Wirkungen, welche das Cocaïn am Auge hervorruft, lassen sich bei Applikation auf die Schleimhaut anderer Organe in der nämlichen Weise erreichen. So ist z. B. die operative Behandlung der Kehlkopfleiden unter Cocaïnwirkung auf das Wesentlichste erleichtert.

Einen einzigen Fehler hat das Cocaïn nur, nämlich den eines ganz besonders hohen Preises; doch wird der gesteigerte Konsum diesen Nachteil gewiß mit der Zeit ausgleichen.

So hat denn mit der Einführung des Cocaïns die Medizin einen sehr bedeutenden Fortschritt gemacht, und die leidende Menschheit hat allen Grund dem Entdecker dieses Mittels im höchsten Grade dankbar zu sein.

Breslau.

Hugo Magnus.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Zur Geographie der Verbrechen in Preußen.

Eine gewaltige Metamorphose hat unter dem Einfluß statistischer Forschung im Strafrechte stattgefunden; mehr und mehr geht das Streben nach einer naturgeschichtlichen Auffassung des Verbrechens, mehr und mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, daß die Verbreitung der Verbrechen nicht auf Zufälligkeiten, sondern auf bestimmten Regeln beruht, und mit dem Ausdrucke „Geographie der Verbrechen“ umfaßt man die Darlegung der hierfür maßgebenden Momente. Die interessante Natur dieses Kapitels der Gesellschaftswissenschaft möge aus den folgenden Skizzen der Verbrechen gegen das Leben und die Sittlichkeit, wie sie im Jahre 1880 in Preußen sich verteilten, entnommen werden.

Wegen Mordes wurden in Preußen im Jahre 1880 im ganzen 89 Personen verurteilt; hiervon entfielen die meisten auf die Bezirke Posen, Marienwerder, Jena und Frankfurt a. M. Die turbulente Kaiserstadt steht trotz ihres Mischmasch von Menschen in der Mitte, Celle, Kiel und Köln am Ende. Ähnlich läuft die Skala, welche aus der Verbreitung der Totschläge konstruiert wird. Kiel, Celle und Köln nehmen den letzten, Posen, Berlin und Frankfurt a. M. den ersten, Jena und Königsberg, Stettin und Breslau einen mittleren Platz ein. Daß das polnische Element mit seiner geringeren Kultur und dem großen Alkoholkonsum die Hauptursache der hohen Ziffern in den polnischen Landesteilen bildet, bedarf keiner Beweisführung. Die differente Stellung Berlins bei Mord und Totschlag erklärt sich durch die zahlreichen Messer-affairen, die sich als Totschlag qualifizieren lassen und trotz der Strenge der Gerichte nicht beseitigt werden können. Für die Frequenz in Frankfurt a. M. bieten die großstädtischen, dem hauptstädtischen Leben ähnelnden Verhältnisse eine Erklärung,

während bei der immerhin auffallenden Erscheinung des Bezirkes Jena vielleicht des Umstandes zu gedenken sein dürfte, daß die Grenzbewohner sich meistens durch eine erhebliche Kriminalität auszeichnen, was durch die politischen, religiösen, sozialen und Stammesübergänge von Land zu Land zum Teil erklärt wird. Trotz verschiedener Religion und teilweise verschiedener Abstammung besitzen Köln, Celle und Kiel eine gleiche kulturelle Entwicklung, besonders eine gleichverbreitete Bildung. Daß in der weinreichen Colonia die Zahl der Totschläge gering ist, beweist die geringere Exzitationsfähigkeit des Weines im Vergleiche mit Branntwein.

Durch ihre eigentümlichen Motive nehmen Kindesmord und Abtreibung eine exzeptionelle Stellung ein. Deshalb ist auch ihre Frequenz in den einzelnen Landes-teilen eine andere als diejenige der ebengenannten Verbrechen, wenn schon die Abweichung keine sehr erhebliche ist. Wenn Posen, Jena und Marienwerder die meisten Kindesmorde und Abtreibungen aufweisen — Posen allein hat die Hälfte aller Verurteilungen wegen Abtreibung — so werden wir berechtigt sein, aus diesen Thatsachen auf eine große Depravation der weiblichen Bevölkerung vereint mit verbreitetem Pauperismus zu schließen: vielleicht ist auch der Schluß nicht zu Kühn, daß eine uneheliche Geburt in diesen Gegenden für entehrender gilt als in den Bezirken mit kleiner Kindesmordziffer. Berlin hat zwar wenig Kindesmorde, aber zahlreiche Abtreibungen; da beide Verbrechen auf verwandten Motiven beruhen, so rechtfertigt sich die Vermutung, daß in der Metropole die Beseitigung des ungeborenen Kindes beliebter ist als die des geborenen; der kühlere Charakter der mehr im Norden wohnenden Bevölkerung ist hierbei von Einfluß, wenigstens ist die Konstatierung eine allgemeine, daß im Süden der Kindesmord, im Norden die Abtreibung prävaliert, und dies muß auch zur Erklärung der im Verhältnis nicht unerheblichen Zahl herangezogen werden, mit welcher der Kindesmord in Rheinpreußen registriert wird, auch ist zu bedenken, daß das in diesem Bezirke geltende Recht die Erforschung des Vaters verbietet, was immerhin den Kindesmord begünstigen mag, wiewohl in dem reichen Weinlande hierauf nicht viel Gewicht zu legen ist. Befunden jene Verbrechen die Existenz eines gewaltthätigen und rohen Sinnes, so muß derselbe im Osten verbreiteter als im Westen und als in der hypertrophisch bevölkerten Metropole sein; bezeugen diese die Existenz ökonomischer Misere, so steht auch hierin der Osten an der Spitze; wie in anderer Beziehung bleibt er in krimineller Hinsicht hinter dem Westen bedeutend zurück.

Während bei dem Verbrechen gegen das Leben der Einfluß ökonomischer Verhältnisse zu konstatieren war, ist dieser Faktor bei den Delikten gegen die Sittlichkeit mit einer Ausnahme, der Kuppelei, belanglos. Klima und Depravation erklären hier die verschiedene Frequenz. Berlin besitzt die meisten Sittlichkeitsverbrecher, ungefähr den sechsten Teil aller wegen dieser Delikte bestrafte Personen; ihm folgen Breslau, Raumburg, Köln und Hamm, die geringsten Ziffern haben Kassel und Kiel. Schon hieraus kann die eigenartige Gliederung dieser Delikte in geographischer Hinsicht geschlossen werden. Die hohe Zahl derselben in Rheinpreußen ist auf Rechnung des so rasch erregbaren Temperamentes der Rheinländer zu setzen; was durch eine gesonderte Betrachtung der einzelnen Delikte ganz un-

zweideutig nachgewiesen wird. Wegen Notzucht ergingen die meisten Verurteilungen in Köln, sodann in Berlin, Breslau, Hamm und Raumburg. Posen nimmt die dritte Stelle am Ende der Reihe ein. Man hat sich daran gewöhnt, in dieser differenten Frequenz ein Symptom größerer Depravation des Westens gegenüber dem unkultivierten Osten zu erblicken, wir halten dies nicht für richtig, sondern sehen die Ursache hauptsächlich in dem durch den Rheinwein und das heitere Leben so rasch erregten Sinn, in zweiter Linie in der Einwirkung des Klimas und der Temperatur. In Berlin wird dieser Einfluß des Westens ersetzt durch das Konglomerat der gerade im eigentlichen Kriminalitätsalter stehenden Personen. Schon anders stellt sich die Reihenfolge der einzelnen Gegenden bei dem Inzeste dar; indessen kann man bei der eigentümlichen Abnormität des psychischen Lebens, welche bei diesem Verbrechen so oft konstatiert wird, keine Folgerungen hieran anknüpfen. Wie wohl die Kuppelei zu den Sittlichkeitsdelikten gehört, nimmt sie doch gegenüber den übrigen eine gesonderte Stellung ein; sie wird nicht durch die Leidenschaft hervorgerufen wie jene, sondern durch die Reflexion, die Motive des Eigennuzes. Deshalb müssen die ökonomischen Verhältnisse auf ihre Frequenz einflußreich sein. Daß der Höchstbetrag der Verurteilungen auf Berlin fällt, kann nicht befremden; Angebot und Nachfrage, die beiden Pole, zwischen denen die Frequenz dieses Deliktes gravitiert, halten sich hier die Wage; es folgen sodann Raumburg und Breslau; den Endpunkt der Staffel bezeichnen die Ziffern aus Celle, Kassel und Kiel. Köln hält ungefähr die Mitte, steht also nicht so günstig, wie nach seinen übrigen Verhältnissen zu erwarten wäre. Wir ersehen hieraus, wie trotz straffer Organisation, einheitlicher Verwaltung und Gesetzgebung die provinziellen, auf Unterschieden der Rasse, der Kultur, der ökonomischen Zustände beruhenden Eigentümlichkeiten zum lebendigen Ausdruck gelangen. Lehrt die politische Geographie, daß die Bevölkerungskonzentration sich nach bestimmten, durch die natürlichen Bedingungen gegebenen Regeln vollzieht, so zeigt die Kriminalgeographie, daß die Frequenz bestimmter Verbrechen in den einzelnen Teilen eines Staatskörpers nicht auf Zufälligkeiten, sondern gleichfalls auf bestimmten, aus natürlichen und sozialen Verhältnissen resultierenden Gesetzen beruht.

Mainz.

L. Fuld.



Litterarische Revue.

Erzählende Litteratur.

Unter den in den letzten Monaten erschienenen Werken der erzählenden Litteratur räumen wir billig die erste Stelle dem hinterlassenen Werke eines Mannes ein, der seine größten Erfolge und seine wesentliche Bedeutung zwar auf ganz anderen Feldern suchte und fand als in der litterarischen Arena, der aber schon in frühen Jahren durch poetische Veröffentlichungen einen Beruf auch auf diesem Gebiete ausreichend dokumentiert hat. Wir meinen Schulze-Delitzsch und dessen hinterlassenen Roman „Die Philister“ (2 Bde., Otto Janke, Berlin), auf

welchen wir unsre Leser hinzuweisen uns um so eher verpflichtet fühlen, als einmal der Autor seinerzeit unserm Blatte selbst eine Reihe wertvoller Beiträge zur Verfügung gestellt hat, andererseits in dem Werke selbst keine Spur einer politischen Einseitigkeit sich findet, und nur der glühende Drang nach vaterländischer Einigung, wie er in vermärzlichen Zeiten in den gebildeten Schichten des deutschen Bürgertums lebendig war, hin und wieder mit besonderer Wärme zum Ausdruck kommt. Die Erinnerung daran hat heute für keine politische Partei etwas Verlegendes mehr, und politische Voreingenommenheit wird jetzt nach dem Tode des hochverdienten und auch von seinen parlamentarischen Gegnern persönlich wegen seiner trefflichen Charakter- und Herzens Eigenschaften stets hochgeachteten Mannes der objektiven Würdigung seines Werkes gewiß nicht im Wege stehen. Freilich würde man diesem Werke in anderer Richtung schweres Unrecht thun, wenn man etwa bloß mit dem ästhetischen Kanon in der Hand an dasselbe herantreten und die Schneide des kritischen Schlachtschwertes an seinem Aufbau und seiner Durchführung erproben wollte. In dieser Hinsicht kommt demselben die Bezeichnung „Roman“, welche ihm die Verlagsbuchhandlung mit auf den Lebensweg gegeben hat, wenig zu statten, wie es ja auch Menschen giebt, die an unglücklichen Namen, welche verwandtschaftliche Rücksichtnahme oder elterliche Schrulle ihnen beigelegt, zeitlebens zu leiden haben. Schulze-Delitzsch's „Philister“ sind kein Roman und wollen nicht als solcher betrachtet sein; die neunmalweisen Kritiker, welche das Werk in das lange Profustesbett ihres entsprechenden ästhetischen Schubfaches legten und natürlich zu kurz befanden, hatten dementsprechend die Arbeit leicht; aber statt über Mängel der Komposition, Zersplitterung des Interesses, Zusammenhangslosigkeit der Handlung, sprunghaften Gang der Erzählung u. s. w. zu jammern, hätten sie lieber dem geistigen Inhalte auf den Grund gehen sollen, um vielleicht die Entdeckung zu machen, daß die Bedeutung des Werkes in nichts weniger als in seiner Form zu suchen ist. Dieselbe liegt vielmehr darin, daß wir es mit einem Stücke Autobiographie zu thun haben, mit einem Ausschnitte aus dem Leben des später so einflußreichen Politikers und Volkswirtes, in welchem wir ihn noch in der Entwicklung und Ausreifung, in dem unbestimmten Laster nach einer sein ganzes Leben völlig erschöpfenden Berufsbethätigung erblicken. Schulze-Delitzsch glaubte damals, daß es die Dichtkunst sein werde, die als leuchtender Leitstern über seinem ferneren Leben strahlen werde; die Zeit und die Verhältnisse haben sein Schicksal in anderer Richtung geführt, und es wäre müßig zu fragen und abzuwägen, ob der Verlust, den unsere Litteratur dabei zweifellos erlitten, nicht durch den Gewinn, welchen unser öffentliches, politisches und soziales Leben daraus gezogen, überreich gedeckt worden sei. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß in dem vermutlich im Anfange der vierziger Jahre niedergeschriebenen Werke des Autors spätere großartige sozialreformatorysche Thätigkeit auch nicht mit einer leiseften Schwingung anklingt.

Als Schulze diese „Lebensbilder,“ wie er sie selbst bezeichnete, auf das Papier warf, hatte er offenbar das Bedürfnis, eine auf seiner Seele ruhende drückende Last, ein Gefühl der Verschuldung von sich abzuwälzen. Bernstein macht auf S. 30 seiner trefflichen Biographie (Berlin, Schick) eine dahin zielende Andeutung, und wir sagen dem Leser genug, wenn wir ihm andeuten, daß sich Schulze im Jahre 1835, also im achtundzwanzigsten Lebensjahre, in Raumburg, wohin ihn sein juristischer Beruf geführt hatte, in einer ganz ähnlichen Lage befand wie seinerzeit Goethe in Sesenheim, und wenn wir von der Veränderung in Schauplatz und Persönlichkeiten absehen, hat das Liebesverhältnis zwischen dem Funck und der Amalie unseres Buches mit jenem zwischen Goethe und Friederike in Entwicklung und Ausgang eine ganz auffallende Ähnlichkeit. Wie Funck, unter dessen Maske der Autor sich selbst schildert, — eine „feste, gedrungene Gestalt mit offenem Wesen“ — sein Gewissen zu entlasten und sich die Notwendigkeit der Trennung von der Geliebten überzeugend einzureden sucht, ist psychologisch von äußerstem Interesse, wir müssen indeß den Leser, der sich für die Herzensgeschichte des damaligen preußischen Landgerichtsreferendars interessiert, auf das Werk selbst verweisen. Im übrigen zerfällt dasselbe in drei Bücher: „die Braut,“ „Amalie“ und die „Probe,“ welche nur äußerlich durch die Persönlichkeit des Autors resp. Funcks zusammengehalten werden und an Geschlossenheit der Komposition allerdings sehr vieles zu wünschen übrig lassen. Das erste Buch enthält eine nahezu selbständige

Episode, das zweite bildet mit der oben angedeuteten Herzenstragödie den Kern des Werkes, im dritten wird die „Probe“ auf das Exempel gemacht, d. h. eine Anzahl gleichgesinnter Freunde, deren Haupt und Führer Funck-Schulze ist, giebt Rechenschaft, wie weit sie im Kampfe des Lebens die Gefahr des Philisteriums bestanden hat. Im ganzen ist das Werk frisch und flott und mit jener inneren Wärme geschrieben, welche auch des Verfassers Reden so anziehend und wirksam machte; zahlreich eingeflochtene Gespräche über Kunst, Musik, Theater, welche sich natürlich an die Verhältnisse der dreißiger Jahre anlehnen, geben interessante Aufschlüsse über die ästhetischen Anschauungen des Verfassers. Jedenfalls hat das Werk, wenn auch nicht rein litterarisch, so doch als wichtiger Beitrag zur Biographie eines unserer bedeutendsten öffentlichen Charaktere Anspruch auf allgemeine Beachtung und es wird jeden Leser fesseln, der nicht mit falschen Voraussetzungen an dasselbe herantritt.

Noch ein anderes Vermächtnis eines bedeutenden Mannes liegt vor uns: „Ruben“, ein moderner Roman von Heinrich Laube. (Leipzig. H. Häffel.) Dem Werke ist folgende Notiz vorgedruckt: „Ruben ist die letzte Arbeit des Verfassers. Er hat den Roman im Frühjahr 1884 zum Abschluß gebracht. Anfang Juni las er ihn einem engen Freundeskreise vor. Die erste Veröffentlichung in der „Neuen freien Presse“ hat er noch angeordnet, aber nicht mehr erlebt. Am 1. August 1884 ist Heinrich Laube gestorben.“ Wir haben also ein volles Recht diese Arbeit als ein Vermächtnis zu bezeichnen, um so mehr, als sie zu einer brennenden Tagesfrage mit echt Laube'scher Energie und Entschiedenheit das Wort nimmt. Es ist nicht unseres Amtes, hier an diese Frage zu rühren, und wir betonen nur, daß sich der Dichter der „Karlschüler“ offen, frei und klar neben Lessings Nathan stellt und das Evangelium jener wahrhaft christlichen Humanitätsreligion predigt, welche alles, was Menschenantliß trägt, mit der gleichen Liebe umfaßt. Das heranwachsende Geschlecht muß sich daran gewöhnen, diese Humanitätsreligion als schwächlich, lächerlich und gefährlich gebrandmarkt zu sehen, doch immerhin bleibt sie das Schiboletth unserer edelsten Geister, und es gereicht uns zu freudiger Genugthuung auch den ehrlichen, derben, knorrigen Laube in deren Reihen treten zu sehen.

Der Faden der Erzählung wickelt sich ausschließlich in den jüdischen Kreisen von Triest ab. Der Titelheld, Ruben, ist ein junger Jude, der, religiös frei im Sinne moderner Weltanschauung, den Glauben seiner Väter nur noch aus äußerlichen Rücksichten und namentlich aus Schonung für seinen greisen, streng orthodoxen Vater festhält. Er verliebt sich in eine schöne, junge Italienerin, und dem Glücke des Paars würde nichts im Wege stehen, käme nicht Ruben plötzlich zur Erkenntnis, wie er als Jude mit allen seinen Volksgenossen von dem größten Teile der sogenannten guten Gesellschaft theils in bewußt feindlicher Absicht, theils gewissermaßen konventionell als eine Art Paria angesehen und behandelt wird. Diese Erkenntnis drückt ihn nieder, er wagt es nicht sich vor seiner Geliebten, deren reinem Gemüt jeder Klassen- und Religionshaß fremd ist, zu seinem Judentum zu bekennen, und als er in ihrer Gegenwart als Jude bloßgestellt und verhöhnt wird, bricht er vernichtet zusammen. Die Schilderung seiner entsetzlichen Seelenqualen, seiner hoffnungslosen Verzweiflung ist ein psychologisches Gemälde von erschütternder Wahrheit und der Glanzpunkt des Buches. Wie Ruben sich in den Gedanken verbeißt, seine Geliebte müsse für ihn genau dieselben verächtlichen Empfindungen hegen wie die ganze sie umgebende Gesellschaft, wie sich sein verdüstertes Gemüt allmählich aufrichtet, bis schließlich die reine Sonne der Liebe allen Nebel und Dunst aus seinem Herzen scheucht, das alles ist ebenso folgerichtig wie ergreifend entwickelt, und wir legen das letzte Werk des „Altmeisters“ mit tiefer Rührung aus der Hand.

Laubes Darstellungsweise ist objektiv und plastisch; alle seine Menschen sind scharf ausgeprägte Individualitäten von Fleisch und Blut. Es befinden sich darunter einige köstliche Gestalten, namentlich der alte Moses, dessen Liebesaffären von höchst ergöglicher Komik sind. Ähnliches gilt von dem musikalischen Abbé und der liebesmachtenden czechischen Magd Marcia. Mit besonderer Liebe hat Laube die schöne Heldin Camilla behandelt, und nirgend merkt man, daß eine alternde Hand die Feder geführt hat, so jugendlich frisch ist die Empfindung, so enthusiastisch die Schilderung der Frauenschönheit, so warm das Kolorit, so sicher die Zeichnung der Umriß-

Linien. Ebenso ist die Handlung lebendig und spannend; hier kommt dem Erzähler der gewandte dramatische Techniker entscheidend zu Hilfe. Heinrich Laube war einer der Glücklichen, denen es vergönnt war, sich voll auszuleben; sein letztes Werk zeigt uns, daß ihn seine geistige Frische und Regsamkeit nicht verlassen hat bis ans Ende, das Feuer der Jugend belebte noch die Adern des Greises, und das offene, ehrliche Manneswort, das er in diesem Werke dem deutschen Volke als ein ehrwürdiges Vermächtnis hinterlassen, wird ihm unvergessen bleiben.

Geht durch das Laube'sche Werk trotz seiner ganz objektiven Darstellungsweise ein stark persönlicher Zug, der sich vor allem in dem scharfen Herausarbeiten der Tendenz ausspricht, so versteht sich dies bei einem Vertreter des ausgeprägtesten Subjektivismus wie Wilhelm Raabe ganz von selbst. Sein neuestes Werk „Pfisters Mühle“ bildet den zweiundzwanzigsten Band der „Grenzboten-Sammlung.“ Es ist wieder ein köstliches Produkt jener liebevollen Kleinmalerei, jenes von Melancholie beschatteten Humors, jener echt poetischen Natur- und Lebensauffassung, jener intimen Vertiefung in die kleinen und kleinsten Leiden und Freuden des menschlichen Gemütes, welche dem Dichter einen so großen Freundeskreis erworben haben. Raabe ist so wenig ein Autor für „schnelle“ Leser, wie etwa Jean Paul und die Mehrzahl unserer Romantiker, seine Arbeiten bestechen auch nicht durch eine kunstvolle Architektur, die man im ganzen auf sich wirken lassen kann, sondern durch die reizvolle Ausarbeitung des Details, das in seiner zierlichen Verschönerung oft an das Maß- und Netzwerk unserer gotischen Dome erinnert. Raabe verlangt, um voll gewürdigt und genossen zu werden, einen kongenialen Leser, wie schließlich jeder Humorist; wer nicht selbst einen Reim dieser unter Thränen lächelnden Empfindungsweise im Herzen trägt, wer Spannung, Sensation und flüchtige Unterhaltung sucht, wird ihn niemals verstehen, wie er Dickens nicht versteht und Jean Paul und den großen Cervantes. Wir wollen Raabe nicht mit diesen ersten Genien in eine Linie stellen; doch er reicht ihnen an die Hüften, und wenn einzelne seiner Werke, wie „Christoph Pechlin“ u. a. ungenießbar, forciert und maniert sind, schwingt er sich in anderen, wie namentlich im „Hungerpastor“ und im „Schüdderump“ empor zu den Höhen echter Kunst und reiner dichterischer Empfindung. Seinen Gestalten fehlt es vielfach an Plastik und Rundung, und die stattliche Galerie seiner Charakterköpfe trägt durchweg die Züge strenger Familienangehörigkeit, seine Phantasie ist reich und lebendig, verführt ihn jedoch gerade deshalb zu allerlei Extratouren und Extravaganzen, immer aber findet er den Ton, der aus der Seele zur Seele dringt und den nicht mühsam erjagen zu müssen das Kennzeichen des wahren Poeten ist. „Pfisters Mühle,“ welcher als Motto die Worte Senecas: „Und in dem Blick auf das ganze ist der doch ein stärkerer Geist, welcher das Lachen, als der, welcher das Weinen nicht halten kann,“ vorangesezt sind, führt sich als ein „Sommerferienheft“ in 22 Blättern ein und schon daraus geht hervor, daß die Komposition des Werkes ebenso locker ist als bei irgend einem seiner Vorgänger. Ein Berliner Gymnasiallehrer bringt mit seiner eben angetrauten reizenden jungen Frau die Sommerferien zum letzten Male auf der väterlichen Mühle zu, die einstmals ein Lieblingsausflugsort der Studenten der benachbarten Universitätsstadt gewesen ist, jetzt aber einer großen Fabrikanlage Platz machen soll. Was der Gymnasiallehrer in dieser letzten Gnadenfrist gedacht, empfunden und geschrieben, erfahren wir aus diesen Blättern ebenso wie die Leidensgeschichte des alten Pfister. Der Realismus der neuen Zeit mit seinen Maschinen und Chemikalien siegt zwar über die Romantik der Mühle, aber in einem versöhnenden Schlußgedanken klingen beide harmonisch ineinander, indem „Vater Asche,“ der Mann der modernen Welt, sich aus dem Einerlei seines Handwerkes an den Busen der Natur und zu dem alten Homer rettet und Leib und Seele damit frisch erhält. Das ist echt Raabe'sch, und so klingt das ganze Buch, mit welchem der Leser seine Zeit wahrlich nicht verlieren wird.

Ist Raabe ein Dichter, war in dem Politiker Schulze-Delitzsch ein gutes Stück latenter Poesie verborgen und hatte die Hand der Kamöne auch Heinrich Laubes troziges Haupt gestreift, so kann man ein gleiches von Georg Ebers kaum sagen. Ebers ist ein Schriftsteller, aber ein sehr geschickter Schriftsteller, der den Geschmack seiner Zeit scharfblickend erkannt hat und alle seine Werke auf diesen Geschmack zuschneidet. An echter dichterischer Empfindung fehlt es

ihm durchaus, und selbst seinen mit der Absicht der Rührung komponierten Szenen stehen wir kühl bis ans Herz hinan gegenüber. Nicht minder ist ihm auch das Pathos, die Darstellung großer, herzaufwühlender Leidenschaften versagt, und seine Erfindungsgabe erhebt sich nicht über das Niveau des Durchschnittlichen. Dagegen versteht er zweifellos vortrefflich zu schildern, seine Palette ist überaus reich an bunten, tiefleuchtenden Farben, und die geschickte Stoffwahl weiß, indem sie die Neugier des Publikums wachruft, auch dessen Interesse lebendig zu erhalten. Was wir hier andeuten, gilt wie von seinen früheren Werken, auch von dem neuesten Produkt seiner Feder, welches unter dem Titel „Serapis. Ein historischer Roman“ in Hallbergers deutscher Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig) erschienen ist. Ohne in eine Erörterung über die ästhetischen, wissenschaftlichen und politischen Bedenken, welche sich gegen diese Form des Romans mit ebensoviel Recht wie Nachdruck, aber mit so geringem praktischen Erfolge geltend machen lassen, nochmals einzutreten, konstatieren wir einfach, daß Ebers nach wie vor seinen Stoff vollkommen beherrscht, daß er die geistigen Fäden, welche durch die von ihm gewählte Epoche laufen, mit sicherer und geschickter Hand entwirrt, daß das Kulturgemälde, welches er entwirft, ebenso gestaltenreich und buntfarbig wie plastisch und wahrscheinlich ist und daß der Roman einzelne Schilderungen enthält wie die Erstürmung des Serapistempels und das Wettrennen im Hippodrom, die zu den glänzendsten Leistungen deskriptiver Poesie gehören. Dagegen vermag uns die Fabel nur wenig zu erwärmen; der Autor führt eine Anzahl von Personen ein, deren ganze Aktion sich zunächst um einen vollkommen illusorischen Punkt, das Fest zu Ehren der Isis, dreht, und von denen keine unser Interesse wesentlich oder hervorragend fesselt. Es fehlt ihnen sämtlich an der erforderlichen Blutwärme; es sind gut ausgestattete Masken, die ihre Rolle mit Verständnis spielen, unserem Herzen aber nichts zu sagen wissen. Das gilt von Agne wie von Dada, von Gorgo wie von Damia, von den männlichen Gestalten ganz zu geschweigen, die zum Teil wie der Bischof Theophilus und Olympius, das Haupt der Serapisanbeter, sehr schematische Vertreter abstrakter Prinzipien sind, zum Teil wegen der Flüchtigkeit ihrer Charakteristik — Marcus, Orpheus — nicht voll und rund genug in die Erscheinung treten. Mit der psychologischen Motivierung nimmt es der Verfasser gelegentlich gleichfalls recht leicht, und daß Dadas Übertritt zum Christentum aus wirklicher innerlicher Umwandlung erfolge, vermögen wir ihm beispielsweise nur schwer zu glauben. Den übrigen Inhalt des Werkes können wir nur kurz andeuten. Auf der italienischen Nationalausstellung in Turin war im vergangenen Sommer ein großes Historienbild von Vaccetti zu schauen, welches unter der Marke „Christus imperat“ den Triumph der christlichen über die antike Welt in satirischer Darstellung schilderte. In erster Linie richtete sich natürlich der Zorn des Malers gegen das kunstschänderische Treiben zelotischer Mönche, welche in sinnlosem Eifer die herrlichsten Werke der Antike zerstörten. Um ähnliches handelt es sich in Serapis, nur erweitert der Autor das Schlachtfeld und führt uns in dem Kampfe der christlichen Staatsreligion gegen das letzte Aufblühen des heidnischen Serapiskultus, in dem Ringen des Christentums mit dem Griechentum den Gegensatz zweier weltbeherrschenden geistigen Mächte vor's Auge, welcher im Ausgange des vierten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung zum endgiltigen Austrag kam. Angelpunkt der Handlung ist ein Edikt des Kaisers Theodosius vom Jahre 391, (Coder Theodosianus XVI, 10, 10) in welchem das Heidentum abgeschafft und die Vernichtung des Serapiskultus resp. die Zerstörung seines Tempels in Alexandria dekretiert wird. Der Sturm der römischen Kohorten auf das Serapeum, in welchem die Verehrer des Gottes eine letzte wüste und wilde Orgie feiern, bildet den Angelpunkt und Glanzpunkt des Werkes. Im ganzen ist dasselbe in der Komposition vielleicht etwas energischer zusammengehalten als Ebers' frühere Arbeiten; einen Fortschritt seiner schriftstellerischen Produktion vermögen wir indeß nicht darin zu erkennen.

An belletristischen Novitäten, auf welche im einzelnen zurückzukommen wir uns vorbehalten müssen, liegen uns des weiteren vor: Alfred Hartmann „Auf Schweizererde“. Neue Novellen. 3. Bändchen (Bern, Wyss). Unsere Leser finden hier die köstliche Erzählung vom „Wunderdoktor“ wieder, denen sich „Ein Schüler Hippys“ und „Gros im Irrenhause“ aufs würdigste anreihen. Uns will es scheinen, als ob Hartmanns Humor mit den Jahren immer freier und

liebenswürdiger sich entwickelte. Ferner „Die Giebinger“, eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von C. Hirundo, (Leipzig, Breitkopf u. Hertz) vergl. „Deutsche Revue“ 1884, Heft XIII. S. 179; „Die von Kelles“, ein Roman aus Livlands Vergangenheit von Theodor Hermann Pantenius (Leipzig u. Bielefeld, Velhagen u. Klasing); „Die Zigeunerin“, eine Erzählung aus dem ungarischen Heideleland von M. E. delle Grazie, der phantasievollen und begabten Verfasserin des in zweiter Auflage vorliegenden Heldengedichtes „Herrmann“ (Wien, Karl Konegen); „Im Pustenthal“, sechs Novellen von Hugo Klein (Berlin, Richard Ecksteins Nachfolg.); „Feldnelken“, hessische Dorfgeschichten von E. Menzel (Frankfurt a. M., Sauerlaender); Drei Erzählungen (ebd.) und als Übersetzung aus dem Englischen (von Dr. L. Ernst) „Hester Morleys Versprechen“, Roman von Herba Stretton, 2. Ausgabe, 3 Bände. (Hannover, Norddeutsche Verlagsbuchhandlung). Außerdem hat sich ein uns bisher unbekannter Pariser Autor, Joséphin Péladan, bemüht gefunden, uns sein neuestes Werk „Le vice suprême“ zuzusenden. Trotz der begeisterten Vorrede von Barbey d'Aurevilly, welcher den Autor als einen Messias der Litteratur anpreist, vermögen wir auf eine Besprechung des Buches nicht einzugehen; unter der Maske, die echte Religiosität zu feiern, verbirgt sich hier eine der wüthendsten pornographischen Orgien, die uns je zu Gesicht gekommen sind. Eine solche Maskerade ist nichts Seltenes, aber wenn Herr Péladan glaubt, daß diesseits des Rheines irgend jemand seine études passionnelles de décadence für etwas Anderes halten wird als für eine Spekulation auf die allerniedrigsten Instinkte, so ist er im Irrtum.



Litterarische Berichte.

Daniel Sanders, Verdeutschungswörterbuch.

Leipzig 1884. Verlag von Otto Wigand.

Nicht alle Fremdworte sind Verunstaltungen unserer Muttersprache. Außer Wissenschafts- und Fachworten, welche der wünschenswerten Genauigkeit wegen eine ziemlich weitgehende Gleichheit in den Sprachen aller gebildeten Völker verlangen und deshalb allgemein den klassischen Idiomen entnommen werden, finden wir eine erhebliche Anzahl fremder Ausdrücke, welche nicht ohne Schaden entbehrt werden können. Wo uns ein neuer Begriff vom Auslande zugetragen wird, fragt es sich jedesmal, ob wir denselben in treffender und gelenker Weise zu verdeutschern vermögen oder nicht. Gelenk ist nur, was sich ohne ungeschickte Zusammensetzung oder ungewöhnliche Ableitung bilden läßt; mit treffend können wir allein bezeichnen, was sich in den Bedeutungskreis eines vorhandenen Wortes mit leichter Verständlichkeit einordnet, ohne eine gewaltsame Metapher zu erfordern oder den sonstigen Sinn des betreffenden Wortes in unerwünschter Weise zu färben und zu verändern. Die große Anzahl von Fällen, in denen eines oder das andere unthunlich ist, hat unserer Sprache (wie eben allen anderen Kultursprachen auch, nur daß es in den romanischen weniger ersichtlich ist) ihre berechtigten Fremdworte gegeben. Dazu

kommt neuerdings die Neigung einer phantasie-losen, aber erkenntnisreichen Zeit, von bildlichen Ausdrücken abzusehen und jeder Spielart eines Dinges, jeder Schattierung eines Gedankens einen besonderen Terminus zu verleihen. Hier bietet sich das Fremdwort leicht als geeigneter Mittler dar, weil, was in seiner eigenen Sprache gewöhnlich eine umfassendere Bedeutung hat, bei der Uebertragung in eine andere Zunge meist nur in einer, und zwar in einer bestimmten Sonderbedeutung aufgenommen zu werden pflegt. Wo so viele wirkliche Veranlassung vorliegt, kann es nicht fehlen, daß Gedankenträgheit, Nachlässigkeit und Schön- oder Bornehmthuerei der Versuchung, ein Fremdwort zu gebrauchen, auch in zahlreichen Fällen unterliegen, in denen man sich ebenso richtig und würzig deutsch vernehmen lassen könnte. Diese Versuchung wächst mit der Menge des Schreibens und Sprechens; wer viel redet, wiederholt sich leicht und wird gerne den Ausdruck verändern, wo er den alten Gedanken wieder aufzutischen hat. Da wird denn das schillernde Fremdwort mit Inbrunst in Nach- oder Schlußsatz gebraucht, wo der Anfang noch ehrlich deutsch redete. Was Parlamentarismus und Publizistik in dieser Richtung leisten, wird immer erstaunlicher. Wesentlich dieser Quelle entspringt die Ge-

wohnheit der Halbgebildeten — und das sind gegenwärtig in einem gewissen Sinne alle, weil alle an so vielem teilzunehmen haben, was sie nur wenig verstehen — sich mit Fremdwörtern, fast hätte ich gesagt mit Fremdwörtern, zu schmücken. Das „Verdeutschungswörterbuch“ will seine heilende Wirkung an dieser wunden Stelle üben. Ohne auf etymologische Erklärungen einzugehen giebt es möglichst viele Verdeutschungen der gangbarsten Fremdwörter, um sie in möglichst vielen Fällen entbehrlich zu machen. Der Reichtum der Wendungen, die der gelehrte und feinsinnige Verfasser beizubringen weiß, ist ein außerordentlicher sowohl in dem, was er bietet, als in dem, was er zu finden anregt. Man kann keinen größeren Artikel lesen, ohne von der Fülle der Uebertragungen angenehm überrascht zu werden, und den Wunsch zu hegen, vorkommenden Falls Gedanken und Satz einer dieser reichen und sinnigen Redeweisen anzupassen. Gerade das Deutsche, dessen Gefühlswärme so viele bildliche Bedeutungserweiterungen zuläßt, welche engeren und kälteren Sprachen versagt sind, bietet demjenigen, der von seinem Geiste erfüllt ist, immer neue Gelegenheit, neue Schattierungen in die alten Farben, neue Töne in die gewohnten Accorde hineinklingen zu lassen und damit seinen Gedanken einen sowohl volkstümlich gefaßten als persönlich gewählten Ausdruck zu leihen. Und wer konnte auf dem Pfade des germanischen Sinnes ein besserer Führer sein als der bedeutendste unserer modernen Lexikographen? Wird dies Wörterbuch aufmerksam gebraucht, wird es zumal von Journalisten fleißig zu Rate gezogen, so kann es zu wesentlichem Einfluß auf die Sprache gelangen und eine echt nationale Angelegenheit ernstlich fördern. Des Verfassers alte Verdienste um Kenntniß und würdige Anwendung der deutschen Sprache sind damit nicht wenig erhöht. C. A.

Grundzüge der physischen Erdkunde von Alexander Supan. Professor der Erdkunde an der Universität Czernowiz. Mit 139 Abbildungen im Text u. 20 Karten in Farbendruck. Leipzig 1884. Verlag von Veit u. Comp. (S. XII, 492; gr. 8.)

Von allen Naturwissenschaften hat sich die Erd- und Völkereunde mit am spätesten aus dem Stadium der Naturgeschichte zu dem einer Naturlehre, aus einer deskriptiven zu einer physiologischen Wissenschaft entwickelt. Während die Geographie von ehemals lediglich die Formverhältnisse des Erdkörpers und seiner Teile in Betracht zog, geht die neuere Erdkunde den Lebenserscheinungen unseres Planeten nach und sucht den kausalen Zusammenhang derselben zu ergründen. Bedeutendes hat auch nach dieser Richtung hin der leider der Wissenschaft viel zu früh entrißene, in der Forschung ebenso vielseitige wie tiefgehende Peschel geleistet,

dessen „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche“ allzeit Anspruch auf die Bezeichnung einer klassischen Arbeit machen können. So vieles und so treffliches aber noch auf dem Gebiete der physischen Erdkunde in Deutschland geschaffen worden ist, es sind bisher immer nur Bausteine gewesen, wenn auch höchst wertvolle und wohlbehauene, welche zur Errichtung eines stattlichen Baues zusammengetragen worden sind, alle Versuche aber einen solchen herzustellen, sind bis jetzt nicht gerade zum Ruhme der Baumeister ausgeschlagen, wenigstens lassen sämtliche, selbst die sonst so außerordentlich fleißig gearbeitete physische Erdkunde von Peschel-Leipoldt, noch so manches zu wünschen übrig. Dagegen hat sich mit dem oben angeführten Werke Alexander Supan als ein in allen Stücken tadelloser Architekt erwiesen, der seinen Gegenstand ebenso gründlich wie tief erfaßt und durchdacht als auch den Bauwecken entsprechend und zugleich geistvoll ausgeführt hat, so daß es keine bloße Redensart ist, wenn wir behaupten, daß die „Grundzüge der physischen Erdkunde von Supan“ in der Gegenwart unübertroffen dastehen. Wenn wir eins, aber auch nur dies Eine, an dem ausgezeichneten Werke aussetzen hätten, so ist es, daß es den Menschen gänzlich unbeachtet läßt, obgleich derselbe doch ebenso innig wie das Tier an die Scholle Erde gebunden ist und von ihr abhängt, ja eins mit ihr ist und, wie diese auf ihn wirkt, so auch wieder auf sie wirkt, denn auch hier gilt der Ausspruch: „actio et reactio semper sunt aequales“, wir erinnern hier nur an die innige Verbindung der Bundes- und Völkereunde und machen auf Rakels treffliche Anthropogeographie aufmerksam. H. O.

Homers Odyssens-Vied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von Ernst Johann Jakob Engel. Leipzig 1885, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Daß Boß durch seine Uebersetzung der homerischen Gedichte jedem Deutschen, der den Urtext nicht zu lesen vermag, ein wahrheitsgetreues Bild der Kämpfe vor Troja und des vielgewanderten Odyssens in geschmackvoller und leichtverständlicher Form gegeben hat, wird niemand bestreiten, der jene Uebersetzungen nicht bloß oberflächlich gelesen, sondern durch dieselben tiefer und genauer in jenes althellenische Leben und Wirken einzudringen versucht hat. Der Wohlklang und die Kraft des meisterhaft nachgebildeten antiken Versmaßes und der Sprache führen vor unsern Augen plastisch alle jene Achäer- und Troerhelden vorüber und lassen uns den göttergleichen Dulder über Meere und Inseln durch alle Schrecknisse und Mühsale der Fahrt bis nach der Heimat Ithaka begleiten. Wahrlich, ein klassisches Werk! Und doch enthält es etwas Fremdes, zunächst für unser Ohr und ferner auch für die ganze Auf-

fassung. Denn mag der Hexameter noch so gut in der deutschen Sprache sich nachbilden lassen, ja besser als jedes andre antike Metrum, er ist und bleibt etwas Fremdes, an das wir uns erst gewöhnen müssen, zumal derjenige Leser, welchem das Studium des Originals verjagt ist. Wir können es nicht leugnen: die ununterbrochene Reihe der langen und immer gleichlangen Verse empfinden wir als etwas Einförmiges, und ebenjowenig dürfen wir es bestreiten: wir vermissen das, was ja gewiß nicht die Hauptsache, auch nicht das charakteristische Merkmal eines poetischen Werkes, aber doch eine herrliche, Ohr und Empfindung wohlthuend berührende, uns im Liede fast unentbehrliche Zugabe ist, wir vermissen den Reim, welcher, wenn in vollendeter Form gegeben, für uns den poetischen Eindruck unzweifelhaft erhöht und fremde Klänge uns vertraulich und verständlicher macht. Wer die poetischen Schöpfungen fremder Zunge ins Deutsche übersetzen und sie dadurch dem gebildeten Deutschen nicht bloß zugänglich und verständlich, sondern auch in ihrer ganzen Macht und Schönheit darstellen, den Eindruck nachempfinden lassen will, den jene Geistesprodukte einst auf Herz und Verstand des eigenen Volkes geübt haben, der muß dieselben unbedingt in einer uns geläufigen Form, in deutschem Vers- und Strophenbau geben. Und welches Metrum wäre für die Wiedergabe antiker Epen wohl geeigneter als unsere herrliche Nibelungenstrophe, in deren älterer Form unser schönstes deutsches Epos uns überliefert und vertraut, deren neuere Form das Gewand für die schönsten Balladen Uhlands u. a. geworden ist! Darum begrüßen wir mit Freude Engels Odysseus-Lied in der Nibelungenstrophe, um so mehr, da in demselben unser Erachtens nicht bloß der erste, sondern auch ein durchaus gelungener Versuch einer Umbildung in echt deutscher Form vorliegt. — Die Sprache, deren sich der Verfasser befleißigt, ist eine dem jedesmaligen Inhalt durchaus angemessene und entbehrt fast nirgends des notwendigen poetischen Schwungs, so daß wir eben den Eindruck nicht bloß einer Erzählung, sondern eines wirklichen, Geist und Gemüt ergreifenden Dichterwerkes empfinden. Das etwa auffallende häufigere Vorkommen derselben Wendungen, wie „der Meeresrappe“ für Schiff, „König Tod's Portal“ für Unterwelt, „er, welcher waltet in Sturm und Wetternacht (=schein)“ für Zeus, u. a. möchten wir mit dem Hinweis darauf entschuldigen und erklären, daß solche stehende Bezeichnungen grade auch eine Eigentümlichkeit des Originals sind. Weniger zu billigen sind einerseits manche zu moderne und im Zusammenhange recht matt klingende Ausdrücke, wie „die Frau Mutter,“ „dein Wunsch ist mir Befehl“ u. a., andererseits einige neugebildete oder ungewöhnliche Wörter und Bezeichnungen z. B. „ich geben“, statt gebiete „entmummt“ für entschleiert, „meines Arms Umrankung“ u. a. Doch ist solche Neu-

bildung ja öfter dem Dichter (und ein solcher ist der Uebersetzung auch) gestattet und darf hier der sonst schönen und poetischen Sprache gegenüber nicht als Tadel des Ganzen hervorgehoben werden. Noch weniger möchten wir die vom Verfasser zweifellos nicht ohne Absicht gebrachten Anklänge an Schiller und Uhland verwerfen, zumal dieselben an den betreffenden Stellen ganz passend und wirksam erscheinen: so z. B. bedient er sich der Ausdrücke: „der Worte Köcher“ (Br. v. Messina), „der Lieder Mund“, „wie blutiger Nordlichtschein“, „der Sängergreis“, „sie, aller Harfen Preis“. Die Reime sind mit sehr geringen Ausnahmen, z. B. Gemach — Tag, entsteigt — reicht, durchaus wohlklingend, auch der metrische Bau der Strophen ist gewandt und fließend. Die etwas derben Ausdrücke im 18. Gesange dürfen nicht stören, da sie dem Inhalt dieses Teils (Tros) entsprechen und nur auf Kosten des richtigen Eindruckes abgeschwächt werden könnten. Nicht zu billigen ist wohl die Weglassung des Schlusses, wie ihn das Original aufweist. Die Entscheidung über die Echtheit oder Unechtheit gewisser Teile des Homer möge philologischer Forschung überlassen, in der Uebersetzung muß, bis jene endgiltig getroffen, entschieden der unverkürzte Inhalt des Liedes wiedergegeben werden. — Der poetische Eindruck des ganzen Werkes wird — und das ist ja unbestreitbar die Hauptsache — trotz der oben angeführten Bemerkungen in keiner Weise gestört, der Verfasser hat selbst dichtend die schönste griechische Dichtung in durchaus gelungener, wahrhaft poetischer Umarbeitung sowohl Kennern wie Nichtkennern des Originals von neuem gegeben, und im allgemeinsten Interesse ist ein Weitergehen auf dieser Bahn, antike Werke in moderner Form kraft eigener dichterischer Befähigung wiederzugeben, dringend zu wünschen und zu empfehlen. C. S.

Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung.

Vorlesungen gehalten an der Universität Cambridge von F. Max Müller. Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung von C. Cappeller, Professor an der Universität Jena. Leipzig 1884. Wilhelm Engelmann. XVI und 335 S. Gr. 8.

Im Jahre 1882 hielt M. Müller auf Anregung des Prof. E. B. Cowell in Cambridge vor den dort studierenden Kandidaten des Indischen Zivildienstes 7 Vorträge über das Thema „Was kann Indien uns lehren?“ Diese Vorträge sind mit Litteraturnachweisen und durch 9 Exkurse erweitert erst im Original erschienen und unter dem oben genannten Titel, der den Inhalt nicht völlig deckt, aber für uns Deutsche allerdings bequemer ist, nun auch übersetzt herausgegeben. Der Zweck der Vorträge war, den jungen Leuten das Land und das Volk, in dessen Mitte sie Jahrzehnte lang als Leiter und Herrscher verweilen sollten, menschlich näher zu rücken. So wird denn im ersten Teil (Vor-

trag 1—4) im allgemeinen nachgewiesen, wie Indien weder ein geistiges noch ein moralisches Exil ist, da es auf dem Gebiete der Natur- und Geisteswissenschaften ein weites dankbares Feld zu Arbeiten und Studien bietet, und andererseits die wahren Indier d. h. die in den Dörfern und nicht als Böbel in den großen Städten lebenden Arier ein ethisch hochstehendes und besonders ein wahrheitsliebendes Volk bilden; ferner stellt ihre klassische, d. h. die vedische und buddhistische Litteratur vor der Yueh-chi-Invasion (ca. 100 v. Chr. — ca. 300 n. Chr.) ein Spiegelbild des indischen Volkes dar, soweit eine Litteratur es überhaupt kann, und zwar auf einer primitiven Entwicklungsstufe und unberührt von fremden Einflüssen, sodaß sie unser menschliches Interesse schon deswegen in hohem Grade beanspruchen darf, was auch noch aus vielen anderen Gründen der Fall ist. Der Hang zur passiven Beschaulichkeit, welcher die Indier besonders charakterisiert, darf uns nicht abstoßen, denn er ist historisch und klimatisch begründet und neben unserer durch den Kampf ums Dasein gebotenen Mehrausbildung der thätigen Seite des Lebens in seiner Weise berechtigt. Die 3 letzten Vorlesungen (5—7) sind der Darstellung der vedischen Religion und Philosophie im einzelnen und einer Untersuchung über das Alter der Veda und die Art seiner Ueberlieferung gewidmet. Die Behandlung des scheinbar so trockenen Inhalts ist warm und eindringlich und gewinnt für den Stoff wie für den Verfasser. Ref. muß sogar gestehen, daß er selten ein Buch mit solcher Freude gelesen hat, wie dieses. Der Stil ist klar und, wie es der Zweck der Vorlesungen bedingt, für den gebildeten Nichtfachmann ohne Anstrengung verständlich. Müller vermeidet hier sogar seine so oft gerügte Neigung in Abschweifungen von einem Punkt zum andern das Thema ganz aus den Augen zu verlieren. In den 9 Exkursen werden einzelne in den Vorlesungen apodiktisch entschiedene Fragen wissenschaftlich behandelt, besonders eingehend und mit großem Material- und Quellen-Aufwand wird versucht, die durch die „Neun Edelsteine“ (Kalidasa u.) bezeichnete „Renaissance der Sanskritlitteratur“ nach der Yueh-chi-Invasion und zwar ins VI. Jahrh. n. Chr. zu verlegen, ein Wettrennen sehr geistreicher aber z. T. sehr kühner Hypothesen, auf welches einzugehen hier nicht der Ort ist. Der Uebersetzer hat die addenda und corrigenda des Verfassers bis zum Sommer 1883 benutzt, tritt aber sonst abgesehen von einigen Litteraturnachweisen u. ganz hinter den Verfasser zurück; die Ausdrucksweise läßt an mehreren Stellen auf Kosten des deutschen Stils das Original durchschimmern. Auch hätte die Müllersche Transskription durch die seit Bopp in Deutschland mit wenig Abweichungen allgemein übliche ersetzt werden dürfen. — Ein praktisch angelegtes Register erhöht die Brauchbarkeit des Werkes.

K. F.

Hermann Hettner. Eine Lebensskizze von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig 1885. Verlag von F. A. Brockhaus. SS. VIII, 306. 8.

H. Hettner († d. 29. Mai 1882) war ein deutscher Gelehrter, der in seiner Wissenschaft seinen Schwerpunkt suchte und keine andere öffentliche Wirksamkeit erstrebte, als die sein Amt und die Schriftstellerei ihm gewährten. Sein Leben bewegte sich daher auf den stillen Wegen des Professors und Forschers. Seine Studierstube, seine Forschungsreisen und das Familienleben gaben das Szenar des einfachen bürgerlichen Dramas. Und doch übt die Betrachtung auch eines solchen notwendig großen Reiz und fruchtbare Wirkung, sobald der Held desselben eine volle, tüchtige Persönlichkeit war. Wer möchte nun diese bei Hettner leugnen können? Wer dem Manne auch nur einmal nahe trat, selbst ohne von seinen Schriften etwas zu kennen, empfand den Eindruck großer Kraft und sprudelnden Lebens. Wer aber mit seinen Arbeiten in der Geschichte der Litteratur und Kunst vertraut war, kannte die geistige Frische, den weiten Blick, mit dem er seine Aufgaben umfaßte, und die Gewandtheit und den Geschmack seiner Behandlung. Hettners Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, vor allem die vier Bände über die deutsche Litteratur, sodann seine Italienischen Studien (Zur Geschichte der Renaissance) werden seinen Namen noch lange fort erhalten und zwar durch die Kraft namentlich, mit welcher leitende Gedanken aufgestellt und festgehalten und die litterarischen und künstlerischen Einzelercheinungen in Abhängigkeit von dem gesamten Leben ihrer Zeit gesetzt worden sind. Hettner behandelte die Litteraturgeschichte im großen, freien Stil, ohne Sucht durch geistreichscheinende Einfälle zu frappieren, und fern davon, dem kindischen Spiel selbstgefälliger Hypothesen die einfache Wahrheit zu opfern. Mikroskopische Untersuchungen passen nicht in den Rahmen seines Buches. Wer aber die betreffenden Abschnitte selbst gründlich kennt, wird wissen, daß er tüchtig durchgearbeitet hatte, worüber er schrieb. Ueber gar manchen Dichter und Künstler enthält das Werk die besten Ausführungen, die wir bis jetzt besitzen. — Der Verfasser des Lebensbildes hat seine Aufgabe mit Benutzung des ihm zur Verfügung gestellten Briefwechsels so wie nach mündlichen Mitteilungen und eigener Bekanntschaft lösen können. Die Darstellung ist im ganzen einfach, anschaulich und warm; um so mehr bedauern wir Geschmacklosigkeiten des Ausdrucks wie vornehme Sachlichkeit, gedankliche Momente, und das schmeißerhafte, nach ganz falscher Analogie gebildete angehörs. Wertvoll und wirksam zur Belebung des Bildes des Frühgeschiedenen sind die Mitteilungen aus seinen italienischen Briefen und Tagebüchern, ferner aus den Briefen aus Griechenland, England, Belgien und Holland.

Q.

Higher Education in Germany and England, being a brief practical account of the organization and curriculum of the German higher schools with critical remarks and suggestions with reference to those of England by Charles Bird, B. A., F. G. S. Head-master of Sir J. Williamsons mathematical school at Rochester. London 1884. Kegan Paul, French u. Co., Paternoster Square. VIII u. 137 S.

Schon vor 1866 oder 1870 beschäftigte sich das Ausland vielfach mit dem deutschen Schulwesen. Wenn seit diesen Jahren letzteres die Aufmerksamkeit der außerdeutschen Staaten in noch weit höherem Maße auf sich gezogen hat, so ist dies sehr erklärlich, die Machtstellung einer Nation ist von seinem gesamten Bildungszustande, und dieser wieder von dem Schulwesen untrennbar. Besonders eingehend haben sich französische Schulmänner und Politiker eingedenk des Wortes: ab hoste doceri, mit der deutschen Schule bekannt zu machen gesucht. Dem bekannten Buche des Père Didon: *Les Allemands*, das vor kurzem soviel Sensation erregte, vermögen wir keine große Bedeutung beizulegen; es ist mehr eine rhetorische Tendenzschrift, deren sachlicher Inhalt ziemlich dürftig ist. Sehr gedrungen sind dagegen die in den *Excursions pédagogiques* par Martin Bréal, Paris 1882, niedergelegten Beobachtungen über sämtliche Kategorieen der höheren Schulen Preußens. Es würde zu weit führen, das Verzeichnis derartiger Bücher zu vervollständigen. Wir wollten nur andeuten, daß das oben bezeichnete Buch durchaus keine vereinzelte Erscheinung ist. Wenn von dem Verfasser oder den Verlegern gewünscht wird, daß man in Deutschland einige Notiz davon nehmen möge, so finden wir diesen Wunsch in hohem Grade gerechtfertigt. Die deutschen Pädagogen müssen sich sehr angenehm berührt fühlen durch die Anerkennung, die den vaterländischen Schuleinrichtungen gezollt wird; was der Verfasser über das englische Schulwesen mitteilt, wird sie nicht minder interessieren, und die wahrhaft humane Gesinnung, die das Ganze durchweht, kann nicht verfehlen, auf jeden Leser, auch wenn er nicht der Pädagogen-Zunft angehört, den wohlthuendsten Eindruck zu machen. Während der Franzose Bréal seine pädagogischen Beobachtungen hauptsächlich in Berlin gesammelt hat, hat der Engländer Charles Bird die seinigen durch ein eingehendes Studium der Stuttgarter Schulverhältnisse gewonnen. Das Württembergische Schulwesen steht anerkanntermaßen in hohem Flor, und es wird nichts dagegen einzuwenden sein, wenn es, im Gegensatz zu England, als typisch für Deutschland angenommen wird, obwohl manches auch mehr oder weniger von norddeutschen Einrichtungen abweicht. Der Verfasser beginnt mit einer höchst eingehenden Schilderung sämtlicher Schulanstalten der Stadt Stuttgart

und wendet sich dann seinem Plane gemäß besonders dem Gymnasium, dem Realgymnasium, der Realschule und den Bürgerschulen zu, deren innere und äußere Organisation er nach jeder irgend in Frage kommenden Richtung erörtert. Wenn der englische Schulmann seine Darstellung fast nur mit Worten der wärmsten Anerkennung begleitet, so wird dieses reiche Lob dadurch erträglich, daß man sieht, wie seine Urteile aus gründlicher Sachkenntnis fließen, wie sich ihm der Gegensatz der höchst mangelhaften Zustände des englischen Schulwesens fortwährend aufdrängt, und wie er auch gelegentlich den guten Seiten der englischen Erziehungsmethode gerecht zu werden weiß. So sagt er z. B. am Schlusse der Darstellung des Turnbetriebes, der ihm in vielen Punkten nachahmenswert erscheint: „Vergleichen wir die deutschen und die englischen Knaben in Bezug auf ihre turnerische Ausbildung, so müssen wir uns erinnern, daß, obwohl der deutsche Knabe den englischen Knaben durchschnittlich in den scharfen und starren Uebungen (in the cut and dried performances) des Turnplatzes übertrifft, der letztere dagegen, wenigstens im ganzen und großen, seine Mängel durch die weniger formalen, aber anmutigeren und gesünderen Leibesübungen im Freien (outdoor sports) ausgleicht, die den Knaben in Deutschland und auf dem ganzen Kontinent unbekannt sind.“

Nachdem der Verfasser an einem hervorragenden und beweisenden Beispiele gezeigt hat, wie eine systematische, allen Bedürfnissen der Gesellschaft gerecht werdende Schulorganisation beschaffen ist und mit Erfolg fungiert, zeichnet er eben so klar und anschaulich den gegenwärtigen Zustand des englischen Schulwesens. Dieser ist nun in der That höchst mangelhaft. Seit Wiese's bekanntem Buche „deutsche Briefe über englische Erziehung“ mag sich mancher eine ziemlich idealistische Vorstellung von dem englischen Erziehungsweisen gebildet haben. In der Beleuchtung, die Charles Bird's Buch darauf wirft, verschwindet dieser Nimbus in nichts. Verhältnismäßig am günstigsten steht es noch mit den Elementarschulen, für welche in der That seit einigen Jahren erhebliches geleistet worden ist. Ganz unzureichend und geradezu chaotisch sind aber die Verhältnisse der unseren Gymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen entsprechenden Anstalten. Auffallend ist es, wenn der Verfasser konstatiert, daß die mittleren Bevölkerungsklassen in England das Bedürfnis, ihren Kindern eine über das Elementarste hinausgehende Schulbildung zu verschaffen, nur in sehr geringem Maße empfinden.

Wir müssen uns leider versagen, dieser Partie des Buches eine eingehendere Analyse zu widmen; sie würde selbst im besten Falle keine rechte Vorstellung von dem hochinteressanten Inhalte geben. Aus den Forderungen und Vorschlägen, von denen der Verfasser eine

Besserung erwartet, wird man wenigstens einigermaßen einen Rückschluß auf die vorhandenen Mißstände machen können; es sind die folgenden:

1. Die Zahl der Schulen ist zu vergrößern; ihre Aufgaben sind genau festzustellen und zu koordinieren; Gymnasien und Realschulen (classical and scientific schools) müssen gleichen Rang erhalten.

2. Die Schulgeldsätze sind zu ermäßigen durch eine sparsamere Verwaltung, durch staatliche Beihilfen und durch Herbeiziehung der vorhandenen Schulfonds- und Schulstiftungen. (Die berühmten Stiftsschulen Eton, Harrow, Rugby u. leisten mit ihren kolossalen Mitteln äußerst wenig.)

3. Es ist für bessere und zweckentsprechende Schulgebäude zu sorgen. (Die Stuttgarter Schulgebäude, von denen das Buch auch Planskizzen bringt, erscheinen dem Engländer höchst zweckmäßig.)

4. Pensionsanstalten für auswärtige Schüler, in denen sie zum Kostenpreise Unterkunft finden, sind von den Gemeinden einzurichten.

5. Es muß für eine berufsmäßige Ausbildung der Lehrer gesorgt werden. (Hieran fehlt es in England für die höheren Lehrfächer vollständig, woraus sich die niedere soziale Stellung der Lehrer erklärt, sowie daß sie einen besonderen Stand überhaupt nicht bilden.)

Die an den höheren Schulen Deutschlands wirkenden Pädagogen pflegen sich im allgemeinen nicht zu den bevorzugten Gesellschafts- oder Beamtenklassen zu rechnen, und es mag ja sein, daß auch für sie noch verschiedenes zu thun übrig bleibt. Von englischen Kollegen gleicher Kategorie kann man eigentlich kaum sprechen; die Schulanstalten höherer Tendenz, die mit den deutschen Gymnasien und Realschulen nach Lage der Dinge einigermaßen in Parallele gestellt werden können, müssen aber geradezu das Mitleid des deutschen Schulmannes erwecken. Zur Kennzeichnung der englischen Zustände weist der Verfasser unter anderem auf die Inserate in den pädagogischen Zeitschriften seines Vaterlandes hin, und er führt als recht belehrendes Beispiel aus neuester Zeit (März 1884) die Fassung des Inserates an, durch welches für das Gymnasium zu Leeds (the Leeds Grammar school) ein neuer Direktor (head-master) gesucht wird. Zunächst theilt es mit, daß der gegenwärtige Direktor auf das Dekanat von Carlisle befördert, oder vielmehr „erhoben“ (elevated) worden ist, worin natürlich liegt, daß der Direktor der Hauptschule einer Stadt von einer Viertelmillion Einwohner an Wichtigkeit einem Dekan nachsteht; es illustriert ebenfalls den unlogischen Uebergang aus einem Beruf in einen anderen. Die Bekanntmachung stellt die Forderung, daß der Direktor einen Universitätsgrad in Oxford oder Cambridge erlangt haben

muß [es wird nicht gesagt, welchen, jedenfalls mindestens den niedrigsten, also den eines Bachelor of Arts]; ferner wird die Aussicht, passende Kandidaten zu gewinnen, noch mehr dadurch beschränkt, daß der Bewerber „die volle kirchliche Ordination“ erhalten haben muß. Zuletzt wird noch so beiläufig erwähnt, daß einige pädagogische Erfahrung („some experience intuition“) notwendig ist.

Wir schließen unsere kurze Besprechung des trefflichen, hochinteressanten und auch typographisch vorzüglich ausgestatteten Buches mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es in Deutschland die wohlverdiente Beachtung finden möge. B.

Völkerrecht. Das internationale Recht der zivilisierten Nationen systematisch dargestellt von Friedrich von Martens, ord. Professor an der Universität zu St. Petersburg, Mitglied des Institut de droit international. Deutsche Ausgabe von Karl Bergbohm, Dozenten der Rechte an der Universität zu Dorpat. I. Band. Berlin 1883. Verlag der Weidmannschen Buchhandlung.

Das wichtigste Kriterium für die Brauchbarkeit eines Werkes, welches eine Disziplin in ihrer Totalität behandelt, ist wohl das ihm zu Grunde liegende System. In dieser Beziehung geht v. Martens eigene Wege. Er zerlegt seine Völkerrechtslehre in einen allgemeinen und einen besonderen Teil. Der allgemeine Teil, welcher nebst einer philosophisch-geschichtlichen Einleitung den bisher allein vorliegenden ersten Band füllt, enthält zunächst den Nachweis, daß die Idee der internationalen Gemeinschaft in der modernen Völkerordnung als oberstes Prinzip zu betrachten ist und behandelt sodann die unveräußerlichen Rechte, die den Staaten als Gliedern der internationalen Gemeinschaft gebühren; ihre internationale Persönlichkeit, ihr Recht auf das Territorium, ihre Rechte als Vertragskontrahenten. Der besondere Teil wird das reale internationale Leben, nämlich die Beziehungen von Staat zu Staat, die den Gegenstand der internationalen Verwaltung ausmachen, und die legalen Mittel zur Wahrung der Interessen eines Staates — Krieg und Neutralität, — darstellen. Ob dies System, dem man logische Konsequenz nicht wird absprechen können, dem Erfordernis der durchsichtigen Gruppierung entspricht, entzieht sich, solange das Werk nicht vollständig vorliegt, der endgültigen Entscheidung. Der erste Band läßt hierin nichts zu wünschen übrig. Ueberhaupt dürfte ihm als Mangel lediglich eine gewisse Weitschweifigkeit vorzuwerfen sein, die den juristisch wichtigen Satz unter einer Menge unerheblichen Beiwerks verbirgt. Auch dieser Fehler aber, der namentlich der geschichtlichen Einleitung anhaftet, verliert sich in der zweiten Hälfte des Bandes. Als großer Vorzug des Werkes ist die Menge von thatsächlichen

Beispielen hervorzuheben, mit denen der Verfasser seine Lehrlänge illustriert. Sie tragen zum schnelleren Verständnis bei und erfüllen ihren Neben Zweck, ein lebhaftes Interesse zu erwecken um so mehr, als der Verfasser bei ihrer Auswahl auch die neueste Zeit berücksichtigt. Auf den Inhalt der von Martens vorgetragenen Lehrlänge näher einzugehen und mit ihm etwa über Einzelheiten zu polemisieren, würde dem Zweck dieser litterarischen Berichte nicht entsprechen. Es mag die Versicherung genügen, daß Martens' Völkerrecht in jeder Beziehung auf der Höhe der heutigen Wissenschaft steht. Nach alledem darf das Werk dem juristischen Publikum aufs wärmste empfohlen und dem Erscheinen seines zweiten Bandes, das, wie wir hören, für diesen Sommer in Aussicht steht, mit Interesse entgegen gesehen werden.

A. Cl.

Herders ausgewählte Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. Erster Band. Berlin 1884. Weidmann'sche Buchhandlung. SS. VI. 275. 8.

Herders Eid. Herausgegeben von Carl Redlich. Berlin 1884. Weidmann'sche Buchhandlung. SS. 150. 8.

Die Weidmann'sche Verlagshandlung in Berlin hat sich entschlossen, aus der großen Herderausgabe, welche Dr. Suphan mit Unterstützung des Hamburger Schuldirektor Dr. Redlich besorgt, eine Auswahl zu veranstalten, welche diejenigen Herder'schen Schriften und Dichtungen bringt, die heute noch auf eine größere Menge Teilnehmender rechnen dürfen. Der erste Band, der auch den Titel führt „Herders ausgewählte Dichtungen, herausgegeben von C. Redlich, Bd. 1“, enthält den Eid (der gleichzeitig für sich in den Handel kam), ferner Admetus Haus, Ariadne-Libera, zehn Paramythien, einen Teil der Blätter der Vorzeit und fünfzehn Legenden. Er ist also aus dem 26. und 28. Bande der großen Ausgabe gezogen. Der Name Redlich genügt als Bürgschaft eines zuverlässigen, echten und korrekten Textes. Namentlich machen wir auf den Eid aufmerksam, der hier nach der eigenhändigen Reinschrift des Dichters, unter Benutzung des vollständig erhaltenen Brouillons und des Abdrucks der ersten 22 Romanzen in der Adrastea gedruckt ist.

Q.

Goethes italienische Reise. Illustriert von J. D. Kahle mit 100 Voll- und 218 Halbbildern in Lichtdruck. Berlin 1885. Verlag von Edm. Gaillard.

Mit seltener Schönheit und Eleganz ist das vorliegende Prachtwerk ausgestattet, und mit Recht kann gesagt werden, daß Goethe selbst mit wahrer Herzensfreude auf dieses illustrierte Reisebuch geblickt hätte. Aber nicht nur die meisterhafte Ausstattung ist es, die jeden erfreuen wird, welcher dieses Buch sieht, sondern auch die Lebendigkeit, die Goethes Reise-

schilderungen durch diese Illustrierungen gewinnen. Wir begegnen in dem Werke auch eignen Zeichnungen Goethes, sowie Abbildungen vieler von ihm bewunderten Landschaften, Bauwerken, Antiken u. a., ebenso finden wir gute Porträts von berühmten Männern wie Herzog Karl August, Herder, Lavater, Tischbein u. c., welche mit Goethe oder mit seiner italienischen Reise in Beziehungen standen. Niemand sollte es versäumen, dieses Buch wenigstens einer Durchsicht zu unterziehen, es wird dasselbe das schönste Gesamtbild Italiens und einen tiefen Einblick in Goethes Zeit und Reifestudien gewähren. Es ist gewiß vielen der gebildetsten Männer und Frauen Goethes italienische Reise nur dem Titel nach bekannt, das vorliegende Buch wird deshalb für einen großen Teil des Publikums ganz neues bieten und diese Perle prosaischer Litteratur in weitere Kreise bringen. Die Textrevision und die Einleitung hat der berühmte Goethe-Forscher, Professor Dünker verfaßt, so daß auch diese italienische Reifestudien Goethes in textlicher Beziehung von bester Hand revidiert sind.

R.

Die Metalle bei den Naturvölkern mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse. Von Richard Andree. Mit 57 Abbildungen im Text. Leipzig 1884. Verlag von Veit & Co. (S. XVI u. 166; gr. 8).

Wie Märchen und Sagen, Sitten und Gebräuche und vieles andre noch der verschiedenen Völker verloren gehen und aus deren Ideenkreisen schwinden, so schwinden auch diese Völker selbst dahin und mit ihnen, das, was sie gedacht, was sie geschaffen haben. Vieles, sehr vieles ist bereits auf diese Weise zu Grunde gegangen und unwiderbringlich verloren, so um nur Eins, und ein noch recht nahe Liegendes zu erwähnen, die Weltanschauung der Druiden, die noch den Römern zu Cäsars Zeiten bekannt war und uns erhalten sein würde, wenn diese sie damals fixiert hätten. Aber noch reiches und interessantes Material ist vorhanden, trotz dem gilt es, und es ist hierzu die höchste Zeit, alle Hände zu rühren, da die fortschreitende Kultur mit Riesenschritten vorwärts dringt, bisher von ihr noch unbebaute Gebiete erobert und die Eigentümlichkeiten der einzelnen Völkerstämme immer mehr verwischt. Es gilt daher schleunig zu retten, was noch zu retten ist, um es der Wissenschaft zu erhalten, eifrig müssen wir hier bei der Arbeit sein, denn die Zeit dürfte nicht allzufern mehr sein, in welcher dies ganz unmöglich sein wird. Aus diesen Gründen hat Andree sich der Mühe unterzogen, was noch über die Metallindustrie der urgeschichtlichen und Naturvölker bekannt ist, zu fixieren und unserer Kenntnis zu erhalten. Nur zu wünschen wäre es, daß diese Gründe allgemeinere Beachtung fänden, leider predigt man immer noch nur allzu sehr tauben Ohren, und selbst so gewichtige Stimmen, wie die eines Bastian, der

sich des öfteren laut und eindringlich hat vernehmen lassen, verhalten bei der unempfindlichen Menge wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Trotzdem kann man diesen Appell nicht oft und nicht entschieden genug ertönen lassen, und Andree thut es aufs neue in seiner klaren, überzeugenden Weise, selbst mit dem besten Beispiele vorangehend. Diesem verdanken wir die gehaltvolle Schrift, aus der viele, Geographen und Ethnographen, Ur- und Kulturgeschichtsforscher, Sprach- und Sagenkundige, Berg- und Hüttenmänner ihre Kenntnisse bereichern können und die wissenschaftlichen wie technischen Studien ein umfassendes Material bietet. Die Methode der vergleichenden Forschung ist es, der wir ein gut Teil unserer heutigen wissenschaftlichen Errungenschaften verdanken; wie wir eine vergleichende Anatomie, vergleichende Sprach-, Sagen- und Mythenkunde, vergleichende Religionswissenschaft und ähnliche Disziplinen besitzen, so hat diesen Andree als ebenbürtig eine vergleichende Metallindustriekunde vom Standpunkte der kulturhistorischen Ethnologie zur Seite gestellt. Daß dieselbe aus dem Haupte des Verfassers nicht gleich so vollendet hat hervorgehen können wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, ist wohl selbstverständlich und einleuchtend, und niemand verkennet dies weniger als Andree selbst. Sehr wohl ist er sich bewußt gewesen, daß bei der Behandlung so wichtiger und in die verschiedensten Gebiete des Wissens und der Technik eingreifender Fragen und Aufgaben eigentlich nur mit vereinten Kräften etwas Vollständiges zu erreichen ist, und daß ein einzelner hier nicht zum Abschluß gelangen kann. Hoffen wir, daß die von Andree in so verdienstvoller Weise eingeleitete und begründete Disziplin recht bald weiter ausgebreitet und allseitig gefördert werden möge, der Verfasser hat dazu die Wege aufgeschlossen und die Richtung angegeben.

H. O.

Allgemeine Weltgeschichte von Theodor Flathe, Gust. Herzberg, Ferdinand Justi, v. Pflugk-Hartung, Martin Philippson. Mit kulturhistorischen Abbildungen, Beilagen und Karten. Berlin 1884. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Angesichts des regen und intensiven politischen Lebens unserer Zeit kann nicht oft und nicht eindringlich genug auf den so treffenden Ausspruch Maurenbrechers hingewiesen werden: „Wer dem Staate dienen will, der findet Gesetz und Weisung nirgendwo sicherer, gründlicher, zuverlässiger, als indem er der Stimme der Geschichtswissenschaft Ohr und Sinn öffnet“. Heutzutage sind wir alle berufen, dem Staate zu dienen, wobei uns nichts förderlicher sein, nichts uns vor Irrwegen, namentlich vor vorgefaßter doktrinärer Unfehlbarkeit mehr bewahren kann als das Studium der Geschichte. Wenn dieselbe noch nicht so in Fleisch und Blut der ganzen Nation übergegangen ist, als es wohl notwendig wäre, so liegt es wohl weniger an deren Inhalt als an der Form, in welcher dieselbe bisher dargeboten worden ist. Die Kost war wohl allezeit eine sehr nahrhafte, nicht immer jedoch eine schmackhafte, und wenn irgendwo, so ist es bei der großen Menge erforderlich, daß auf sie in gewisser Weise auch durch die Sinne gewirkt werde. Noch kein Geschichtswert hat den so sehr für den größeren Kreis der Gebildeten richtigen Ton zu treffen, noch keines Inhalt und Form in so harmonischer Weise zum Ausdruck zu bringen, stofflichen Reichthum, gedankliche Fülle durch geist- und geschmackvolle Behandlung genießbar zu machen verstanden wie die vorliegende „Allgemeine Weltgeschichte“, von deren erstem Teile, der Geschichte der orientalischen Völker im Altertum von Ferdinand Justi, bis jetzt die drei ersten Lieferungen erschienen. Wir behalten uns vor auf das Werk zurückzukommen, sobald uns mehr davon vorliegt.

H. O.

Druckfehler-Verzeichnis.

In dem im Januarheft (1885) dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz von G. Droysen „Raffael und Michelangelo“ sind, da durch einen bedauerlichen Zufall die Korrektur des Herrn Autors nicht vor der Drucklegung eintraf, eine große Anzahl von Fehlern stehen geblieben, von denen die wichtigsten hiermit verbessert werden. In der 1. Zeile des Aufsatzes muß es statt Dohna „Dohme“ heißen. H. Grimm nennt sich Herman, nicht Hermann.

S. 103 Z. 18 v. u. l.: „gekauft“ statt verkauft.

S. 103 Z. 4 v. u. l.: „neu herausfordern“ statt nur herausfordern.

S. 104 Z. 19 v. o. l.: „hatte die Wurzeln“ statt holte d. W.

Der Satz S. 104 u. 105 v. o. l. muß lauten: „... nicht ist ausgeführt ... wie das Glück und Unglück der Renaissance zusammengehöre, wie dieser Doppelcharakter das Wesen gerade dieser Epoche bilde u. s. w.“

S. 105 Z. 15 v. o. l.: „Fortschritte“ statt technische Fortschritte.

S. 105 Z. 23 v. o. l.: „bisher geschaffenes potenzierten“ statt bisher geschaffenes.

S. 106 Z. 25 v. o. l.: „(I. 157 f.)“ statt (I. 1157).

S. 107 Z. 24 v. o. l.: „himmlische Offenbarung“ statt himmlische D.

S. 107 Z. 31 v. o. l.: „dem andern Arm untergeschoben“ statt den andern Arm.

Ich benutze die Gelegenheit dieser Druckfehlerkorrekturen zu einer sachlichen Korrektur. Auch nach Springer ist es nicht, wie ich irrthümlich supponierte, der Jesaias des Michelangelo, der mit emporgehobenem Arme auf eine himmlische Offenbarung hinweist; vielmehr der begleitende Knabe.

G. Droysen.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Im Verlage von Arthur Felix in Leipzig
erscheint:

Kulturgeschichte der Menschheit

mit besonderer Berücksichtigung von
Regierungsform, Politik, Religion, Freiheits- und
Wohlfstandsentwicklung der Völker.

Eine allgemeine Weltgeschichte nach den
Bedürfnissen der Jetztzeit.

Von

G. Fr. Kolb,

Ehrenmitglied des Universitätsrats zu Charkow,
außerordentl. Mitglied der statistischen Zentralkommission
des Königreichs Bayern.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.

Das Werk wird in 16 Lieferungen von 5 Bo-
gen Stärke zum Preise von 1 Mark ausgegeben.
Die Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen
von 3 Wochen und wird das Werk bis zum
Oktober dieses Jahres komplet vorliegen. So-
weit sind 4 Lieferungen veröffentlicht, die durch
jede Buchhandlung bezogen werden können.



Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gottschall, Rudolf von, Blüthenfranz neuer
deutscher Dichtung. 16. 11. Aufl. Eleg.
in Ganzleinwand gebd. Preis 5 Mk.

Holtei, Karl von, Schlesiſche Gedichte. 16.
18. Aufl. - Eleg. gebd. Preis 3 Mk.

Holtei, Karl von, Schlesiſche Gedichte. Gr. 8.
9. Auflage. Illustr. Prachtausgabe. Eleg.
geb. Preis 10 Mk. 80 Pf.

Kittershaus, Emil, Gedichte. 16. 7. Aufl.
Eleg. gebd. Preis 6 Mk.

Köfzler, Robert, Aus Krieg und Frieden.
Schlesiſche Gedichte. 8. 2. Auflage. Gebd.
2 Mk.

Strachwitz, Moritz, Graf, Gedichte. Ge-
samt-Ausgabe. Mit einem Lebensbilde des
Dichters von Karl Weinhold. 16. 7. Aufl.
Eleg. gebd. Preis 3 Mk. 60 Pf.



WEIDENSLAUFER, Berlin NW.
Pianos } 15 Mark monatlich.
Bell-Organen } Katalog gratis.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig. (Zu beziehen durch jede Buch-
handlung.)

Soeben erschien:

Vorlesungen über die Wellentheorie des Lichtes.

Von É. Verdet.

Deutsche Bearbeitung von Dr. Karl Exner.

II. Band. 1. Abtheilung. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. gr. 8. geheftet.

Preis 4 Mark 80 Pf.

Bei Eduard Trewendt in Breslau erscheint:

Die Spaltpilze.

Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet

von

Dr. W. Zopf,

Privatdocent an der Universität Halle a. S.

Mit 41 vom Verf. auf Holz gezeichn. Schnitten.

3. stark vermehrte u. verbesserte Aufl.

Lex. 8. 7 Bogen. Preis 3 Mark.

F. Spielhagen's
Sämmtliche Werke
in 100 Lieferungen à 50 Pf.
Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in
allen Buchhandl. vorräthig.
Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Demnächst erscheint im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau:

Einführung in die Gesteinslehre.

Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht und zum Selbststudium.

Von

Dr. A. v. Lasaulx,

ord. Professor an der Universität Bonn.

kl. 8. 13 Bogen. Eleg. gebd. in flexiblem Leinwandband Preis 3 Mark.

Geschichte
der Stadt Breslau

im 19. Jahrhundert

von
Dr. Julius Stein,

Chefredakteur der Bresl. Ztg.

Eleg. brosch. 10 Mk., in Halbsaffian gebd.
13 Mk. 60 Pf.

Zur Geschichte und Charakteristik
Friedrichs des Großen.

Vermischte Aufsätze

von
Dr. Eduard Gauer,

weil. Stadtschulrat in Berlin.

Mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers
von Ernst Hermann.

Preis eleg. geh. 8 Mk., eleg. gebd. 9 Mk. 50 Pf.

Geschichte
des
preussischen Staats

von
Dr. Felix Eberty,

Professor in Breslau.



7 starke Oktavbände brosch. 15 Mk.,
in 6 Halbfranzbände gebd. 22 Mk. 50 Pf.

Die
deutsche Nationallitteratur
des 19. Jahrhunderts.

Litterarhistorisch und kritisch dargestellt

von
Rud. v. Gottschall.

4 Bände eleg. brosch. 20 Mk., höchst
eleg. in 2 Halbsaffianbde. gebd. 27 Mk. 20 Pf.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Neue, wertvolle Unterhaltungsschriften a. d. Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Caro, J., Beata und Halszka. Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. gebd. 4 Mk., brosch. 3 Mk.

Franzos, K. E., Der Präsident. 2. Auflage. Erzählung. gebd. 7 Mk. 20 Pf., broschiert 6 Mk.

— — Junge Liebe. 4. Auflage. Miniatur-Ausgabe. gebd. 4 Mk., brosch. 3 Mk.

Gottschall, R. von, Im Banne des schwarzen Adlers. Historischer Roman. 4. Auflage. gebd. 5 Mk., brosch. 4 Mk.

Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz. Geschichtlicher Roman. 2. Auflage. gebd. 4 Mk. 50 Pf., brosch. 3 Mk. 60 Pf.

Derzen, Georg von, Pera bei Poetenlicht. gebd. 3 Mk., brosch. 2 Mk.

Schrullen. Vom Verfasser von Adam contra Eva. gebd. 4 Mk., brosch. 3 Mk.

Turgeniow, Jwan, Gedichte in Prosa. Übersetzt von R. Löwenfeld. 3. Auflage. geb. 2 Mk. 40 Pf., brosch. 1 Mk. 50 Pf.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von 12 Mark durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagsbuchhandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhdlg.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchhdlg. 3 Texthefte bilden stets einen Band.

Breslau.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhdlg.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

1885. März.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
folio mit Kunstblatt.



Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Tauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.



EMMEL inv.

HORN Ph.Z

Inhalts-Verzeichnis.

März 1885.

	Seite
I. Karl Jaenicke: Der „liebenswürdige“ Hauptmann. Novelle	257
II. John Tyndall: Erinnerungen aus meinem Leben	278
III. Max Haushofer: Frauenregiment in der Gegenwart	293
IV. J. N. von Nußbaum: Die Wohlthaten für die Menschheit durch die Chirurgie	302
V. Charlotte von Kalb: Cornelia. Ein ungedruckter Roman. III.	312
VI. Georg Adler: Die erste deutsche anarchistische Bewegung	323
VII. Aus unbekanntem Papieren des Dichters Alexander Petöfi	337
VIII. Graf Cadorna: Hat Italien Kolonien nötig?	346
IX. E. F. von Homeyer: Über lokale und klimatische Einflüsse auf die organische Welt	351
X. Berichte aus allen Wissenschaften:	358
1. Staats- und Rechtswissenschaft. Heinrich Simon: Der neue preussisch- russische Auslieferungsvertrag und seine Einführung als deutscher Reichsvertrag.	
2. Literaturgeschichte. Albert Lindner: Unser Kriegslied.	
XI. Litterarische Revue	369
XII. Litterarische Berichte	374

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der „liebenswürdige“ Hauptmann.

Novelle

von

Karl Jaenicke.

Man hatte den Geburtstag des Königs gefeiert. Das Diner war beendet, und nur eine kleine Anzahl von Festgenossen — jüngere Offiziere und einige Beamte der Regierung, die auch Soldaten gewesen waren — saß noch in heiteren Gesprächen beisammen, um bis in die Nacht hinein die festliche Stimmung durch ein gutes Glas Wein rege zu erhalten.

Wie es unter Soldaten zu geschehen pflegt, drehte sich die Unterhaltung bald um die Vorgesetzten, ein Thema, dessen Unersehbarkeit jedem der Anwesenden Gelegenheit bot, sein Scherzlein zur allgemeinen Belustigung beizutragen und sein eignes Lichtchen auf Kosten eines abwesenden Dritten leuchten zu lassen.

Dem in der Regel pflegt man sich hinter dem Rücken der gestrengen Oberen desto schonungsloser zu ergehen, je schweigsamer und bescheidener die militärische Zucht im Dienst zu sein gebietet.

So hatten denn auch heute schon fast alle ihrem Herzen Luft gemacht, und nur ein junger Regierungsrat — das heißt jung im Dienstalter, nicht mehr an Jahren, da er den Vierzigen nicht fern war — saß wie gewöhnlich still und hörte mit einem feinen Lächeln auf den Lippen den immer lauter werdenden Expektorationen seiner Kameraden zu.

Er galt für eine Art Sonderling, der nur ausnahmsweise in der Gesellschaft erschien und ein reiches Gemütsleben hinter der Maske des Sarkasmus zu verbergen pflegte, dem man jedoch eine aufrichtige Hochachtung um so weniger versagte, als er gegen sich selbst am strengsten war und über die Lauterkeit seines Charakters auch nicht der geringste Zweifel obwaltete.

Er sprach selten; wenn er es aber that, hörte man ihm gern zu, da er die Lippen nur zu öffnen pflegte, um etwas vorzubringen, was sich anzuhören lohnte. Meist waren es kurze, treffende Bemerkungen, aber wenn man es richtig anstellte, konnte man ihn auch zu längeren Erzählungen bewegen.

War er einmal im Zuge und sah er, daß man ihm Aufmerksamkeit schenkte, so wurde ein anderer Mensch aus ihm. Seine stillen Züge belebten sich, die blassen Wangen übersflog ein sanftes Rot, die blauen Augen wurden größer und

dunkler, und lebhaft gestikulierend schien er seine Umgebung zu vergessen und wie zu einem größeren Publikum zu sprechen.

Man durfte ihn aber ja nicht unterbrechen, denn dann blickte er verwirrt um sich, stammelte, wie aus einem Traume erwacht, einige abgerissene Worte: ach so, ja ja, und sank, still vor sich hinlächelnd, in den Stuhl zurück.

Keine Macht der Erde konnte ihn dann wieder zum Sprechen bringen. Nicht, daß verletzete Eitelkeit ihn davon abhielt, — nichts hätte ihm ferner gelegen — vielmehr schien der Faden seiner Erzählung völlig zerrissen, und es war ihm unmöglich, ihn wieder anzuknüpfen.

Ein älterer Premierleutnant verstand es ganz besonders, ihn zum Sprechen zu bewegen.

Dieser wollte bemerkt haben, daß jedesmal, wenn der Regierungsrat eine Geschichte zu erzählen hatte, ein eigentümliches Zucken über sein Antlitz ging, auf dem eine plötzliche Röte mit fahler Blässe abwechselte.

Auch jetzt, da die Kameraden gerade einige der stärksten Beispiele von der Unliebenswürdigkeit ihrer Vorgesetzten zum besten gegeben hatten, und eine kleine Pause in der Unterhaltung eintrat, waren dem Premierleutnant diese Anzeichen auf dem Gesichte des Regierungsrates nicht entgangen, und in seiner vorsichtigen Weise begann er:

„Wie lange ist es her, Herr Regierungsrat, daß Sie Ihren Abschied genommen haben?“

„Drei Jahre.“

„Sie sind als Inaktiver verhältnismäßig lange Soldat gewesen und müssen auch interessante Erinnerungen haben.“

„Allerdings. Eben jetzt, da es hier so wacker über die Fehler mancher Vorgesetzten herging, fiel mir eine Geschichte ein, die ich vor mehreren Jahren erlebte, und die den Beweis dafür liefern könnte, daß unter Umständen ein liebenswürdiger Vorgesetzter bei weitem lästiger werden kann als ein unliebenswürdiger.“

„Erzählen, erzählen!“ erscholl es laut um den Tisch herum aus aller Munde.

Der Premierleutnant hatte seinen Zweck erreicht, jedermann schwieg und blickte auf den Regierungsrat, der, nachdem er noch einen Zug aus seinem Glase gethan, sich räusperte und nicht ohne einige Verlegenheit, die sich jedoch allmählich völlig verlor, also zu reden begann:

„Ich kam über den Mann, den ich Ihnen vorzuführen gedenke, um so ruhiger berichten und ohne mich der Gefahr auszusetzen, indiscret zu werden, als er nicht mehr unter den Lebenden weilt und er auch, soviel mir bekannt, Angehörige nicht hinterlassen hat.

Bevor ich jedoch auf ihn komme, muß ich, der Ordnung und des Verständnisses wegen, mit meiner eignen Person beginnen.

Es mag zwei oder drei Jahre nach dem Feldzuge von 70 gewesen sein, als ich wieder einmal die Ordre erhielt, ein Manöver in und bei Reisse mitzumachen. Ich war damals als junger Assessor bei der Regierung in Breslau beschäftigt und lag zugleich in den Fesseln einer glücklichen und mich vollständig beherrschenden

Liebe, die mir, obgleich ich immer gern Soldat gewesen war, diesmal die militärische Unterbrechung meiner gewohnten Thätigkeit keineswegs angenehm erscheinen ließ.

Gleichwohl mußte geschieden sein, und so fuhr ich denn an einem warmen Spätsommertage über die Zugbrücke der guten alten Stadt Reisse zum Thore hinein, indem ich etwas mißmutig vor mich himmurmelte: Sechs Wochen Festung!

Nachdem ich mein Gepäck im Hotel niedergelegt, war mein erster Gang sofort auf das Regimentsbureau, um den Adjutanten, mit dem ich seit dem Feldzuge her befreundet war, aufzusuchen und von ihm die Kompagnie, der ich zugeteilt worden, zu erfahren. Er freute sich sehr, mich wiederzusehen und kam meinem Wunsche sofort nach. Der Name des Hauptmanns war mir unbekannt, er war erst seit kurzem aus einem ostpreussischen Regimente nach Schlesien versetzt worden.

„Was ist der Hauptmann für ein Mensch?“ fragte ich, „du hast mir hoffentlich einen guten Vorgesetzten ausgesucht?“

„Ich denke, Ihr werdet zusammen passen,“ erwiderte der Adjutant lächelnd, „er ist ein origineller Kauz, aber er kann von hinreißender Liebenswürdigkeit sein, namentlich so stillen Leuten gegenüber, wie du einer bist.“

In meiner Liebeskrankheit, die durch die Trennung von dem Ideal meines Herzens den höchsten Grad erreicht hatte, dachte ich nicht weiter über diese Worte nach, sondern schlenderte, mit einem Briefe an meine Braut beschäftigt, nach dem Hotel zurück, wo ich auf 16 eng geschriebenen Seiten mein Herz erleichterte. — Sie lachen, lieber Schleiden? Das ist ein sicheres Zeichen, daß Sie kurz vor der Katastrophe stehen. —

Am nächsten Tage sah ich meinen Hauptmann zum erstenmale bei der Parole-Ausgabe.

In Helm und Schärpe machte ich ihm meine Meldung.

Er musterte mich längere Zeit schweigend von Kopf zu Füßen, ohne eine Miene zu verziehen, sodaß auch ich Gelegenheit fand, ihn genau zu betrachten.

Er konnte 40 Jahre alt sein, war von mittlerer Größe, hatte einen vollen, dunkelblonden Schnurrbart, braune, etwas stechende Augen und eine glatte, aber gelbliche Haut. Im ganzen war er eine wohlthuende, echt soldatische Erscheinung.

Nachdem wir uns eine Weile stumm ins Auge gefaßt, legte er seinen Arm kameradschaftlich in den meinen und führte mich, — immer ohne ein Wort zu reden — von dem Paroleplatze hinweg um die Kaserne herum in eine Kneipe zu ebener Erde, in welcher nur Soldaten vom Feldwebel abwärts zu verkehren schienen, blieb mit mir vor dem Schenktisch stehen und bestellte zwei Schnäpse.

„Sie trinken doch Schnaps?“

Ich wollte eben erwidern, daß ich um diese Zeit keinen zu trinken pflege, allein er hatte schon sein Gläschen ergriffen, reichte mir das andere hin und sagte kurz, fast in befehlendem Tone:

„Also auf gute Kameradschaft!“

„Auf gute Kameradschaft“ erwiderte ich und trank mein Gläschen aus.

Dann nahm er wieder meinen Arm und führte mich denselben Weg auf den Paroleplatz zurück, wobei sich folgendes Gespräch zwischen uns entspann:

„Was sind Sie in Ihren Zivilverhältnissen?“

„Regierungsassessor.“

„Wie alt?“

„26 Jahr.“

„Sie haben den Feldzug mitgemacht?“

„Ja wohl, Herr Hauptmann!“

„Sind Sie verheiratet?“

„Nein.“ —

„Dann danken Sie Gott,“ murmelte er zwischen den Zähnen, und ich war zufrieden, daß ich nicht, wie ich beinahe gethan, hinzugesetzt hatte: aber ich werde nächstens heiraten.

„Wo speisen Sie zu Mittag?“ fing er wieder an.

„Im Hotel.“

„Ich denke, es wird bei mir nicht schlechter sein, also ich erwarte Sie mit Bestimmtheit um 1 Uhr.“

Er grüßte formell, drehte sich um und rief seinen Feldwebel, mit dem er, ohne weiter von mir Notiz zu nehmen, dienstliche Angelegenheiten verhandelte.

Der Adjutant hatte Recht, dachte ich, ein origineller Kauz! Nun, schließlich kann es mir gleichgültig sein, wo ich zu Mittag speise, und so lerne ich meinen Hauptmann gleich gründlich kennen.

Als ich zur bestimmten Stunde in seiner Wohnung erschien, wurde ich vom Burschen in ein altmodisch, aber behaglich eingerichtetes Speisezimmer geführt, in welchem der Tisch für zwei Personen gedeckt war. Ich sollte mich ein wenig gedulden, der Herr Hauptmann werde gleich erscheinen.

Also unverheiratet ist er, dachte ich, mit einem Blick auf den gedeckten Tisch, aber jedenfalls verheiratet gewesen, denn was hätte sonst seine weiberfeindliche Äußerung vom Vormittage bedeuten sollen?

Ich sah mich im Zimmer um und war eben in der Betrachtung eines altertümlichen, der Guitarre ähnlichen Musikinstrumentes verloren, das mit Pfauenfedern drapiert, über einem silbernen Koffkospiegel hing, als ich von der anderen Ecke des Zimmers den mehrfach wiederholten, krächzend hervorgestoßenen Ruf vernahm: „Du dummer Junge!“

Ich wandte mich auf diese wenig schmeichelhafte Anrede hin um und erblickte in einem messingnen Käfig einen bunten Papagei, der die Flügel hebend und den Kopf rasch auf und abwärts bewegend, sein Sprüchlein immer heftiger wiederholte und offenbar mit mir anbinden wollte.

Noch ehe ich Zeit gefunden, mich mit ihm einzulassen, erschien der Hauptmann im Zimmer und begrüßte mich in freundlicher Weise.

„Hat Sie der Schlingel unterhalten?“ fragte er auf den Vogel deutend, der beim Eintritt des Hauptmanns schwieg und sich behaglich in dem Ringe seines Käfigs wiegte.

„Er scheint sehr kampflustig zu sein,“ sagte ich.

„Das ist er.“

Der Hauptmann trat an den Käfig und rief hinein: „Du dummer Junge!“

Wütend erwiderte der Vogel den Ruf, und nun begann ein Wettkampf zwischen den Beiden, der wohl 5 Minuten andauerte und in welchem sich der Hauptmann derartig erhitzte, daß ich zweifelte, ob er nicht wirklich närrisch geworden sei. „Du dummer Junge!“ — „Nein, du bist ein dummer Junge,“ so flogen die Worte immer schneller und lauter hin und her, sodaß ein Lärm entstand, in dem meine fast laut gesprochenen Worte: „die sind wirklich beide verrückt“, nicht gehört wurden.

Endlich schien er des Spiels müde, er rief seinen Burschen herein und sagte zu ihm:

„Schaff' das Narrengesicht hinaus und bringe uns die Suppe.“

Als ob er dieses Befehls schon gewärtig gewesen wäre, ergriff der Bursche den laut freischenden Vogel und trug ihn hinaus.

„Wenn das so weiter geht,“ dachte ich, „wird die Unterhaltung recht heiter werden,“ und setzte mich in stummer Resignation zu Tisch.

„Früher,“ begann der Hauptmann, sich die Serviette vorsteckend, „hatte ich einen Affen, der mir alles nachmachte, was ich ihm vormachte; der ist aber an der Lungenschwindsucht gestorben. Da fand ich zufällig bei einem Barbier diesen Patron, der mir nun dieselben Dienste erweisen muß wie jener Affe, nämlich mich von den Menschenkarrikaturen, mit denen ich den Tag über zu thun habe, durch diese noch vergrößerten Karrikaturen zu erholen. Hat dieser Papagei nicht ganz den Tonfall gewisser Kameraden?“

Ich mußte lachen. Also ein Menschenfeind!

„Doch nun,“ fuhr er fort, „weg mit allen trübseligen Gedanken, lassen Sie sich's schmecken und erzählen Sie mir etwas von Ihrem Leben. Wo sind Sie geboren, was für Studien haben Sie gemacht, wofür interessieren Sie sich am meisten, das alles, alles will ich von Ihnen hören, denn Sie kommen aus der großen Stadt, sehen und hören täglich Dinge, von denen wir Kleinstädter keine Ahnung haben, und endlich — es liegt in Ihrem ruhigen, idealen Wesen etwas, das mich anzieht, das mich zu Ihrem Freunde machte, noch ehe Sie ein Wort gesprochen hatten.“

Er füllte die Gläser und stieß mit mir an.

Sein Gesicht hatte wieder einen so gewinnenden Ausdruck angenommen, daß ich den Widerwillen, den er mir vorhin eingeflößt hatte, vollständig überwand und ihm vorplauderte, was mir gerade einfiel.

Nach tausend anderen Dingen kamen wir auf vaterländische Dichter zu sprechen, wobei sich der Hauptmann als trefflichen Kenner unserer Litteratur entpuppte, der namentlich unter den Romantikern zu hause war.

Der Wein hatte ihn sehr gesprächig gemacht, und er deklamirte mit sichtlichem Behagen Gedichte von Eichendorff, den er ganz besonders liebte.

Da auch ich ein großer Verehrer dieses Dichters bin, so überboten wir uns im Deklamieren; der eine fing ein Gedicht an, der andere fuhr fort, endlich

sprachen wir beide zusammen, als das unvermeidliche: „In einem kühlen Grunde“ an die Reihe kam.

„Wissen Sie,“ sagte der Hauptmann, und seine Augen leuchteten, „daß einige Meilen von hier, bei dem Dorfe Ruppertsdorf, die Mühle und der Grund gezeigt wird, die den Dichter zu dem herrlichen Gedichte begeistert haben sollen? Ich selbst war wiederholt dort, und wir müssen zusammen hin. Auch zu seinem Grabe müssen Sie wallfahrten, er liegt hier auf dem Kirchhofe an der Jerusalemer Barriere.“

„Das will ich gewiß thun,“ erwiderte ich.

„Aber lassen Sie es beileibe Ihre Kameraden nicht merken.“

„Warum nicht?“

„O, Kind, Sie Kind, Sie unschuldiges Kind! Zeigen Sie nur aller Welt Ihre Sonntagskleider, sie werden nicht lange unbefleckt bleiben. Na, ich sehe schon, wie es mit Ihnen steht! — — Es ist ja alles ein ganz verdammter Unfinn!“ setzte er leidenschaftlich hinzu.

Er stand auf, nahm einen Stuhl und holte, dieselbst besteigend, das alte Instrument über dem Spiegel herunter und setzte sich, die Saiten stimmend, wieder an den Tisch.

„Ihre jugendliche Gegenwart hat mich nun einmal wieder in den alten Strudel hineingerissen,“ sagte er während des Stimmens, „trinken Sie nur, trinken Sie nur, Sie sind mir noch lange nicht verrückt genug.“

Er schenkte wieder die Gläser voll und begann dann, sich selbst auf dem alten Instrumente begleitend, das Eichendorffsche Lied von den Nachtigallen zu singen:

„Möcht' wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht zc.“

Er hatte eine rauhe Stimme, aber sie mußte ihm selbst sehr schön vorkommen, denn er sang das Lied zweimal hintereinander, und es schien mir, als ob ich dabei Thränen in seinen Augen bemerkte.

Dann warf er das Instrument beiseite und sah lange sinnend vor sich hin.

Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen, das nicht herunter wollte, und kämpfte mit sich, ob er sich mir mitteilen sollte oder nicht.

„Lieber Kamerad,“ begann er endlich, und seine Stimme klang leise und gepreßt, „Sie sind noch so jung, — ich weiß nicht — es ist mir so, als ob ich Sie warnen sollte. — Freilich, warnen, das wird nicht viel helfen, das habe ich an mir selber gesehen, man muß da zu andern Mitteln greifen, wie ich glaube. Nur bin ich mir noch nicht klar, ob ich das richtige gefunden. — Aber, helfen, ja helfen muß ich Ihnen, mein lieber, armer Freund.“

Er sah mich fast wehmütig an, und ich mußte wieder zweifeln, ob ich es mit einem Menschen von völlig gesundem Verstande zu thun habe. Was hatte er mir zu sagen? Wovor wollte er mich warnen? Warum nannte er mich seinen „armen Freund?“

„Wir sind sehr ähnliche Naturen, lieber Kamerad,“ fuhr er fort, „ich habe

Ihnen das auf den ersten Blick angesehen, und es ist nicht unmöglich, daß es eine beabsichtigte Fügung des Schicksals ist, die Sie mir zugeführt hat. Doch ich glaube, die Zeit ist noch nicht die rechte, ich werde warten müssen. Lassen wir es heute," fügte er lachend hinzu, „und trinken wir noch eins. Trunken müssen wir alle sein, — freilich — Jugend ist Trunkenheit ohne Wein! Leider, leider!"

Dabei zog er die Augenbrauen in die Höhe, seufzte und stieß mit mir an.

In demselben Augenblicke trat der Bursche ein und schien etwas melden zu wollen, doch so, daß ich es nicht hören sollte.

„Was giebt's?" herrschte ihn der Hauptmann an.

„Herr Hauptmann — es ist —"

„Was ist? Kann er nicht reden?"

„Herr Hauptmann — die gnädige Frau ist da," pläzte der Bursche heraus.

„Was?" schrie der Hauptmann und sprang auf, noch ehe der Bursche ausgeredet hatte, und dicht an ihn herantretend, sagte er halblaut:

„Schon? Sie sollte doch erst um 6 Uhr zurück sein?"

„Es ist halb sieben, Herr Hauptmann."

„Das ist nicht möglich."

Der Hauptmann zog die Uhr und murmelte:

„Verdammt! Er hat recht. Geh' hinaus, bringe mir meinen Freund, den Papagei, herein."

Dann kehrte er an den Tisch zurück, bot mir die Hand und sagte:

„Mein lieber Kamerad, ich muß Sie leider verabschieden. Leben Sie wohl, morgen sehen wir uns auf dem Exerzierplatze wieder."

Sein Gesicht war sehr ernst geworden, er geleitete mich bis an die Thür, und — ich atmete frei auf, als ich die Straße unter mir fühlte.

Also eine gnädige Frau war doch im Hause und sie schien die geheimnisvolle Ursache des Seelenzustandes meines Hauptmannes zu sein.

Soviel war mir klar: ich hatte es hier mit einem jener Menschen zu thun, bei denen der allzusehr erhitzte Idealismus — um mich eines fulminanten Ausdrucks zu bedienen — sauer geworden und in Pessimismus umgeschlagen war.

Übrigens hatte mir der Charakter meines Hauptmannes doch so viel Interesse abgewonnen, daß ich mit einiger Spannung der Weiterentwicklung unseres dienstlichen und gesellschaftlichen Verhältnisses entgegen sah.

Gleich in den folgenden Tagen hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie er sich fürsorglich meiner annahm, mich mit den neuen militärischen Vorschriften in freundlicher Weise bekannt machte und sogar energisch für mich eintrat, als mir von seiten unseres Regimentskommandeurs eine Ungerechtigkeit widerfuhr.

Dieser nämlich, ein Mann von großer Strenge und dabei von ungewöhnlicher Korpulenz, der stets beim Exerzieren zweier starker Pferde benötigte, da eins ihn nicht viel länger als eine Stunde zu tragen im stande war, konnte es nicht begreifen, daß ich trotz der angestrengtesten Exerzitionen nicht in Schweiß geriet, sondern am Schluß der Uebungen nur leicht gerötete Wangen zeigte, während

alle übrigen Offiziere und namentlich er selbst vollständig in Schweiß gebadet erschienen.

Nun lag das in meiner Körperkonstitution. Der Oberst aber, der sich das nicht anders erklären konnte, als daß ich nicht genügend meine Pflicht thäte, sagte mir einmal, als wir Offiziere uns zur Kritik um ihn versammelt hatten:

„Herr Leutnant Renz, Sie scheinen zu vergessen, daß Sie sich bei uns nicht zum Spaziergehen aufhalten. Sie sind der einzige von sämtlichen Kameraden, dem man nicht das geringste Schauffement ansieht. Das muß anders werden!“

Ich griff mit der Hand an die Mütze und wünschte mir im stillen einen Zoll Speck auf meine Rippen.

Mein Hauptmann aber, trat, mir beizustehen, einen Schritt vor und sagte im Tone der Meldung:

„Verzeihung, Herr Oberst, ich kann bestätigen, daß der Leutnant Renz im vollsten Maße seine Pflicht gethan hat.“

Dafür mußte ich büßen.

„Schon gut, ich habe mich nicht bei Ihnen erkundigt, mein lieber von T.“, sagte der Oberst und ging auf ein anderes Thema über.

Tags darauf aber wurde ich mit meinem Zuge auf dem weiten Exerzierplatz förmlich herumgejagt. Im Lauffschritt ging es unaufhörlich bald hier hin, bald dort hin, ich mußte an einem Vormittage wohl acht Schanzen im Sturm nehmen und dann mich verteidigend sprungweise wieder zurückziehen, sodaß meine armen Soldaten und ich kaum mehr von der Stelle konnten, während ich das kolossale Pferd des Obersten immer dicht in meiner Nähe sah.

„Brav, brav! lieber Kamerad“ flüsterte mir der Hauptmann einige Male von seinem Pferde herab zu, „ich kann Ihnen nicht helfen, aber der Alte muß heute Abbitte leisten! Halten Sie sich tapfer und schwitzen Sie nicht, ich bitte Sie um Alles in der Welt!“

Ich that wie mir befohlen und der Hauptmann behielt Recht.

Am Schluß der Übung wurde ich mit ihm zum Obersten gerufen, und dieser sagte in freundlichem Tone, sich den Schweiß von der Stirne wischend:

„Sie sind ein Sonntagskind der beneidenswertesten Art, lieber Kamerad, ich habe Ihnen und Ihrem Hauptmann Unrecht gethan, was ich hiermit feierlich revoziere. Ich richte meinen Zorn nunmehr gegen die Ungerechtigkeit der Natur, die so ungleich ihre Gaben verteilt.“

Dabei klopfte er mit der Hand auf seinen Schmerbauch und ritt heiter grüßend davon.

So lange die Garnisonübungen dauerten, hatte ich unter der Liebenswürdigkeit meines Hauptmanns weniger zu leiden, denn der Verkehr mit den übrigen Kameraden und andre gesellschaftliche Pflichten hinderten ein zu häufiges Zusammensein mit ihm.

Ich will nur erwähnen, daß wir wirklich einen Nachmittag darauf anwendeten, uns die Mühle und den Grund in Ruppertsdorf anzusehen, wobei ich jedoch meine Zweifel an der Identität des Ortes mit dem in jenem Gedichte

besungenen nicht verschwieg, da dieses aus der Jugendzeit des Dichters stammt, während Eichendorff erst die letzten Jahre seines Lebens Meisse zu seinem Wohnorte gewählt hatte.

Damit kam ich jedoch schlecht bei meinem Hauptmann an. Ob ich denn auch schon von der allgemeinen Zweifelsucht der Jugend angesteckt sei, ob es denn gar nichts Heiliges mehr für uns gäbe, und dergleichen mehr, gab er mir heftig zu verstehen. Es gelang mir jedoch bald, ihn wieder zu besänftigen, und wir schwelgten von neuem in weltfernster Romantik.

Nun muß ich eines Umstandes erwähnen, der mir schon damals merkwürdig genug erschien, als daß ich nicht im stillen meine Erörterungen darüber angestellt hätte. So voll nämlich mein Herz auch war von der Liebe zu meiner Braut, es war mir nicht möglich, dem Hauptmann eine Andeutung davon zu machen. So oft mir ein Wort über die Lippen springen wollte, wurde ich von einer unerklärlichen Angst befallen, die mir die Kehle zuschnürte, und ich glaubte zu bemerken, daß der Hauptmann gezwungenermaßen ebenso zurückhaltend war wie ich, wenn es sich um seine Herzensangelegenheiten handelte.

Wir hatten mittlerweile die Stadt verlassen und manövrierten zwischen Meisse und Dppeln.

Der Hauptmann hatte ein für allemal dem quartiermachenden Leutnant, der unsrer Kompagnie angehörte, aufgetragen, wo es irgend möglich sei, mich mit ihm zusammen einzuquartieren, und nun wurde mir dieses aufgezwungene Freundschaftsverhältnis bald unerträglich.

Wenn ich auch nur versuchte, am Abend nach dem Dienst eine Stunde allein zu sein, um mich meinen Liebesgedanken zu überlassen oder ein Briefchen an meine Braut zu schreiben, sofort war der Hauptmann an meiner Seite und verwickelte mich in ein Gespräch, das er bis in die Nacht fortzusetzen pflegte, da er an Schlaflosigkeit litt.

Dabei hatte er eine so verbindliche Art, daß er mir nicht einmal Gelegenheit bot, grob zu sein, so sehr ich auch eine solche herbeizuführen wünschte.

Er sorgte für mich wahrhaft väterlich, ließ mich auch in den schlechtesten Quartieren an nichts Mangel leiden, schälte mir sogar die Kartoffeln, als wir sie einmal frisch vom Felde haben konnten, und gab mir von allem, was er an Leckerbissen bei sich führte, während ich unpraktischer Mensch mich mit den notwendigsten Dingen zu versehen vergessen hatte.

Alle diese mir zugewandte Sorglichkeit jedoch verstärkte nur meinen inneren Groll, sodaß eine Katastrophe in unserm Verhältnis nicht ausbleiben konnte.

Auf prachtvolle Herbsttage voll Sonnenschein und milder Luft war anhaltender Regen und trübes Wetter gefolgt.

Wir hatten einen langen Marsch vor und waren zeitig aufgebrochen. Es galt vor allem ein entferntes Städtchen zu erreichen und es wurde daher bei den fast grundlos gewordenen Wegen wenig manövriert.

Der Hauptmann mußte im Gefolge des Obersten reiten, und ich hatte endlich Zeit, einmal ganz für mich allein zu sein.

Die Soldaten hatten aufgehört zu singen, kaum fiel hin und wieder ein Wort, jeder war mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, der ununterbrochen herabrieselnde Regen war dieser stillen Stimmung außerordentlich günstig.

In meinem Herzen blühte das Glück wieder voll auf und ich dichtete ein kleines Marschlied, das ich meiner Braut zu schicken mir vornahm.

Das Glück schien mir noch weiter hold zu sein, denn als wir im Städtchen anlangten, erhielt ich mein eignes Zimmer, freilich neben dem des Hauptmanns, aber ich konnte mich ja einschließen und dann — er ließ mich wirklich einige Stunden allein, und ich hatte nicht nur Zeit mich auszuruhen, sondern auch mein Gedichtchen abzuschreiben und mich nach langer Zwischenpause wieder einmal in einem ausführlichen Briefe an meine Braut zu ergehen.

Als ich noch damit beschäftigt war, wurde an meine Stubenthür gepocht, und der Hauptmann begehrte Einlaß.

Was sollte ich thun? Vielleicht hatte er mir dienstlich etwas zu sagen. Mich schlafend zu stellen, ging nicht an, da mich sein lautes Pochen hätte wecken müssen.

Ich schob also ärgerlich meinen Brief in die Schreibmappe und öffnete die Thür.

„Nun? Haben Sie ausgeruht?“ begann er.

Ich antwortete nicht, und er setzte sich an den Tisch.

Er hob einen Zettel auf, der vor ihm auf dem Boden lag und den ich sofort als mein Gedicht, das mir in der Eile hinuntergeglitten sein mußte, erkannte.

Ich fühlte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Ich wollte ihm das Blatt entreißen, er aber sah mich ganz ruhig und freundlich an und sagte:

„Lassen Sie mich doch, es ist mir ja längst kein Geheimnis mehr, daß Sie auch Gedichte machen.“

Dann las er laut und mit warmer Betonung:

„Im Regen sind wir ausgerückt
Des Morgens um halb vier,
Ob auch der Himmel trübe blickt,
Mit Lust marschieren wir.

Und geht es über Stock und Stein
Und über grundlos Feld,
Wir wissen doch: der Mut allein
Erobert uns die Welt.

Und wackern Mutes bester Schild,
Bewährt in Leid und Lust,
Das ist des Liebchens süßes Bild
In treuer Männerbrust.“

Er hielt das Blatt noch einen Augenblick, ohne aufzuschauen, in der Hand, dann sagte er:

„Ganz hübsch; — das Liebchen ist doch wohl nur ein Phantasiegebild oder wenigstens eines ohne sogenannte reelle Absichten?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fuhr ich auf.

„Oder sind Sie etwa —?“ Er führte den Satz nicht bis zu Ende, sondern, sich langsam erhebend, sah er mir erstaunt, wie sprachlos ins Gesicht.

Ich konnte mich nicht mehr beherrschen und schrie ihn zornig an:

„Zawohl, ich bin verlobt! Hier, sehen Sie, schreibe ich grade an meine Braut, und falls Sie mir nichts Dienstliches aufzutragen haben, so muß ich Sie bitten, mir für meine privatesten Angelegenheiten wenigstens die allernötigste Zeit zu lassen.“

Ich hatte die Briefmappe wieder aufgeschlagen, mich an den Tisch gesetzt und, dem Hauptmann den Rücken zuehend, versuchte ich an meinem Briefe weiterzuschreiben.

„Nun wird er doch den Anstand besitzen, mich zu verlassen,“ dachte ich und verhielt mich eine Zeit lang still, um abzuwarten, was er thun würde.

Er schien sich nicht zu rühren.

Endlich hörte ich ihn in gleichmäßigen Schritten im Zimmer hin und her gehen.

Da ich vor Erregung nicht weiter schreiben konnte, so sah ich mich nach ihm um.

Sofort blieb er stehen und sagte mit weicher Stimme:

„Kamerad, was ich im stillen immer befürchtete, ist also Thatsache! Aber nach allem, wie ich Sie kennen gelernt habe, sind Sie vielleicht doch noch zu retten. Beantworten Sie mir nur eine Frage.“

Ich erhob mich rasch von meinem Stuhle und erwiderte in höchster Wut:

„Nein, Herr Hauptmann, ich gestatte Ihnen in dieser Angelegenheit keine Frage. Ich bitte Sie noch einmal, falls Sie mir nichts Dienstliches aufzutragen haben, mich nicht weiter zu stören.“

„Gut, so werde ich dienstlich mit Ihnen reden.“

„Was befehlen Sie mir?“

„Setzen Sie sich nieder und schreiben Sie!“

„Was?“

„Das werden Sie hören.“

Ich suchte nach einem unbeschriebenen Bogen, da ich irgend welchen Auftrag für den morgigen Manövertag erwartete.

„Nein,“ sagte er, „schreiben Sie da weiter, wo Sie aufgehört haben!“

„Ich sagte Ihnen, daß ich an meine Braut schrieb!“

„Das höre ich, und ich sage Ihnen, Sie sollen da weiter schreiben, wo Sie aufgehört haben, und zwar, was ich Ihnen diktieren werde.“

„Was soll dieser alberne Scherz?“

„Sie haben gehört: ich befehle Ihnen!“

„Das dürfen Sie mir nicht befehlen!“

„Wollen Sie mir Vorschriften machen?“

„Ich erkläre Ihnen, daß ich diesem Befehle nicht nachkomme, daß ich ihn für lächerlich halte; nun thun Sie, was Ihnen beliebt.“

Er verließ das Zimmer, und ich glaubte, er würde mich nun in Ruhe lassen. Bald jedoch erschien er wieder, den Helm auf dem Kopf, den Degen an der Seite, stellte sich vor mich hin und sagte mit völliger Ruhe:

„Sie sehen, ich scherze nicht. Ich befehle Ihnen nochmals als Ihr Vorgesetzter, zu schreiben, was ich Ihnen diktieren werde.“

Wiederum stieg in mir der Verdacht auf, ich hätte es mit einem Geisteskranken zu thun. Die äußere Ruhe und der grade, fast freundliche Blick des Hauptmanns sprachen aber gegen meine Vermutung.

Sie werden mir zugestehen, meine Herren, — unterbrach sich hier der Erzähler, — daß ich mich in einer äußerst fatalen Lage befand. Ich hatte nur noch kurze Zeit zu dienen, sollte ich mir aus einem so nichtigen Grunde ein Duell, das mir unvermeidlich schien, und das meine Braut ins größte Unglück stürzen konnte, zuziehen?“

Dann aber konnte ich auch eine gewisse Neugierde nicht unterdrücken, was mir wohl dieser seltsame Mensch, der sich immer so teilnahmsvoll gegen mich gezeigt, diktieren würde?“

Und endlich! Ich brauchte ja den Brief nicht abzuschicken!

Ich machte also gute Miene zum bösen Spiel und sagte, in den heitersten Ton übergehend:

„Nun denn, in Gottes Namen, diktieren Sie los!“

„Ja, in Gottes Namen“, sagte er feierlich, „nun schreiben Sie.“

Er stellte sich dicht hinter meinen Stuhl und diktierte:

„Liebes Herz! Da kommt mir soeben ein Gedanke —, den ich — nicht zu unterdrücken, den Muth habe —“

„Wie? Sie meinen wohl: den ich zu unterdrücken nicht den Mut habe?“ fragte ich ironisch.

„Schreiben Sie nur, was ich Ihnen sage: den ich nicht zu unterdrücken den Mut habe.“

„Meinetwegen, wie Sie wollen.“

„Haben Sie?“

„Ja.“

„So schreiben Sie weiter: Meine Gefühle nämlich sind so hoch gespannt, — das Bild, das ich von dir im Herzen trage, so rein und edel — haben Sie: rein und edel?“

„Ich habe, ich habe!“

„So rein und edel, daß mich mitunter eine tiefe Furcht anwandelt —“

„Machen Sie mir nicht Angst!“

„Scherzen Sie nicht mit so ernstern Dingen. — Furcht anwandelt — haben Sie?“

„Zu Befehl!“

„— ob das Ideal nicht zertrümmert vor meine Füße fällt, wenn ich dich dereinst täglich um mich habe.“

„Nein, das ist doch zu toll!“

„Ich bitte Sie dringend, schreiben Sie!“

„Ich schreibe, ich schreibe; sind Sie fertig?“

„Noch nicht ganz, noch einen einzigen kurzen Satz, mein werter Kamerad.“

Er schwieg einige Augenblicke.

„Nun?“ fragte ich.

„Gleich. — Also: Der Bahn ist kurz, die Neu' ist lang.“

„Ach, das ist ja ein Plagiat, und noch dazu ein triviales!“

„Es wäre nicht trivial, wenn es nicht wahr wäre; also schreiben Sie nur.“

„Gut. Es ist geschrieben. Sind Sie befriedigt?“

„Ja, doch nun geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie den Brief abschicken,“ sagte er im vollsten Ernst.

„Sie glauben wirklich —?“

„Denken Sie doch nicht, daß ich scherze,“ sagte er verdrießlich.

„Sie erlauben mir aber doch wenigstens, daß ich nunmehr mit meinen eignen Worten fortfahre?“

„Natürlich!“

„So will ich das sofort thun.“

Und da ich bemerkte, daß er mir indiskreter Weise über die Achseln sah, so flammerte ich, aufs äußerste entrüstet, die von ihm diktierte Stelle ein, und fuhr mit großen Lettern, sodaß er sie lesen mußte, fort: „Liebes Mädchen, vorstehend eingeklammerte Stelle hat mir mein Narr von Hauptmann — ich glaube sogar, ich brauchte einen noch stärkeren Ausdruck — in einem Anfall lächerlicher Laune zu schreiben befohlen, wahrscheinlich in der Meinung, daß er einen guten Witz mache. Du siehst, in wie fader Gesellschaft ich mich befinde und wie sehr ich das Ende des Manövers heransehe.“

Ich drehte mich schnell um und sagte:

„Sie lesen doch nicht etwa fremde Briefe?“ Kaum aber hatte ich ihm ins Gesicht gesehen, so reute mich fast, was ich geschrieben und gesagt.

Er stand da mit dem Ausdruck völliger Hoffnungslosigkeit. Sein Gesicht war ganz fahl geworden, und um seine bebenden Lippen schwebte ein wehmütiges Lächeln.

„Warum haben Sie mir das gethan?“ begann er, ohne jede Empfindlichkeit, „ich handle an Ihnen wie ein Freund, und Sie weisen die Hand der Rettung schnöde zurück. Ich muß fast verzweifeln, ob Sie noch zu retten sind, — jedoch glaube ich meine Schuldigkeit noch nicht ganz gethan zu haben. Leben Sie für heute wohl und entschuldigen Sie die Störung.“

Er zog sich ruhig zurück und ließ mich verwundert stehen. Seltsamer Mensch! Ich konnte ihm trotz alledem nicht zürnen. Was mußte er erlebt haben!

Meine Stimmung, den Brief zu beenden und abzuschicken, war vorbei. Ich machte mir noch dies und jenes zu schaffen und ging zeitig zu Bett.

Den nächsten Tag konnte ich in dem Benehmen des Hauptmanns gegen mich nicht den geringsten Unterschied gegen die frühere Zeit bemerken. Er war freundlich und zuvorkommend wie immer, berührte aber mit keiner Silbe das Vorkommnis des vergangenen Tages.

Das Wetter war erbärmlich, der Regen wollte nicht aufhören, und dabei wehte ein kalter Wind über die öden Stoppelfelder, der sich in den Luftlöchern der Helme verfing und uns traurige Liedchen pfiff.

Der Mißmut hatte sich meiner ganz bemächtigt, besonders im Hinblick auf die Nacht, die unser Bataillon auf freiem Felde bivouakierend zubringen sollte.

Ich weiß nicht mehr, wie der Tag verlief, nur besinne ich mich, daß es den Soldaten nur mit Mühe gelang, bei dem furchtbaren Regen und Sturm die Wachtfeuer lebendig zu erhalten und die Zelte für die Offiziere aufzuschlagen.

Ich lag mit dem Hauptmann allein im Zelt.

Er hatte wieder an alles Notwendige gedacht und mich mit warmen Decken aufs beste versorgt.

Aber an Schlaf war nicht zu denken.

Der Sturm rüttelte an der Zeltleinwand, als wollte er unser leichtes Dach jeden Augenblick entführen und uns wie die Soldaten draußen der Nässe und Kälte preisgeben.

Auch der Hauptmann schlief nicht.

Nachdem wir lange Zeit schweigend gelegen, begann der Hauptmann:

„Kenz, schlafen Sie?“

„Nein, Herr Hauptmann.“

„Werden Sie schlafen?“

„Ich glaube kaum.“

„So ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, wenn ich Ihnen etwas erzähle?“

„Es wird mir sehr angenehm sein.“

„Ich bin Ihnen gewissermaßen eine Erklärung schuldig für mein Benehmen gestern, das Sie, wie ich gesehen, mindestens für närrisch gehalten haben.“

„O, die Sache ist ja vergessen.“

„Nein, sie soll nicht vergessen sein. Sie werden mich verstehen, wenn Sie mir zugehört haben.“

Draußen wieherte in der Entfernung ein Pferd.

Wir horchten auf, — bald aber war wieder nichts zu vernehmen, als das gleichmäßige Prasseln des Regens und das stoßweise Heulen des Windes.

Trotz der Dunkelheit konnte ich bemerken, daß der Hauptmann sich halb aufgerichtet hatte und sich auf einen Arm stützte, als er jetzt zu sprechen fortfuhr:

„Es ist mir, wenn ich Sie sehe und höre, wenn ich Sie in ihrem Wesen betrachte, in Ihrem hochfliegenden Idealismus, als sähe ich mich selbst vor so und soviel Jahren, glücklich und ganz aufgehend in dem Gefühle der Liebe zu einem Mädchen, von dessen Vereinigung mit mir ich das dauernde, ununterbrochne Lebensglück erwartete. — Ich habe gestern eine Frage an Sie richten wollen, die Sie mir aber in barscher Weise verweigerten, ich will jedoch jetzt mein Glück noch einmal versuchen, vielleicht werden Sie heute milder gestimmt sein. Halten Sie es für nichts Anderes als aufrichtige Teilnahme, wenn ich Sie frage: ist Ihre Braut reich oder lebt sie in engen Verhältnissen?“

„Sie hat kein Vermögen.“

„Und wird durch Sie jedenfalls in eine höhere Lebenssphäre erhoben?“

„Je nun, — sie ist die Tochter eines kleinen Beamten.“

„Dacht' ich's doch! Ganz mein Fall! Das Verhältnis wird mir immer klarer. — Sehen Sie, ich war in Ihrem Alter, als mich das Fieber der Liebe, das ich sonst nur aus Gedichten und Romanen kannte, zum erstenmale leibhaftig anpackte und grade, weil es so spät geschah, vollkommen bewältigte. — Bis dahin ein Träumer, der nicht recht wußte, was er mit sich anfangen sollte, der unter den Kameraden als ein Sonderling verschrieen war, ging mir jetzt zum erstenmale die volle Schönheit des Lebens auf, glaubte ich jetzt endlich den Zweck des Daseins gefunden zu haben. Mir wurde die Liebe nicht leicht gemacht, ich hatte ein tiefes Vorurteil meiner Verwandten zu besiegen, welche die Heirat mit einem armen bürgerlichen Mädchen für eine Mesalliance hielten, während die Eltern des Mädchens, ehrsame Försterleute in der Nähe einer kleinen Stadt, mich nur für einen losen Vogel nahmen, der an der frischen Walderdbeere naschen wollte, um sich dann über alle Berge in die Luft zu erheben und nicht wiederzukehren. — Hätte ich's nur gethan, wär' ich nur so leichtsinnig gewesen!“

Er seufzte tief.

„Aber,“ — fuhr er fort — „ich war eben ein verliebter Narr, — eigentlich ein Pleonasmus! Für mich gab es nichts Höheres, als abends, nach dem Dienst, die Uniform abzuwerfen und nun zum Städtchen hinaus nach dem einsamen Försterhause zu wandern, wo ich oft vergeblich auf einen Blick der Angebeteten harrte, weil sie nicht ahnen konnte, daß ich da sei, — und doch, wie selig war ich in dem Gedanken, ihr so nahe zu sein. Und als wir endlich ein Mittel gefunden hatten, uns heimlich zu sehen, zu sprechen, mitunter nur auf kurze Minuten, — o, welche unbeschreibliche Wonne! Jedes Wort, das sie sprach, war mir ein Orakel, ich konnte es nicht begreifen, wie mich das Schicksal zu dem Glücke auserlesen haben konnte, soviel Schönheit, Glück, Liebe und Verstand mein nennen zu dürfen. — Und gar erst, wenn ich an die Zukunft dachte, wenn nichts uns mehr trennte, nichts uns mehr hinderte, stets zusammen zu sein — dies Glück schien ich nicht fassen zu können. — Was soll ich Ihnen erzählen, welche Albernheiten ich in diesem Zustande beging, Sie werden dergleichen auch gethan haben. Nur ein Beispiel! — Einmal komme ich im Sommer, — die Nacht war schon angebrochen, aber es herrschte jene himmlische Dämmerung, jener unwiderstehliche Zauber der Natur, der unsrer Seele Flügel verleiht, auch wenn wir nicht lieben — und ich steige, wie gewöhnlich, über die Mauer, die das Gehöft umgab, um mich nach der Stelle zu begeben, wo wir uns zu treffen pflegten, finde aber mein Liebchen nicht. Sollte ich zu zeitig gekommen sein, denke ich, oder hält sie der Alte zurück? Genug, die Ungeduld läßt mich nicht warten, ich komme aus meinem Versteck hervor — es war nota bene hinter dem Kuhstall, wo zwei hohe Pappeln uns den Augen der Welt verbargen, — schleiche mich um das Gebäude herum und erblicke ihr helles Kleidchen im Innern des Kuhstalls. Sie hatte der Magd noch etwas auftragen wollen. Ich eile hinein, und plötzlich erscheint sie mir wie

eine Gottheit, der Stall wie ein Tempel, und ich sinke vor ihr auf die Knie, — alles im Kuhstall — und achte nicht auf den Schmutz und was sonst sich dort befindet, und hätte sie unfehlbar angebetet, wenn ich nicht durch einen kräftigen Fluch der Magd, die ich nicht gesehen, einigermaßen zur Vernunft zurückgebracht worden wäre. Wie oft habe ich mich später dieser Situation geschämt, und ich thue es auch jetzt noch. — Und doch wieder, wenn ich zurückdenke, — wie viele Stunden habe ich damals gelebt, so reinen Glücks, wie nie wieder später. Wenn wir uns in den Wald geflüchtet hatten und wir wie die Kinder Hand in Hand zwischen den hohen Stämmen hinschritten, wenig sprechend, aber uns unablässig anschauend, wie war es uns, als schwebten wir über all' dem irdischen Getriebe wie in rosigen Wolken. — Freilich, freilich, das war wohl schön! Natürlich machte ich Gedichte die Menge!"

Er schwieg einige Augenblicke, denn ein heftiger Windstoß übertönte auch das lautest gesprochene Wort.

Dann hörte ich ihn mit den Zähnen knirschen und er fuhr fort:

„Es ist die niederträchtigste Pfißigkeit der Natur, diese Liebe, welche man sich nur denken kann! Nichts als eine elende Lockspeise, damit das Geschlecht nicht aussterbe. Aber warum bei mir, der ich doch keine Kinder habe!?"

Er lachte laut auf.

„Doch hören Sie weiter. Endlich hatten wir alle Hindernisse überwunden, und ich war glücklicher Gatte. Aber wie lange? Ich kann Ihnen sagen, das zählte nicht nach Wochen, das zählte nach Tagen, bis wir einsahen, daß wir getäuscht waren. — Und diese Angst zuerst, es dem andern zu verbergen, daß er ja nichts merke, weil man menschlich genug empfand, dem andern eine gleiche Enttäuschung ersparen zu wollen. Welche unglaubliche Verwandlung! Was ich früher für den Ausbund von Verstand gehalten, erschien mir auf einmal so kindisch, was ich nicht genug beobachten und anstaunen konnte, war mir so langweilig, und dazu kam der Ärger, daß man diesem Gefühl von langer Weile nicht einmal Ausdruck geben durfte, daß man Freude heucheln mußte, wo man innerlich mit den Zähnen knirschte! — Es mag ja glückliche Ehen geben, meinetwegen, ich will es glauben, aber — Menschen, wie ich und Sie, die müssen nicht heiraten, wenn sie nicht unaussprechlich unglücklich werden wollen. Wir flogen zu hoch, als daß wir nicht desto tiefer fallen müßten. — Ich werde den Augenblick nie vergessen, wie ich meine Enttäuschung das erste Mal bemerkte. Meine junge Frau saß am Fenster und schaute hinaus, es war ein trüber, häßlicher Tag. Sie sumnte ein Lied zwischen den Zähnen, melancholisch, das sie mir früher so oft hatte singen müssen und das ich immer so schön gefunden. Was ist das? denke ich — da ist ja gar kein Sinn drin, und dazu die vielen falschen Töne! Habe ich das je für schön halten können? „Elisabeth, sage ich, du singst ja heute so falsch,“ — aber ganz sanft sagte ich das. Und sie, ohne sich nach mir umzusehen, blickt gelangweilt zum Fenster hinaus und sagt: „Hörst du das jetzt erst?“ Mir stand das Herz still. Ich ging auf mein Zimmer und brach fast zusammen. Dummheit! denke ich, das wird vorübergehen! Mache es wie sonst,

wenn dir was in die Quere kam, mache ein Gedicht draus! Und ich setze mich hin und schreibe, ohne mich auch nur lange zu besinnen:

„Der Schmetterling wähnt, ewig bliebe
Des Sommers goldner Sonnenschein, —
Wir wähnten, ewig müsse sein
Unsre unsäglich süße Liebe! —

Wie bald wird's Herbst; gleichgiltig trübe
Schaut nun der Himmel übers Land, —
Dein Auge, träumend abgewandt,
Spricht's nicht von schon erkalteter Liebe?“

Aber es half mir nichts, half mir gar nichts, ich las die Zeilen, drei, viermal hintereinander und ich empfand nur, daß sie für mich Wahrheit waren, entsetzliche Wahrheit, der ich nicht mehr enttrinnen konnte! — Nun kamen der Enttäuschungen immer mehr. Wie ein Luchs hinter der Beute war man hinter jeder derartigen Regung her, es wird eine förmliche Jagd nach schmerzlichen Gefühlen, — o, es hat auch seinen Reiz, aber einen fürchterlichen! — Ihre Neigungen für das beschränkte Häusliche, das mich früher so entzückt hatte, das mir so gretchenhaft erschien, kam mir jetzt so bäurisch vor; mich selbst aber nannte sie mit meinen Manieren stolz und kalt. Sie fühlte sich in meinen Kreisen nicht heimisch — so wird es Ihnen auch ergehen — und andererseits fehlten mir wieder die Mittel, ihr Unterhaltungen zu verschaffen oder Abwechslungen im Leben zu bereiten, die sie über die Öde ihres Daseins hinweggetäuscht hätten. — O, es ist zum Verzweifeln! — Da sagen die Leute: ja, wenn ihr ein Kind hättet, wär's anders! Ich glaub's nicht, ich kann's nicht glauben! Wäre es mir ähnlich, so würde ich unglücklich sein, daß es meine Eigenschaften und meinen Charakter bekäme, und sähe es ihr ähnlich, würde meine Abneigung gegen sie noch verdoppelt! — Und noch etwas kommt hinzu, unser Unglück zu erhöhen: wir sind zu anständige Naturen, als daß wir Trost bei andern Weibern finden könnten. Ja, wie von einem Dämon werden wir immer zu unsrer Frau zurückgezogen. Sind wir fern von ihr, auch nur wenige Meilen, wie ich jetzt z. B., so quält uns fortwährend der Gedanke: was mag sie vorhaben? sie wird ebenso unglücklich sein, wie du; es steigt ein Mitleid in unsrer Seele auf, wir möchten zu ihr und ihr auch nur ein freundliches Wort sagen, — nicht aus Liebe, sondern aus Mitleid, aus Mitleid mit uns selbst, weil wir uns so elend befinden. Wir wechseln daher viele Briefe, die Leute können denken, das muß ein glückliches Paar sein, die so viel korrespondieren, und doch geschieht es nur aus jenem wunderlichen Mitleid, und schließlich — aus Gewohnheit. Sind wir aber endlich wieder beisammen, so kommt kein freundliches Wort über unsre Lippen, ein wüster, körperlicher Schmerz brennt im Innern, und wir erleichtern uns nur durch heftige, durch häßliche Worte, deren wir uns schämen sollten.“

Er hatte sich in tiefe Erregung hineingesprochen.

Jetzt machte er eine Pause. Draußen hörte man die Wachtposten sich ablösen.

Nach einer Weile sprach er ruhig weiter:

„Mitunter weicht dieser beständige Alpdruck von meinem Herzen, es ist mir, als zöge der Sonnenschein der Jugend wieder in mich ein — und eigentlich bin ich ja auch noch nicht alt — wenn ich mit jungen Menschen zusammenkomme, wie Sie, die ich noch in Idealen schwelgen sehe. Dann kann ich mich auch wieder für Poesie begeistern, und — die Poeten haben ja meist nicht Unrecht. Wer besingt denn die Ehe? Keiner. Sie singen vom Glück oder Unglück der Liebe! Diese aber ist undenkbar bei der Ehe! — Eine unglückliche Liebe! Hätte ich nur eine, ich wäre selig! — Warum sind die Lieder Goethes an die Stein von so entflammender Glut, warum sind selbst seine kleinen Briefchen, die er an sie gerichtet, so voll echter, lyrischer Töne? Weil er sie nicht geheiratet hat!“

Ich wollte ihm endlich ins Wort fallen und etwas erwidern, er ließ mir aber keine Zeit dazu, sondern fuhr nur noch heftiger fort:

„Und Sie, Sie Idealist, dem ich geglichen habe wie ein Ei dem andern, Sie wollen sich ins Elend begeben, obwohl Sie an mir sehen, welch' geistigen Krüppel die Ehe aus mir gemacht hat?“

„Es ist ja möglich, daß Sie es unglücklich getroffen haben, aber muß es darum anderen ebenso ergehen? Es wird Ihnen nicht gelingen, mir Angst einzujagen“.

„Und das sagen Sie mir trotz meiner langen Auseinandersetzung?“ schrie er mich an.

„Ich spanne den Bogen eben nicht so straff wie Sie; ich werde auch einen Kuhstall nie für einen Tempel ansehen trotz meines Idealismus und — ich hoffe es noch zu erleben, daß Sie uns in unserem Glücke besuchen und sich von ihm überzeugen werden“.

„Nun denn, in Gottes Namen, so rennen Sie in Ihr Verderben, Sie sind nicht zu retten!“ sagte er bitter, legte sich nieder und zog die Decke über den Kopf.

Er that mir leid. Bald aber wurden meine Gedanken von den trüben Bildern, die er vor mir entrollt hatte, zu helleren zurückgeführt, und ich war eben im Begriff einzuschlafen, als er mich von neuem anrief:

„Renz, schlafen Sie schon?“

Ich fuhr empor. Will er denn gar nicht aufhören an meinem Glücke zu arbeiten? dachte ich, und sagte verdrießlich:

„Ich schliefe schon, wenn Sie mich nicht geweckt hätten.“

Ohne das zu bedauern, fragte er einfach:

„Können Sie mir 10 Thaler borgen?“

Ich glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Wie?“ fragte ich.

„Ob Sie mir 10 Thaler borgen können?“

Soviel betrug etwa noch meine ganze Barschaft. Ich sagte jedoch: „Ja!“

„Wenn Sie so reich sind“, gab er zur Antwort, „daß Sie anderen Leuten Geld borgen können, so können Sie auch morgen zu Ihrer Braut fahren. Ich gebe Ihnen Urlaub. Ihr Geld brauche ich natürlich nicht.“

Ich sprang vor Entzücken in die Höhe.

„Wie, Herr Hauptmann? Was sagten Sie da?“

„Nun ja, morgen rücken wir in Cantonnements bei Dppeln, abends ist Ball der Offiziere im Städtchen, den Sie wohl ebensowenig wie ich mitmachen werden, und übermorgen ist Sonntag. Da Sie nicht zu retten sind, so genießen Sie wenigstens jetzt noch Ihr Leben. Sie müssen aber mit dem letzten Zuge Sonntag wieder in Dppeln und auch bei mir im Quartier sein. Gute Nacht!“

Ich war selig. Im Grunde ist er doch ein prächtiger Mensch, sagte ich mir hundertmal im stillen, und schlief dann trotz Sturm und Regen bis zum Morgen.

Am nächsten Tage hatten wir nur ein kurzes Manöver und rückten schon gegen 11 Uhr vormittags in unsere neuen Quartiere.

Ich wurde mit dem Hauptmann zu dem katholischen Pfarrer eines Dorfes gelegt, etwa eine Meile von Dppeln, suchte den Ort meiner Bestimmung jedoch nicht erst auf, sondern ordnete mit Genehmigung des Hauptmannes im Krüge eines Dorfes meinen Anzug, miethete einen Wagen und fuhr, so schnell als die Pferde nur laufen konnten, nach Dppeln, um den Mittagszug nach Breslau noch zu erreichen.

„Nur das eine bitte ich mir aus“, hatte mir der Hauptmann noch beim Abschiede zugerufen, „daß Sie mir mitteilen, in welcher Situation Sie Ihre Braut angetroffen haben. Übrigens können Sie sie auch von mir grüßen.“

Das versprach ich natürlich zu thun.

Ich kann mir wohl ersparen, Ihnen die Freude meiner Braut zu beschreiben, als ich so unerwartet bei ihr erschien.

Getreu der Weisung des Hauptmannes hatte ich dem mir öffnenden Dienstboten Stillschweigen befohlen und mich auf den Zehen in das Innere der Wohnung geschlichen, um so zu erspähen, bei welcher Beschäftigung ich sie träfe.

Sie stand am Plättbrett und plättete und kehrte mir den Rücken zu, als ich eintrat.

Ohne sich umzusehen, reichte sie, in der Meinung, ihr Mädchen komme herein, das Bügeleisen mir rückwärts hin und sagte:

„Pauline, ich brauche ein frisches Eisen.“

Ich nahm es ihr aus der Hand und sagte:

„Und recht glühend soll es sein, nicht wahr?“

Mit Blitzeseile kehrte sie sich um, blutrot im Gesicht, rief laut meinen Namen und sank in meine Arme.

Wir verlebten herrliche Stunden, die nur zu schnell vergingen, und gedachten auch fröhlichen Mutes meines Hauptmannes, dem wir sie zu verdanken hatten.

Pünktlich traf ich am Sonntag mit dem letzten Zuge in Dppeln ein, etwa um Mitternacht, und wollte mich sofort mit Hilfe einer Droschke nach meinem Quartier begeben.

Aber, o doppelter Schreck! Nirgends ein Wagen aufzutreiben, und — was noch viel schlimmer war — der fast unaussprechliche Name des polnischen Dorfes, in dem meine Kompagnie lag, war mir völlig aus dem Gedächtnis geschwunden,

und ich hatte, da mir die Gegend ganz unbekannt war, keine Ahnung, in welcher Richtung es lag.

Dazu eine stockfinstere Nacht, alle Kneipen geschlossen, das ganze Nest wie ausgestorben, und doch mußte ich — wollte ich dem Hauptmann und mir nicht große Unannehmlichkeiten bereiten, noch dieselbe Nacht im Quartier sein, da wir am nächsten Morgen in aller Frühe zum Manöver ausrückten.

In dieser verzweifelten Lage schlenderte ich durch die finsternen Gassen Duppels in der Hoffnung, doch noch irgend ein lebendes Wesen ausfindig zu machen.

„O unglückseliger Hauptmann!“ rief ich mehrmals, „muß auch deine selbstloseste Liebenswürdigkeit sich so in mein Unglück verwandeln!“

Endlich traf ich den Nachtwächter. Doch eine menschliche Seele, der ich mein Leid klagen konnte!

Er mußte mir alle Orte in der Umgebung Duppels nennen, die ihm bekannt waren, und ich horchte, wie die Priester zu Delphi gelauscht haben mochten, wenn Pythia auf dem Dreifuße saß und orakelte.

Da, da kam endlich ein Klang, der vertraut an mein Ohr schlug: ein großer Haufen Konsonanten mit einem einzigen dürftigen Vokale! Viktoria! Das mußte es sein!

Ich hätte dem Nachtwächter um den Hals fallen können! Mit seiner Hilfe und dem Reste meines Vermögens gelang es mir auch noch, einen Einspänner aufzutreiben, der mich dem Orte meiner Sehnsucht zuführte.

Wie freute ich mich, als ich so ins Dunkel der Nacht hineinfuhr, auf eine Stunde der Ruhe im Pfarrhause, wo gewiß gute Betten waren.

Noch aber hatte ich mich wieder zu früh gefreut.

Das Dorf war, wie viele in Schlesien, eine halbe Meile lang, und mein Kutscher, ein verschlafener Bursche, wußte bei der völligen Finsternis weder das Pfarrhaus noch auch die Kirche zu entdecken, durch die ich mich hätte orientieren können.

Ich ließ halten und stieg ab, um jemand zu wecken, der mir Auskunft geben konnte.

Kaum aber hatte ich den Wagen verlassen, so machte mein Kutscher Kehrt und fuhr, so eilig er konnte, davon, mir hohnlachend auf polnisch noch eine „gute Nacht“ nachrufend.

So stand ich denn wieder einsam auf finsterner Straße.

Bergeblich pochte ich an ein paar Häuser, niemand öffnete mir. Natürlich! Es war Sonntag gewesen, da hatten sie vom Branntwein alle doppelt festen Schlaf.

So ging ich denn auf gut Glück etwa eine halbe Stunde lang die Dorfstraße hin, — da ruft mich plötzlich ein Posten an: ich stand vor dem Pfarrhause.

Ich betrat den Hofraum und wurde von drei bis vier bissigen Hunden mit lautem Gebell empfangen. Um mir vorwärts zu gelangen, mußte ich mich zur Wehre setzen und den Degen ziehen.

Um so lauter tobten die Hunde.

Da sah ich im Hause ein Licht aufstauen, die Thür wird geöffnet, und eine Stimme fragt:

„Kenz, sind Sie's?“

„Ja, Herr Hauptmann!“ Nie war mir seine Stimme schöner erschienen.

„Wo in aller Welt stecken Sie denn, Schmerzenskind, ich ängstige mich halbtot um Sie. Kommen Sie nur, die Bestien thun Ihnen nichts.“

So war ich endlich geborgen.

Ein warmes Zimmer mit reinen, weißen Betten empfing mich, ein wahres Labfal für mein müdes Herz nach all den Strapazen der letzten Stunde.

„Nun, wie war's?“ sagte der Hauptmann, sich niederlegend, „wie haben Sie Ihre Braut getroffen? Erzählen Sie, ich habe dann noch eine Überraschung für Sie!“

„O weh, dachte ich, was wird das sein?“

So müde ich war, mußte ich alles kurz berichten.

„Mit dem Plätteisen in der Hand?“ rief der Hauptmann, „und Sie unglückseliger Mensch sind noch nicht kuriert? Poesie und Plätteisen! hahaha! Ihr Verliebten!“

„Aber ich bin totmüde und möchte jetzt schlafen,“ wagte ich zu sagen.

„Noch nicht!“ erwiderte der Hauptmann, „ich bin so munter, daß ich kein Auge mehr zuthun kann und muß Ihnen noch eine Freude bereiten.“

Über seinem Bett hing eine große Uhr. Er drückte auf eine kleine Feder an der Seite dieser Uhr, und sie spielte das Lied:

„Rosenzeit, wie schnell vorbei zc.“

Als das Lied zu Ende war, fragte er strahlenden Antlitzes:

„Ist das nicht allerliebste?“

Ich mußte ihm beistimmen, denn der Ton war ungemein klar und rein, und das Lied machte eine treffliche Wirkung.

„Sagt' ich's nicht? Sie finden es allerliebste,“ rief er aus, „nun Sie sollen noch mehr haben!“

Alle meine Einwendungen waren umsonst. Ich hatte die Uhr einmal allerliebste gefunden und mußte mir nun alle sechs Stücke, die sie spielte, nicht ein, sondern mehrere Male hintereinander mit anhören, denn mein lebenswürdiger Hauptmann that mir ja einen Gefallen damit, er wollte mir das Leben versüßen, so lange ich noch nicht verheiratet wäre.

Als der erste fahle Morgenstrahl ins Zimmer drang, ließ er das letzte Lied spielen, denn es war Zeit aufzustehen, und wie zerschlagen an allen Gliedern rückte ich an der Spitze meines Zuges in die Morgennebel hinaus. —

— — Der Regierungsrat schwieg und leerte das Glas.

Da er nicht Miene machte, weiter zu erzählen, so fragte der Premierleutnant:

„Nun? Und das Ende?“

„Das Ende des Hauptmanns, meinen Sie? denn meine Geschichte ist eigentlich aus, sie sollte nur zeigen, wie lästig ein sogenannter lebenswürdiger Vorge-

sehter werden kann. — Indessen ist auch das Ende des Mannes merkwürdig genug und in gewissem Sinne tragisch, um Sie vielleicht zu interessieren."

Ein tiefer Ernst lagerte sich auf dem Gesichte des Regierungsrates, als er jetzt fortfuhr:

"Ich habe ihn nie wiedergesehen; der nachfolgende Bericht stammt jedoch aus glaubwürdigster Quelle.

Etwa ein Jahr nach den Ereignissen, die ich erzählt habe, erkrankte die Frau des Hauptmanns schwer und starb nach langen Leidenswochen.

Sie hatte tagelang sprachlos dagelegen, kurz vor ihrem Tode jedoch, als sie ihren Gemahl am Krankenbette bemerkte, richtete sie sich plötzlich mit Anwendung ihrer letzten Kräfte auf und bat ihren Mann in den rührendsten Worten um Verzeihung für all' das Elend und Unglück, das sie ihm bereitet hätte, indem sie alle Schuld auf ihr eigenes Haupt nahm.

Sie sprach hastig und wie voll Furcht, daß sie nur auch Zeit behielte, alles, was sie auf dem Herzen hatte, auszuschütten.

Dann richtete sie einen letzten flehenden Blick auf ihren Mann, legte sich nieder und war tot.

Er war völlig gebrochen.

Hatte er bis dahin schon immer zurückgezogen gelebt, so nahm er jetzt auch seinen Abschied vom Militär und ließ sich fast gar nicht mehr unter Menschen sehen.

Ging er übrigens aus, so war sein Ziel nur das Grab seiner Frau.

Er schrumpfte zusammen, wie eine Pflanze, der man das Licht entzogen hat, und starb schon ein Jahr nach dem Tode seiner Frau."

* * *

Als der Premierleutnant am Arme des Regierungsrates nachhause ging, fragte jener schalkhaft:

"Nun? Sind die Prophezeiungen des Hauptmanns in bezug auf die Ehe eingetroffen?"

"Ich rate Ihnen, das selbst zu probieren," sagte der Regierungsrat lächelnd.



Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

John Lyndall.

Die nachfolgenden Lebens-Erinnerungen verdanken ihre Aufzeichnung einem Wunsche, welcher mir vor nicht langer Zeit seitens einer großen Erziehungs-Anstalt ausgesprochen wurde. Da sie sich auch auf die Zeit beziehen, welche ich in Deutschland verlebte, so stelle ich dieselben dem Herrn Herausgeber der Deutschen Revue für die Spalten seines Blattes gern zur Verfügung.

Auf Anregung eines Offiziers von den Königlichen Ingenieuren, der später einer meiner wertesten und intimsten Freunde wurde, verließ ich im Jahre 1839 die Schule und trat bei einer Abteilung der Königlichen Landes-Vermessung ein. Der Beruf eines Zivil-Ingenieurs übte zu jener Zeit große Anziehungskraft auf mich aus, und der Eintritt in das Land-Vermessungs-Korps, in dessen gesamten Dienstzweigen es, wenn irgend möglich, zur Meisterschaft zu bringen ich mir fest vorgenommen hatte, erschien mir als der erste Schritt zu dieser Carrière. Da die Zeichner am besten bezahlt wurden, trat ich als solcher ein, erwarb mir aber durch häufige Streifzüge in das Gebiet der Kalkulatoren auch auf diesem Felde die erforderliche Kenntniss und Übung.

Als die Zeit für die Aufnahmen im Freien heranrückte, regte sich in mir der lebhafteste Wunsch, das praktische Feldmessen gründlich zu erlernen, und ich kam um die Erlaubnis ein, mit ins Feld hinauszuziehen zu dürfen. Meine Bitte fand Gehör; mein vortrefflicher Freund, General George Wynne, — damals noch Lieutenant Wynne — hatte mein Streben nach weiterer Ausbildung bemerkt und that alles, was in seiner Macht stand, um es zu fördern. Noch ehe ich wieder ins Bureau zurückkehrte, war ich in alle Geheimnisse des gewöhnlichen Feldmessens eingeweiht. Ein spezieller Zweig dieser Kunst freilich blieb mir noch zu erlernen; ich meine das trigonometrische Aufnehmen. Indessen mein gutes Glück wollte es, daß gerade zu einer Zeit, wo keiner der bewährten Trigonometer zur Stelle war, mehrere Aufnahmen dieser Art nötig wurden. Nun hatte ich mir, bevor ich die Schule verließ, unter Anleitung eines geschickten Lehrers, namens Conwill, recht tüchtige Kenntnisse in der elementaren Geometrie und Trigonometrie erworben. Daraufhin glaubte ich es wagen zu dürfen und erbot mich, die geforderten Aufnahmen zu machen. Nach einigem Zögern und nicht ohne mancherlei Bemerkungen vertraute man mir einen Theodoliten an.

Dies Instrument enthält bekanntlich neben einem sorgfältig in Grade getheilten Horizontalkreise zum Messen horizontaler Winkel auch noch einen in gleicher Weise eingetheilten, sog. Vertikalkreis, mit dem die Elevations-Winkel bestimmt werden; außerdem aber befinden sich daran eine solch' erschreckliche Menge kleiner Vorrichtungen, als da sind: Klemm- und Tangenten-Schrauben, Nonien, &c., daß die Besorgnis nahe lag, die ungeschickten Hände eines Novizen möchten etwas daran verderben. Ich ließ es indessen meine erste Sorge sein, bevor ich noch mit dem Instrument zu operieren begann, mich mit seiner Konstruktion gründlich vertraut zu machen. Nachdem dies geschehen, zog ich ins Feld hinaus, von zwei Gehilfen begleitet, welche bergauf bergab Distanzen zu messen hatten, indem sie immer den Seiten großer Dreiecke folgten, in welche vorher das ganze Land eingeteilt worden war; mir aber lag es gleichzeitig ob, mit meinem Instrument die Neigungswinkel zu bestimmen, in denen das Terrain sich bald über den Horizont erhob, bald wieder unter denselben hinabsenkte, und daraus, sowie aus den Messungen der Gehilfen, die wirklichen Horizontalabstände trigonometrisch zu berechnen.

Die Höhenlage der Dreieckspunkte über dem Meeresspiegel war vorher mit

Hilfe eines besonders großen Theodoliten auf das Genaueste festgestellt worden. Diesen Bestimmungen nun mußten die Messungen mit meinem viel kleineren Instrumente ganz nahe kommen, sollte anders meine Arbeit nicht verworfen werden. Glücklicherweise gelang sie, obwohl es an Wetten dagegen nicht gefehlt hatte.

Die Gagen beim Vermessungs-Büreau waren sehr geringe, da ich aber höhere Ziele im Auge hatte, betrachtete ich die erworbene Kenntniss und Fertigkeit als eine Art Compensation für die schlechte Bezahlung, die ich empfing. Vielleicht dient es dazu, manchen jungen Anfänger, der sich tüchtig plagen muß, von der verkehrten Vorstellung abzubringen, als ginge das Schicksal gerade mit ihm besonders hart um, und verhindert, daß er gleich den Mut verliere, weil ihm einmal der Pfad zu rauh und die Höhe zu steil dünkt, die es zu erklimmen gilt, wenn ich sage, daß meine Gage, als ich im Jahre 1843 aus der Landes-Vermessung ausschied, noch nicht ganz zwanzig Schilling (= 20 Mark:) pro Monat betrug. Und doch — das hat mir später noch oft zu denken gegeben — wieviel wirklichen, echten Lebensgenuß vermag ein junger Mann, wenn ihm nur Tabak und Bier keine absoluten Bedürfnisse sind, bei regelmäßiger Lebensweise selbst mit einer so geringen Einnahme sich zu verschaffen!

Dann kam eine Pause im Erwerbe; bald nachher aber brach die tolle Zeit des Eisenbahn-Fiebers herein und gab mir Gelegenheit, die bei der Landes-Vermessung erworbenen Kenntnisse einigermaßen zu verwerten. In Staffordshire, Cheshire, Lancashire, Durham und besonders in Yorkshires stand ich im dichtesten Kampfgewühl. Es war eine Zeit furchtbar anstrengender Arbeit. Draußen im Felde pflegte das Tagewerk mit dem Tageslichte zu beginnen und zu enden; und drinnen im Büreau gab es, zumal wenn der schreckliche 30. November heranrückte, beinahe keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, sondern jede Stunde von den vierundzwanzig des Tages wurde für die Vorbereitungsarbeiten ausgenutzt. Der dreißigste November war nämlich der äußerste Termin, bis zu welchem Grundriß- und Profilpläne neuprojektirter Eisenbahnlinien dem Handelsamte eingereicht sein mußten; und eine Versäumnis in dieser Beziehung zog oft den Verlust von Tausenden von Pfunden nach sich. Eine meiner letzten Feldmesser-Arbeiten zu jener Zeit war die Aufnahme eines Nivellements von der Stadt Reighley bis zu dem Dorfe Haworth in Yorkshires. Bei schwerer Ordnungsstrafe mußte das Nivellement an einem bestimmten Tage fertig gestellt sein, und dieser wurde mir zu einem Tage der Qual. Es war, als wäre die Luft mit bösen Geistern erfüllt, die sich verschworen hatten, mich meine Arbeit nicht zu Ende bringen zu lassen, und meiner vergeblichen Anstrengungen spotteten. Meine Nivellierlatten wurden niedergerissen, mein Theodolit umgestürzt vom wütenden Sturme. Aber gerade, wenn es am schlimmsten steht, pflegt statt der Furcht eine Art grimziger Entschlossenheit über uns zu kommen; so ging es auch mir in diesem Falle. Ich biß die Zähne zusammen und arbeitete vorwärts; und gerade mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit — ich konnte kaum noch die Zahlen an meinem Nivellier-Tableau ablesen — pflanzte ich meine letzte Höhen-Marke an einem Grabsteine des Kirchhofes von Haworth auf. Dicht dabei lag Mr. Brontës

Pfarrhaus, dessen Kinderstube den jungen, damals noch in der Knospe schlummern- den Genius barg, der sich später so schön entfaltete und die Welt zur Bewunderung hinriß.¹⁾

Unter den juristischen Koryphäen jener Zeit, welche als Anwälte für oder gegen die Konzessionierung neuer Eisenbahnlinien zu plaidieren hatten, glänzten Austin und Talbot als Sterne erster Größe. Die Schlagfertigkeit und zwingende Gewalt der Rede, welche diese Männer zu entwickeln wußten, wenn es galt, einen gegnerischen Zeugen in Widersprüche zu verwickeln und dann zu vernichten, hatte etwas Großartiges und Erbarmungsloses zugleich. Und doch hat es mir oft scheinen wollen, als ob ein Mann von klarem Kopfe, der nur Kaltblütigkeit, Ehrenhaftigkeit und Mut genug besaß, sich auf nichts einzulassen, was er nicht wirklich wußte, sie beide hätte aus dem Felde schlagen können. Von den großen Ingenieuren jener Tage seien Stephenson, Brunel²⁾, Locke und Hawkshaw hier genannt, vieler anderer nicht zu gedenken. Als sachverständiger Zeuge fand George Bidder, was Fechtergewandtheit, raschen und sicheren Kalkül, sowie stete Schlagfertigkeit in der Replik betraf, nicht seinesgleichen. Sah ich ihn doch einmal vor der Kommission des Oberhauses selbst einen Talbot außer Gefecht setzen. Auch festgeartete Naturen brachen zusammen unter dem Übermaß von Kräfte-Anspannung und Arbeit, wie es jene harte Zeit mit sich brachte. Viele schlugen sich glücklich durch und leben noch heute unter uns in ungeschwächter Kraft; manche aber unterlagen im Kampfe; andere wieder zogen sich daraus zurück, wenn auch mit großem Vermögen, aber auch mit solchem Verlust an geistiger Spannkraft und Energie, daß sie für ihr überarbeitetes Gehirn in dem stillen Leben eines Landedelmannes Ruhe und Erholung suchen mußten, statt in der vordersten Reihe englischer Staatsmänner den Platz einzunehmen, der ihnen ihrer Begabung nach zugekommen wäre. Was meine eigene bescheidene Arbeitsphäre angeht, so erinnere ich mich noch recht gut, welche Erquickung mir bisweilen ein Schlummer von wenigen Minuten gewährte, wobei ein tannenes Brett als Lagerstätte und Babbage und Gallet's Logarithmentafel als Kopfkissen dienen mußten.

Es war eine Zeit rastlos tollen Treibens; alle Welt schien wie von einer Monomanie besessen. In Privathäusern wie in öffentlichen Versammlungsräumen, in den Empfangsalons wie in den Gasthäusern Londons, selbst in den Pferdeställen der letzteren, unter den Kutschern, Stallbediensteten, Hausknechten, Zigeunern und Grünzeughändlern war von nichts Anderem mehr die Rede als vom Kurse der Eisenbahnlinien, von dem Prospekte dieser oder jener neu projektierten Linie, oder von dem großen Coup, den der Stallknecht oder Küchenjunge gemacht und wobei er zehntausend Pfund in die Tasche gesteckt habe. Hoch und niedrig, arm und reich ergab sich mit wildem Leichtsinne der Leidenschaft des Spiels. Ich selbst habe mich einmal während der Zeit, wo mich mein Beruf mit den Eisenbahnen in Beziehung brachte, drei Wochen lang in der allerelendesten Gemüts-

¹⁾ Die später unter dem Pseudonym Ch. Currer-Bell berühmt gewordene Roman-Schriftstellerin Charlotte Brontë war die Tochter des Vikars von Haworth.

²⁾ Der Erbauer des Temsetunnels.

verfassung befunden; nicht aus unbefriedigtem Ehrgeiz oder unglücklicher Liebe, auch nicht wegen der Mühsale und Beschwerden, welche mir aus der harten Arbeit im Bureau und im Felde draußen erwachsen — nein, lediglich weil ich ein Paar Aktien einer damals stark gehandelten Eisenbahnlinie besaß. Die Aktienbörse ward zum Schreckgespenste meines Lebens, der tägliche Kurszettel zum Leichentuche meines Seelenfriedens. Damals wie heute hatte ich meine Freude am blauen Himmelszelt über mir; aber als ich mich Morgen für Morgen dabei ertappte, daß ich zu ihm aufschaute nicht mit der frischen Herzenslust wie einst in den Tagen meiner Unschuld, sondern mit dem Gedanken, was für Wetter es geben, und wie dies möglicherweise auf die Ernte und letztere wieder auf die Kurse wirken könnte, da überkam mich ein solcher Zorn gegen mich selbst, daß es mir keine Ruhe ließ, bis ich zu meinem Mäkler gegangen und meiner Aktien wie eines mit Fluch beladenen Dinges wieder los und ledig war. So begann und endigte, ohne Gewinn, aber auch ohne Verlust, mein Spiel in Eisenbahnaktien. Auch während dieser harten Zeit meines Lebens bin ich meinen alten Neigungen, unter denen der Drang nach höherer intellektueller Entwicklung die stärkste war, nie untreu geworden; so nahm ich denn, als es bei den Eisenbahnen nicht mehr viel zu thun gab, im Jahre 1847 einen Posten als Lehrer am Cheerwood-College in Hampshire an, einer Anstalt, die noch heute unter Leitung eines würdigen Mannes erfolgreich wirkt. Dort bin ich, zu meiner Freude, mit Mr. Frankland zusammengetroffen, der damals dem chemischen Laboratorium vorstand. Cheerwood-College war einst jene „Harmony Hall“ der Sozialisten gewesen, welche unter den Auspizien des Philantropen Robert Owen erbaut wurde, um damit das „Tausendjährige Reich“ zu inaugurieren. In der That wurde auch die Inschrift „C. of M.“ (Commencement of Millennium) in glasierten Steinen an der Front des in Ziegelmauerwerk aufgeführten Hauses angebracht. Projekte von der Art wie die Harmony Hall machen sich vortrefflich auf dem Papier; da sie aber immer eine ideale Menschheit zur Voraussetzung nehmen, so pflegen sie in Stücke zu gehen, sobald sie mit der wirklichen in Kollision gebracht werden. In Cheerwood habe ich durch praktische Erfahrung gelernt, daß es des Zusammenwirkens zweier Faktoren bedarf, um jemand zu einem guten Lehrer zu machen. Natürlich muß er, was das Wissen anbetrifft, zunächst Herr seines Stoffes sein. Aber das Wissen allein thut es nicht. Man kann über ein gewisses Maß von Wissen verfügen und doch außer stande sein, damit auf andere zu wirken; man kann die Fähigkeit besitzen, etwas vorzutragen und doch der Gabe ermangeln, die Zuhörer zur selbständigen, geistigen Verarbeitung des Vorgetragenen anzuregen. In dem rechten Lehrer muß sich beides vereinen. Sein Charakter muß ihm Macht über den Geist seiner Schüler verleihen, soll anders die Arbeit seines Intellektes eine wirksame werden. Es giebt Männer, welche es derart verstehen, die geistigen Potenzen in ihren Schülern zu wecken, und diese zum Gebrauche derselben anzu-spornen, daß ihnen jede, auch die schwerste Arbeit, ein Vergnügen dünkt. Wem diese Gabe nicht verliehen ist, der wird schwerlich jemals rechte Freude am Lehrerberufe finden, wer sie aber besitzt, dem wird er sich als der höchste, edelste und

gesegnetste erweisen, der meines Dafürhaltens einem Manne beschieden sein kann; ein Lehrer von solcher Art wird es verschmähen, seine Schüler bloß mechanisch einzupauken, wie das in unsern Tagen leider so häufig geschieht; in seiner Hand vielmehr wird sich das Wissen, das er mittheilt, in lebendige, treibende Kraft umsetzen, welche die seiner Pflege anvertrauten jugendlichen Geister zu selbständiger Arbeit anregt und stählt.

Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, sah ich mich nach mehrjähriger, harter Arbeit in glücklichem Besiz von zwei- bis dreihundert Pfund. Hätte ich meine Arbeit immer an den Meistbietenden verkaufen wollen, es wäre mir in der Zeit des Eisenbahnfiebers ein Leichtes gewesen, eine viel bedeutendere Summe zusammenzubringen. Allein ich glaubte mich gebunden durch ältere Abmachungen, die ich vor der Zeit eingegangen war, wo man durch übermäßig hohe Angebote in große Versuchung geführt wurde.

Ich vergrub mein Geld nicht; es sollte mir die Erfüllung eines langgehegten Lieblingsplanes gewähren: das Studium auf einer deutschen Universität. Ich hatte soviel von deutscher Wissenschaft gehört, und was Carlyle von der deutschen Philosophie und Litteratur sagt, ließ mir sie wie eine göttliche Offenbarung erscheinen.

So machten wir (i. e. Frankland und ich) uns denn im Herbst des Jahres 1848 auf den Weg nach dem Lande der Universitäten, wie man Deutschland oft genannt hat. Sie sind dicht über das Land gesäet und haben vollen Anspruch darauf, für die Quelle angesehen zu werden, der Deutschland einen beträchtlichen Teil seiner jetzigen Größe zu verdanken hat. Einen Teil, sage ich, nicht die ganze. Seine Muskeln und Sehnen hat der deutsche Mann nicht auf den Universitäten empfangen. Mut und Standhaftigkeit, der nie rastende Fleiß, die ihn den Kampf mit den allergrößten natürlichen Hindernissen aufnehmen und siegreich zu Ende führen ließen, sind nicht die Frucht der Universitäts-Erziehung. Aber die dem Deutschen als Mitgift seiner Rasse innewohnende Kraft und Ausdauer bedurfte der geistigen Aufklärung, um Maß und Richtung zu empfangen; und das haben ihr die Universitäten gegeben. In ihnen wurde die zähe, troßige Kraft, welche auf einem anderen Gebiete Wüsteneien in fruchtbaren Acker verwandelt hat, durch ernste und gründliche Schulung des Geistes zu einem guten Rüstzeuge herangebildet. Dem Zusammenwirken dieser beiden Faktoren verdankt Deutschland seine Größe; in ihrer Vereinigung allein wird auch für England die Bürgschaft liegen, daß es an der seinigen keine Einbuße erleide. Wir danken Gott für unseren tüchtigen Journalismus, für unser wohlgeordnetes parlamentarisches Regiment und unsere freie Presse, aber noch viel dankbarer sollen wir ihm sein für das kernhafte Wurzelholz, aus dem uns alle diese guten Dinge erwachsen sind. Wir bedürfen ebenso der Muskeln wie des Gehirns, der Charakterfestigkeit und Entschlossenheit nicht minder als des feindigen und scharfsinnigen Intellekts; ermangelten wir der ersteren, der letztere würde nichts sein als der glänzende Schaum der Woge ohne ihre felsenerschütternde Kraft.

Zum Ort unserer Studien hatten wir Marburg gewählt, ein überaus malerisch

gelegenes Städtchen in Hessen-Cassel. Anmutig klettert es an der Berghöhe empor und senkt sich nicht minder anmutig wieder zum Ufer der Lahn herab, und an einem Maitage, wenn die Fruchtbäume in Blüte stehn und die Kastanien schon ihre dichte Laubfülle tragen, ist es gar ein liebliches Bild. Marburg hat auch seine Geschichte. Von hier aus ließ die heilige Elisabeth ihren frommen Einfluß ausgehn, und hier übte sie ihre Werke der Barmherzigkeit. Eine doppeltürmige Kirche von edelen Formen ist ihrem Andenken geweiht und birgt ihre Asche. Auf der Spitze eines hohen, die Stadt beherrschenden Hügels erhebt sich das alte Schloß, in dessen Rittersaal einst Luther mit Zwingli zusammentam, um über Consubstantiation und Transsubstantiation zu disputieren. Hier weilte auch eine Zeit lang William Tyndale, der erste Übersetzer des Neuen Testaments ins Englische, der nachmals zu Wilvorden erwürgt und verbrannt wurde. Hier lehrte Wolff seine Philosophie und erfand Denis Papin seinen berühmten Kochtopf, soll auch eine Dampfmaschine mit wirklich thätiger Betriebskraft erfunden haben¹⁾. Die hervorragendste Persönlichkeit an der Universität zur Zeit, als wir dieselbe besuchten, war Bunsen, der seinen Namen schon berühmt gemacht hatte durch chemische Untersuchungen, die ebenso schwierig wie bedeutend waren, und durch die erfolgreiche Weise, mit der er die vulkanischen Erscheinungen auf Island aus chemischen und physikalischen Prinzipien erklärt hat. So ist z. B. er der Erste gewesen, der das Geheimnis der Genfer-Ausbrüche enthüllte und dafür die richtigen Theorien aufstellte. Ein sehr würdiger alter Professor, Namens Gerling, stand dem Observatorium vor und las über Physik. Professor Stegmann, ein ausgezeichnete Lehrer, trug Mathematik vor, und am anatomischen Institut lehrten Ludwig und Fick. Weiß las über Philosophie und Anthropologie, Hessel über Kristallographie, während mein Freund, der hochbegabte Knoblauch, erst später von Berlin hierher übersiedelte.

Die Hochschule zählte damals dreihundert Studierende; das paßte zu meinen Neigungen und Mitteln viel besser als der Aufenthalt an einer der größeren Universitäten. Ich wohnte in Marburg an der Keßerbach, einer Straße, in deren Mitte ein offener Bach floß, der zu beiden Seiten mit Akazien bepflanzt war. Zur Zeit, da die Reformation noch nicht so festen Boden gewonnen hatte, um solche Vorgänge unmöglich zu machen, sind hier einmal eine Anzahl braver Leute von ihren Mitbürgern (nicht minder braven Leuten, die aber in religiösen Dingen anderer Meinung waren und, als die Mehrzahl, die Macht auf ihrer Seite hatten) verbrannt, und ihre verkohlten Reste in den Bach geworfen worden, der davon noch bis auf den heutigen Tag den Namen „Keßerbach“ behalten hat. Meine Wohnung war eine recht behagliche; sie lag im obersten Stock des Hauses und bestand aus zwei Räumen, von denen der eine als Studier-, der andere als Schlafzimmer diente. Unmittelbar nach meiner Ankunft erhielt ich den Besuch einer Persönlichkeit, die mir ihre Dienste als „Oberst-Kämmerer“ antrug. Es war dies der

¹⁾ Denis Papin, der in Deutschland geborene Sohn eines Refuge, war in der That Erfinder und Konstrukteur des ersten Dampfschiffes, das bei einer Probefahrt auf der Fulda von brotneidischen Schiffen zerstört wurde.

„Wichsler“ i. e. Stiefelpuher. Der Brave hieß Steinmetz und führte außer den nötigen Bürsten stets ein kleines, etwa zwei Fuß langes spanisches Röhrchen mit sich, als Zeichen seines Berufes, der darin bestand, daß er täglich, in aller Morgenfrüh, in das Schlafzimmer des Studenten trat, sich der Kleider und Stiefel desselben bemächtigte und damit auf dem Treppensflur verschwand, von wo er, nach dem er ein Paar Minuten lang gewaltig geklopft und gebürstet, mit den Kleidern wieder erschien; alles fein säuberlich und präsentabel für den Tag.

Mein Studierzimmer wurde durch einen mächtigen Ofen geheizt. Im Anfange entbehrte ich wohl des heimischen Kaminfeuers mit seinem freundlichen Flammenschein und dem knisternden Spiele der Funken, bald aber hatte ich mich an die lichtlose Wärme des deutschen Ofens gewöhnt. Um sechs Uhr früh erhielt ich ein kleines Milchbrot nebst einer Tasse Thee; um ein Uhr wurde zu Mittag gespeist, und zwar, etwa ein Jahr lang, im Wirtshause. Zu jener Zeit lebte sich's noch billig in Marburg; es gab eben keine Eisenbahnen, welche die Produkte der Nachbarschaft fernwohnenden Konsumenten zuführten, und so konnte man sie zu wohlfeilen Preisen haben. Unser Mittagstisch bestand aus mehreren Gängen: gebratenes und gesottenes Fleisch, mit einer süßen Speise und Dessert als Schluß; dafür zahlten wir etwa zwanzig Mark pro Monat, also ca. 70 Pfennige pro Tag. Man darf indes nicht denken, daß ich von allen Gängen aß; meist hielt ich mich an einen und genoß auch von diesem nur mit Maßen. Ich bin stets der Überzeugung gewesen, daß zuviel zu essen nicht minder sündhaft und für den Körper verderblich ist als zuviel zu trinken. So habe ich denn strenge Wacht gehalten über mich und es dadurch möglich gemacht, täglich sechzehn Stunden zu arbeiten, ohne irgend eine Ermüdung zu verspüren.

Mit meinem Stiefelpuher geriet ich bald in eine Art von Kampf. Es war nicht eigentlich ein erklärter Krieg, etwa einer, der mit gegenseitigen Repressalien geführt wurde, nicht einmal ein Streit darum, wer von uns beiden dem anderen „über“ sei; nein, nur ein bescheidenes Ringen meinerseits, es ihm gleichzuthun. Ich zog es vor, recht früh mit der Arbeit zu beginnen, anstatt in die Nacht hinein aufzusitzen; da schien mir denn die fünfte Morgenstunde für Marburg eine ganz passende Zeit, um den Tag zu beginnen. Mein Stiefelwichser aber liebte, schon um vier Uhr zu erscheinen. Eine Zeitlang ließ ich das so hingehen, ohne deshalb selbst früher aufzustehen. Bald aber überkam mich ein Gefühl von Scham. Ich begann, einen Vergleich anzustellen zwischen dem bescheidenen Lebensziel dieses Mannes, dem ich für seine Dienste den üblichen Lohn von ein paar Thalern pro Semester zahlte, und meinen eigenen; und da mußte ich mir doch sagen: „Was sind die hohen Ziele, die du dir gesteckt hast, was ist all' dein Streben, sie zu erreichen, wert, wenn sie in dir nicht einmal soviel Antriebe zur Pflicht zu erwecken vermögen, wie diesem armen Burschen aus seinem kärglichen Lohne erwächst!“ Ich versuchte, mich hinter ein Wort der Bibel zu verstecken, indem ich beschwichtigend zu mir sagte: Die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht.“ Das war nun für den Augenblick ein ganz schöner Trost, sich so den armen Steinmetz als ein „Kind dieser Welt“ und mich,

seinen Brotgeber, als ein „Kind des Lichts“ zu denken; aber in meiner Haut steckten zwei John Tyndalls, von denen schalt der eine den anderen einen Schwindler und versetzte ihm zu mehrerer Befräftigung dieses schmeichelhaften Epithetons einen moralischen Fußtritt, was in bezug auf das Frühaufstehn die gute Wirkung hatte, daß sich das „Kind des Lichts“ alsbald in ein „Kind dieser Welt“ verwandelte, und ich eine lange Zeit hindurch, wenn Steinmeß erschien, mich bereits in einer Verfassung befand, in der ich ihm dreist ins Gesicht sehen, und seinen „Guten Morgen“ erwidern konnte. Später wurden wir beide etwas lässiger und ließen die fünfte Stunde herankommen, ehe wir einander begrüßten; und während des letzten Jahres, als ich mit meinen Studien bereits soweit über den Berg war, daß ich es fürderhin nicht mehr für nötig erachtete, meine Kräfte auf das Äußerste anzuspannen, war ich ganz zufrieden, wenn mich Steinmeß, noch ehe die Turmuhr von St. Elisabeth die sechste Stunde ausgeschlagen hatte, bei meinem morgendlichen Bade überraschte.

Frühaufsteher werden bisweilen als unausstehliche Kerle bezeichnet, man sagt, sie steckten voller pharisäischer Selbstgerechtigkeit, die immer meint: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht so bin wie andere Leute!“ Dem mag ja so sein, aber es handelt sich hier nicht um Verallgemeinerungen, sondern um bestimmte Thatfachen. Manche meiner Freunde waren sehr dagegen gewesen, daß ich nach Deutschland ginge; sie nannten es eine Donquixoterie, und vielleicht mag meine Lebensweise daselbst nicht ganz mit Unrecht so bezeichnet werden; ich arbeitete nicht um Geld; mich trieb nicht einmal das, was man die „letzte Krankheit edler Geister“ genannt hat. Ich hatte die Schriften Fichtes, Emersons und Carlyles gelesen, und der Geist dieser großen Männer hatte mich angesteckt. Das Alpha und Omega aller ihrer Lehren ist: „Thue deine Pflicht, laß deine beste Einsicht stets deine Führerin sein, und der Weg zu höherem Wissen und Können wird dir offen stehn.“ Es ist eine edle Lehre, mag sie auch die Menschen bisweilen zu aufreibender Selbstdisziplin antreiben, und unerfüllbare Hoffnungen erwecken. Jedenfalls hat sie mich zur Arbeit angehalten; und wenn ich in den langen, kalten Morgenden des deutschen Winters, wohlgewappnet durch einen mit Katzenfell gefütterten Schlafrock, beim Studieren saß, dann habe ich meist eine Frische und Kraft, ja eine Freude am bloßen Dasein und an der Arbeit empfunden, wie sie eben nur das Bewußtsein völliger Gesundheit aufkommen läßt, und die allem Anderen mehr ähnlich sehen als krankhafter Selbstgerechtigkeit.

Ich habe in Marburg viele von den bedeutenden Männern gehört, die ich oben genannt, hauptsächlich aber konzentrierte ich meine Studien auf die Gebiete der Mathematik, Physik und Chemie. Meine Kenntniß des Deutschen verdanke ich wesentlich dem Hören der Vorlesungen Bunsens, die, als ich die Sprache erst etwas mehr beherrschte, geradezu bezaubernd auf mich wirkten. Aber schon von Anfang an gehörte ihnen mein volles Interesse; denn Bunsen war ein Meister in der Sprache des Experiments; mittels dieser wußte er ebenso durch das Auge zu dem Geiste seiner Schüler zu dringen wie mittels des Vortrags durch das Ohr. Immer waren seine Vorlesungen reich an Inhalt. Wie groß dieser Reich-

tum gewesen ist, wie sehr dieselben auf der vollen Höhe selbst des vorgeschrittensten Wissens jener Tagen gestanden haben, bezeugen noch heut die Hefte, welche ich aus jener Zeit besitze.

Ich gebrauche das bedenkliche Wort „vorgeschritten“ hier in einem unbedenklichen Sinne; in vielen Beziehungen ist es ja leicht, vorgeschritten zu sein, aber in dieser einen wahrlich nicht. Bunsen war eine schöne Erscheinung, von hochgewachsener Figur und regelmäßig geschnittenen Zügen; sein Wesen war vornehm höflich, aber ohne jede Spur von Affectation oder Pedanterie. Er vertiefte sich völlig in seinen Gegenstand; seine Darstellung war lichtvoll und klar und seine Ausdrucksweise stets korrekt. Er sprach mit dem reinen hannöverschen Accent, der dem englischen Ohre so wohl thut. Er war jeder Zoll ein Gentleman. Noch jetzt, wo ich doch eigene Erfahrungen habe, blicke ich auf Bunsen zurück wie auf das Ideal eines Universitätslehrers. Bisweilen schien es, als sei sein Geist nicht ganz bei der Sache; er pflegte dann zum Fenster hinaus auf den gewaltigen Bau der Elisabeth-Kirche zu schauen, und man hätte meinen sollen, seine Gedanken weilten mehr bei ihr als bei seiner Vorlesung; aber nicht die kleinste Unterbrechung, kein noch so kurzes Zumehalten oder Stottern ließ die Annahme zu, er habe auch nur für einen Augenblick den Faden verloren. Im Winter las er einmal, im Sommer zweimal täglich und pflegte dann um sieben Uhr morgens mit seinem Kurs über organische Chemie zu beginnen. Nach den Vorlesungen wurde bis zur Mittagsstunde im Laboratorium experimentiert. Während dieser Zeit durfte in letzterem nicht geraucht werden, aber von zwölf Uhr ab herrschte Rauchfreiheit den ganzen Rest des Tages über. Bunsen selbst war ein eifriger Raucher. Man verkaufte damals in Marburg unter dem Namen „Bunsensche Cigarren“ eine besondere Sorte; sie waren billig und sehr schlecht, allein mein berühmter Freund rauchte sie gern, und zweifellos waren sie ihm eine Quelle wirklichen Genusses. Dr. Debus, der ausgezeichnete Professor der Chemie an der Königlichen Marine-Schule zu Greenwich, fungierte damals als Bunsens Assistent im Laboratorium; ihm verdanke ich die Unterweisungen im Experimentieren mit dem Löthrohr. Später nahm mich Bunsen selbst unter seine Flügel, gab mir isländische Trachyte zu analysieren und verschiedene andere Arbeiten. Nicht nur ein Chemiker war Bunsen, sondern auch ein gründlich durchgebildeter Physiker. Sein berühmtes „Publikum“ über Elektro-Chemie, auf das wir uns alle wie auf einen Festgenuß höchster Art freuten, war von Anfang bis zu Ende wesentlich physikalisch. Mit W. Weber in Göttingen war er auf das intimste befreundet und mit den Arbeiten des großen Elektrikers innig vertraut. In der Reibungs-Elektrizität hat er den Boden urbar gemacht und dann sich den Erscheinungen und der Theorie der Voltaschen Säule zugewandt. Er war ein eifriger Verfechter der Contact-Theorie, die damals in Deutschland viele Anhänger zählte, unter ihnen in erster Linie den genialen Kohlrausch. Diese Theorie hat inzwischen, wie bekannt, tiefgehende Modifikationen erlitten. Ohne Zweifel werden eine ganze Anzahl unter den heut lebenden hervorragenden Philosophen dieselbe in ihrer ursprünglichen Form für ganz unhaltbar erklären, insofern als sie eine Erzeugung

von Kraft aus nichts involviert. Die Thatsache indessen, daß einige der berühmtesten Wissenschafts-Männer der Welt, an ihrer Spitze der berühmte Volta selbst, sie angenommen haben und durchaus nichts Inkongruentes in ihr fanden, beweist, daß das Kriterium darüber, was denkbar sei und was nicht, immer vom jeweiligen Stande des Wissens abhängig ist. Die chemischen Geseze wußte Bunsen in wahrhaft vollendeter Weise zu erklären. Verschiedene Methoden elektrischer Strom-Messungen wurden uns erläutert, und wir mit dem aus Kohlen-Elementen erzeugten elektrischen Lichte, das er selbst erfunden hatte, bekannt gemacht; der elektrische Telegraph ward erklärt, und hierbei die Ergebnisse von Steinheils Untersuchungen über den „Erdstrom“ entwickelt; in diesen Vorlesungen war es auch, wo ich zum ersten Male den englischen Bierbrauer Joule ehrend und anerkennend erwähnen hörte.

Auch der Mathematiker Stegmann war ein Mann von stark ausgeprägter Individualität. Er las in einem kleinen Zimmer, das zu seiner Privatwohnung gehörte. Dies war übrigens allgemein üblich. Jeder Professor hatte in der Etage, die er bewohnte, einen Raum, den er als Auditorium benutzte; und so mußten die Studenten bisweilen die Stadt Marburg von einem bis zum andern Ende durchwandern. Die Schreibpulte in den Auditorien waren von der denkbar primitivsten Art, und die Dintenfässer (sogenannte „Stecher“) wurden mittels eines an ihrem unteren Ende angebrachten Stachels auf den Tischen befestigt. Bei Stegmann nahm ich, neben dem Besuche seiner Vorlesungen, noch Privat-Unterricht. Wie ich bereits gesagt habe, war er ein ganz ausgezeichnete Lehrer. Er las über Analysis, analytische Geometrie in der Ebene und im Raume, über Differential- und Integral- sowie über Rechnung mit variablen Größen und über mechanische Theorie. Das Gebiet der Mathematik schien er völlig zu beherrschen. Bisweilen, wenn er fast die ganze Tafel mit Gleichungen vollgeschrieben, merkte er plötzlich, daß er irgendwo einen Fehler gemacht hatte. In solchem Falle machte er ein ganz perplexes Gesicht, fuhr mit der Kreide in vagen Strichen über die Tafel hin und bewegte die Zunge zwischen den Lippen hin und her, bis er den Fehler gefunden hatte; nun wurde er rot über das ganze Gesicht, stürmte weiter mit verdoppelter Eile und Energie, und noch ehe er die Vorlesung beendet, war alles klar und jede Schwierigkeit gelöst. Von ihm empfing ich das Thema für meine Doktor-Dissertation. Es lautete: „Über Schraubenflächen mit geneigter Erzeugungslinie, und welche Gleichgewichts-Bedingungen ergeben sich auf solchen Flächen?“ Eines Abends, nachdem er mir dies Thema gegeben hatte, traf ich mit ihm in einer Gesellschaft zusammen und richtete eine Frage an ihn, von der ich mir nicht träumen ließ, daß sie in irgend einer Beziehung zur Lösung meiner Aufgabe stände. Da lachte er und sagte: „Ja, Herr Tyndall, wenn ich Ihnen das sage, dann muß ich Ihnen noch viel mehr sagen.“ Ich schrak zusammen, denn ich glaubte, er deute meine Frage so, als wolle ich mir für die Lösung meiner Aufgabe unerlaubte Hilfe verschaffen, und nahm mir fest vor, meine Arbeit entweder ohne jede Hilfe, von welcher Seite und welcher Art es auch immer sei, oder gar nicht auszuführen. Dann habe ich auf einsamen

Wanderungen draußen im Tannenwald meinen Gegenstand mit mir durchgearbeitet, bin immer mehr und mehr Herr desselben geworden, und als ich meine Dissertation der philosophischen Fakultät einreichte, enthielt sie auch nicht einen einzigen Gedanken, den ich mir nicht ausschließlich selbst zu verdanken gehabt hätte. Von meinen Marburger Erfahrungen ist eine vielleicht nicht unwert, hier erwähnt zu werden. Eine lange Zeit hindurch lebte ich ganz der Erweiterung meines Wissens, hörte Vorlesungen, arbeitete im Laboratorium und studierte daheim mit angestrenngtem Fleiße. Ich hatte einst als Knabe, als ich noch die Schule besuchte, etwas gelesen, — ich glaube es war von Addison, — über den Wert einer streng geordneten Zeiteinteilung; das hatte ich mir zu Herzen genommen und während des ersten Jahres meines Marburger Aufenthaltes mit meiner Zeit auf das allerstrikteste hausgehalten; so zwar, daß jedem einzelnen Gegenstande meiner Studien bestimmte Stunden gewidmet waren. Aber im Laufe der Zeit begann ich allmählich neben dem Lernen mich auch an selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten zu versuchen. Meine erste kleine physikalische Untersuchung galt einem Gegenstande, der zwar höchst einfacher Natur ist, dabei aber durchaus nicht des wissenschaftlichen Interesses entbehrt, ich meine „die bei dem Wasserstrahl zu Tage tretenden Phänomene.“ Außer anderen Erscheinungen fand ich, daß die musikalischen Töne, die man bei einem Wasserfalle oder beim Rieseln eines Baches vernimmt, ebenso wie die sonore Stimme der brandenden See zum größten Teile, wenn nicht überhaupt, von pläzenden Luftblasen herrühren, die sich im Wasser verfangen. Ohne das Vorhandensein solcher Luftblasen kann rieselndes oder strömendes Wasser keine Töne hervorbringen. Diesen Untersuchungen folgten dann später andere von schwierigerer und komplizierterer Natur. Nun ertappte ich mich, wenn ich eine derartige Arbeit begonnen hatte, immer wieder darauf, daß ich die für meine Studien festgesetzte Zeiteinteilung nicht innehielt. Im Anfange verstimmte mich das ernstlich, und ich machte mir Vorwürfe darüber; bald aber kam ich zu der Überzeugung, daß ein rigoröses Festhalten an meiner vorhergetroffenen Zeiteinteilung jetzt nicht mehr am Platze war. Der Geist der Forschung läßt sich nicht nach Belieben heraufbeschwören, es ist mit ihm, wie mit jenem anderen Geist „der da kommet, wann es ihn gelüstet,“ und auf alle Fälle war es weiser, einen fruchtbringenden Gedanken zur rechten Zeit weiter zu verfolgen als pedantisch an einem bestimmten Studienplane festzuhalten. Nach und nach verschwand auch alle Unzufriedenheit mit mir selbst, und ich gewöhnte mich an die neue Ordnung der Dinge in meinem intellektuellen Haushalte. So habe ich bis zum Herbst 1851 mit Einsetzen aller Kräfte weiter gearbeitet und mich dabei glücklich gefühlt; dann reiste ich nach England, kehrte aber bald wieder nach Deutschland zurück, diesmal in Begleitung meines alten Freundes, Mr. Thomas Arthur Hirst, ehemaligen Studiendirektors an der Königlichen Marine-Schule.

Mit einem Gefühl warmer Zuneigung für Natur und Menschen daselbst blicke ich auf die Marburger Tage zurück. Noch heut steht das freundliche Bild der Stadt und ihrer landschaftlichen Umgebung mit all' ihren malerischen und interessanten Punkten vor meiner Seele: dem Dommelsberg, der Turmspitze, Spiels-

luft, Marbach, Werda, und weiter hinaus Kirchhain mit seinen jähauffspringenden Basaltfelsen. Auf dieser hochragenden Warte steht eine katholische Kirche und eine große Anzahl von Wegkreuzen, und das dabeiliegende Dorf hat eine rein katholische Einwohnerschaft. Eine Oase des Katholizismus mitten in einer weiten Wüste des Protestantismus möchte man es nennen, denn überall ringsherum herrscht der letztere. Dann alle die Erholungsorte, mit denen die Nachbarschaft Marburgs wie übersät ist, und die wir von Zeit zu Zeit in kleinen Trupps zu besuchen pflegten. Der nächstgelegene war Döfershausen, wo die Studenten sich an Pfannenkuchen und saurer Milch eine Güte thaten, ohne daran zu denken, daß die Milch nur sauer werden kann unter Mitwirkung mikroskopisch kleiner Pilzkeime, die das Ferment der Milchsäure bilden. Bei Erwähnung dieses lebendigen Ferments erinnere ich mich an eine Delikatesse, die zu meiner Zeit in Marburg sehr geschätzt war, heutzutage aber nur noch mit Vorsicht genossen wird. Auf dick mit frischer Butter gestrichene Schnitten Schwarzbrot wurden Scheiben rohen Schinkens gelegt. Die Entdeckung der in den Muskeln des Schweines eingekapselten Trichinen, welche, wenn gegessen, die Fähigkeit besitzen, sich in ungeheurer Menge zu vermehren und das Leben zu zerstören, hat den Genuß des rohen Schinkens etwas beeinträchtigt. Während des Semesters machten wir Ausflüge in die Umgebung, und daheim gab es gefällige Zusammenkünfte, sogenannte „Kränzchen“, kleine Zirkel oder Klubs. So hatten wir unser „Englisches Kränzchen“, dessen Mitglieder einmal in der Woche im Hause jedes Einzelnen der Reihe nach zusammenkamen, um Shakespear und Tennyson zu lesen.

Von Zeit zu Zeit drang der Ruf der großen Männer in Berlin zu uns nach Marburg, und ihre Namen wie ihre Arbeiten wurden in den Vorlesungen häufig erwähnt. Nachdem ich vorher erfahren, daß mir der Vorzug zu teil werden sollte, in Professor Magnus Laboratorium zu arbeiten, ging ich zu Anfang des Jahres 1851 nach Berlin. Magnus hatte seinen Namen berühmt gemacht durch physikalische Untersuchungen von der allergrößten Bedeutung. Charakteristisch war die Eleganz und das Erschöpfende seiner Experimente; er war ein reicher Mann und scheute weder Mühe noch Kosten, um seinen Apparat nicht nur brauchbar sondern auch schön herzustellen. Als ein hervorragendes Beispiel seien hier seine Experimente über die Abweichung der Geschosse erwähnt; aber überhaupt jedes Thema, das er berührte, war er bestrebt, so erschöpfend wie möglich zu behandeln. Während der letzten Lebensjahre beschäftigte ihn vorwiegend ein Gegenstand, über welchen er mit mir diskutierte, wohl einer der schwierigsten im Gebiete der Experimental-Physik, nämlich „die Wechselwirkung, welche strahlende Wärme und Materie im gasförmigen Aggregatzustande auf einander ausüben.“ Ich genoß auch den Vorzug, mit Dove in Beziehung zu treten, der seinen Ruf als Physiker nach verschiedenen Richtungen hin begründet hatte, in der Optik und Akustik nicht minder als in der Elektrizität; allein sein eigentliches und bedeutendstes Arbeitsfeld war doch die wissenschaftliche Meteorologie. Da waren ferner die beiden Rosés, geniale und bewunderungswürdige Männer; der eine groß als Chemiker, der andere als Geologe. Auch mit Mitscherlich kam ich in Berührung,

dessen Arbeiten auf den Gebieten der Kristallographie, Chemie und Physik ihm einen berühmten Namen gemacht hatten. Mit Ehrenberg habe ich verschiedene Unterredungen über mikroskopische Organismen gehabt. Es lag mir damals viel daran, amorphe kohlen-saure Thonerde zu bekommen, und ich glaubte, daß Ehrenbergs mikroskopische Infusorien-Panzer dieselbe enthielten. Zu meiner großen Enttäuschung mußte ich hören, daß diese Kreide-Panzer, so klein sie sind, sich doch aus noch kleineren Kristallen zusammensetzen und somit meinem Zwecke nicht dienen konnten. Auch mit Rieß wurde ich bekannt, dem hervorragendsten Erklärer der Reibungs-Elektrizität, der mit seinem Konservatismus in Sachen der elektrischen Theorie dem Radikalismus Faradays zu wiederholten Malen entgegengetreten ist. Dann war Du Bois-Reymond da, in voller Jugendfrische des Geistes und Körpers. Der Ruf seiner Untersuchungen über tierische Elektrizität hatte sich weit ins Ausland verbreitet. Du Bois-Reymond ist jetzt ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Berlin, und die Reden, die er vor dieser gelehrten Körperschaft gehalten hat, zeigen, daß seine litterarische Begabung mit der des Forschers gleichen Schritt hält. Zu derselben Zeit lernte ich auch Clausius kennen, den seine Untersuchungen über die mechanische Wärmetheorie in der ganzen Welt bekannt gemacht haben, und dessen erste große Arbeit über diesen Gegenstand ich ins Englische übersezte, ehe ich Marburg verließ. Da war ferner Wiedemann, dessen treffliche Arbeiten ihm für immer einen Ehrenplatz in den Reihen der Wissenschaft sichern werden; seiner außerordentlichen Belesenheit und seinem Organisationstalent verdanken wir es, daß wir die Arbeiten aller Nationen über Voltaische Elektrizität jetzt in bequem zugänglicher Form besitzen. Auch Poggendorf war da, der treffliche Experimentator, und wohl am besten bekannt durch seine Beziehungen zu den berühmten „Annalen“, die so lange seinen Namen getragen haben. Alle diese hervorragenden Männer sind mir in der liebenswürdigsten Weise entgegengekommen, und mit einigen von ihnen habe ich dauernde Freundschaft geschlossen. Helmholtz war damals noch in Königsberg; er hatte seinen berühmten Essay „über die Erhaltung der Kraft“ geschrieben, welchen ich übersezte, und gerade seine Experimente über die Leitungs-Geschwindigkeit des Nervenstroms beendet, womit er den Beweis lieferte, daß diese Geschwindigkeit, von der man bisher angenommen hatte, daß sie der des Augenblicks oder doch mindestens der des elektrischen Stromes gleichkomme, in den Nerven des Frosches etwa 28 Meter in der Sekunde beträgt, also ungefähr ein Zwölftel der Geschwindigkeit des Schalles in der Luft bei normaler Temperatur. Humboldt hatte ich die Ehre, in seinem eigenen Hause zu sprechen. Er neckte mich damit, daß ich mir in Deutschland das Rauchen angewöhnt; er hatte es aus meiner kleinen Broschüre „über den Wasserstrahl“ ersehen, in welcher an einer Stelle von dem Geräusch die Rede ist, das beim Zerplätzen einer Faser zwischen den feuchten Lippen eines Rauchers entsteht. Er gab mir verschiedene Aufträge an Faraday, und erklärte, er sei überzeugt, daß er (Faraday) die jährlichen und täglichen Variationen in der Abweichung der Magnetnadel auf ihre wahren Ursachen, nämlich die Schwankungen in dem magnetischen Verhalten des Sauerstoffes der Luft,

zurückgeführt habe. Es war mir interessant, aus Humboldts eigenem Munde zu hören, daß er, obwohl er einen beträchtlichen Teil seines Lebens in Frankreich zugebracht, niemals einen Essay in französischer Sprache publiziert habe, ohne ihn vorher einem Franzosen zur Durchsicht zu geben. Zu jener Zeit sah ich mich häufig genötigt, mit mir eine Operation vorzunehmen, die ich „Depolarisation“ nannte. Mein Gehirn pflegte nämlich, infolge der anhaltenden Anspannung auf das jeweilige Studien-Objekt, bisweilen in einen Zustand von Starrheit zu verfallen, ähnlich dem der Polarität eines Stahlmagneten. Es verlor seine Biegsamkeit, deren ich doch für die freie Konversation bedurfte, und um ihm dieselbe wieder zu verschaffen, unternahm ich ab und zu weite Spaziergänge nach Charlottenburg oder nach irgend einer anderen Richtung hinaus. Meine damaligen Erfahrungen haben mich gelehrt, daß andauernde, scharfe Denkarbeit und eine fließende Konversation sich nicht mit einander vertragen.

Um den Wunsch zu erfüllen, welcher diese Aufzeichnungen veranlaßte, habe ich gesprochen als ein Arbeiter zu Arbeitern; und wenn das Wörtchen „ich“ etwas häufig wiederkehrt, so wird man, hoffe ich, darin keinen Versuch einer Selbstverherrlichung finden wollen, sondern diese Schilderungen hinnehmen als das, was sie sind: Bruchstücke aus dem Leben eines Mitbruders, welcher in dem Kampfe, den viele von Ihnen jetzt durchzukämpfen haben, manche Scharte davongetragen hat. Die „Pflicht“ habe ich als die Kraft bezeichnet, die mich zur Arbeit anspornte. In Deutschland hört man dieses Wort viel häufiger als das Wort „Ruhm“. Die deutschen Philosophen waren Männer von sehr hohen sittlichen Gesichtspunkten; sie waren in Wahrheit ebenso sehr Priester der Religion wie Lehrer der Philosophie. Sollen wir nun annehmen, daß die Nation von ihnen ihre sittliche Färbung empfing? Bis zu einem gewissen, und zwar sehr weiten Maße, ist dies sicherlich der Fall gewesen; allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß auch die deutschen Philosophen Kinder deutscher Erde gewesen sind und die Grundlage ihrer sittlichen Anschauungen als das Erbe einer Zeit empfangen, die lange vor ihrer Philosophie liegt. Eine Anekdote mag meine Ausführungen illustrieren. Im Sommer des Jahres 1871 traf ich in Pontresina mit zwei preußischen Offizieren zusammen, die sich dort von den Leiden und Strapazen des Krieges erholen wollten. Wir machten manchen Spaziergang zusammen, der Gelegenheit gab, mit einander zu plaudern. Besonders wohlthuend berührte mich die Art, wie sie von der Herzensgüte der französischen Bauern sprachen gegenüber den leidenden deutschen Soldaten, mochten sie nun verwundet oder krank auf dem Marsche zusammengebrochen sein. Einst fragte ich die Herren, wie sich die deutschen Truppen benommen hätten, wenn es zur Schlacht ging. „Geschah es unter lautem, gegenseitigem Zuruf der Freude und Ermutigung?“ Die Antwort, die ich erhielt, war diese: „Niemals, so weit unsere Erfahrung reicht, haben wir den Ruf: „Wir müssen siegen!“ von unseren Soldaten gehört; wohl aber haben wir sie viele hundertmale entschlossen ausrufen hören: „Wir müssen unsere Schuldigkeit thun!“ Es war also eher Pflichtgefühl als Ruhmesliebe, das diese Männer stählte und mit unbefiegbarem Heldenmut erfüllte. Wir Engländer haben stets den

„eisernen“ Klang des Wortes Pflicht gern gehört. Es war der Talisman Nelsons bei Trafalgar und der Leitstern Wellingtons! Unser heimischer Poeta laureatus¹⁾ hat, als er in jugendlicher Kraft und Freiheit seine unsterbliche Ode auf den Tod Wellingtons schrieb, die ganze Kraft seines englischen Herzens in den Preis der Pflicht gelegt:

„Wie manches Mal — bedenk' ich es — geschah's
In unsres rauhen Insellands Geschichte,
Daß Tugend auch der Pfad zum Ruhme ward.
Der, der ihn wandelt, dürstend für das Rechte,
Zum eignen Ich die Lieb' in sich ertötend,
Wird, eh' er seinen Erdenlauf beschloffen,
Es wohl erfahren, daß die rauhe Distel,
Zu herrlicherem Purpur sich entfaltet,
Als all' die üppig blüh'nden Gartenrosen.
Wie manches Mal — bedenk' ich es — geschah's
In unseres schönen Insellands Geschichte,
Daß auch zum Ruhme führt' der Pfad der Pflicht.“



Frauenregiment in der Gegenwart.

Von

Max Haushofer.

In der „Welt, in der man sich langweilt,“ einem der neueren französischen Lustspiele, lernen wir, daß in Frankreich liebenswürdige ältere Damen kaltblütig die Stelle eines Departementspräfecten vergeben; Sardou's „Dora“ belehrt uns darüber, daß politische Spionage und Teilnahme an den politischen Parteistreitigkeiten eine theils erspriessliche, theils amüsante Beschäftigung für manche Damenkreise des modernen Frankreichs ist. Uns setzen solche Dinge in Erstaunen, wir zucken die Achseln über eine politische Gesellschaft, die sich ein derartiges Eingreifen zarter Frauenhände gefallen läßt. Im deutschen Reiche denkt wohl kaum eine Frau daran, einem Regierungsrathe den Posten seines Präsidenten zu versprechen, und wenn etwa ein deutscher Lustspieldichter versuchen wollte, die Herren Richter und Bamberger, Bennigsen und Schauß an Fäden tanzen zu lassen, deren andere Enden von weiblichen Fingerspitzen gehalten werden, so würde dieser Lustspieldichter ausgepiffen. Denn mit Paul Lindau können wir sagen: „So etwas kommt bei uns nicht vor.“

Aber die Frage, ob es in der Gegenwart noch ein Frauenregiment gebe, ist doch keine müßige; es heißt eben nur: cherchez la femme! In Rußland, wo Wera Saffulich und ihre Kameradinnen mit bewaffneter Hand in das politische

¹⁾ In England ist immer nur einer unter den Lebenden „Poeta laureatus“; jetzt ist es Tennyson. D. Red.

Räderwerk eingreifen, ist die Frage sogar eine höchst brennende geworden. Inwiefern im britischen Reiche die nominelle, aber zu einem Teilchen auch faktische Herrschaft einer Frau die Politik beeinflusst, kann hier nicht verfolgt werden; es würde das zu weit führen. Wir wollen bei den deutschen Verhältnissen bleiben.

Wenn wir die teils großen, teils berücktigten Herrscherinnen der Geschichte an unseren Augen vorüberziehen lassen, die Kleopatra, die Agrippina und all' ihre schönen Gefährtinnen bis herab zur guten Königin Elisabeth, zur Marquise Pompadour und den russischen Katharinen, dann können wir mit einiger Befriedigung konstatieren, daß die Geschicke Deutschlands als eines Ganzen niemals ausschließlich von einer Frau beherrscht worden sind. Die einzige Maria Theresia — die Geschichte giebt ihr das Zeugnis, daß sie eine kruzbrave Frau gewesen sei; aber die Zügel führte sie aus Zufall, nicht aus eigener Kraft, und von den Rossen ihres Staatsgespanns ritt das beste der große Friedrich auf eigene Faust. Wie alle Politik war auch die Frauenpolitik im Umfange der deutschen Lande stets mehr partikularistisch, von den Tagen der Amalafuntha und der fränkischen Brunhilde bis herab zur — Frau von Kolemene.

Es sind historische Zufälligkeiten, wenn einzelne Frauen, wie etwa die berücktigte „Landverderberin“ in Württemberg, einen tiefgreifenden Einfluß auf die Geschicke eines einzelnen deutschen Landes erhielten. Diese vorübergehenden Erscheinungen kümmern uns hier weniger; es handelt sich vielmehr um den Einfluß, welchen das schönere Geschlecht im ganzen auf die öffentlichen Verhältnisse nimmt. Dieser Einfluß, der weder durch geschichtliche Thatsachen — denn wir fragen nach der Gegenwart — noch durch statistische Zahlen bewiesen werden kann, ergiebt sich nur aus dem Zusammenhange gewisser notorischer Thatsachen. Formell sind ja die Männer Herren des Staats und der Gesellschaft; die Frage ist jedoch, inwiefern diese formale Herrschaft thatsächlich durch den weiblichen Einfluß eingeschränkt und modifiziert wird.

Daß die Gegenwart keine despotischen Frauen kennt, die über ganze Völker den Herrscherstab ihrer Laune strecken, erklärt sich von selbst aus dem Verschwinden alles Absolutismus. Wie alle öffentliche Gewalt demokratisiert worden ist, so auch die Gewalt der Frauen. Jede einzelne Frau sucht in ihrer Familie und in ihrem Gesellschaftskreise ihre Macht geltend zu machen; und es ist natürlich kaum möglich, die Gesamtmacht all dieser Einzelwillen gegenüber dem Gesamtwillen der Männer einer Nation richtig abzuwägen. Der männliche Wille der Nation hat seine wohlorganisierte Form: sein Wahlrecht, seine Volksvertretung, seinen Amterorganismus. Dem weiblichen Willen fehlt diese Form; er ist unfaßbar, und dennoch findet man ihn überall. Heldentum und Widerstandskraft der Männer schwinden in der Intimität des Hauses, gegenüber den Müttern und Gattinnen sehr zusammen; der Kampf gegen unablässige Bitte und Überredung, gegen Thränen und Schmeicheleien ist weit schwieriger als der Kampf gegen einen groben, gewaffneten oder scheltenden Feind. Dem lauten Lärm der männlichen Volksgesellschaft gegenüber steht die unablässige Agitation der weiblichen Demokratie; und jene Männer, welche Heere führen, Gesetze formulieren, die Interessen ganzer Staaten auf

ihren Schultern tragen, Werte von Millionen in Bewegung setzen: heimlich hängen sie an Fäden, welche ihre Willenskraft und Geistesfrische, ihre Laune und Schaffensfreudigkeit und nicht selten auch direkt die Form ihrer Entschliefungen bestimmen, und deren Enden um zarte Frauenfinger gewickelt sind.

Wir haben in Staat und Gesellschaft den Frauen schon weitgehende Konzessionen gemacht. In allen öffentlichen Zuständen aber wird der Anfang des Verfalls durch ein stärkeres Hervortreten der Frau aus der Stille des Familienlebens gekennzeichnet. Wie das Hellenentum zur Zeit der Aspasia seine glänzendste Entwicklung erreichte, um fortan zu sinken, so geschah es mit Rom seit Agrippina und Messalina, so mit dem gotisch-romanischen Rittertum seit dem Überwuchern des Frauendienstes. In Frankreich endet das Königtum mit Maitressenwirtschaft, das Kaiserreich mit der Regentschaft der Kaiserin. Es scheint, als wäre die trojanische Helena unsterblich, um mit ihren glänzenden Augen Städte und Völker zu Grunde zu richten, durch alle Jahrhunderte hindurch.

Jene europäischen Staaten, in deren öffentlichem Leben die Frau am bescheidensten zurücksteht, sind gegenwärtig das Deutsche Reich und Italien — gerade sie haben in den letzten Jahrzehnten den glänzendsten Aufschwung genommen. Wo immer Völker zu großen Thaten sich aufrufen und große Ereignisse durchschreiten, verstummt und verschwindet das Weib; und wo das Weib nicht verstummt und verschwindet, zeigt sich der Verfall. Was Nordamerika der Welt noch für Kulturbilder zeigen wird, jenes Staatswesen, in welchem die Frau gegenwärtig die größte Rolle spielt, kann niemand prophezeien. Aber daß, wenn eine Reinigung des nordamerikanischen Staatswesens stattfinden soll, zugleich mit den Amterjägern und Handwerkspolitikern die Frauen von der Tribüne des öffentlichen Lebens weggefegt werden müssen, erscheint uns als zweifellos.

Man wird aber wahrscheinlich einen Beweis von uns fordern für die Behauptung, daß das Weib anderwärts eine bedeutendere Rolle spielt als bei uns. Er ist nicht schwer zu liefern. Man blicke in die Spalten der Tagesblätter, um die Vorkommnisse zu zählen und zu wägen, in welchen Frauen irgendwie an die Öffentlichkeit treten; seien diese Vorkommnisse Kriminalfälle, Skandalgeschichten oder Theateraffären. Wie bescheiden steht die deutsche Frauenwelt in diesen Beziehungen hinter der Pariserin und Wienerin! Die Damen vom Schauspiel und von der Oper, blaublütige Herzoginnen wie die Töchter der Demimonde machen anderwärts weit mehr Lärm in der Welt als bei uns. Höchst bezeichnend hierfür sind die deutschen und ausländischen Witzblätter. Während der Berliner Kladderadatsch das Weib überhaupt nur mehr als eine schofel gezeichnete Allegorie behandelt und die „Fliegenden Blätter“ dasselbe in harmlosen lebenswürdigen Typen bringen, harmlos und lebenswürdig, wie die Ladies und Misses des Londoner Punsch, strotzen die Pariser und Wiener illustrierten Zeitungen und Witzblätter von der nackten Erscheinung eines Geschlechts, das wie ein Abgrund Vermögen und Gesundheit, Ehre und Glück der Männer verschlingt. Jede elende Tänzerin oder Trapezkünstlerin, die ihr Bein über das Parterre hinstreckt, findet dort ihr Portrait in halber Lebensgröße; jeder Kurtisanenstreich wird in spalten-

langen Artikeln erörtert. Und nicht bloß das sittenlose Weib wird in die Öffentlichkeit gezerzt, sondern auch die edelsten Frauen, Zierden ihres Geschlechts, werden gelegentlich entschleiern und mit einem Weibrauch umgeben, der für Kenner nicht ganz ohne Haut gout ist. Das ist der Dank dafür, daß sie sich etwa bei Theater- vorstellungen für Obdachlose, oder bei einem Wohlthätigkeitsbazar, oder bei der Gründung einer Suppenanstalt ein bißchen prostituierten, daß sie ihre glänzenden Blicke und ihr berückendes Lächeln zu Gunsten der Armut ausmünzten!

Es geschieht bei uns auch, aber in viel bescheidenerem Maße. Selbst die freudigen Familienereignisse der Dynastengeschlechter werden bei uns in etwas diskreterer Weise behandelt. Man hält die Frau nicht so sehr ins Licht, und sie selbst thut es auch nicht; sie drängt nicht mit solch' lebenswürdiger Unverschämtheit nach den Treppen der Parlamentspaläste, nach den Tribünen der Schwurgerichtssäle, nach den Redaktionsstuben und Künstlerateliers. Ihre Photographien sind kleiner und anständiger bekleidet, ihre Toiletten einfacher und billiger, ihre Hochzeiten, Wochenbetten und Witwenschleier weniger prunkvoll.

Übrigens zeigen norddeutsche und süddeutsche Gesellschaft hinsichtlich der Stellung, welche sie den Frauen zuweisen, einen erheblichen Unterschied. In Norddeutschland steht die Frau dem geistigen Leben des Mannes ungleich näher. Der norddeutsche Salon vereinigt das geistige Leben der beiden Geschlechter; das süddeutsche Wirtshaus trennt es. Das hat weitgreifende Folgen. Der heranwachsende junge Mann steht in Norddeutschland entschieden länger unter dem Einflusse der Mutter und der Schwestern. Jene pietätvolle Begeisterung, mit welcher norddeutsche Söhne an ihrer Mutter hängen, wird man in Süddeutschland viel seltener finden. Es ist aber gewiß, daß, je länger der Einfluß der Mutter auf den Mann währt, um so später die Beeinflussung durch fremde Frauen eintreten kann. Die statistische Thatsache, daß das Durchschnittsalter der Heiratenden in Norddeutschland in frühere Jahre fällt als in Süddeutschland, ändert hieran wenig. Jedenfalls aber ist die Beeinflussung durch die Frauen der eigenen Familie derjenigen durch fremde Frauen entschieden vorzuziehen. In dieser Hinsicht sind die Angehörigen der germanischen Rasse weit günstiger situiert als jene der romanischen und der slavischen; und die Norddeutschen günstiger als die Süddeutschen. Daß eine gewisse Lückenhaftigkeit des süddeutschen Familienlebens zum Teil durch die Stammkneipe mit ihrem frischen Getränk und ihrer hübschen Kellnerin ausgeglichen wird, ist unzweifelhaft.

Mit der zunehmenden Verfeinerung des Lebens, mit dem steigenden Komfort der Großstädte werden die Frauen mehr und mehr zu kostspieligen Luxusgegenständen. Während für den Landmann, für den kleinen Handwerker, Arbeiter und Krämer, für den Schullehrer und den kleinen Beamten die Frau eine treue Arbeitsgenossin, Kinderwärterin, Köchin, Stubenmädchen und Nähterin ist, gestaltet sich das in der Klasse der Wohlhabenden ganz anders. Hier sind die Pflichten des Haushalts und der Erziehung auf die Schultern von Domestiken, von bezahlten Arbeiterinnen, von Erzieherinnen und Lehrern hinweggewälzt; der Dame des Hauses bleibt nur die angenehme und kostspielige Pflicht der Reprä-

sentation. Die Männer selbst wollen das nicht anders. Der Millionär, der, um sich seine Millionen zu erhalten und sie für seine Kinder noch zu vermehren, täglich sieben oder acht Stunden hinter dem Pult seines Kontors sitzt, wünscht es durchaus nicht, daß seine Frau sich an den Waschtrog stellt oder eine Nähmaschine tritt. Er macht es ihr bloß zur Aufgabe, zu sorgen, daß seine Leute in sein Haus kommen, und daß jederzeit gewandte Köchinnen und Stubenmädchen engagiert werden. Damit erzieht er sich selbst in seiner Frau und in seinen Töchtern jene Luxusgegenstände, welche seine Tyrannen werden, weil sie ihm an allgemeiner Bildung und in den feinen Künsten des Lebens weit überlegen sind.

In allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft äußert sich das Frauenregiment durch einen starken Einfluß schon auf die Berufswahl, später auf das Streben und den Ehrgeiz der fertigen Männer. Es ist eine in Deutschland notorische Thatsache, daß unzählige junge Leute, welche häuerlichen oder kleinbürgerlichen Kreisen entwachsen sind, von ihren Müttern aus Ehrgeiz oder Eitelkeit zum Studiren bestimmt werden, während der Vater ganz zufrieden wäre, wenn die Söhne seinem Berufe folgen wollten. Der katholische Klerus besonders rekrutiert seinen Zugang mit Hülfe der Bigotterie und Eitelkeit unzähliger Mütter, welche nicht bedenken, daß kein anderer Beruf so sehr wie der priesterliche bloß durch Antrieb innerlicher Begeisterung ergriffen werden darf. Die Folgen dieser mütterlichen Thorheit ergeben sich von selbst und sind bekannt genug; sie schneiden tief in das Kulturleben des Volkes ein. Und nicht nur da, sondern auch in anderen Berufsarten knüpfen sich die meisten Fehlgriffe an die überspannten und eitlen Hoffnungen der Mütter.

Der Stachel der Eitelkeit, den die mütterliche Affenliebe in die Seele des heranwachsenden Knaben pflanzt, wird später nicht entfernt, sondern nur geschärft und in beständiger Aktion erhalten durch die Gattin. Alles unmoralische Strebertum hängt mit dem Schürzenbände zusammen, und in aller Intrigue haben es stets die Frauen den Männern zuvorgethan, nicht bloß im Lustspiel, sondern auch in der wirklichen Staatsaktion.

Unleugbar ist es auch, daß alle kleinlichen Mängel des männlichen Ehrgeizes ihm durch weiblichen Einfluß beigebracht werden. Den stolzen Ehrgeiz, das Höchste zu wollen und in diesem Streben anerkannt zu sein, kennt nur der Mann. Das Weib erst versetzt diesen Ehrgeiz mit Eitelkeit. „Wir müssen etwas repräsentieren!“ Dieser Redensart, ob sie nun vom Manne oder von der Frau gebraucht wird, ist in ihrem Ursprunge durchaus weiblich. Wie die weibliche Eitelkeit schon bei der Berufswahl des Mannes mitwirkte, setzt sie ihr Spiel später fort, indem sie den Mann zu Wünschen und Leistungen veranlaßt, die ihm ursprünglich fremd sind. Wären diese Leistungen immer nur solche, die für die Gesamtheit förderlich und wohlthätig sind, so könnte man den weiblichen Einfluß nur rühmen. Ersteres ist aber nicht der Fall; sondern das Vorwärtskommen auf Kosten anderer, das Glänzen ohne rechtfertigenden Grund sind nur zu häufig jenem weiblichen Sporn zuzuschreiben.

Man ist hier veranlaßt, zu fragen, wie bedeutend weibliche Einwirkung auf die Gesamtsitte jedes Zeitalters geltend gemacht wird. Da die jeweilige Gesamtsitte aus dem Zusammenleben der Familienglieder, der verschiedenen Berufs- und Bildungsclassen hervorgeht, dürfen wir immerhin dem weiblichen Geschlechte den halben Anteil an ihr zuschreiben. Und je mehr durch männliches Nachdenken und Arbeiten die geschriebene Regel des menschlichen Zusammenlebens, das Recht ausgebaut und vervollkommnet wird, um so mehr wird die ungeschriebene Norm des Gesellschaftslebens, die Sitte, zur Domäne der Frau. Wir gönnen ihr diese Domäne; denn das Feingefühl, welches zur Herrschaft in derselben berechtigt, besitzt sie in reicherm Maße als der Mann. Es scheint aber, daß mit dem fortschreitenden Ausbau des Rechts die bloße Sitte mehr und mehr an Umfang und Bedeutung verliert; und so hätten wir hier ein Gebiet, wo der Einfluß der Frau mit dem Gebiete zugleich stets mehr zusammenschrumpft, wenn es nicht etwa der Frau gelingt, dieses Gebiet nach anderer Seite hin auszudehnen. Das geschieht aber in der That, und das neueroberte Gebiet der Frau ist die Mode, jener bewegliche Teil der Sitte, welcher die äußere Erscheinung des Menschen, seine Kleidung, Hauseinrichtung, sein Genußleben beherrscht. Für jede Einschränkung ihrer Thätigkeit, welche die Frau sich in anderen Gebieten gefallen lassen muß, rächt sie sich durch ihre Anmaßung auf dem Gebiete der Mode. Sie rächt sich mit einem Erfindungsgeiste, der einer besseren Sache würdig wäre; mit einem Aufwande, der erdrückend wird; mit einer Reckheit, welche zugleich empörend und lächerlich ist. Man wende nicht ein, daß auch Männer der Mode huldigen. Sie gehen notgedrungen mit ihr; aber sie huldigen ihr nicht. Wenn die Männer an ihren Röcken alljährlich neue Schnitte, an ihren Hüten neue Formen tragen, nehmen sie das hin und bezahlen es, weil es ihnen der Schneider und Hutmacher aufdrängen. Die Frau hingegen will den Wechsel der Mode; sie verlangt ihn und erfreut sich daran. Und von diesem Gebiete aus, das ihr unbestritten überlassen ist, macht sie dann unaufhörlich Übergriffe nach anderen Gebieten. Längst ist nicht mehr Kleider- und Haartracht allein der Mode unterworfen. Sie hat ihre Herrschaft auch auf Haus und Einrichtung ausgedehnt; auf Tafel und Gedeck, auf Dienerschaft und Garten, Pferd und Geschirr, Einladungen und Besuche, Feste und Reisen, Kindererziehung und Sport — kurz auf Leben und Sterben. Im wohlhabenden Hause versteht sich's von selbst, daß alle diese Dinge nach der Mode gehen; das heißt, die Frau vom Hause behauptet, es verstehe sich von selbst, und der Herr des Hauses glaubt es ohne weiteres. Daß aber dieser ganze launenhafte Unsinn, im Wege nachäffender Eitelkeit, aus den Häusern der Wohlhabenden weiter dringt in jene Familien, die eben nur ihr Auskommen haben oder schon in teilweiser Dürftigkeit leben: das gereicht der Frau zum schweren Vorwurfe. Ihre Laune, die schließlich wieder ein Abflatsch der Launen anderer ist, beherrscht damit eine Reihe von Dingen und Vorkommnissen, die eigentlich nur von der praktischen Vernunft oder von einem höheren künstlerischen Geschmacke oder von der rechnenden Sparsamkeit beherrscht werden sollten. Dabei ist es eine unsägliche Gedankenarmut, ein bodenloser Leichtsin, der durch die Herrschaft der Mode

von Geschlecht zu Geschlecht herangezogen wird. Denn die Mode erspart ja das eigene Nachdenken, die Ausbildung des eigenen Geschmacks, überhaupt die innerliche Entwicklung. Und sie hängt innig zusammen mit gefährlichen Klippen des Wohlstands. Die wunderbarlichste Sphäre nämlich, innerhalb deren die Frau der Gegenwart herrscht und fast unbedingt herrscht, ist der Luxus. Damit ist die Spitze des volkswirtschaftlichen Treibens in weibliche Hände gelegt. Die Männerwelt schafft unermüdlich, im Schweiße ihres Angesichts, bedient und unterstützt von den kolossalsten Arbeitsmitteln. Aber was sie über den laufenden Notbedarf der Nation hinaus erübrigt, überläßt sie zum größten Teile den Launen des weiblichen Geschlechts. Das ist vom Übel. Nicht als ob der Luxus, welchen Männer treiben, edler wäre als derjenige, den Frauen lieben. Austern, Champagner und feine Zigarren sind kein edlerer Luxus als Bälle, Seidenroben und Brillantschmuck. Aber der Luxus, welchen der Mann treibt, steht viel mehr im Zusammenhang und im richtigen Verhältnisse mit seinem Erwerb. Wenn der Mann eine Flasche feinen Weines trinkt, weiß er doch annähernd genau, wie viel Arbeitszeit darüber hingegangen ist, um dieselbe zu verdienen. Wenn aber eine Frau ein Atlaskleid kauft — denkt sie dabei an die Arbeitsstunden ihres Mannes? Jenen Frauen, welche daran denken, in vernünftiger, liebender Weise daran denken: ihnen seien die Atlaskleider von Herzen vergönnt; sie werden auch nicht den Straßenstaub damit fegen. Es denken indessen nur die wenigsten daran; den meisten dient als Maßstab für den eigenen Luxus nur der Luxus anderer und die eigene unbezähmbare Eitelkeit.

Es läßt sich gar nicht schildern, wie groß die Macht ist, welche die Frau in der Gesellschaft dadurch gewann, daß sie den Luxus beherrscht. Damit ist sie Meisterin der Genußwelt, so sehr sie auch den Mann in der Arbeitswelt schalten läßt. Mit der Frau und durch die Frau kommt jener Leichtsinne in die Gesellschaft, der aller Berechnung spottet, jeden vernünftigen Plan durchkreuzt. Die Frau ist es, die mehr als alles Andere den heranwachsenden Mann in der Befolgung ernster Lebensziele stört und irre macht. Und was sie mit dem Jüngling begann, setzt sie mit dem gereiften Manne fort. Selbst an die bedeutendsten Geister des Zeitalters knüpft sie unsichtbare Fäden, die von ihnen selbst unbemerkt ihre Entschlüsse verändern, ihren Mut spornen oder lähmen, ihre Kräfte hier steigern und dort verringern.

Die öffentliche Meinung der Männer hat heutzutage Freiheit genug. Sie spricht sich in der Presse aus, im Vereinsleben, in den Volksvertretungen. Da sind es eine Reihe von Fragen, die von der Frau völlig unangetastet bleiben: alle jene Fragen, zu deren Erörterung und Lösung wir trockenes, mühsam erworbenes Wissen und strenges Nachdenken bedürfen. In eine Reihe anderer Fragen aber mischt sich die Frau von ihrem subjektiven Standpunkte aus sehr bedeutend ein, ohne der Presse, des Vereinswesens und des Parlamentarismus zu bedürfen: in die Fragen der Erziehung, der Religion, der Kunst und vor allem in Personalfragen.

Ein bösarziges kleines Machtmittel in den Händen der Frau ist hierbei die

Verleumdung, selbst von den besten des Geschlechts, wenn nicht aus Tücke, doch aus Leichtsinne und Unkenntnis verübt. Wenn Männer verleumden, ziehen sie sich darüber zur Rechenschaft; bei den Frauen der heutigen Gesellschaft dagegen ist die Verleumdung fast zur täglichen straflosen Beschäftigung geworden. Wo zwei Frauen beisammen sind, wird jemand verleumdet. Der ihnen angeborene Mangel objektiver Lebensauffassung nötigt sie, beständig über Personen und niemals über Sachen zu reden. Sobald nun diese Personen andere werden als die eigenen Kinder, beginnt der übermütigste Zungenmord, von den vorsichtigsten mit kühler Reserve, von den unbesonnenen mit festester Frivolität getrieben. Die Frauen sind die Träger des Gerüchts, jenes unfaßbaren Teiles der öffentlichen Meinung, der wie ein unheimlicher Nebel Charaktere und Ereignisse fälscht und verdunkelt. Die so gefälschte und getrübe Anschauung sickert dann in die Kenntniss der Männer über, um nach Möglichkeit Unheil zu stiften. Derjenige Teil der öffentlichen Meinung, der auf authentischen Mitteilungen, auf unleugbaren Thatsachen beruht, ist nur zu oft machtlos gegenüber seinem schattenhaften und trügerischen Doppelgänger. Das Gerücht ist viel rascher als die wirkliche Kenntniss; denn es braucht keinen Beweis mit sich zu schleppen, keine Thatsachen zu präsentieren, bloß zu reden.

Mit Hilfe ihrer Herrschaft über den Luxus hat sich die Frau der Gegenwart auch in der Kunst einen mächtigen Einfluß verschafft.

In der schönen Litteratur dominiert der weibliche Geschmack durchaus. Da die Frau, wenn sie ihre gesellschaftliche Stellung wahren will, sich hüten muß, irgend etwas anderes zu erleben, als die Trauung und das legitime Anfüllen der Kinderstube, während sie doch eine unaussprechliche Sehnsucht nach schönen und zarten Erlebnissen empfindet, stillt sie diese Sehnsucht durch den Roman und verschafft den Leihbibliotheken ihr Brot und den Romanschriftstellern ihr Honorar. Die deutschen Verleger wissen das und handeln darnach; die Autoren nicht minder. Unsere Dichter dichten nur mehr für Frauen und Mädchen; das schöne Geschlecht beherrscht den Markt. Zuerst wurden die Männer aus dem Lesepublikum verdrängt; nach und nach werden sie auch in den Reihen der Autorschaft mehr und mehr durch das Weib ersetzt, und es bleiben ihnen schließlich nur die Beschäftigungen der Verleger und der Setzer.

Besser sieht es in der Musik aus. In die Reihen der Komponisten ist noch keine Frau mit Erfolg eingedrungen, wenn auch das Virtuositentum zur Hälfte, das musikalische Publikum zum größeren Teile aus Frauen besteht. Das öffentliche Richteramt über musikalische Leistungen liegt immer noch in durchaus männlichen Händen. Auch in den bildenden Künsten wahrt sich die Männerwelt noch das Recht, nicht allein die Meisterschaft zu besitzen, sondern auch ausschließlich maßgebendes Publikum zu sein.

Ein Gebiet, auf welchem die Frau ebenfalls einen bemerkbaren Einfluß besitzt — allerdings nicht erst seit neuester Zeit, sondern von jeher — ist das religiöse. Im ganzen Bereich der Christenheit, sei sie römisch-katholisch, protestantisch oder griechisch, ist die Frau die Stütze des orthodoxen Glaubens, des Fanatismus,

des Martyriums. Keine unter den herrschenden Mächten der Weltgeschichte hat der Frau so viele Rechte verliehen als das Christentum. Mit Ausnahme der Befugnis, priesterliche Funktionen zu verrichten, genießt die Frau nach dem Willen der Kirche dieselben Rechte wie der Mann. Das hat der Instinkt der Frauen von jeher eingesehen, und deshalb halten die Frauen an der Kirche und am Dogma fest mit einer Zähigkeit und Schwärmerei, die bei den Männern nur eine Ausnahme ist. Hierzu kommt aber noch die leichter erregbare Phantasie des Weibes. Seit dem allmählichen Verlöschen der heidnischen Erinnerungen hat dem Weibe als mächtige Anregung seiner Phantasie das Christentum gedient, mit seinem Himmel und seiner Hölle. Und diese Macht, im Beichtstuhl und von der Kanzel herab genährt, wird für die Frau wieder zu einem Werkzeug, das sie dem Manne gegenüber anwendet, wenn geistige Ermattung oder Krankheit schwache Stunden über ihn kommen lassen.

So sind es eine Reihe von Umwegen, auf welchen die Frau der Gegenwart sich einen sehr bedeutenden Einfluß auf das öffentliche Leben zu sichern weiß. Und weil dieser Einfluß nicht rechtlich, sondern bloß faktisch besteht, ist er nicht zu brechen. Wo immer die Männer versuchen mögen, ihn abzuschwächen: er findet stets neue Wege und Mittel.

Aber auf welchen graden und krummen Wegen die Frauen sich diesen Einfluß verschaffen und wie immer sie ihn anwenden, so giebt es doch einen Umstand, der jedem Vorwurf gegen sie die Spitze abbricht.

Nämlich die einfache Thatsache, daß die Frauen stets so sind, wie es von den Männern gewollt wird, gut oder schlimm. Ja, eher noch besser. Daß Deutschlands Frauen aus den Hexenprozessen, diesem schrecklichsten Unrecht der Männer gegen sie, hervorgegangen sind, ohne aus Furcht und Verzweiflung sämtlich blödsinnig geworden zu sein, beweist, daß die Frau selbst durch den ärgsten Mißbrauch männlicher Brutalität nie ganz zu entwürdigen ist und daß sie ein gewisses göttliches Recht besitzt, sich auf Umwegen eine gewisse Herrschaft zu sichern. Die Männerwelt der Gegenwart ist zwar nicht mehr so infam, die zuckenden Leiber unschuldiger Frauen und Mädchen auf der Folterbank zu zerreißen; aber sie begeht doch konstant einige schwere Sünden gegen die reine Menschlichkeit. Rohe, brutale Leidenschaft; einseitiger Erwerbstrieb und im öffentlichen Leben ein öder Formalismus, der alle feinen geistigen Seiten der Menschennatur verkennt: das sind die spezifischen Schattenseiten der modernen Männerwelt; und sie können durch alle wissenschaftlichen und technischen Fortschritte, durch alle Befestigung der Rechtszustände, durch allen künstlerischen Aufschwung nicht unfühler gemacht werden.

Die Natur hat von Anfang an den Mann durch das Weib ergänzt, und es scheint, als ob sie noch jetzt, nach vieltausendjährigem Kulturgange, in den Fehlern und Übergriffen der Frauen nur ein Gegengewicht erhalten will gegen die Fehler und Übergriffe der Männer.



Die Wohlthaten für die Menschheit durch die Chirurgie.

Von

J. N. von Rußbaum.

Mit verschwenderischem Überflusse und millionenfach hat Gottes Schöpfung unsere Erde mit allem Nützlichen und Nötigen ausgestattet, und im Tierreiche, im Pflanzenreiche, wie im Mineralreiche finden sich Arznei-Schätze angehäuft von so bestimmter großer und nützlicher Wirkung, daß der Schöpfung Absicht nicht zu verkennen ist.

Im Buche des weisen Sirach, im alten Testamente, steht auch geschrieben:

„Der Allerhöchste hat hervorgebracht aus der Erde die Arzneien, und der kluge Mann wird diese nicht von sich weisen.“

und an einer anderen Stelle:

„Ehre den Arzt des Notfalles wegen, denn ihn hat erschaffen der Allerhöchste“

Trotzdem giebt es wenige humoristische Journale, welche nicht fast in jeder Nummer eine lustige Geschichte erzählen, wie sich die Ärzte täglich lächerlich machen, als ob die ganze Arzneiwissenschaft eine wertlose Plage sei, und ein Köhlerglaube dazu gehöre, wenn eine Mixtur Wirkung haben soll. Selbst der große Goethe schrieb in seinen weltberühmten Faust hinein:

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudiert die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt!“

In jeder Gesellschaft macht man sich über dieses Thema lustig.

Wenn man aber das Leben und Treiben der Menschen genauer beschaut, selbe nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Handlungen beurteilt, so sieht man bald, daß dieser Spott, daß diese Witze nicht so böse gemeint sind. Man will eben manchmal die Gesellschaft lachen machen und will witzig sein; aber die nämlichen Männer, welche sich heute Abend im Gasthause durch solche Geschichten ergötzen, laufen nachts, so eilig sie können, zum Arzt und zur Apotheke, wenn ihr liebes Kind erkrankt, und lauschen vertrauensvoll nach jeder Miene und nach jedem Worte, das der Arzt am Krankenbette spricht.

Wer nicht blind ist, kann auch wirklich nicht verkennen, welch' bewundernswerte Kräfte die Schöpfung erschuf.

Dort hat sich einer an einer Wunde nahezu verblutet, und das Leben scheint zu erlöschen; ein Paar große Dosen von Moschus, den wir aus dem Beutel eines chinesischen Bisamtieres gewinnen, bringt rasch wieder Lebenskraft.

Hier liegt eine arme Kranke gelb und blaß und abgemagert, sie hat täglich 2 Stunden lange einen Frost, daß alle Glieder schütteln und zucken und die Zähne klappern. Sie bekommt eine Dosis Chinin, das wir den südamerikanischen Cinchon-Waldungen verdanken, und schon morgen ist sie von diesem furchtbar schwächenden Übel befreit.

Dort ist ein Mädchen, das jämmerlich schreit und weint, denn es hat sich heißes Wasser über die Füße geschüttet und ist von den furchtbarsten Schmerzen ihrer Brandwunden gequält. Nun kommt endlich der ersehnte Arzt, bringt ihm schnell 1 Zentigramm Morphinum bei, das wir aus dem orientalischen Mohnköpfchen gewinnen, und siehe da, in 1 Minute trocknet das arme Kind seine Thränen und lächelt wieder, weil es ganz schmerzfrei ist. —

Ein Jagdfreund hat ein entzündetes Auge, und dasselbe schmerzt und thränt, nimmt Ruhe und Schlaf, der Schmerz bohrt mit solcher Heftigkeit in den Stirnknochen, daß der Gepeinigte mit den Nägeln an der Wand kratzt, wie man zu sagen pflegt. Endlich kommt ein tüchtiger Augenarzt, träufelt dem Kranken einige Tropfen Atropin in das Auge, (welches herrliche Mittel die schöne Tollkirsche liefert), und in einigen Minuten meint der Kranke, ein Zauber hätte ihn von dem Schmerz erlöst.

Auch dem Mineralreiche entnehmen wir herrliche Arzneimittel. Es ist noch nicht lange her, da kam ein junger Gutsbesitzer zu mir; sein Gesicht war verklebt und verbunden, und scheu blickte er um sich, ob ihn niemand erkenne, und endlich klagte er mir, daß seit 4 Jahren sein Gesicht so voll von häßlichen Pusteln, Krusten und Geschwüren sei, daß er sich, um nicht Ekel zu erregen, ganz von der menschlichen Gesellschaft zurückziehen müsse, was ihm um so schwerer fiel, als er in so glücklichen Außenverhältnissen lebe, daß ihm das heiterste und genußreichste Leben offen stände, wenn er diese traurige Krankheit nicht hätte. Ich erinnerte mich während seiner Erzählung an einen geistreichen Vortrag des berühmten Geheimrat Romberg, welchen ich 1855 in Berlin zu hören das Glück hatte, und gab dem unglücklichen Gutsherrn sofort minimale Dosen von Arsenik. Geh. Romberg hatte uns in dem eben erwähnten Vortrag gesagt: es giebt wenig Mittel, die so sehr geeignet sind, den unglücklichsten Menschen wieder heiter und glücklich zu machen, wie der Arsenik.

In der That verging auch kein Vierteljahr, so trat ein eleganter junger Mann mit gewandtem Äußeren in mein Sprechzimmer, und als er mich erblickte, zog er sein Taschentuch heraus, hielt es vor die Augen und weinte an meiner Brust so heftig, daß ich glaubte, er werde alsbald eine recht traurige Geschichte zu erzählen beginnen.

„Was ergreift Sie so sehr, mein Herr?“ frug ich.

„Es sind Thränen des Dankes und der Freude“ stotterte er mit Schluchzen heraus. „Ich bin jener unglückliche Gutsbesitzer mit dem häßlichen Gesichte und Ausschlage und jetzt bin ich gesund und seit wenigen Tagen mit einem wunderhübschen und braven Mädchen verlobt und kam heute zu Ihnen, um für mein Lebensglück zu danken.“

Noch viele Beispiele aus Tier-, Pflanzen- und Mineralreich ließen sich anführen, welche der verstockteste Skeptiker nicht leugnen könnte, aber die verschiedenen Heilmethoden: Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, Semmelkur, Heilgymnastik, Massage zc. haben auch sehr dazu beigetragen das Vertrauen der Menschen zur

Arzneikunde zu erschüttern, obwohl diese Methoden bei weitem oft nicht so schroff einander gegenüberstehen, als man meint.

Es führen eben mehrere Wege nach Rom, wie das Sprichwort sagt.

Ich erlaube mir nur ein einziges Beispiel zu bringen:

Gesetzt es sei einer Frau nach einem heftigen Stoße auf die Brust eine kleine harte Geschwulst der Brustdrüse zurückgeblieben.

Der Allopath bepinselt diese Geschwulst fleißig mit Jodoform-Collodium, und die Geschwulst verschwindet, weil das herrliche Jodoform Verflüssigung und Resorption des betreffenden entzündlichen Productes bewirkt. Der Hydropath läßt viel Wasser trinken und macht Tag und Nacht feuchte Prißnitzsche Umschläge. Auch hierdurch wird die Geschwulst weggebracht. Das viele in die Blutbahn gebrachte Wasser durchtränkt auch die harte Geschwulst und erweicht dieselbe, und der Umkehrvorgang der Ernährung wird durch Endosmose und Exosmose das überschüssige Product nach und nach mit dem Urin aus dem Organismus wegführen. Aber auch die Semmelkur bringt diese Geschwulst weg.

Die betreffende Kranke bekommt ja nichts als trockne Semmel und etwas roten Wein, was dem Organismus zu seiner Erhaltung nicht genügt, weshalb er von seinem eigenen Fleische lebt und sehr leicht dieses überschüssige entzündliche Product aufzehrt.

Sogar mit Heilgymnastik und Massage kann im betreffenden Fall ein guter Heilerfolg erreicht werden. Mit Klopfen, Reiben und Kneten wird die harte Geschwulst erweicht und zerteilt. Aus dem großen, harten Knoten wird eine weiche breiige Masse, und das darauf folgende Streifen und Drücken führt die nun verkleinerte verriebene Masse den aufsaugenden Gefäßen entgegen.

Wie nun bei der eben besprochenen Geschwulst auf verschiedenem Wege das gleiche Endresultat erreicht wird, so könnte man dies bei vielen Leiden nachweisen.

Bei einer großen Zahl innerer Krankheiten ist die Verordnung eines Heilmittels die geringste Leistung des Arztes, während weitaus der Hauptwert seiner Thätigkeit in Ordnung der Lebensweise beruht, indem er den Kranken darüber belehrt, was er thun und lassen, was er essen und trinken, wie er seine Haut pflegen, welche Temperatur er im Zimmer haben, wie er lüften und desinfizieren soll &c., und hierbei dürfte sich mancher Allopath und Homöopath und Hydropath nicht viel von einander unterscheiden.

Will man aber auch gegen alle diese Leistungen blind sein, so kann man doch nicht umhin, wenigstens der Chirurgie die Ehre zu lassen, daß dadurch viele Leben gerettet, viel Unglück und Elend verhindert wird, und weil gerade das letzte Dezennium für die Fortschritte der Chirurgie ein sehr fruchtbares war, so folge ich gerne der Aufforderung die hauptsächlichsten Wohlthaten zusammenzustellen, welche die Menschheit gegenwärtig der Chirurgie verdankt.

Von Dezennium zu Dezennium kommen immer mehr Krankheiten in die Hände des Chirurgen und entschlüpfen den oft unsicheren Versuchen der inneren Medizin; daß die Chirurgie (die mechanische Heilkunde) die beste Heilmethode ist, das bestreitet wohl niemand. Was man eben mit der Hand oder mit Instrumenten

trennen oder zusammenfügen, oder dehnen oder wegnehmen kann, das ist sicher und wohl geschehen, und da das Studium der Anatomie und Physiologie den Chirurgen immer mehr Courage gab, so daß sie sich jetzt sogar an Milz und Leber, Herz und Lunge, an Gehirn und Nieren und große Gefäße heranwagen, so sind viele Krankheiten mit großem Glücke in das chirurgische Lager hinübergetreten.

Die quälendsten Nerven-Schmerzen, die schlimmsten Erstickungszufälle, Leberabscesse, Bauchtumoren und viele andere Krankheiten, welche vor Dezennien fruchtlos oder gar zum Schaden des Kranken mit allen erdenklichen Arzneimitteln bis zum Tode herumgezogen wurden, werden jetzt mit dem besten Erfolge der Chirurgie überwiesen, weshalb aber auch der Umfang der Chirurgie sehr zugenommen hat, und ich dürfte ein dickes Buch schreiben, wollte ich alle Wohlthaten erklären, welche der Chirurgie heutzutage zu verdanken sind. Wenn ich aber auch nur einiges davon auswähle, so hoffe ich, manchen Leser zu bekehren, der bis jetzt den Ärzten und namentlich dem ärztlichen Messer recht wenig hold war.

Überblickt man, wie die Chirurgie den Menschen oft von Martern befreit, wie sie ihm die verlorene Arbeitsfähigkeit wiederbringt, wie sie Gefahren für das Leben beseitigt, so kann man sich gewiß über den ärztlichen Stand nicht mehr lustig machen.

Es ist eine Eigenheit der Neuzeit in vielen Wissenschaften, daß das, was sonst nur einzelnen möglich war, jetzt Allgemeingut geworden ist, von der Mehrzahl ausgeführt werden kann, und daß das, was früher nur selten und zufällig gelang, jetzt immer und mit Bestimmtheit erzielt werden kann.

In der Chirurgie ist dieser Vorzug der Neuzeit ganz besonders markiert zu sehen.

Unter 100 Ärzten fand man früher kaum einen Operateur. Wer nicht weit reisen konnte, blieb oft unfürirt und ungeheilt. Jetzt giebt es wohl keine Stadt mehr, in welcher nicht ein oder mehrere Ärzte zu operieren verstünden, und die glücklichen Heilresultate, welche man sonst als eine außerordentliche Begünstigung des Schicksals erzählte, sind nun täglich zu beobachten. Nur ganz wenige, sehr schwierige Operationen sind es mehr, welche von einzelnen allein ausgeführt werden. Gerade aber dadurch, daß man jetzt in jeder Stadt einen Chirurgen mit tüchtigem Wissen und Können findet, ist die Chirurgie eine wirkliche Wohlthäterin der Menschheit geworden.

Wenn ich hier auch die Augenheilkunde, welche ja nur eine Tochter der Chirurgie ist, mit hereinziehen darf, so beginne ich bei Aufzählung der Wohlthaten mit Heilung der Blindheit durch die Staaroperation. Welch' traurigen Eindruck macht es nicht jedem fühlenden Menschen, wenn man einen Blinden mit seinem Stocke nach dem Wege suchen sieht, wenn derselbe sich ängstlich dem führenden Arme anvertraut!

Schmerzlich vermißt er der Schöpfung herrliche Bilder, noch schmerzlicher die lieben Gesichtszüge seines hoffnungsvollen Sohnes. Der Staar wird entfernt, und der Unglückliche ist in dieser Minute glücklich geworden; in wenigen Tagen

erfreut er sich seines Lebens wieder; er erkennt sein geliebtes Kind wieder, er freut sich wieder über Reichtum und Schönheit der Natur, und sogar Kunst und Wissenschaft sind ihm wieder zugänglich.

Ganz anderer Art zwar, aber nicht weniger glücklich sind Mutter und Vater, welche soeben das erstickende Kind durch den Luftröhrenschnitt vom Scheintode zum Leben gebracht sehen. Croup und noch mehr Diphtherie sind die Gespenster, welche oft wie ein Würgengel unter den schönsten Kindern ihre Opfer suchen. Sehr häufig bei Croup und nicht ganz selten bei Diphtherie kann der Arzt rechtzeitig durch diese Operation das gefährdete Leben erhalten.

Eine andere Art des Erstickungstodes sehen wir bei rasch wachsenden Kröpfen. Erbarmungswürdig ist die Angst auf dem blauen Gesichte abgemalt, und so oft die Katastrophe auch wiederkehrt, nimmt die gemarterte Kranke vom Leben Abschied. Die großen Neuerungen der Chirurgie gestatten in vielen Fällen diese Qualen durch gänzliche Entfernung des Kropfes gründlich und glücklich zu beseitigen, während vor nicht gar langer Zeit fast jede solche Operation den tödlichen Ausgang nahm.

Ein sehr qualvoller Zustand, bei welchem der Kranke auch gleichsam dem Tode in die Augen schaut, ist das Miserere, dessen häufigste Ursache ein eingeklemmter Bruch, ein verwickelter Darm ist. Der Tod war früher der häufigste Ausgang dieses Vorkommnisses. Noch vor 10 Jahren sah man die Hälfte solcher Kranken sterben. Die Chirurgie des heutigen Tages ist hierbei aber ganz besonders glücklich. Rechtzeitig in gute Hände gebracht, stirbt fast niemand mehr, und selbst von vernachlässigten Fällen werden noch 70—80 Prozent gerettet. Die Hilfe, welche eben in Eröffnung des Bauches und Ordnung der Darmlage besteht, war sonst meist vom Tode gefolgt, während wir jetzt diese Operation, wenn wir alle Vorsichtsmaßregeln der Neuzeit berücksichtigen, ausführen können, ohne daß der Kranke nur in die geringste Gefahr kommt.

Eine andere recht segensreiche Leistung der Chirurgie, vor vielen Dezennien schon und noch mehr heute, ist die Stein-Operation. Man muß es einmal gesehen haben, wie ein Steinfranker duzendmal im Tage, so oft er die Harnblase entleeren muß, sich windet und jammert und schreit, weil sich der rauhe, harte Stein mit der zarten, nun entleerten Blase blutig reibt. So gefährlich auch das Herausschneiden des Steines in alter Zeit war, so schmerzlich es vor der Erfindung des Chloroforms noch war, so gingen die armen Kranken im Übermaß der Qualen doch daran. Jetzt hat das Chloroform den Schmerz der Operation beseitigt. Geistreiche Männer haben eine Erfindung nach der andern gemacht, und ohne Schnitt und ohne Stich geht man mit einem kleinen, aber recht sicher gestählten, von wohl geübter Hand geführten Instrument in die Blase, zerbricht den Stein, zerpulvert ihn und pumpt den produzierten Sand und Staub mit dem eingespritzten Wasser rein heraus. Die darauf folgenden Schmerzen und Gefahren sind bei halbwegs günstigen Verhältnissen auf ein Minimum gesunken, und der ganz unverletzte Kranke geht nach einigen Tagen gesund und froh in seine Heimat.

Vor Erfindung der Chloroformwirkung und vor Erfindung ungefährlicherer

Methoden der Steinoperation lag mancher Steinfranke 10 Jahre lang im Bette und schrie und jammerte täglich 10—20 Mal, daß man ihn im ganzen Hause hörte, weil er vielleicht im Interesse seiner Familie dieses Marterleben doch noch der Lebensgefahr einer Operation vorzog.

Jetzt ist die Wahl dem Steinfranken nicht mehr schwer.

In der einen Wagschale liegen jahrlange Schmerzen, Qualen und Gefahren aller Art, in der andern winkt nach einer kurzen, ungefährlichen, schmerzlosen Operation ein langes, gesundes Leben.

Am dankbarsten sind die Menschen immer für die Befreiung von Schmerzen.

Zu den größten Schmerzen auf der Welt, nur den heftigsten Zahn- und Ohren-Schmerzen vergleichbar, gehört der sogenannte Gesichtsschmerz. (Tic douloureux oder Fothergill'scher Schmerz).

Monate- und jahrelang können die Kranken nicht essen, nicht trinken und nicht sprechen ohne vor Schmerz in Thränen auszubrechen.

Der Chirurg meißelt die Gefühlsnerven aus den Gesichtsknochen heraus, und der Schmerz ist weggezaubert.

Selbst wenn die Nerven nach ein paar Jahren wieder wachsen und der Schmerz unglücklicherweise wiederkehrt, hilft die gleiche Operation wieder und dann gewöhnlich für die ganze Lebenszeit.

Wenn häufige epileptische Anfälle das ganze Lebensglück eines jungen Mannes vernichten und die trübste Zukunft erblicken lassen, und es findet ein Chirurg, daß diese Krankheit von einem verwachsenen Armnerven oder von einer mit dem Schädelknochen adhaerenten Narbe hervorgerufen werde, und er macht durch Dehnung des betreffenden Armnervens oder durch Ausschneiden der Kopfnarbe fernere epileptische Anfälle unmöglich, so darf man überzeugt sein, daß der Geheilte diese Wohlthat erkennt und sich glücklich fühlt.

Eine Dame, die zum Skelette abgemagert ist, weil seit 2 Jahren eine Eierstocksgeschwulst 50 Pfund schwer wuchs und ihre Gedärme so belästigt, daß alles Genossene wieder erbrochen wird, kommt endlich in gute chirurgische Hände.

Mit Aufwand aller Sorgfalt gelingt es jetzt dem geübten Operateur, die schwere Geschwulst ohne Schmerz und ohne Gefahr herauszunehmen und die Kranke ohne Fieber vollkommen genesen zu lassen, so daß sich die abgemagerte Dame nach ein Paar Monaten in eine üppige, rotwangige Frau verwandelt. Solche Heilerfolge darf man gewiß Wohlthaten nennen.

Vor kurzem noch starben alle diese Frauen rasch an Abzehrung dahin, und jetzt genesen sie so sicher und schön und werden so kräftig und gesund, daß Goethe die oben aus seinem Faust zitierten Worte wohl heute nicht mehr schreiben würde.

Noch eine andere Wohlthat der Chirurgie, welche auch erst in diesem Jahrhundert zur Vollendung kam, ist recht in die Augen springend. Es ist dies die Operation der Blasenscheidenfistel jener Frauen, welche bei Geburten starke Blasenverletzungen erlitten haben, Tag und Nacht unaufhörlich und unwillkürlich den Urin über die Schenkel abfließen lassen müssen, durch scheußlichen Geruch und fortwährende Nässe der Kleider, sowie durch sandige Krusten und Geschwüre an

den Schenkeln zur Verzweiflung gebracht und nahezu von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen werden und, wenn sie den niedern Ständen angehören, am Hungertuch nagen, bis sie ihr Elend an das ersehnte Grab führt.

Es ist noch nicht lange her, da hielt man es für unmöglich die zerrissene Harnblase wieder zu verschließen.

20 und 30 Operationen machte man an einer und derselben Kranken, und nicht wollte es gelingen.

Jetzt würde ein Operateur seinen guten Namen auf das Spiel setzen, wenn er einer solchen Kranken nicht Hilfe brächte. Die geheilten Frauen, welche sich in ihrem Elend oft den Tod gewünscht haben, leben wieder neu auf und freuen sich ihres Daseins. Man kann dies noch von vielen andern Operationen sagen.

Auch Gewächse an andern Körperteilen werden oft recht groß und führen zur Schwäche und werden zwar mit weniger Umständlichkeit, aber gleich gutem Erfolg operiert.

Selbst die Wegnahme von Krebsgeschwülsten auf der Haut, an der Zunge, dem Kehlkopf und Schlunde, in den Brüsten, im Darne und an den Geschlechtsteilen, so berüchtigt diese Operationen auch sind, weil der Heilung meist bald Recidive folgt, kann, wenn sie so frühzeitig und ausgedehnt gemacht wird, daß nirgends Keime zurückbleiben, von diesen schrecklichen Übeln radical befreien.

Auch ein drohendes Siechtum zu entfernen gelingt dem Chirurgen oft. War z. B. die Brust- oder Unterleibshöhle mit Eiter gefüllt und wird vom Arzte glücklich ausgepumpt, so vertauscht der Kranke meist sein Siechtum mit gesunden Jahren.

Gedenken wir endlich der vielen angeborenen und durch Krankheit oder anstrengende Arbeit erworbenen Fehler, so finden wir oft die Chirurgie als Retterin. Sie verschließt die häßliche Hasenscharte, den lästigen Wolfsrachen, welcher kaum verständlich zu sprechen und anständig zu essen erlaubt, weil der gespaltene Gaumen Luft und Speisen vom Munde in die Nase gehen läßt.

Der Klumpfuß und das verbogene Knie, die verwachsenen Finger, der verkrümmte Unterschenkel, der beginnende Höcker und vieles andere wird mit Chirurgenkunst bei rechtzeitiger Inanspruchnahme nahezu normal gemacht.

Aber auch bei den alltäglichen Unglücksfällen verdanken wir der Chirurgie sehr vieles. Die gute Heilung eines gebrochenen Beines, die schnelle und vollkommene Einrichtung eines luxierten Armes weiß nur vielleicht jener richtig zu taxieren, der das Unglück hatte, in keine guten Hände zu kommen und jahrelang über Schmerz und Schwäche plagt.

Beinbrüche, welche mit Wunden kompliziert sind, verlaufen oft besonders ungünstig. Im Kriege 1870 wurde einem jungen Kavallerie-Offizier der rechte Vorderarm so zerschmettert, daß ein mehrere Centimeter langes Knochenstück herausgerissen und vom Körper gänzlich getrennt wurde. Der Arm war zwar geheilt, aber ganz unbrauchbar, denn das Fleisch ohne Knochen gab keinen Halt.

Der junge Mann, mit Leib und Seele Soldat, ward als ganz unheilbar in

die Liste der Real-Invaliden geschrieben. Als er zu mir gereist kam und versicherte, daß er lieber sterben wollte als wie ein Pfriündner fortleben, da versuchte ich das höher oben gelegene Knochenstück der Länge nach mit Meißel und Hammer zu spalten und die eine Hälfte in die knochenleere Fleischmasse herunterzunähen, und diese Knochentransplantation gelang so vollkommen, daß der tapfere Mann wieder friegsdiensttauglich wurde, avancierte und als Grenadieroffizier mit dem operierten Arm den Säbel wieder schwingt und sich seines Lebens freut.

Wieder war es die Chirurgie, welche einen braven Unglücklichen glücklich machte.

Die letzten 10 Jahr waren für die Chirurgie so bedeutungsvoll, so glücklich, daß schwere Verletzungen, welche früher hunderten das Leben kosteten, fast ganz ungefährlich geworden sind, daß die Mortalität in chirurgischen Spitalern um mehr als die Hälfte herabsank und die Heilzeiten oft auf den dritten, sogar vierten Teil verkürzt wurden.

Während früher selbst nach recht kleinen Verletzungen oft das sogenannte perniziöse Wundfieber kam, die Wunde übelriechend und das Blut von diesen stinkenden Massen vergiftet wurde und dieses Gift, zu den edelsten Organen gelangt, das Leben vernichtete, hat man jetzt die verderbliche Kette von Zufällen gefunden, welche dieses Unglück oft überraschend brachte, und bald nachdem man die Ursache erkannt hatte, lernte man sie auch beseitigen.

Man weiß jetzt, daß ein solch' böses Gift, welches zu schwerer Krankheit und zum Tode führt, nicht im Menschen erzeugt wird, nicht in der Wunde wächst, sondern nur entsteht, wenn Staub und Pilze, die in der Luft zahlreich angesammelt sind, in die Wunde kommen, dort günstige Bedingungen zu ihrer Vermehrung finden und den Eiter faulig machen und so durch Aufsaugung dieses Giftes das Leben gefährden und vernichten.

Da bei großen Wunden das Thor zur Aufnahme solcher Schädlichkeiten viel weiter offen steht als bei kleinen, so kam dieses Unglück natürlich bei großen Wunden häufiger vor als bei kleineren. Weil aber auch die kleinste Quantität solcher Pilze wie ein Ferment wirkend im stande war, die ganze Blutmasse zu vergiften, so überraschte dieses Unglück oft genug bei ganz kleinen, unbedeutend aussehenden Wunden.

Man lernte aber sowohl das Eindringen dieser schädlichen Staubmasse zu verhindern als auch die Vermehrung und schädliche Wirkung der eingedrungenen unmöglich machen; und so kam es, daß man jetzt große und kleine Wunden, wenn sie rechtzeitig in gute Hände kommen, ohne jedes Wundfieber heilt, daß in einem gut geleiteten Spitale das perniziöse Wundfieber gar nicht mehr existiert, Blutvergiftungen nicht mehr gesehen werden und bei der gleichen Anzahl von Kranken die Zahl der Toten sehr klein geworden ist.

Alte Leute, Lungensüchtige, Krebskranke, tödlich Geschlagene und Gestochene und ähnliche Verunglückte werden immer sterben, aber nicht mehr kommt es vor, daß ein Vater seinen kräftigen Sohn zu Grabe tragen sieht, weil sich derselbe bei der Arbeit am Finger gequetscht oder geschnitten hat; nicht mehr kommt es vor, daß

in einem Kriege in den Feldspitälern mehr Soldaten sterben als auf dem Schlachtfelde. Die sogenannte aseptische Wundbehandlung, der wir diese glückliche Reform der Chirurgie verdanken, ist aber noch in ihrer Kindheit. Jeden Tag werden daran Verbesserungen gemacht, so daß sich mit Sicherheit erwarten läßt, daß in wenigen Jahren die Sterblichkeit der chirurgischen Kranken noch um vieles mehr verringert wird und viele nützliche Eingriffe, welche man jetzt wegen ihrer Gefährlichkeit unterläßt oder nur im äußersten Notfall unternimmt, gefahrlos und sicher mit größtem Nutzen ausgeführt werden. Von einigen Operationen kann man dieses schon heutzutage sagen:

Das Eröffnen des Bauches war bis zur Erfindung der Antiseptik eine äußerst gefährliche und gefürchtete Operation, denn die große Sterblichkeit nach solchen Operationen nötigte diese Ansicht auch unbedingt auf.

Machte man den Unterleib auf, um die verwickelten Gedärme zu ordnen oder um einen verschluckten fremden Körper heraus zu nehmen, oder um eine Geschwulst zu entfernen, so war der Tod viel wahrscheinlicher als die Rettung. Von 100 solchen Operierten starben bestimmt mehr als 90, weshalb manche Chirurgen solche Operationen geradezu für strafbar erklärten, wenn nicht die höchste Gefahr dazu drängte. Jetzt ist es umgekehrt. Jetzt sterben vielleicht von 100 solchen Operierten 8—10, bei welchen die Operation zu spät oder unter sehr ungünstigen Komplikationen gemacht worden ist. 90 werden jetzt dadurch gerettet, von großen Gefahren und monatelangem Siechtum befreit und zu einem neuen Leben erweckt. Man würde es jetzt im Gegenteil als strafbar ansehen, wenn man solche Operationen unterlassen würde.

Durch diese Verminderung der Gefahren sind nun die Chirurgen immer kühner geworden, so daß sich in den letzten Jahren eine sogenannte Zukunftschirurgie entwickelte, welche zur Zeit zwar von manchen noch als Gauklerkunst betitelt wird.

Ich bin aber überzeugt, daß alle diese genial ausgedachten Kunststücke alsbald so verändert und verbessert werden, daß sie den Kranken zum Segen reichen. Die Furcht vor Eröffnung des Bauches ist, wie bereits bemerkt, schon ganz verschwunden. Während man früher oft mit Bedauern aussprechen hörte: „In den Bauch kann man halt leider nicht hineinschauen,“ nehmen wir gegenwärtig gar keinen Anstand unter dem Carbolnebel eines Dampfspanns den wohlgereinigten und desinfizierten Bauch aufzuschneiden, hineinzuschauen und mit desinfizierter Hand hineinzulangen, um dies und jenes zu ordnen und heraus zu nehmen.

Auch Geschwülste, welche auf den Hirnhäuten sitzen, nimmt man bereits nach Entfernung eines Schädelknochenstückes mit dem besten Erfolge heraus. Große Stücke des Magens und Darmes sind in den letzten Jahren mit brillantem Resultate herausgeschnitten worden, teils weil an denselben krebsige Verengerungen waren, teils weil Geschwüre oder Brand ihre Funktion verhinderten. Die ganze Milz, eine der beiden Nieren, ein Stück Leber und Lunge hat man schon lange unter gewissen günstigen Verhältnissen herausgenommen, aber man beginnt jetzt auch franke Lungenstücke bei Lungensucht radikal entfernen zu wollen; man er-

öffnet bereits den Herzbeutel und zapft das drückende Wasser weg zur größten Erleichterung des erstickenden Kranken.

Die oft gemachte Beobachtung, daß der menschliche Organismus einen reinen Eisendraht oder Golddraht einfaßt und gut erträgt, hat in neuester Zeit zu dem Versuche geführt, eine sehr quälende Krankheit zu heben, gegen welche wir bis zur Stunde ganz ohnmächtig waren und nur mit traurigem Herzen zuschauen mußten, wie monatelang Atemnot und Ohnmacht mit einander wechselten, bis der Kranke endlich durch den Tod erlöst wurde.

Es sind dies Aneurysma (Erweiterungen von Pulsadern) in der Nähe des Herzens. Eine solche Pulsader soll vielleicht die Weite eines Fingers haben und erweitert sich manchmal in Krankheitszuständen zu Kindskopfgröße. Treten solche Veränderungen in Pulsadern auf, die dem Herzen entfernter liegen, so ist man seit langer Zeit schon so glücklich, durch Unterbindung der Ader selbst oder durch andauernde Kompression derselben und durch anderes die Koagulation des enthaltenen Blutes zu bewirken, worauf die erweiterte Pulsader verkümmert und seitliche kleine Gefäße ihre Funktion glücklich besorgen.

Tritt also z. B. eine solche Pulsadererweiterung am Oberarm ein und lähmt die Thätigkeit des ganzen Armes und der Hand, so unterbinden wir diese erweiterte Pulsader höher oben oder komprimieren oberhalb der sackförmigen Erweiterung so lange, bis das enthaltene Blut stockt und die Pulsadererweiterung ganz oder teilweise ausgestopft ist, und heilen damit die schweren Erkrankungen vollkommen.

Allein eine große Pulsader, die dem Herzen sehr nahe liegt, kann man weder unterbinden noch komprimieren und man hatte bisher keine Hilfe gewußt, um das Blut, welches in einem so erweiterten Sacke Tag und Nacht ein- und ausfließt, zur Koagulation zu bringen.

Endlich in der allerneuesten Zeit hatte ein Chirurg den genialen Gedanken, durch einen kleinen Nadelstich eine aufgerollte meterlange feine Uhrfeder hineinzuschieben und in den Sack hineinfallen zu lassen.

Ist die Uhrfeder gut desinfiziert, von Staub und Pilzen frei, so wird sie gefahrlos ertragen, hält teils das Blut in seinem Strome auf, teils quirlt sie dasselbe, so daß dessen Faserstoff ein Gerinsel bildet, welches sich an den Rändern des Sackes anlegt und denselben verkleinert oder verschließt.

Gehören die zuletzt erzählten chirurgischen Eingriffe auch jetzt eigentlich noch einer sogenannten Zukunfts-Chirurgie an, da sie nur von einzelnen Chirurgen gewagt werden, so geben diese Beispiele doch eine Perspektive, daß in nächster Zeit von der Chirurgie noch manche weitere Hilfe für bis jetzt noch unheilbare Krankheiten erwartet werden kann.



Cornelia.

Ein ungedruckter Roman

von

Charlotte v. Kalb.

III.

... In dem Garten, der von dem See begrenzt, unter den Schatten mächtiger Bäume war ich mit der Mutter am frühen Morgen. Bedeutsam war mir, was Mutter Dorothea allhier geschaffen. Wir begegnen ihren Gesinnungen, ihrem Willen in diesen Denkmälen. Auch war hier eine einsam stehende Linde, die sie selbst gepflanzt, die Augustin mir geweiht, mit feinem Schnitzwerk soll eine Bank sie umfassen. Da finden wir alle friedlichen Schatten. Augustin weiß nicht davon; allein wie wird es ihn bei seiner Rückkehr erfreuen! Und jene Laube mit dem Kreuze, die zwei Knieende faßt, da beteten die teuren Eltern in gläubiger Wonne. Wie muß hier dem zu Sinne sein, der sie gekannt, den sie geliebt — dem sie im Traum erscheinen!

Ich bekannte nun, daß mir Augustin das Bild der Elternmutter gezeigt und wie sehr mich dieser Anblick betroffen, doch mehr noch der Traum und Augustins Traurigkeit

„In deinem Herzen lebt das Bild, traue seiner Verheißung!

Wir schaffen selbst uns Freud' wie Schmerz; aber wir wollen nicht an Trauer denken — sieh! wie herrlich die Himmel über uns; mit Lust trinkt himmlischen Thau die keimende Flur.“

Die Sonne war zum Mittag schon gestiegen; heiter durften wir wollen und guten Wünschen folgen. Der Vater zeigte uns Briefe vor; von den Nachbarn wurden wir zu den Maifesten eingeladen und freundlich unsere Gegenwart gewünscht. Es war dem Vater genehm, daß wir einige Wochen entfernt sein wollten, da er Geschäfte zu ordnen hatte, die er in stiller Muße zu vollziehen dachte. Da wir noch wählten, wohin? zu wem? sahen wir einen Reiter nahen, der, als er uns erkannte, einen Brief in die Höhe hielt und dann der Mutter überreichte. „Durch dieses Schreiben, sprach die Mutter, werde ich als Patin zu des Forstmeisters Enkel nach Runenhain berufen. Willkommen ist mir dieses Anerbieten; Augustin und Albert werden auch erwartet.“

Einige Meilen entfernt, nahe zweien Städten, lag das Forstgebiet. In den vereinzelt Hütten dieser Waldung weilten viele der Städter in der schönen Sommerszeit; für uns war eine Wohnung nahe dem Forstamt eingerichtet, da brachten wir die kurzen Nächte hin. Uns war wohlgenut in dieser Umgebung; Augustin sorgte und spielte mit den Kindern, und in freundlicher Geschwägigkeit entflohen die ersten Tage

Der Forstmann wollte ins Waldgebirg' uns führen; der Tag bestimmt. Vom Anruf der Mitgenossen erweckt, waren wir früh bereit, die Fahrt zu be-

ginnen. Albert hatte sich weit umgesehen, jeden Strauch, jeden Baum betrachtet. „Ein herrlicher Wald! So mächtige Äste habe ich nie gesehen. Und an dem Baum, wo wir soeben vorübergingen, waren Jahr- und Tageszahl zu lesen.“ Augustin verließ den Wagen. „Ich habe diesen Baum bezeichnet, Jahre sind entwichen, seit ich diesen Pfad gewandert. Die Zeiten eilen, sie jagen, ein Bewußtsein verschlingt das andere. Morgen suche ich den Klausner auf, den ich damals gefunden.“ „Nicht morgen, heute; wir wollen dich begleiten.“ Bald fand Augustin noch andere Zeichen — auch nach wenigen Augenblicken den Hügel und die Grotte, in der vor Jahren der Einsiedler gewohnt.

Der Eremit hatte wohl Stimmen vernommen; er kam uns entgegen, erkannte Augustin und sprach:

„Der Einsame lebt immer mit Geistern; heut führst du Engel mir zu!“

„Noch ist alles hier, wie ich es vor Jahren gesehn,“ sprach Augustin. Reinheit und Ordnung, das Gärtchen nur war reicher, blühender.“

Da brachte der Alte Brot und Maifirschen. „Engel, sprach er, haben ja mit Abraham das Brot gebrochen; so thut es auch und segnet mein greises Haupt!“

In ergötzlicher, freundlicher Rede vergingen die wenigen Minuten, die wir verweilen konnten, denn wir mußten eilen, die Genossen zu erreichen, verlangten dann zu erfahren, was den Alten zu dieser Absonderung bewogen. Augustin sagte: „Ob äußere Veranlassung ihn dahin geführt, ist mir unbekannt; auch ist jede Wahl, jede Handlung nur durch innere Bestimmung bedeutsam. Der Einsame ist frei, nur Gedanken können ihn kränken, und ich fand ihn so heiter, als ob er auch diese Feinde überwunden. Von jeher suchten viele Scheidung, um in Einsamkeit der Seele Mut zu finden, in der Stille, wo Natur und Geist zum Frieden leiten. Wohl ist mancher in dem Wahn, von Irrtum und Leidenschaft entbunden zu sein; dennoch sind sie nur geblendet von dem Blitz, durch den sie die Gefahr erkannt; von dieser aber sich zu befreien, ist das reine Glück hienieden.“

„Nicht nur Ihrer Einsicht stimme ich bei, sondern ich selbst mit dem Vorwurf einer Kezerei hege die Ansicht, daß Scheidung von nichtiger Willkür Befreiung sei. Die Abhängigkeit fordert Resignation, die meist vergeblich; nicht können wir treu sein quälenden Schatten. Früher war manches fixiert, was in der Zeiten Lauf untergegangen, Klöster waren ein Asyl — auch die Schwäche fand da Verwendung und Schutz.“ „Ich habe dasselbe erwogen, sprach Augustin. Die Gemeinschaft mit geistigem Rat ist mehr und mehr aufgelöst; wir sind reicher an Scheidemünze, aber ärmer an Kapital. Manches, was den Vätern bedeutsam, ist verschwunden, wir müssen uns kräftigen, den Mangel zu ersetzen.“

„Dennoch erwäget wohl, von mancher abstrusen Gewalt sind wir durch Mitleid erlöst. Unter den Schatten mächtiger Zweige wandeln wir nun, sammeln der Seligkeit Früchte, so die Geisterwelt bewahrt. Über dem Grabstein flüstert die Zypresse: Jesus lebt, und du sollst auch leben! Sich selbst Objekt sein, ist die Offenbarung des Christentums. Wer so empfindet, weiß von einer reinen Kraft, die sich durch Güte und Macht in der Menschheit verbreiten will.“

Keines hatte wahrgenommen, daß Albert den Wagen verlassen; fern noch

sah er das Zelt, wo das Frühmal bereitet war. Einige Bewohner des weiten Parkes waren angelangt, nur Frau Therese und die Töchter des Forstmeisters wurden noch erwartet. Wir eilten nun auch dahin.

In behaglichem Genuß entflohen die Stunden des Mittags; jedem war erquicklich das Mahl, die Kleinen mutwillig vor Lust. Die schattigen Bäume umher, die blumenreichen Wiesen, alles so reizend, so schön, daß wir gerne gewilt; doch sollten wir der Ruhe hier nicht pflegen, das bunte Zelt verlassen. So allgemach gingen wir auf verschiedenen Pfaden zu felsigen Höhen. Neu, überraschend mächtig, erschien die Natur. Augustin, erregt, sprach zu mir: „Wie rufen diese Schauer erinnernd an das Bangen, so jüngst mein Herz erfaßt, das heute allbeglückendes Wohl empfindet. Der Aether voll Blütenduft, von Schönheit umgeben; nicht Wahn, nicht Zauber, die Wirklichkeit glücklich. In Frohsinn schauen wir der Natur kühne Gebilde.“

Der Fels mit Epheu und Immergrün verankert. Einige suchten auf der Höhe, andre in der Tiefe der Felsenwand Zweige für festliche Zier. Es erschallte der Hörner-Ruf — lockte jubelnden Einklang. Die Pilger bestiegen den oft engen Pfad. — Lichtstrahlen durchdrangen das Gewinde; hier ruhten wir ein Weilchen. Dann gingen wir gemeinsam in eine Schlucht, die zu einer Grotte führte. Ein gebrochenes Portal, Säulen, Quadern lagen umher — die felsige Pracht mit Runenschrift umgeben, kühn grüßt allhier das Wort: „Erkenne sie — und dein ist die Welt!“ Da rief ein Knabe: „Eilt, naht! Hier quillt kühle Labe, aus tiefem Felsenborn! Seht, wie vom Sonnenstrahl die Schale glänzt, eilet, trinkt fließenden Kristall!“

Der Forstmeister reichte Frau Therese den Pokal: „Wasser ist Leben — befeeltes Wohl, wie Freundschaft dem Pilger hienieden! Nehm' jedes einen Becher: Wohlsein und Klarheit!“

Die Knaben reichten immerhin umher: „Trinket des Himmels Segen, der Schönheit Glanz — fließenden Kristall!“

Hochauf schweiften die Blicke, um solche Macht empfindend zu schauen. Kühle Lüfte umwehten, wir stiegen höher, wo schreckende Steinmassen getürmt. Auch hier auf dem höchsten Gipfel Runenschrift; jedem erfäßlich nach Herz und Sinn.

Lieb' — Leid — Licht! es ist der Spruch des Lebens. Zeichen der Trauer — Zeichen der Freude — das Symbol.

Von der Höhe erblickten wir die reiche Landschaft; Burgen — Städte — hohe Dome schmückten das Land. Der Rhein durchströmt das Gefild, der Wald mit seiner Vögelschar zu unsern Füßen. Die Sonne sank in Purpurglanz, von ihrem Strahl beleuchtet, erblickte ich Augustin; sein Antlitz himmlisches Licht; erhöht war seine Schönheit; ich fühlte mächtig: Einheit des Lichts und der Liebe, Augustin, du bist verklärt!

Beim Abendrot des folgenden Tages kamen wir nach Burgheim zurück. Der Vater grüßte mit Zufriedenheit; er war beschäftigt, die Übertragung der Güter an Augustin vorzubereiten. „Wenn es ausgeführt,“ sprach er, „dann wird mein

Sohn für die Eltern sorgen, und wir wollen ihn beraten und ihm danken.“ „Du warst doch nicht allzu einsam?“ fragte Frau Therese. „Nachbarn haben mich besucht, und Gedanken hatte ich in Fülle, als wären sie aufgespart, um mir die Einsamkeit zu bereichern. Wisset, ich habe das Bad der Ruhe genossen . . .“

So manche Begegnung verbarg die nahe Zukunft. Bekennen will ich, sowohl Schmerz als Freude verhüllen mir den Sinn.

Sonderbar, ich wußte kaum, fragte auch nicht, warum Frau Therese so beschäftigt, so sorglich war, warum Augustin mit dem Vater ferne blieb, auch mit Blick und Wort mir vorüber eilte, wie eines, das man sucht und doch meiden soll. Ich hörte zwar Besorgnis äußern, doch konnte ich mir nicht erklären, weswegen, warum? Augustin brachte Zeichnungen — die Hütte, wo wir so gern gewohnt, den Tannenhügel, von wo wir das Nordlicht erblickt.

Im heitern Sinn umfieng mich der Schlaf, und ich freute mich des kommenden Tages, als wenn es nicht wieder Nacht werden sollte.

Nachbarn besuchten Augustin, Reisende traten ein, Johanniter und deutsche Ordensritter — steter Wechsel, sie wollten den Vater und Augustin sprechen. Der Krieg Rußlands gegen die Pforte war in allen Zeitungen zu lesen, zu dem Kampf sind diese Orden verpflichtet. Die Ritter wollten Karten und Bücher über diese Lande und Völker einsehen, andere dem Heere als Freiwillige folgen. Es war ihnen Glaube und Pflicht, den Christenfeind zu bekämpfen. Der Vater widersprach ihnen keinesweges; doch eiferte er auch nicht dafür und äußerte: „Form und Meinung werden sich ändern, denn dieses ist für Weltbürger von Nöten; und wie könnte einer, der vor Jahrhunderten gelebt, der bei uns wieder erschien, die heutige Meinung fassen, unser Streben verstehen . . .“ Augustin nahm keinen Teil an dieser Unterredung, und als die Fremden fern, sah er mich bedeutsam an und sprach leise: „Cornelia, Cornelia!“ Ich war von Furcht und Zweifel erfaßt; zitternd fragte ich: „Was willst du, was bedeutet dein Ruf?“ Da faßte er meine Hand, drückte sie an Mund und Herz und sprach: „Zuversicht auf höheres Walten, Allgegenwart der Liebe!“ „Gott ist Liebe und Mut!“

Ich stand, als ob er meine Hand noch halte; da winkte ihm der Vater, umfaßte, küßte ihn. Augustin sank knieend nieder; dann nahte er mir, in Blick und Wort ewige Beteuerung. Mir unbewußt, vernahm ich weder Zuruf noch Klage. Es entflohen Stunden, ehe ich wieder Stimmen vernehmen und Äußeres unterscheiden konnte; die Mutter war sorglich um mich bekümmert und sagte: „Eilend, wie er geschieden, wird Augustin wiederkehren!“

Der helle Tag fand uns in stummer Trauer, keiner wollte dem andern beraten, wie ihn Leid erfaßt . . .

In der Einsamkeit bin ich mit Augustin; die sich verstehen, sind sich nahe, bleiben es ewig. Ich glaube an die Macht der Liebe, den Willen des Lebens, sammelte seine Gaben, las wiederholt seine Briefe. O daß ich ihm danken, ihn erfreuen könnte; wie würde es mir Herz und Sinn erheitern und das Dasein zu Wohl und Glück erhöhen! Die einsame Trauer verstärkte ein trüber Himmel; der

Regen fiel gleich einem Vorhang nieder und verbarg die Umgebung. Bald war kein Strauch mehr sichtbar, nirgends Bahn, alles von der Flut bedeckt. Diese Scheidung entsprach meinem Gefühl, meiner Gesinnung.

Wochen sind vorüber, und noch kein Schreiben. Ich darf nicht zagen, in Gelassenheit will ich vertrauen, daß durch der Thränen Saat Seligkeit zu hoffen sei.

So weilte ich in Ruhe, es nahte Hoffnung, als sollten wir glauben, heller werde mir der Tag. Der Himmel war entwölkt. Ich kann den Pfad wieder erkennen, auf dem Augustin von uns geschieden, und wiederkehrt? Ich wollte von der Erwartung reden, allein ich schwieg, denn ich gedachte seiner Rede: „Mutter, ich kann die Hoffnung nicht fassen.“

Endlich ward das Sehnen durch einen Brief von ihm beschwichtigt. In lichten Zügen leuchtete mir seine Handschrift entgegen:

„Erschüttert war ich beim Abschied, geängstigt, wie ich es noch nie empfunden. Wie waren wir auch in den letzten Tagen gedrängt und von peinlichen Einflüssen umgeben! Ich will es mir so erklären und nicht in eigenem Bewußtsein suchen. Was mir unvergeßlich, waren die Thränen und nachstöhnenden Klagen der Hausgenossen. Schreibe mir jegliches, Cornelia, was nach diesem erfolgt.“

In der dritten Nacht, nachdem ich euch verlassen, umging mich erst wieder der Schlaf. Gleichsam hinfließend wie der Strom löste sich das Bangen, so den Sinn beschwerte. Von ungemessner Höhe strömt das Licht hernieder, so mir wieder leuchtet.

Auf spiegelhellem Strome gelangte ich bei Sternenpracht zur alten Colonia. Erfast von ihrem Anblick, erkannte ich schon in der Ferne die gewaltige Größe, den erhabenen Dom, der mir als ein Riesenbild erschienen. Wundervolles verkündet er, Wunderbares fordert er zu seiner Vollendung. Die folgenden Tage widmete ich der Anschauung. Verherrlicht durch magisches Licht ist das Innere des Domes, welches in unzähligen Gebilden beseelend strahlt. Auf gold'nem Grunde schweben Engel auf und hernieder; die liebliche Mutter ist umwaltet von Pracht und Schönheit; sie strahlt in Herrlichkeit, um die sich Heilige und Engel sammeln. Hier ruht der Blick, vom Unvergleichbaren will der Geist nicht scheiden. Bei jeder Wendung von neuer Schönheit betroffen, gelangte ich zum Chor, wo verschiedenartige, aber harmonisch gebildete Säulen sowie zum Himmel strebende Pfeiler die Kuppel tragen. Den Münster zu Straßburg habe ich doch kürzlich gesehen und im Dome zu Marburg das Grabmal der Elisabeth. Heilige Anmut fesselt allda. Welche Harmonie in diesem Dome! Mit Lust fügten sich allda die Steine, allein hier ergreift das Unvollendete mächtiger; wir erkennen den Eifer des Geistes, die Macht der Kunst, die diesen Dom geschaffen. Welch' eine Gunst ist den Menschen verliehen, selbst ein Werk zu gründen, das ihn zum Himmel hebt und Anbetung fordert! Es zieht mich immer wieder nach dem Dom. Segnet mich das Leben, Cornelia, so leit' ich dich in diese Halle zum Heiligtum . . .

In der Frühe weckte das Geläute unzähliger Glocken fern und nah, quellend, schwellend, Anruf, Einklang, einstimmend in das Hallelujah der ewigen Macht,

das Herz schlägt heftiger, fragt: Was sagen so erschütternde Klänge, was wollen sie? — Leiten zum Unerforschten, zum Unsichtbaren! — Wer fühlet nicht Beben, steigendes, neigendes Leben! Laß's nicht ermatten; es glimmt der Gedanke, der aus der Seele fließt zu Geistes Harmonieen!

Durch diese wogenden Zauberklänge ward mir die Anschauung der Gebilde unmöglich. Erfasst von der Macht, die zum Unsichtbaren leitet, war die Schönheit verhüllt. Ich verlangte nach Einsamkeit, kam zu der Brücke, die den Rhein überspannt, blickte auf seine Wellen, die eilend sich fassen, funkeln, schimmern, verschwinden! schaute hin, als wenn ich darin meine Vergangenheit lesen könne. O ströme nicht weiter, bleibe mir nahe! In jener Ferne sind schöne Stunden geboren — ach! zu der Quelle fließen die Wellen nicht wieder.

Die Wirklichkeit erfaßte mich; von dem Strome wandte ich den Blick, die Wellen kehren nicht zurück.

In der Seele Tiefe ruhet das Bild der Geliebten, es hallet der Wohl laut ihrer Stimmen mir nach!“ —

Sein ernstes Angedenken, die innige Vertraulichkeit, die so beseelt in seinen Darstellungen zu uns sprach, erweckte freudige Empfindungen und verscheuchte den Kleinmuth, durch welchen wir angstvolle Tage erlebt. Jeder sah nun in des andern Blick, Fried' und Freudigkeit; dies beteuerte uns gleichsam: wir sollen jede Furcht bezähmen. Heiterer Mut kennt allein günstiges Walten im Genuß des Tages! . .

Es war uns Gewißheit, daß wir nicht lange mehr von Augustin getrennt sein würden. Nicht Briefe allein, auch schöne Gaben hatte er gesendet: Sammet in manchen Farben -- dann einen neuen Stoff, köstlich in blendend weißer Seide. Augustin hatte hinzugefügt: „Dies wird meiner Cornelia Brautkleid sein.“ — Wie erfreute die schöne Wahl; gern hätt' ich jedes bewahrt, aber nach der Mutter Willen sollten diese Stoffe sogleich in Arbeit genommen werden. . . .

Der Vater und Oheim waren auch wieder mit uns. Sie verlangten, mich in dem neuen Gewande zu sehen; der Mutter war dies ergötzlich. . . . Auch ich war erstaunt, so schön gekleidet zu sein; aber noch mehr, als Vater und Mutter mir Schmuck darreichten: Kopfszierde und Gürtel. Von jedem war das Gewand, noch mehr der Schmuck gepriesen. Da zog Frau Therese den Vorhang von dem hohen Spiegel; gleichsam geblendet fragte ich: „Bin ich so schön?“ Da umfaßten mich die Geschwister: „Ja, Cornelia, vom Scheitel bis zur Sohle bist du Schönheit!“ Ich hatte keine Worte, konnte nur fühlen: wie glücklich — wie glücklich! Des Abends im Salon wurden auf der Karte die Orte, über die Augustin gereist, und die, wo er zurückkehren werde, unterstrichen. Zeit und Gesinnung war der Zukunft geweiht, und gleich frommen Pilgern flehten wir vor dem Bilde der heiligen Jungfrau um sein Wohl und baldiges Wiedersehen. Mit neu gebornem Lebensmut harrten wir der Zukunft schöner Tage.

So vergingen Wochen, immerhin nach dem Sterne sehnd.

Abermals wurde eine Kiste uns übersandt. „Es ist Augustins Bildnis,“ sagte die Mutter

Das Bild ward aufgestellt; Höchstes, was in zwiefacher Liebe das Talent darzustellen vermag — belebt in jugendlicher Schönheit, beseelt ist mein Herz durch diesen Anblick! der Anschauung hingegeben, glänzten Thränen in den Augen der Mutter: „Keine Phantasie, nicht Traum soll ihn mir von nun an vergegenwärtigen, wir sehen dieses Bild, er ist es selbst! Aug' und Mund so ähnlich Dorothea. Seht, wie er aus der Halle schreitet; frei das lockige Haupt, von der Schulter der Mantel gesunken, die Hand, als habe sie beim Scheiden den Freund gesegnet, sie, die er auf dem Bilde darreicht, die lebende, werde ich fassen, an mein Herz drücken.“

Der Vater war hinzugekommen, sah unverwandt auf das Gemälde. „Unvergleichliche Kunst! doch mir kein Leben! Dem Auge genügt das schöne Bild, doch nicht dem Herzen des Vaters.“ Er wandte sich: „Wenn Augustin wieder unter uns, dann werde ich des Bildes mich erfreuen!“

Von dieser Anschauung gefesselt, kniete ich, sagte leise: o eile, eile!

„Wie ist Cornelia so erbleicht!“ rief die Mutter; sie umfaßte mich; ich weinte, denn ich hatte Worte ausgesprochen, die Augustin so oft in Weh vernommen.

„Ja, wir dürsten nach seiner Gegenwart,“ sprach die Mutter, „es ist die ernste Wehmut, so die Freude wie das Leid zu lichten, zu verklären vermag.“

Das Bild anzuschauen, es ändern zu zeigen, ihr Lob zu vernehmen, war das Geschäft unsrer Tage, und die Mutter sagte: „Hoffentlich werden wir auch bald das Bild von Cornelia neben diesem erblicken.“

Sie wählte schon Umgebung und Kleidung, wie sie mein Bildnis zu sehen wünschte.

Albert jauchzte und weinte vor Freude, daß Augustin nun wohl in neun Tagen hier sein werde; auf einer Tafel machte er so viele Striche und löschte jeden Abend einen mit dem Rufe: „Nun wieder einen Tag gewonnen! — Noch drei Tage, Cornelia, dann ist er immerdar mit uns!“

Dies sind die letzten Worte in Cornelias Handschrift. Was wir noch finden, ist Wahrnehmung, Mitteilung aus anderer Rede und Zeugnis.

Die Tage waren längst dahin und die Erwartung, das angstvolle Harren, aufs höchste gesteigert. In heftiger Sehnsucht fühlen wir schärfer sowohl Hoffnung und Zweifel — wer davon weiß, hat Tage erlebt, die keine Gegenwart haben. Man lauscht auf Töne, die nie erschallen; blickt hin, wo kein Gegenstand erscheinen will!

Bange Ungeduld hatte alle erfaßt, und in Schauern der Erwartung vergingen angstvoll die Stunden. Keins sprach aus, aber jedes dachte wohl: Nur nicht noch einen Tag wie den heutigen verlebt!

Alles wachte die Nacht hindurch. Am andern Morgen gingen wir zur Hütte über dem Tannenwald. Von dieser Höhe war fernhin die Gegend zu überschauen. Da sahen wir Reiter hineilen, Wagen vorbeirollen, auch einen, der bei dem Gasthof im Dorfe anhielt.

Die Pulse stockten in getäuschter Erwartung; alle waren in Schwermut verstrickt, fühlten: nimmer, ach, nimmer kommt wieder der glückliche Friede.

Da eilte Albert die Höhe hinan, sagte hastig:

„Ein Fremder will dem Vater ein Schreiben übergeben, möchte aber vorher mit einem Vertrauten sprechen. Der Kastellan sagte ihm: „„Wer könnte dies anders sein als unser liebes Fräulein.““ Daher soll ich dich, Cornelia, rufen.“

„Augustin wird uns nicht überraschen, sagte die Mutter, er will den Freund melden, der mit ihm ist, gewißlich, heute noch kommen sie beide.“

Cornelia den Hügel herab. Als der Fremde sie fern erblickte, fragte er den Kastellan: „Ist sie die Schwester des jungen Herrn?“

„Seine Verlobte — Fräulein Cornelia!“

„Sie war ihm verlobt.“

„Ist es immerdar,“ erwiderte der Kastellan.

Der Fremde ward sodann in Cornelias Zimmer geführt. Albert rief ihm entgegen: „Kommt Augustin heute?“

Erschüttert verstummte der Fremde.

Alt und jung hatten sich um das Schloß versammelt, und aus einem Munde ertönten die Worte: „Augustin kommt nicht wieder! tot! tot! begraben!“ — —

Da sank Cornelia. — Bewegungslos ward sie auf das Lager gehoben — zwiefacher Schrecken! Es verstummte die Klage, Tage und Nächte bewacht, die vom Leben Geschiedene, einer Leiche gleich! Sein Geist ist mit ihr unauflöslich vereint . . .

Dem Vater Cornelias ward der Tod Augustins schnell berichtet, er kam in das Trauerhaus. Da sah er seine Tochter, ihr unbewußt; er konnte den Anblick nicht ertragen, die Brüder aber wachten bei der Schwester. Es vergingen Tage, und noch lag sie in Ohnmacht befangen. Endlich bemerkte Karl Zeichen des Lebens. „Sehet hin, sie bewegt die Hand!“ Um Cornelia zu erheben, umfaßten sie beide Brüder, sie sahen den Stern ihres Auges, vernahmen leise:

„Wo bin ich?“

Nur ein lauschendes Ohr konnte dies vernehmen.

In ehrfurchtsvoller Trauer wollten Vater und Brüder Augustins Eltern nicht nahen. Das reinsten Glück war ihnen vertraut — und jetzt das bitterste Leid.

„O Cornelia, so früh bist du nun Witwe!“ sprach Karl.

Sie wiederholte: „Witwe!“ Dieser Ausspruch erweckte die Vergangenheit, die ihr in Schmerz und Thränen bekannt wurde; aber das bleibende Leid konnte ihr Herz nicht beweinen, sie mußte es fassen unwandelbar.

Das Trauergewand war bereit — sie legte den Witwenschleier an. Als sie so feierlich gekleidet, sprach sie: „Ich will nun zu den Eltern.“

Vater und Brüder geleiteten Cornelia. Als sie ihnen nahe, sank sie vor ihnen nieder. Beide umfaßten die Tochter, jedes sprach Augustins Namen aus, von Leid umschlungen, in Thränen. Gleich einem Marmorbild des Vaters Antlitz; Mutter Therese aber schreckte oft auf in stöhnendem Jammer.

Also entflohen die Tage in der Heimat des Schmerzes, unglücklich nun, da der Geliebte entwichen.

(Späterhin erfährt Cornelia, daß Augustin einen in heftigem Fieber daniederliegenden Freund gepflegt habe und dabei selbst der tödlichen Krankheit zum Opfer gefallen sei. Ihr eigenes Schicksal entscheidet sich, als Albert in ein Priesterseminar gebracht werden soll, um ein Klostermann zu werden. In Gegenwart Cornelias nämlich spricht er zum Oheim:)

„Laß mich hoffen, Oheim, daß auch ich die Würde eines geistlichen Bruders erhalten möge; begünstige den Wunsch, und auch du, Cornelia, wirst eine Klosterfrau sein“.

Errötend, verklärten Blickes sah sie gen Himmel: „Ich habe aus des Knaben Munde vernommen, was ich erwählen soll. Jedes strebt nach Sicherheit. Ich habe mich selbst gewarnt, nicht übereilt zu wählen; allein ich erkenne, daß es mir ziemt, mich dem geistlichen Stand zu weihen! Und du, Bruder meiner Mutter, stehe mir bei, bestimme, welche Mauern mich aufnehmen, welche Regel ich befolgen soll“.

Therese war erschüttert. Cornelia sprach: „O Mutter, selige Liebe, über alle Bedingung erhaben! So fühl' auch ich! Ich vertraue meiner Wahl — jedes Leben hat sich selbst zu finden und zu achten. Anderen ist innige Trauer Bedingung, und Vertrauen zu ihnen eine Sünde. So ist die Erkenntnis das Licht, das mir Augustin erlassen, an den ich glaube.“

Da die ältesten Geschlechter Gerechtsame auf Klöster hatten, auch die von Hohensfels Ansprüche auf eine Abtei in dieser Gegend, so strebte der Oheim, die Aufnahme Cornelias zu begünstigen. Er sprach: Wir erwarten nun den Weihbischof der Abtei des Frauenklosters, der oft schon hier war und Freund der Familie“.

Der Ehrwürdige kam, von zwei Priestern begleitet, im Ornat seines Amtes, um dieser Wahl seine Beistimmung zu bezeugen. Zu Cornelia sprach er:

„Erkenntnis und Leiden fordern für dich einen höheren Grund des Daseins; ohne läuternde Prüfung ist er nicht zu erfassen, die Kirche allein hat die Macht ihn zu weihen, eine Heimat den früh Erlösten zu bereiten. Die Gnade, Cornelia, verleihe dir die Kraft zur Erfüllung des Gesetzes für das wahre Gute und Heilsame; sie behüte und stärke dich zu seliger Vollendung!“

Auch der Oheim sprach: „Gern genehmige ich deinen Entschluß, Cornelia, dich dem klösterlichen Stand zu weihen; in heilsamer Stille und Gottseligkeit den höchsten Geist zu erkennen. Jedes Andere ist nichtig, trugvolles Spiel. Das Vergängliche nimmt immer die Farbe der Trauer an, wolle nicht ferner der Vergangenheit gedenken; sie ist zerstört, und deine Wesenheit sucht ein höheres Ziel. Das zu finden, bleibe von allem getrennt. Von dem irdischen Leben bist du von nun an geschieden und der Vergänglichkeit Qual gehörst du nicht mehr an. Wie ist nun alles verwandelt, vernichtet! Erfasse die Freiheit der Seele! Dies ist das Schauen in die Tiefe, in der du Seele und Wesenheit erkennst.“

Bei der Aufnahme ins Noviziat nahte jedes Cornelia mit Ehrenbezeugungen. Glanzreicher Schimmer erhellte den weiten Saal. Es bewegte alle, die Jungfrau in Trauer und Schönheit zu erblicken; sie beachtete die Vorschriften mit strenger Folgsamkeit.

Das Vermächtnis der Heiligen, die Gebete, waren von ihrem Herzen verstanden. Achzend erwägte sie den klösterlichen Stand und erkannte demütig die Wahrheit: daß nur in Stille und Absonderung die Andacht des seligen Friedens zu finden sei.

Da die Abtei von dem Adel gegründet, war daselbst felt'ner Wohlstand und Pracht. Geselligkeit, sowohl im Kloster als bei dem Adel, war in dieser Abtei keineswegs untersagt; allein Cornelia weilte gern in der stillen Zelle, sammelte sowohl in Rede als Schriften ernste Gesinnungen, erhabene Ansichten, und das Vorzüglichste wurde für Musik und Gesang erwählt. In Saitenspiel war sie geübt. Wir finden in Harmonieen, was der Seele wert sei . . .

Die Schriften, so der Oheim Cornelia mittheilte, nährten Andacht und Erkenntnis. Wenn wir verstehn, was die Natur gewährt, so erkennen wir durch ihr Zeugnis: „Der Mensch ist das Hohe, Unvergängliche, doch wenige sind von diesem Bewußtsein beseligt. Bei diesen Schriften waren auch Darlegungen der heil'gen Theresese.“¹⁾

„Mit Bedachtsamkeit forsche darin,“ sprach der Oheim, „die Wahrheit ist nur dann verstanden, wenn mit unbefangenen Sinn wir den Gegenstand erfassen. Theresens tiefsinnige Wahrnehmungen sind Strahlen des Lichts, die wohl selten gelingen in Worte zu fassen. Es darf dich auch nicht betrüben, wenn andere rügen und manches verwerflich finden; denn der Worte Sinn ist mannigfach, und nicht jedes wird von ihrer Macht erfaßt. Bei diesem Bekenntnis gedenke ich Abrahams, der zu Jehovah flehte, Sodom zu retten, wenn auch darin nur fünf Gerechte. Demnach sollen wir Schriften achten, in denen der Kern der Wahrheit ruht. Eifer für religiöse Gesinnungen belebte Theresese.“

In jenen Tagen erging ein Ruf der Erweckung durch die Christenheit. Mitleid ist die erste Weihe. Es ist die Liebe derer, die eine christliche Beseligung gründen möchten. Nach Sühne, nach Erlösung strebend, sprach Theresese als eine Verklärte zu den Jungfrauen. Wesen, die wir im Geiste erschauen, gewähren mehr als sie verheißen. Viele hegen ein lebhaftes Verlangen nach Befreiung von den Bedrängnissen der Dunkelheit; allein das zerstreute Gemüt erkennt nie die Wichtigkeit des eiteln Sinnes, nur die erweckte Seele wendet den Blick gen Himmel, an der Scholle will sie ferner nicht haften, weder an der blumigen noch eisigen. — Das geistige Leben wird nie von Kaltsinn erfaßt. — Hören wir von der Vergangenheit, schauen wir in die Gegenwart, so spricht jedes: „Wir haben des Daseins Geheimnis nicht zu lösen vermocht.“ — Nur eines wissen wir: sie haben gelitten — ein gleiches Loos ist uns vererbt. — Wir ahnen Frieden, — das Herz

¹⁾ Theresese von Jesu (1515—1582), die heilige, spanische Karmeliterin und Schriftstellerin; in ihrem berühmtesten Werke (El castillo interior) schildert sie, wie sich die Seele aus sich selbst stufenweise bis in den siebenten Himmel, das Himmelschloß ihres Bräutigams Christi, erheben kann.

U. d. S.

will ihn erringen, doch nur in hellen Stunden beglückt uns seine Freudigkeit. Der, dem dies Licht aufgeht, fühlt, daß es in uns, daß wir es sind. Ein Leben von keiner Furcht entstellt, von keiner Sucht getrübt. — Wenn das Gemüt durch reine Güte geheiligt ist, hat auch das Geringste, was ihm entspringt, Bedeutung; es weiß von einem Wohl, welches mühevoller Verkettung nie findet. — Zahllose Regeln entstehen, wenn das Wort des Lebens nicht empfunden, nicht verstanden wird. Es erlischt die Zuversicht, und Mißtrauen und Verschmähungen walten alldurchdringend; dennoch zeugt der Streit der Meinungen, wenn auch nur im Kampf eines Irrtums gegen den andern, vom Streben nach Sicherung des belebten Sinnes; auch wie sehr die Genossen gepeinigt sind von dem Durst nach dem reinen Wasser der ewigen Quelle.

Im Beginn des Christentums suchten die Verfolgten Schutz in Mauern, in Grüften; doch auch das spätere klösterliche Leben ist erblichen; was es bewahrte, bedarf einer ernsten Erwägung; bedeutsame Zeichen einer geistigen Wiedergeburt finden wir in der h. Theresia Geboten, auch die Heiligung kann nur in sich selbst Reife gewinnen. In dem Glauben an Unsterblichkeit können wir das Band mit dem Göttlichen denken; allein wie fassen wir die Zuversicht, daß Übersinnliches in uns waltet? Wir dürfen St. Martin¹⁾ dem Geweihten, nachsprechen: „ce grain divin!“ — die Gabe der Erfohren, sie pflegten dieses Korn, und das Bewußtsein des Übersinnlichen nannten sie Seligkeit. Therese kannte die göttliche Liebe, die zu ihr sprach: „Rette aus den Fesseln der Tierheit meinen Erben!“ So offenbarte sich ihr die Weisheit, die im Bewußtsein der Dreieinigkeit und Einheit lebt! Wer so der Finsternis entronnen, mag sich freuen, daß die Angst überwunden und die Seele getränkt wird aus der Quelle göttlicher Weisheit!“

Auch dies mein Bekenntnis bewahre, Cornelia, zu meinem Andenken vor Augen und im Herzen!“

Wohl war Cornelias Gemüt und Geist für solche Anschauung empfänglich. Das Andenken an den Verewigten konnte sie dafür noch mehr beseelen. Solche Gesinnungen ersterben nie; die Liebe entfaltet ihre Schwingen für höhere Anschauungen. —

Cornelia verlangte nach der Weihe, nach der klösterlichen Einkleidung. Die Familien, so an dem Kloster Teil hatten, wollten eine reichlich edle Feier bereitet wissen.

Die Kapelle des Klosters ward prächtig geschmückt. Ein Säulengang führte zum Hochaltar, über welchem der weite Chor in Kerzenlicht strahlte. Auch die Säulen flammendes Licht! jede Gestalt in magischem Zauber.

Zur würdigen Feier war alles bereitet. Cornelia erschien in unvergleichlicher Schöne. Durch die erleuchteten Säulen waren sie von der hohen Geistlichkeit des Erzbistums geleitet.

²⁾ Martin von Tours, der Heilige (316—400) erhielt 375 das Bistum Tours wider seinen Willen; er zog sich auf einen steilen Felsen zurück und gründete in Gemeinschaft mit 80 andern Mönchen das Kloster von Marmoutiers.

Ich sah vom Chor hernieder Cornelia nahen — bedacht blickte ich nach ihr, entzückt von ihrem Anblick. Die sie umgaben, in ernster Würdigung, jedes erkannte die Weihe heil'ger Gesinnung.

Ich hatte früh schon wahrgenommen, wie Cornelia jedem Aüßeren entwendet sein konnte. In ihrem Antlitz Einigung des Schmerzes und der Wonne, das Leben erhoben zur Seligkeit. Im dunklen Aug' Leid und Lieb' unnennbar! — Sichtlich, in ernsten Zügen, erkannte man wohl die vernichtende Schicksalsmacht. Jedes war von Bewunderung erfaßt, und Thränen entstürzten den Augen. Cornelia nahte in lichter Zuversicht, neigte das Haupt zum Altar. Noch wallten die Locken über Haupt und Schulter herab. Priester hielten das Leichentuch über die jetzt Scheidende.

Das Bildnis Maria Magdalenas schmückte den Hochaltar. Magdalena, die ihre Thränen mit ihres Hauptes Schmuck von des Herrn Füßen trocknet.

Das Leichentuch war noch gehoben; ich erkannte unter denen, die dieser Feier beiwohnten, Francesco¹⁾, auch sogleich seine Stimme, die laut aussprach: „Geweiht ist ihres Hauptes Schmuck — sie schwebt zu den Höhen himmlischer Glorie.

Sehet hin! Maria Magdalena zu den Füßen des gottverklärten Sohnes, wie sie immerdar Jesus, dem Göttlichen, der Schönheit Glanz, der Schönheit Schmuck nun weiht!“

Dieser Ausruf erschütterte gewaltsam, — das Leichentuch sank nieder.

Francesco, von mehreren umringt, umfaßte eine in Flammen stehende Säule und rief:

„Es sollen dieses Tempels Mauern sinken und die hohen Säulen brechen wie der Thon in des Töpfers Hand!“

Diese Aüßerungen, der anwesenden Geistlichkeit vernehmbar, von Cornelia wurden sie nicht vernommen und blieben ihr stets unbekannt.²⁾



Die erste deutsche anarchistische Bewegung.

Von

Georg Adler.

Über die vor Lassalles Agitation (1863) stattgehabte deutsche Arbeiterbewegung ist bisher so gut wie nichts bekannt. Und doch ist die Kenntnis dieser Bewegung, welche in den 30er Jahren anhub und in den 50er Jahren, infolge der allgemeinen politischen Ermattung und der energischen Intervention der Staatsgewalt, zu einem vorläufigen Abschluß gelangte, zum vollen Verständnisse der

¹⁾ Ein Lehrer des Priesterseminars, welcher in einer der von uns ausgelassenen Stellen zum erstenmale auftrat. A. d. S.

²⁾ Hiermit endet der erste Teil des Romans „Cornelia“, welcher ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet; eine gleichartige auszugsweise Veröffentlichung des zweiten Teils ist für später in Aussicht genommen. Anm. der Redaktion.

Bestrebungen, Wünsche und Ziele des heutigen Proletariats unbedingt notwendig. Schon um dessentwillen muß dies betont werden, weil Karl Marx und Friedrich Engels, deren Ansichten die für die moderne Sozialdemokratie allein und ausschließlich maßgebenden sind, bereits in jener ersten Bewegung eine hervorragende Rolle gespielt, und weil mehrere sozialdemokratische Agitatoren — vor allem deren bedeutendster, Wilhelm Liebknecht — bereits damals thätig eingegriffen haben.

Die fragliche Lücke in der sozialen Geschichtsschreibung sucht ein von einem jungen Gelehrten, Dr. Georg Adler, verfaßtes Werk auszufüllen, welches unter dem Titel „Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland, mit besondrer Rücksichtnahme auf die einwirkenden Theorien“ (im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau) im Laufe des Monats Mai erscheinen wird.

Wir sind in den Stand gesetzt, schon jetzt einige Episoden aus diesem Buche mitteilen zu können. Zunächst wollen wir daraus einen Abschnitt wiedergeben, der im gegenwärtigen Augenblick, wo die zwar kleine, aber fürchterlich-verwegene anarchistische Partei die ganze Welt in Atem erhält, sehr zeitgemäß sein dürfte: nämlich den Abschnitt über eine anarchistische Bewegung, die sich — wenn auch innerhalb lokaler Begrenzung — bereits in den 40er Jahren abgespielt hat.

In der Mitte der 30er Jahre existierte in der Schweiz ein republikanischer Geheimbund unter dem Namen „Das junge Deutschland“. Derselbe rekrutierte sich größtenteils aus deutschen Arbeitern, welche sich — infolge des damals in manchen Gewerben beliebten „Wanderns“ der Gesellen — stets zu Tausenden in der Schweiz aufhielten. Auf Grund der Klagen der deutschen Regierungen wurde im J. 1836 von seiten der Schweizer Behörden gegen die Mitglieder des jungen Deutschland eingeschritten: in Masse wurden die letzteren ausgewiesen, wodurch der Bund gesprengt ward.

An diesen jungdeutschen Geheimbund knüpfte die anarchistische Bewegung an.

Doch geben wir jetzt Adler das Wort:

Im Jahre 1838 wurde unter den deutschen Arbeitern der romanischen Schweiz das junge Deutschland rekonstituiert. Zwei Männer waren es vornehmlich, welche die neue Bewegung anfachten und leiteten: sie hießen Döleke und Standau.

Hermann Döleke (aus Preußisch-Schleusingen) hatte in Halle studiert, von wo er, wegen eines Duells zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt, entwichen und schließlich nach der Schweiz gegangen war. Hier schloß er sich den ultraradikalen Bestrebungen an und wurde bald einer der thätigsten Organisatoren der Propaganda unter den jurassischen deutschen Arbeitern. Sein Brot verdiente Döleke als Hauslehrer.

Der andere Führer, Julius Standau (aus Gotha) war der Sohn eines Schlossers und hatte, trotzdem er Gymnasialbildung genossen, sich aus Mittellosigkeit dem Handwerke seines Vaters widmen müssen. Aus Deutschland ausgewandert, war er 1835 in Straßburg Mitglied der dortigen Sektion des jungen Deutschland geworden. Dann begab er sich in die Schweiz, wo er neben Döleke der energischste Agitator war. Er erwarb seinen Lebensunterhalt zunächst als

Schlossergesell in Neufchatel, nachher als Lehrer der deutschen Sprache. Es gelang ihm, eine Hauslehrerstelle beim Pastor des Städtchens Echallens zu bekommen; und schließlich wurde er sogar Gymnasiallehrer in Lachaurdefonds.

Zur Charakteristik Standaus dürfte die Mitteilung zweier Stellen aus den Briefen an seinen Kumpan dienen, welche später bei letzterem beschlagnahmt und im „Rapport général adressé au conseil d'Etat de Neufchatel sur la propagande secrète allemande et sur les clubs de la Jeune-Allemagne en Suisse“ (vom Jahre 1845) veröffentlicht worden sind.

In dem einen Briefe an Döleke, aus Echallens vom 8. Januar 1844 datiert, — zu einer Zeit, in welcher die beiden Männer, wie wir sehen werden, mit ganz besonderem Eifer den Atheismus propagierten — schreibt Standau:

„Seit ich hier bin, habe ich die ganze Frechheit angenommen, die Du mir geraten hast. Da ich alle Tage in das Pfarrhaus komme und zuweilen dort zu Mittag esse, so gelte ich für den frömmsten Menschen auf der Welt.“

Und in einem andern, an denselben Adressaten gerichteten Schreiben sagt Standau:

„Ich werde trotz Kirchen- und Betstunden alle Tage gottloser. Du meinst, ich würde, einmal im Geruch der Heiligkeit, mich so nach und nach wieder zurückziehen können: ein Beweis, wie schlecht Du die Pietisten kennst; denn diese haben diese Tugend mit dem Teufel gemein, daß sie nicht wieder loslassen, was sie einmal gepackt. Ich sage Dir, Junge, ich habe mir da eine Kute mit dieser fatalen Frömmigkeit aufgebunden, deren bittere Süßigkeit zu vermaledeien ich noch oft Gelegenheit haben werde.“

Döleke und Standau lehrten ursprünglich den radikal-politischen Jakobinismus. Sozialistische Anklänge fehlten nicht, traten aber im ganzen sehr zurück. Das Hauptziel war: Deutschland zu einem republikanischen Einheitsstaate zu gestalten, und zwar auf revolutionärem Wege. Auch der Königsmord wurde für ein probates, das Endziel förderndes Mittel erklärt. Und wie ein Lustrum früher waren es vornehmlich die extremen Lieder Harro-Harrings, welche in aller Händen waren und mit Enthusiasmus gelesen und zum Teil auch gesungen wurden.¹⁾

¹⁾ Ein kurzer Blick auf die von Haring vertretenen Ideen wird zugleich zur Illustrierung der Tendenzen der damaligen Jungdeutschen dienen. Wir werden uns hierbei allerdings, — da Haring sein System nur in poetischer Form dargelegt hat — an die schlechten Verse des Dichterpolitikers halten müssen, die der Leser um der Sache willen mit in den Kauf nehmen muß. Die Thatsachen selber geben die Elemente zu ihrer Charakteristik an die Hand, und diese Elemente sind nun einmal im vorliegenden Falle: Verse.

Haring stellte folgendes nebelhafte Ziel auf (im Gedichte: „Cabets Skaria“):

„Fern aller Selbstsucht behaupte der Mensch seine Würde auf Erden,
Frei ist der Mensch! und vermag in Freiheit als Mensch sich zu zeigen,
Ausbildend, was ihm verliehn als geistige Kraft, als Talent,
Zeig er sich edel und groß durch Aufopferung und durch Entfagung,
Wenn ihn Erkenntnis durchdrang als Mitglied im Bunde der Menschheit,
Die aus Familien besteht, aus Völkern, in Liebe vereint. —
Vaterlandsliebe ist das Band, das allheil'ge, das jeglichen Bürger
Mahnt an Erfüllung der Pflicht; — und was als Besitz er errungen,

Die jungdeutsche Bewegung trug einen rein proletarischen Charakter. Fast ausschließlich Arbeiter beteiligten sich an ihr. Und selbst die wenigen Nichtarbeiter — wie z. B. Döleke, der niemals in seinem Leben ein Handwerk be-

Sein ist es nicht! es gehört dem Vaterland, wenn es von Nöten.

Für die Verteilung der Last aller Einzelnen — Sorge der Staat.“

Der sozialistische Zug, der unverkennbar in diesem Bilde der Zukunftsmenschheit enthalten ist, geht auch durch Harrings leidenschaftliche Verse gegen das Bestehende. So heißt es z. B. in den „Schulgefängen“:

„Hab Geld und du kannst sündigen nach Belieben
Hab Geld; und niemand richtet dein Vergehn —
Du kannst im Stillen jedes Laster üben;
Die Welt wird gern dir durch die Finger sehn.
Sei arm; — jedoch wer wollte davon jingen?
Wer arm ist, der ist keines Liedes wert. —
Wer arm ist — wird es hier zu garnichts bringen —
Solang er Redlichkeit und Tugend ehrt.“ —

Jedoch war unser Poet kein Anhänger des Kommunismus. Gegen dieses System verfaßte er vielmehr ein heftiges Gedicht „Cabet's Skaria“ in dem es u. A. hieß:

„Wir erblicken mithin in der Zukunft der Gütergemeiner
Den Menschen noch tiefer gestellt, als gegenwärtig er steht.
Geistlos und ohne Gemüt, Maschine des äußeren Lebens,
Ward er Satyr auf den Geist, den er verhöhnet in sich . . .
In dem System an sich selbst, ausschließend das geistige Leben,
Auflösend geistige Kraft und Volkstum und Vaterlandsliebe —
Auflösend jede Idee: liegt auch der Tod des Systems.“

Strenger Deist, war Haring ein entschiedener Gegner des Priestertums, welches er ebenso wie Thron und Mammonismus angriff. In seinem wuchtigen Poem „Gebet“ richtet er an Gott die Bitte, diese drei Säulen der Knechtschaft zu vernichten.

„Schaffe der Liebe urheilige Gestaltung,
Die deinen Völkern — das Pfaffentum raubt.
Stürze den Mammon — den Baal unsrer Tage
Babylons Drachen und Bel unsrer Zeit!
Dann ist entschieden die Völkerfrage,
Dann ist die Menschheit vom Satan befreit.
Stürze den Mammon; — dann werden versinken
Bald auch die Thronen, mit samt ihrer Pracht,
Die jetzt den Schweiß aller Völker trinken,
Den Schweiß und das Blut in der Knechtschaft Nacht.“

Die Deutschen verhöhnnte Haring aufs Schärfste, weil sie sich nicht gegen ihre Fürsten erheben. So sagt er z. B. in dem Liederzyklus „Deutsches“, welcher sich gegen das Gedicht „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein u. s. w.“ kehrt:

„Sie wollen der Despoten geteilte Knechte sein.
Sie würden nochmals kämpfen für ihre Fürsten gar,
Der Freiheit Geist zu dämpfen „in Tagen der Gefahr.“
Sie stürzen in die Fluten des Rheins um fargen Lohn;
Sie würden gern verbluten als Sklaven für den Thron.
Sie wollen nicht erjagen des Volkstums stolzen Ruhm;
Sie wollen Ketten tragen als fürstlich Eigentum.
So lebet wohl, Ihr Deutschen, mit Euerm Rheinweinsang,
Laßt Euch als Knechte peitschen, den „freien Rhein entlang.““

trieben hatte — spazierten in den Vereinslokalen in blauen Arbeiterblousen umher. Dieser proletarische Charakter der Bewegung bedingte notwendig, daß dieselbe über kurz oder lang über den politischen Radikalismus hinausgehen und zu einer mehr oder minder sozialreformatoryschen Richtung führen mußte.

Vorläufig allerdings wurde noch entschieden gegen die einzige Partei, welche eine Änderung auch der sozialen Verhältnisse bezweckte, gegen den Kommunismus, Front gemacht.¹⁾ Neben demselben, der freilich erst seit Mitte 1841 zu erheblicher Bedeutung kam, behaupteten die Jungdeutschen durchaus das Feld. Ja, es gelang ihnen, Anfangs 1843 zur Zeit der Hochflut der Weitling'schen Agitation, ihre Organisation noch fester zu schließen als zuvor. Dieselbe war zwiefacher Natur: einmal der Geheimbund, welcher nur aus den Auserlesenen bestand, und dann die öffentlichen, von den Geheimbündlern geleiteten Arbeitervereine, in denen unter einer — je nach den lokalen Verhältnissen — mehr oder weniger harmlosen Maske Rekruten für den Bund geworben und dessen Ideen propagiert wurden. Die letzteren Vereine standen bisher noch nicht unter einander in Verbindung. Da brachte es Standau zuwege, daß sich die Genfer und waadtländischen jungdeutschen Arbeiter-Vereine zum sogenannten „Lemanbunde“ zusammenfügten. Der neue Bund hatte Zweig-Klubs in Genf, Nyon, Aubonne, Rolle, Morges, Lausanne, Beven und Aigle. Er stand durch seinen Vorort in Verbindung mit den Vereinen ähnlicher Tendenz in Yverdon, Freiburg, Luzern, Zug, Zürich, Winterthur, Chur, Basel und Straßburg.

Die ganze Richtung der Propaganda gestaltete sich jedoch bald anders. Derjenige, welcher dies bewirkte, war ein junger, zweiundzwanzigjähriger Mann, namens Marr, der sich eben erst den Jungdeutschen angeschlossen hatte.

Wilhelm Marr war mit noch nicht zwanzig Jahren als Kommis nach Wien

Auch den Königsmord besingt Haring:

„Genfer braucht ein jeder König —“.

Dieses Prinzip stellt unser Dichter im „ABC“ auf und im „Ein-Mal-Eins“ erklärt er mit spezieller Rücksicht auf Deutschland:

„Drei mal dreizehn Einzelstaaten
Sollen gar ein Deutschland heißen?
So'n drei Duzend Potentaten
Müssen dort „ins Gras einst beißen.“

Als „glänzend“ wird es dann von unserm Poeten bezeichnet:

„Wenn die Schmach vom Thron herabgestiegen, —
Wenn die Kronen rings zertreten liegen
In der Völkerdränger Todesnot.“

(„Skaldenpflicht“.)

¹⁾ Auch Haring bekämpfte die Kommunisten, wie die vorige Anmerkung gezeigt hat. Und speziell den deutschen Anhängern der neuen Lehre rief er höhnend zu:

„Deutsche natürlich sind auch vereint in Frankreich und England,
Nachahmend Sitzung und Art, Beratung und Vortrag der Zeitung
Solchen Franzosen-Vereins; sie nennen sich auch Kommunisten.
Nimmer erschien in Paris ein Mode-Journal und dergleichen,
Daß nicht auch Deutsche sofort folgten dem Schnitt aus Paris! —“

(„Cabet's Skaria.“)

gegangen, dann zwei Jahre später nach Zürich. Dort begann er sich mit Politik zu beschäftigen. Er wurde Demokrat und schrieb auch in diesem Sinne einige Broschüren (und Gedichte).

Da kam Weitling nach Zürich. Marr wurde mit ihm bekannt und ward Kommunist. Aber schon nach kurzer Zeit nahm die Sache ein Ende mit Schrecken. Die bei Weitling aufgefundenen Papiere wiesen auf Beziehungen zwischen ihm und Marr hin. Infolge dessen wurde der letztere gleich allen anderen in dieser Angelegenheit kompromittierten Ausländern aus dem Kanton Zürich ausgewiesen.

Jetzt ging unser Mann nach Lausanne und wandte sich an die Jungdeutschen. Er ließ sich zunächst in den öffentlichen Verein derselben aufnehmen. Bald wurde er ob seiner Rührigkeit zum Geheimbund zugelassen. Und es verstrich nur kurze Zeit, da war Marr die Seele des Bundes und brachte eine Umgestaltung sowohl der theoretischen wie auch der praktischen Ziele desselben zustande.

Eine Darlegung von Marrs Ansichten wird uns daher über die Richtung der jungdeutschen Arbeiterbewegung während der folgenden Periode Aufschluß geben.

Marr nannte die Theorie, der er huldigte, den „Anarchismus;“ — bekanntlich war dieses Wort kurz zuvor von Proudhon zum erstenmale zur Bezeichnung eines idealen Systems angewandt worden (in dem Werke „Qu'est-ce que la propriété?“).

Nach der kritischen Seite ging Marr von dem Gegensatze zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden aus.

Der Besitz — so führte unser junger Autor aus — übt eine gewaltige Suprematie aus, gerade so wie einst das Feudalsystem, dessen mittelalterliche Zwangsjacke nur einen anderen Schnitt bekommen. Freilich hat man keine Bögte mehr, welche mit der Peitsche in der Hand von den Vasallen den Zehnten für den gnädigen Herrn eintreiben, freilich hat die *appellata intra dominium* aufgehört zu existieren, freilich ist das *jus primae noctis* aufgehoben, aber was de jure außer Kraft gekommen, blüht in der ganzen zivilisierten Welt de facto nach wie vor. Die Geldaristokratie ist an die Stelle des Geburtsadels getreten. Der Pauperismus ist im Steigen. Viele, die thätig sein wollen, erhalten keine Arbeit. Der Besitz aber kümmert sich nicht um das Elend der Armen, sondern nur um seine egoistischen Privatinteressen.

Aber auch die herrschenden Klassen sind — Marr zufolge — bei dem bestehenden wirtschaftlichen Individualismus schlecht gefahren. Denn derselbe hat aus den Männern ein feiges, geckenhaftes, arrogantes Geschlecht gemacht, welches seinen ganzen Ruhm in Schachern, Betrügen und Unterdrücken setzt. Und aus den Weibern hat die heutige Ordnung „herz- und gemüthlose Puppen gedrechselt, jeder höheren, idealen Empfindung unfähig, ein Geschlecht, welches der Welt, der Mode, der Konvenienz sich mit Lächeln auf den Lippen opfert, ein Geschlecht, welches seine menschliche Würde soweit vergessen konnte, daß es sich verkauft, verschenkt, daß es aus der Schande eine Ehre macht.“

Gegen die Ehe zieht Marr ganz besonders scharf zu Felde. Auch sie ist —

wie er meint — auf dem Zwange basiert und daher eine Unsittlichkeit. In einer anfangs 1848 (vor Ausbruch der Revolution) erschienenen Schrift „der Mensch und die Ehe“ wird diese Institution unter andern mit folgenden Ausdrücken belegt: „Unsittlichkeit“ — „heilig gesprochene Leibeigenschaft“ — „moralische und physische Zwangsanstalt“ — „Beule der menschlichen Gesellschaft“ u. s. w.

Überhaupt ist alles, was nur in der heutigen Gesellschaft existiert — wie unser radikaler Autor meint — auf Tyrannei gegen die innere Natur des Menschen begründet.

Gegen diesen Zustand muß — zufolge Marr — ein Kampf auf Leben und Tod geführt werden. Gelingt es dann, jeglichen Zwang zu beseitigen und somit die Anerkennung des freien Menschen zu sichern, so ist das Prinzip der zukünftigen Gesellschaft — das bewußte Interesse des souveränen Individuums — realisiert¹⁾, und es wird nicht schwer fallen, dieselbe auch in praxi aufzurichten.

Daraus ersieht man — sagt Marr — daß die Tendenz unserer Zeit eine entschieden negative, mit allem Bestehendem aufräumende sein muß.

Es ist daher nötig alle die Fesseln des Menschen — Religion und Gottesglauben, Geld, Eigentum (in seiner bisherigen Gestalt), ja den Staat selber — zu zerbrechen.

Um dieses zu erreichen, giebt es drei Mittel: Entweder man bessert die Menschen, sodaß der Zweck friedlich auf gesetzlichem Wege erreicht wird. Oder aber man konspiriert zum direkten Umsturze der bisherigen Regierungen. Oder endlich: man sucht durch alle Mittel die Verzweiflung der Massen zu befördern und hierdurch den Ausbruch einer Revolution zu beschleunigen. Das erstgenannte Mittel weist Marr von der Hand, weil die bestehende Gewalt eine den Menschen selbst bessernde, d. h. freiwillig aufklärende Propaganda nicht dulden würde. Die Konspiration wird verworfen, weil sie eine „Dummheit“ ist; denn mittelst einer geheimen Verschwörung kann nun und nimmer eine Regierung gestürzt werden. Also bleibt nur übrig: die indirekte Unterwühlung durch die Verzweiflung der Massen, denen man den Glauben an alle herrschenden Institutionen raubt.²⁾

Vor allem wird von Marr der Atheismus für die wesentliche, ja unerläßliche Voraussetzung einer zukünftigen, durchgreifenden Revolution erklärt.³⁾

¹⁾ In der Schrift „der Mensch und die Ehe vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit“ ist Marr etwas näher auf die Prinzipien des Zukunftsstaates eingegangen. Doch hat er solches bei seiner anarchistischen Agitation vermieden, da er damals in diesem Punkte anderer Ansicht war; es ist daher notwendig, diese Hinzufügungen späterer Zeit hier zu übergehen.

²⁾ „Vernichtung aller herrschenden Begriffe von Religion, Staat und Gesellschaft war das Ziel, welches wir mit vollbewußter Konsequenz verfolgten,“ sagt Marr selber.

³⁾ Die damaligen Anarchisten stimmen also darin mit der späteren, seit ungefähr 1870 existierenden Anarchistenpartei überein. Der Begründer derselben, Michael Bakunin, giebt nämlich in seiner Streitschrift gegen Mazzini als ersten Artikel des anarchistischen Glaubensbekenntnisses den Atheismus an, welcher als die „wahrhafte Basis jeder Wahrheit“ bezeichnet wird. (S. Bakunins „Théologie politique de Mazzini et l'Internationale“ [1871], p. 7).

Und in dem Programm der anarchistischen „Alliance internationale de la démocratie socialiste“, welches überhaupt nur sieben Punkte enthält, lautet der erste:

„Die Allianz erklärt sich für atheistisch; sie will die Abschaffung aller Religionskulten und

Dann aber muß auch energisch gegen jede Autorität — sei es eine staatliche oder eine gesellschaftliche oder auch nur eine persönliche — Front gemacht werden. Ertötung jedes Autoritätsglaubens ist die zweite wesentliche Voraussetzung zur Herstellung freier humaner Selbstherrschaft¹⁾.

Auf diese Weise wird es im Laufe der Zeit gelingen, die Revolution, und zwar die radikale, mit allem Existierenden aufräumende, republikanische und soziale Revolution herbeizuführen.

Ehe wir nach dieser Darstellung der Ansichten Marrs zur Schilderung der von ihm geleiteten Bewegung übergehen, müssen wir noch einiges zu seiner Charakteristik bemerken.

Zunächst sei auf Marrs fortwährenden Gesinnungswechsel hingewiesen. Mit einundzwanzig Jahren Demokrat und Verfasser von im Sinne der Demokratie geschriebenen Broschüren; mit zweiundzwanzig Jahren Kommunist; bald darauf „Anarchist“ und, nachdem der anarchistischen Wühlerei ein Riegel vorgeschoben worden, wieder sich dem Kommunismus zuneigend, wie sein anfangs 1848 erschienenes Buch über den „Menschen und die Ehe“ beweist.

Dann bekundet Marr einen Mangel an ernster Haltung, wie er bei einem angeblichen Vertreter der Arbeitersache wahrlich zuletzt vorhanden sein darf. Was soll man von einer Persönlichkeit denken, über deren Korrespondenzen der „Rapport général“ des Neuenburger Staatsrates das Urteil fällen muß: sie enthielten derart unanständige Stellen, daß man zu ihrer Übersetzung die Feder des Marquis von Sade leihen müßte.

Was soll man ferner zu einem Arbeiterführer sagen, der im Augenblick der energischsten Propaganda (im Februar 1844) fähig ist zu schreiben: „Seht 100 000 Franken, eine kleine Frau und ich wäre glücklich.“ Und wie muß sich Marr aufgeführt haben, wenn es über ihn in dem Briefwechsel seiner beiden intimsten Freunde, Standaus und Dölekes, heißt: „Aus dem Marr wird niemals viel, und Boß mag Recht haben, wenn er behauptet, daß aus einer Krämerseele kein Patriot wird.“

Das Schlimmste aber kommt noch. In einem Briefe an Döleke schreibt Marr: „Suche mir eine Stelle (sc. als Hauslehrer) in einem Hause zu verschaffen, wo eine hübsche Tochter ist, der es nicht an Geld fehlt, ich fühle mich unendlich hingezogen zur Ehe.“

Und einige Zeit scheint auch Marr wirklich Aussicht auf Erfolg gehabt zu haben. Wenigstens schreibt er an Döleke: „In Zeit von einem Jahre habe ich Eine, die „was hat““.

die Ersetzung des Glaubens durch die Wissenschaft, sowie der göttlichen Gerechtigkeit durch die menschliche.“

¹⁾ Man vergleiche hiermit, wie Bakunin das den regierenden Klassen entgegengesetzte Lager zusammenfaßt: „Was finden wir im entgegengesetzten Lager? Die Revolution, die verwegnen Leugner Gottes, der göttlichen Ordnung und des Autoritätsprinzips, dagegen aber und deswegen die Gläubigen der Humanität, die Befenner menschlicher Ordnung und menschlicher Freiheit.“

Und ein solch armseliger Tropf, wagte den Reformator der Gesellschaft an Haupt und Gliedern zu spielen! Sehen wir zu, wie er seine Rolle durchführte.

Zunächst änderte Marr das formale Prinzip der Aufnahme in den Bund. Bisher war dieselbe auf sehr einfache Weise vor sich gegangen.

Man ließ sich von dem Aufzunehmenden das Ehrenwort geben, über das, was man ihm sagen werde, das strengste Stillschweigen zu beobachten. Dann vertraute man ihm Existenz und Wesen des Bundes an. Damit aber gab sich dieser vollständig in die Hand des Einzelnen. Das wurde nun durch Marr derart abgeändert, daß der Aufzunehmende vor seinem endgültigen Eintritt schlechterdings nichts zu Berratendes erfuhr.

Sobald ein Mitglied der öffentlichen, unter jung-deutscher Leitung stehenden Verein zur Aufnahme in die geheime Verbindung geeignet schien, erhielt jemand aus der letzteren den Auftrag, jenes Individuum zu prüfen. Er mußte seinen Umgang suchen und sehen, welchen Grad von Entschiedenheit seine religiöse, seine soziale und politische Überzeugung gewonnen hatte und über alles der „Familie“ (d. h. eben dem Bunde des Jungen Deutschland) Bericht erstatten. Hielt diese die fragliche Person für reif zur Aufnahme, so bekam der Preparateur — so hieß das den Aufzunehmenden vorbereitende Mitglied — den Auftrag, in ihm den Wunsch nach einer engeren Vereinigung mit Gleichgesinnten rege zu machen. Auf solche Weise ward der Betreffende dahin gebracht, nicht nur die geheimen Verbindungen und ihre Notwendigkeit anzuerkennen, sondern selbst geradezu den Wunsch auszusprechen, Mitglied eines geheimen Bundes zu werden. Der Preparateur drehte das Gespräch jetzt so, daß der „Kandidat“ die Existenz eines geheimen Bundes zu ahnen anfing, und brachte es dahin, daß der Kandidat sich ihm blindlings anzuvertrauen versprach, falls er ihn in eine derartige, den Fortschritt bezweckende, geheime Verbindung einführen wollte. Darauf mußte der Kandidat entweder einen Umriss seiner Lebensgeschichte oder sein politisches, soziales und religiöses Glaubensbekenntnis schriftlich aufsetzen, welches bei seiner Aufnahme laut verlesen und sodann — gleich allen Papieren, die dem Bunde Gefahr bringen konnten — verbrannt wurde. So war man vor erfolgter Aufnahme sicher. Im schlimmsten Falle einer Denunziation, welche etwa durch die Ungeschicklichkeit des Preparateurs stattfinden konnte, ward nur dieser allein verraten, der Bund selbst aber blieb gesichert. Die Art und Weise der Aufnahme selbst war darauf berechnet, daß der Aufzunehmende sich so zeigen mußte, wie er es in Wahrheit war.

Noch viel wichtiger aber als die formale Änderung war die von Marr bewirkte Umwälzung der gesamten Tendenzen des Bundes.

Stellte der Bund bisher einen Konspirations-Klub dar, so ward er jetzt eine Propaganda-Gesellschaft. Verfolgte er früher das national-republikanische Ziel: Deutschland als tricolore Republik zu einigen, so huldigte er von nun an rein destruktiven Tendenzen und schrieb den Umsturz alles Bestehenden im Staate, ja des Staates selbst auf sein Banner. Herrschte im jungen Deutschland früher ein „rationalistisches“ Christentum, so machte dasselbe nunmehr dem strengen Atheismus Platz.

Der Umschwung gegenüber der vergangenen Zeit trat klar zu Tage, als Dr. Georg Fein — in den dreißiger Jahren einer der Leiter des schweizerischen jungen Deutschlands zum Besuche des Bundes eintraf.

Als Fein in einer Arbeiter-Versammlung zu Lachaurdefonds u. a. für die Einheit Deutschlands eintrat, da rief Döleke: „Bürger, haben wir je in unseren Versammlungen Fragen wie Deutschlands Einheit der Besprechung wert gehalten? Einstimmig antworteten die Arbeiter: „Nein!“¹⁾

Und als Fein in Morges das Christentum pries, das die Sklavenemanzipation bewirkt habe, da replicierten Marr und seine Genossen, keine Religion habe soviel Despotismus zur Folge gehabt als gerade das Christentum. Und die Anarchisten ärgerten in der weiteren Debatte den Fein derart, daß er thränenden Auges das Zimmer verließ.

Fein stand eben noch auf dem demokratischen und religiösen Standpunkt des alten Jung-Deutschland, der vom neuen bereits „überwunden“ worden. Erklärten doch unsere Anarchisten ausdrücklich, man wolle mit den radikalen Demokraten nur so lange Hand in Hand gehen, als es sich um die Zerstörung handele!

An den damals bei den Radikalen so beliebten Zweckessen, Stiftungen von Ehrenbechern, Sammlungen für Monumente u. s. w. nahmen die Anarchisten niemals Teil: nicht etwa bloß um der Personen willen, denen gehuldigt wurde — diese hätten selbst anarchistisch gesinnt sein können —, sondern aus prinzipieller Opposition gegen jeden Personenkultus, der als Überbleibsel des Autoritätsglaubens für verwerflich erachtet wurde.

Ihren rein proletarischen Charakter behielt übrigens die Bewegung bei. Nach wie vor waren es fast nur Arbeiter, welche sich ihr anschlossen. Und dieselben hielten streng darauf, daß selbst die wenigen, anderen Ständen angehörenden Parteigenossen in der Tracht der Proletarier an den Vereinsitzungen teilnahmen. Selbst Marr mußte sich bequemen, einen blauen Arbeiterkittel anzuziehen, weil, wie man ihm erklärte, ein modischer Anzug zu aristokratenmäßig ausseh. —

Inzwischen wuchsen die anarchistischen Vereine immer mehr, trotzdem sie im Kampfe mit den Kommunisten lagen; diese wurden sogar von jenen überflügelt.

Ja, es gelang Marr im Laufe des Jahres 1844 einen schweizerischen Arbeiterbund ins Leben zu rufen, der alle jungdeutsch-anarchistischen (öffentlichen) Klubs umfaßte. Er zerfiel in drei Sektionen. Die erste Sektion war diejenige des „Leman“, welche, wie berichtet, schon früher von Standau als enggeschlossenes Ganzes konstituiert worden war; sie umfaßte neben den bereits oben angegebenen acht Vereinen noch diejenigen zu Carouge und Yverdon. Der stärkste Verein war der zu Genf, welcher in seiner besten Zeit 300 Mitglieder hatte. Der spezielle Leiter der Leman-Sektion — der weitaus wichtigsten — war Marr.

Die zweite — jurassische — Sektion war vertreten in Lachaurdefonds, Fleuriers, St. Junner und Biel. Ihr Führer war Döleke.

¹⁾ „Fragen wie die Einheit Deutschlands — schreibt Döleke am 11. Oktober an Marr, — sind für uns längst abgethane Dinge und haben in nationalpatriotischem Sinne keinen Wert mehr.“

Die dritte — die sogenannte „Plateau“ — Sektion, hatte ihre Gruppen in Meudon, Bayerne, Freiburg, Bern, Porrentruy, Burgdorf, Luzern, Zug, Zürich, Chur, Basel und endlich noch — außerhalb der Schweiz — in Straßburg.

Gleichgesinnte, aber nicht dem Bunde beigetretene Klubs bestanden in Schaffhausen und St. Gallen. Ferner waren noch in Lyon und Marseille Zweig-Vereine, ohne daß dieselben aber einer speziellen Sektion zugeteilt worden wären.

Unter solchen Umständen konnte Marr noch im Jahre 1844 in Lausanne ein Partei-Verlags-Magazin gründen. Der Vertrieb der verlegten Schriften sollte privatim durch Vertrauensmänner geschehen, — ähnlich wie heute die Verbreitung der Züricher sozialdemokratischen Drucksachen.

Als erste Broschüre des neuen Verlags erschien eine aus Marrs Feder stammende Popularisierung von Feuerbachs „Religion der Zukunft.“ Diese Schrift wurde deswegen zur Mitteilung an die Arbeiter ausgewählt, weil der Leiter der Bewegung dafür hielt, daß Leute, die noch irgendwie an der Religion hingen, keine echten Revolutionäre sein könnten.

Der Erfolg, den die „Religion der Zukunft“ erzielte, beweist am besten, daß die neue Partei schon eine nicht unbeträchtliche Ausbreitung erlangt hatte: in drei Wochen wurden 1500 Exemplare abgesetzt, ohne daß man buchhändlerische Vermittlung in Anspruch genommen hätte.

Es erschienen bald noch mehrere Broschüren, wie „der Katechismus eines Republikaners der Zukunft“ u. a.

Jetzt konnte Marr daran denken, einen langgehegten Plan zu realisieren: nämlich ein Journal zur Vertretung der jungdeutsch-anarchistischen Tendenzen ins Leben zu rufen.

Im Dezember 1844 gab Marr die erste Nummer seines Organs — einer Monatschrift — heraus, welches den Titel führte: „Blätter der Gegenwart für soziales Leben.“

Die Blätter der Gegenwart griffen, nach den eigenen Worten ihres Redakteurs, rücksichtslos nicht nur die bestehenden Institutionen in Staat und Kirche, sondern auch Staat und Kirche überhaupt und an sich an.

Den Ausgangspunkt der Ansichten der neuen Zeitschrift bildete der Klassen-gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden, welcher mit Schärfe hervor-gehoben wurde.¹⁾ Die liberale Partei wurde einfach als Vertreterin des vermögenden Standes, der Bourgeoisie, charakterisiert. Als ihr einziges Ziel wurde hingestellt: die Erlangung der Herrschaft. Der Sieg des Liberalismus brachte

¹⁾ So hieß es gleich in der ersten Nr. der Blätter d. Geg.:

„Auch dem oberflächlichsten Beobachter unserer Zeit kann es nachgerade kein Geheimnis mehr sein, daß die heutige Gesellschaft sich von Tag zu Tag schroffer in zwei Kasten scheidet, deren Gegenüberstehen immer drohender wird, deren feindliche Stellung sich jeden Augenblick in einen furchtbaren Kampf verwandeln kann. Es ist die Klasse, die zahlreiche Klasse der Nichtbesitzenden, derer, die nichts haben, als Arbeitskraft, auf der einen Seite, — die Klasse der Besitzenden, Genießenden auf der andern.“

angeblich dem Volke gar keinen Gewinn.¹⁾ Nicht einmal die wahrhafte und volle Preßfreiheit — meinten die Blätter d. Geg. — würde hierdurch erreicht, indem die Liberalen zugleich mit der Preßfreiheit ein Ausnahmegesetz gegen die Verbreitung sozialistischer Tendenzen proklamieren würden. Die Propaganda der letzteren solle aber grade durch die wirkliche Preßfreiheit ermöglicht werden.

„Es soll dem Volke — schrieb das anarchistische Journal — gezeigt werden, welche dem Menschen unwürdige Lage es einnimmt. Es soll dem Volk gezeigt werden, wie es mit all seinem sauren Schweiß, mit aller Arbeit sich kaum die Bretter zu seinem Sarge verdient. Es soll dem Volke gezeigt werden, daß der Luxus der Herrschenden und Mächtigen, daß ihre Heere, ihre Paläste, ihr Hofstaat u. s. w. ein Diebstahl sind, der an der Kraft, an dem Marke des Volkes begangen wird. Es soll dem Volke gezeigt werden, daß der Ertrag seiner Arbeit nicht ihm zu Gute kommt, sondern denen, welchen der Zufall, das Glück, die Schlaueit oder Schlechtigkeit einen besseren Platz in der Gesellschaft angewiesen haben. Es soll dem Volke gezeigt werden, daß unsere ganzen gesellschaftlichen Einrichtungen in Grund und Boden nichts taugen.“

Mit Entschiedenheit traten die Blätter d. Geg. für die soziale Revolution ein.²⁾ Und sie entblödeten sich nicht, für den Fall des Sieges den „Reichen und Mächtigen“ mit der furchtbaren und blutigen Rache des Volkes zu drohen.

Wenn aber das anarchistische Journal eben so, ja noch mehr wie die Kommunisten, den Umsturz alles Bestehenden empfahl und hierbei auch ganz besonders das Privateigentum im Auge hatte,³⁾ so stimmte es doch nicht in dem Positiven, in der Angabe dessen, was an die Stelle des alten zu setzen war, mit dem Kommunismus überein, den es vielmehr mit Berufung auf Proudhon als freiheitsmörderisch verdamnte. Die Bl. d. Geg. waren eben für die „Anarchie“.

Ein nicht geringer Raum des Blattes war der Darlegung der atheïstischen Doktrin gewidmet. Gott und Unsterblichkeit wurden für „abgedroschene und abgethane Geschichten“ erklärt, wenigstens sollten sie das für jeden sein, „der kapabel und nicht zu faul sei, selbst zu denken.“

Wir würden kein genügendes Bild von der anarchistischen Zeitung entwerfen, wenn wir nicht noch auf deren höchst zynisch gehaltene Äußerungen über den

¹⁾ „Ist denn — schrieben die Bl. d. Geg. — der heutige Liberalismus etwas Anderes als ein „Stehe auf, daß ich mich hinsetze?“ Diese Sackpatrioten wollen uns, das Volk, begeistern! — Wozu? — Daß es seine bestehende Regierung zum Teufel jagen und sie an deren Stelle setzen, um nach kurzer Zeit ein noch schlimmeres Regiment einzuführen, als das eben vertriebene.“

²⁾ „Wenn ein Volk — hieß es u. a. in der Januar-Nr. des anarchistischen Organs — die Kinderstube ausgetreten und den Mut zu sprechen hat, so darf man hoffen, daß es auch bald seine Hände gebrauchen lernt. Mögen die Deutschen bald lernen, ihre Fäuste zu gebrauchen!“

³⁾ „Die Geschichte — schrieben die Blätter d. Geg. — hat das Privateigentum schon längst gerichtet, und zwar in seinen Folgen. Wer die Wirkungen aufheben will, muß sich nicht scheuen, den Ursachen auf den Leib zu rücken. Die Ursache der gesellschaftlichen Unordnung — soweit diese materiell — ist zunächst in der Grundlage der Gesellschaft, in der Grundlage unseres heutigen sogenannten Rechtes zu suchen.“

Königsmord hinwiesen. So meinte sie einmal im Hinblick auf das Attentat Tschechs auf Friedrich Wilhelm IV (1844):

„Uns ergreift bei dem Thun und Treiben der liberalen Herrn die größte Langeweile. Herr Tschech, heldenmütigen Andenkens, versuchte zwar ein wenig Abwechslung in diese Monotonie zu bringen; allein seine Bemühungen sind leider so wirkungslos verpufft, und es bleibt uns nichts als die alte Einförmigkeit.“ —

Nach der Charakteristik des publizistischen Organs der Anarchisten — welches übrigens 500 Abonnenten zählte — wollen wir uns wieder der Betrachtung der Propaganda zuwenden.

Nachdem im Februar 1845 eine Revolution im Waadtlande die konservativ-pietistische Regierung gestürzt und an ihre Stelle eine politisch-radikale und religiös-freisinnige gesetzt hatte, glaubten die deutschen Anarchisten in der Schweiz energischer zu Werke gehen zu können. Sie beabsichtigten, auch in Deutschland selbst Zweig-Vereine zu gründen, Parteischriften zu verbreiten und — wie Marr selbst zugesteht — „jedes effektiv revolutionäre Unternehmen von der Schweiz aus in Deutschland selbst zu unterstützen“.

Aber eine Reise, die der Agitator damals zu diesem Zwecke nach Deutschland unternahm, überzeugte ihn, daß vorläufig an eine That nicht zu denken sei.

Als Marr von seiner Reise zurückkehrte, fand er die Sachlage verändert. Die Zeitungen der gestürzten konservativen Partei benutzten jeden Vorwand, um die radikale Regierung beim Volke zu diskreditieren. Sie warfen jetzt dem Großen Räte des Kantons Waadt vor, daß er das Treiben der anarchistischen Atheisten und der Kommunisten zur gleichen Zeit gestattete, in der er die Bethäuser der Pietisten geschlossen hatte.

Und jetzt wurde den Jungdeutschen gerade die von ihnen betriebene Propaganda des Atheismus verderblich. „Assurément — schloß ein Artikel „Le socialisme“ in der „Feuille religieuse“ — nous n'appelons les persécutions sur personne; mais prétendra-t-on que ces associations d'un athéisme avoué et violent soient donc sans danger pour l'église nationale, tandis qu'on voudrait faire fermer, comme lui faisant tort, des oratoires où les mêmes pasteurs annoncent aux mêmes auditeurs les mêmes doctrines que dans les temples, mais seulement à d'autres heures et dans un autre local! O justice! ô vérité!“

Und die Zeitung „L'Indépendant“ warf Marr in einem Artikel „La presse communiste“ vor: durch sein Journal „vertu et moral“ untergraben zu haben. Und das konservative Blatt fragte schließlich: „Est-ce de cette manière que les étrangers doivent reconnaître l'hospitalité qu'ils reçoivent?“

Zugleich brachte der „Courrier suisse“ aus der Feder eines Laufanner Akademie-Professors einen wissenschaftlichen Aufsatz gegen Marrs destruktive Lehre.

Die Aufregung wuchs immer mehr. Von den Professoren der Akademie Lausanne ging eine Petition zur Unterdrückung der deutschen destruktiven Elemente ein. Die waadtländischen Pastoren wiesen in einer anderen Petition direkt auf das „journal athée“ hin. Jetzt glaubte der große Rat des Kantons Waadt nachgeben zu müssen. Man ging gegen den Atheisten Marr vor, damit die

Schließung der pietistischen Bethäuser weniger ungerechtfertigt erschiene. Am 25. Juli 1845 fertigte die Lausanner Präfektur die Ausweisungssordre gegen Marr aus.¹⁾

Die Stimmung in der Schweiz, welche auf die anarchistische Agitation aufmerksam wurde, war derselben sehr ungünstig.²⁾

Bald schritten die Regierungen ein. Zuerst geschah dies in Neufchatel. Man war dort gelegentlich der Beschlagnahme der Papiere des Kommunisten-Vereins zu Aarpons auf das häufige Vorkommen des Wortes „jungdeutsch“ aufmerksam geworden. Um dessen näheren Sinn zu erforschen, wurde der Maire von Aarpons, Lardy, nach Lausanne geschickt, wo er auf der Polizei-Präfektur die Blätter der Gegenwart in Empfang nahm. Jetzt sah die Regierung zu Neufchatel die Gefährlichkeit der Jungdeutschen ein. Sie schritt zur Verhaftung Standaus und anderer Führer derselben. Unter ihren Papieren wurden weitere Belegstücke und ferner noch die Statuten einer geheimen jungdeutschen Verbindung gefunden. Da mochte es Standau wenig nützen, wenn er behauptete, diese Statuten seien nichts weiter gewesen, als eine Übersetzung aus der Geschichte der Jakobiner, die er zu seinem Privatgebrauche angefertigt habe.

Die Neufchatteller Regierung säumte keinen Augenblick und löste sämtliche jungdeutsch-anarchistische Vereine auf. Zugleich publizierte sie die Aktenstücke,

¹⁾ Die Ausweisungssordre lautete wörtlich: Le préfet du district de Lausanne à Mr. W. Marr à Lausanne.

Lausanne, le 25. Juillet 1845.

Monsieur!

Le Ministère public ayant appelé l'attention du Conseil d'Etat sur le journal, intitulé „Blätter der Gegenwart für soziales Leben“ dont vous êtes l'éditeur,

vu que cette publication proclame hautement l'athéisme et devient ainsi un scandale pour le pays,

vu d'ailleurs votre action parmi les ouvriers allemands,

le Conseil d'Etat a décidé votre renvoi du Canton de Vaud sous un bref délai.

C'est-ce que je suis chargé, Monsieur, de vous annoncer, en vous prévenant qu'un délai de quinze jour à trois semaines au plus vous est accordé pour préparer votre départ, à condition que pendant ce temps votre journal précité ne paraisse pas. Votre acte d'origine et votre passeport sont à la préfecture à votre disposition.

Recevez, Monsieur, mes salutations empressées.

A. D. Meystre, Préfet.

Auf Marrs sozialpolitische Tendenzen konnte nicht spezieller in der Ausweisungssordre bezug genommen werden, da andernfalls der Große Rat von Waadt die Kommunistenvereine des Kantons hätte schließen müssen, was er vorläufig noch vermeiden wollte.

²⁾ Als Marr nach seiner Ausweisung aus dem Kanton Waadt nach Zürich ging, schrieb die dortige „Wochenzeitung“: „Der Atheist Marr, der von dem ultraradikalen waadtländer Regiment aus dem Kanton ausgewiesen worden, hat sich unter die Fittige unserer hiesigen Juden- und Heidenfreunde begeben und hält sich seit acht Tagen in unserer Stadt auf. Von Zürich wird einst die Geschichte sagen: „Es war der Sammelplatz und Zufluchtsort der Hochverräther, Meineidigen, Atheisten und Kommunisten.“ Dahin haben uns die Lehren und Einflüsse des deutschen Demagogentums gebracht. Die Zeit wird lehren, was wir für uns und unsere Kinder dabei gewinnen.“

welche auf das rege Leben und Treiben im Kanton Waadt hinwiesen und deutlich zeigten, daß in Lausanne der Hauptsitz der Bewegung gewesen.

Die Regierung des Kanton Waadt mußte jetzt fürchten, daß die Duldung der anarchistischen Umtriebe — in Folge der Agitation der Konservativen — ihren Sturz herbeiführen würde. Sie folgte also dem von Neuchâtel gegebenen Beispiele und schloß ebenfalls die anarchistischen Vereine. Nach und nach thaten die andern Kantone desgleichen. Von all den anarchistischen Vereinen blieben nur zwei — die zu Zürich und zu Genf, welche von jeher die maßvollsten gewesen waren — bestehen.

Die bedeutenderen Persönlichkeiten der Bewegung wurden außer Landes verwiesen. Unter ihnen auch Standau und Döleke. Dieselben begaben sich nach Frankreich, das ihnen jedoch ebensowenig den Aufenthalt innerhalb seiner Grenzen gestatten wollte. Und so gingen die beiden Agitatoren als Kolonisten nach — Algier.

Man hat — soweit ich konstatieren konnte — nie wieder etwas von ihnen gehört.

Das Ende mit Schrecken brachte Marr zu der Erfahrung, daß das Ausland wohl ein Boden sei, welcher den Samen der auf Deutschland berechneten Agitation aufnehmen, aber nicht zur Reife bringen könne.

Marr selbst wandte sich demzufolge nach Deutschland. Er wurde jedoch bald auch hier ausgewiesen. Und so blieb ihm nichts weiter übrig, als sich wiederum in das Ausland zu begeben.

Damit hatte die jungdeutsch-anarchistische Arbeiterbewegung ihren Abschluß erreicht. Sie ist nie wieder in der ersten, hier zu betrachtenden Epoche aufgelebt.

Erst fast ein Menschenalter später sollte eine — zum guten Teil auf ähnlichen Prinzipien basierte — Propaganda beginnen, natürlich ohne irgendwelchen Anknüpfungspunkt an jene erste Agitation zu haben. Aber — merkwürdiger Weise —: auch später ist der Schweizer Jura der Stammsitz der extremsten Richtung in Europa gewesen!



Aus unbekanntem Papieren des Dichters Alexander Petöfi.

Der größte Lyriker des magyarischen Volkes, Alexander Petöfi, wurde am 1. Januar 1822 geboren und ist bereits am 31. Juli 1849 in der Schlacht bei Schäßburg, die der polnische Insurgenten-General Bem im Dienste Ungarns dem russischen General Lüders lieferte, gestorben. Trotzdem der geniale Dichter also in der Blüte seiner Jünglingsjahre von der Sichel des Todes dahingemäht wurde, hat er dennoch auf dem Gebiete der Lyrik Unsterbliches und auf dem der Epik Hervorragendes geleistet, wovon aber nur das Bedeutendste in Deutschland durch Übersetzungen bekannt ist. Selbst in seinem eigenen Vaterlande sind manche wahre Perlen seiner Poesie nur handschriftlich bekannt, weil die revolutionäre Tendenz

einzelner dieser Gedichte eine Drucklegung derselben nicht gestattet hat. Innerhalb der letzten drei Jahrzehnte ist aber in Ungarn eine große Petöfi-Litteratur erschienen, welche sehr schätzenswerte Beiträge zur Kenntniss des Poeten und seiner Eigenart bietet, und wenn uns bisher noch immer eine eingehende und erschöpfende Biographie Petöfis mangelt — sein Schwager, der berühmte Litterarhistoriker Prof. Paul Gyulay in Budapest, arbeitet seit Jahren an einer solchen, aber das Erscheinen derselben ist, wie er selbst dem Verfasser dieser Zeilen versicherte, noch in weite Ferne gerückt — und der gesamte Nachlaß und weitverzweigte Briefwechsel sich nur zerstreut vorfindet, ohne — wie dies in Deutschland bei großen Dichtern der Fall ist — in eine Gesamtausgabe vereinigt zu werden, so sind doch gar wertvolle Bausteine zu einem prächtigen Monumentalbau bereits vorhanden. Aus der Fülle derselben will ich hier einiges mittheilen, welches gewiß auch das deutsche Publikum in hohem Grade interessiren dürfte.

* * *

Da die Hauptstärke Petöfis in der Lyrik besteht, welcher er seine europäische Berühmtheit verdankt, nehmen selbstverständlich in erster Linie seine lyrischen Dichtungen unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch. Vor einiger Zeit erschienen in magyarischen Blättern vier solcher Gedichte, welche bisher vollständig unbekannt waren, und die Petöfi s. Z. dem ihm befreundeten Gymnasialprofessor zu Nagyörös — im Budapester Komitat — Namens Ludwig Fazekas geschenkt hatte. In dem einen, welches 1845 verfaßt wurde, verherrlicht der Poet in schwungvollen, von Freiheitsfeuer durchglühten Versen den sagenhaften ungarischen Held Lehel, der vor 9 Jahrhunderten gelebt haben soll. Im zweiten, gleichfalls 1845 oder 1846 geschriebenen, entwirft Petöfi ein melancholisches Phantasiebild, in welchem sich die ganze Unzufriedenheit der magyarischen Jugend mit den damaligen Zuständen widerspiegelt. Das dritte ist ein sehr wehmütiges Lied, worin der Verfasser seine traurige Jugend beklagt, die ihm nur Kimmernisse und Bitternisse gebracht habe, und das vierte endlich ist ein Volkslied, worin das Gleichnis der Welt mit einem großen Wirtshaus, das Tag und Nacht mit Gästen gefüllt sei, wo man in einem fort aus- und eingehe, mit glücklichem Humor durchgeführt wird. Möge das letztere hier mitgeteilt werden.

Ein Gasthaus scheint diese Welt zu sein.

Ein Gasthaus scheint diese Welt zu sein . . .

Ihr seht als Wirt das Schicksal schalten,

Und ruhelos strömt es aus und ein,

Von Reich' und Armen, Jung' und Alten:

Grob ist der Wirt, . . . ich trau' ihm nicht!

So schänkt uns kein ehrlicher Schänke.

Sein Wein verzieht mirs ganze Gesicht,

Und bitter sind alle Getränke.

Doch wenn ich mich nicht mehr halten kann,

Ihm alles ins Antlitz zu schütten;

Drängt sich sein Kind, die Hoffnung, heran,

Um flüsternd und schmeichelnd zu bitten:

„Mein armer Junge! . . . Mein Kuß, der soll
Den Wein dir versüßen — nur schweige!“
Und neuer, hoffender Träume voll,
Leer' still ich mein Glas bis zur Reige.

Viele Jugendgedichte Petöfis befinden sich im Besiße mancher seiner Jugendfreunde, denn mit freigebiger Hand verschenkte er seine schönsten Kleinodien, bevor er in den letzten Jahren seines Lebens auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes stand. In einem ungarischen Blatte, dem „*Basárnapi ujság*“ — Sonntagsblatt — erschienen vor einiger Zeit zwei solcher Gedichte aus dem Jahre 1840. Dieselben charakterisieren die Eigenart des Poeten und mögen hier in der Übersetzung folgen. Das eine betitelt sich „eine Neuigkeit“ und lautet:

Habt Achtung, ich erzähl' euch was!
„Hört! hört!“ Nun gut, als ein Poet
Vor kurzem heil'gen Feuers voll
Den Helikon erklimmen wollt',
Daß droben er mit Ruhmeskranz
Befränze sich sein Lockenhaupt,
Als er nah' dem Ziele schon,
Hört ein entsetzlich Donnern er.
„Apollo hilf!“ Es fracht aufs neu,
Der Dichter schaudert und, ach Gott,
Stürzt in die Tiefe. — — — Hahaha!
Was hat gefracht? Was? Der Olymp!“
Ach nein! „Was sonst?“ Des Musensohnes
Recht gut gefüllter Magen war's.

Das andere Gedicht heißt: „Der Geist“ und lautet:

Auf dem Dache höre	Den ich liebte, ferne
Ich die Elster schrei'n:	Weilet er zur Stund',
Findet sich denn jemand	Nimmer kehrt er wieder,
Hier zu Gast noch ein?	Lüge schwur sein Mund.

Ach, kämst du, ersehnter
Tod als Gast zu mir!
Eile sonder Weilen,
Offen steht die Thür!

Die ganze Naivetät und den göttlichen Leichtsinne des Dichters bezüglich des Verschenkens der Manuskripte seiner Gedichte charakterisiert folgende Anekdote, die den Vorzug der Wahrheit für sich hat. Im Anfang der vierziger Jahre, als das Volk bereits die volkstümlichen Lieder Petöfis zu singen begann, befand er sich bei einem Freunde in Gesellschaft mehrerer Bekannten, als ein reizendes Bauernweib in die bescheidene Stube trat und ihre schönen, rotwangigen Äpfel zum Verkaufe darbot. Petöfi, dem die schmucke Erscheinung sofort ins Auge stach, sprang von seinem Sitze auf, faßte ihren Kopf in beide Hände und wollte sie auf die großen, schwarzen Augen küssen. Die Schöne entwand sich geschickt seinen Armen, und der Dichter wendete vergebens den ganzen Schatz seiner Beredsamkeit auf, um sie gefügiger zu machen. „Was nützen die süßen Worte“, meinte sie, „so schön könnt ihr doch nicht reden, wie der Verseschreiber, dessen Lieder uns

gestern der Notar vorgelesen hat." Und sie begann eines dieser Gedichte nach der Volksmelodie zu singen. Petöfi's Wangen färbten sich glühtrot, denn es waren seine Worte, die das Frauchen sang. In seiner Begeisterung schenkte ihr Petöfi das Manuskript eines Bandes seiner Lieder.

Nur sieben Jahre hindurch leuchtete das Genie Alexander Petöfi's wie ein feuriger Meteor am Himmel der ungarischen Dichtkunst. In seinen Gedichten und Epen allein spiegelt sich jedoch die eigenartige Individualität dieses genialen Menschen nicht ab, man muß seinen Briefwechsel lesen, den er mit den hervorragendsten Schriftstellern und Publizisten seiner Zeit führte — ich nenne nur Johann Arany, den größten ungarischen Epiker, und Maurus Jokai, den namhaftesten ungarischen Romanschriftsteller, — man muß seine Tagebuchblätter, seine politischen Artikel, kurz all' das lesen, was bisher unbekannt ist, um den Charakter Petöfi's nach Gebühr würdigen und begreifen zu können, welchen Verlust die Weltliteratur durch das jähe, an Theodor Körners Tod auf dem Schlachtfelde erinnernde Sterben auf dem Felde der Ehre erlitten hat. Ist auch der Prosaiist Petöfi mit dem Dichter nicht zu vergleichen, so zeichnen sich doch seine diesbezüglichen Arbeiten durch reiche Gedankenfülle, glühende Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande und scharfe Beobachtung von Welt und Menschen aus. Das Tagebuch aus der Revolutionszeit, beginnend am 15. März 1848 und endigend am 29. April 1848, ist ein sehr lehrreicher Beitrag zur Geschichte jener heißen Tage. Aus diesen Tagebuchblättern des Verfassers der ungarischen Marseillaise: „Die Zeit ist da, jetzt oder nie!“ — „Itt az ido“, most vagy soha!“ — möge hier das interessanteste Blatt mitgeteilt werden. Über den denkwürdigen 15. März des Revolutionsjahres lesen wir:

„Die Presse ist frei! . . . Würste ich, daß das Vaterland meiner nicht mehr bedürfen würde, tauchte ich mein Schwert in mein Herz und schriebe mit meinem Blute sterbend diese Worte nieder, damit die roten Buchstaben dastehen wie die Strahlen des Morgenrots der Freiheit.

„Heute wurde die ungarische Freiheit geboren, denn heute fielen die Ketten der Presse . . . Oder giebt es einen Thoren, der glauben könnte, daß irgend eine Nation ohne eine freie Presse auf Freiheit Anspruch machen könnte? Sei gegrüßt, ungarische Freiheit, an deinem Geburtstag! Zuerst begrüße ich dich, der ich für dich gebetet und gekämpft habe, ich begrüße dich mit um so höherer Freude, als mein Schmerz um so tiefer war, da wir dich entbehren mußten!

„O du unsere neugeborene Freiheit, lebe lange auf Erden, lebe so lange, als noch ein Ungar lebt; wenn der letzte Sohn unserer Nation stirbt, dann lege dich wie ein Leichentuch auf ihn . . . Und wenn der Tod früher über dich kommen sollte, so reiße die ganze Nation mit dir in's Grab, denn es wäre eine Schande, ohne dich weiter zu leben, wohl aber ist das Sterben mit dir — Ruhm!“

„Damit grüße ich dich; dies sei deine Wegzehrung für's Leben! Ich wünsche nicht, daß du auf deiner Laufbahn keinen Gefahren begegnest, denn das ewig ruhige Leben ist ja ein halber Tod, aber mögest du ewig Manneskraft genug haben, um der Gefahren Herr zu werden!

„Es ist tiefe Nacht — gute Nacht, schöner Säugling! . . . Schön bist du, schöner als deine Geschwister insgesamt in diesem Lande, denn du hast dich nicht in Blute gebadet wie jene, dich haben reine Freudenthränen gewaschen; die Linnen deiner Wiege sind nicht kalte, starre Leichen, sondern freie glühende Seelen. Gute Nacht! . . . Wenn ich eingeschlafen bin, erscheine in meinem Traume in der Gestalt, wie ich dich dereinst zu sehen hoffe: groß, glänzend und von der Welt geachtet! . . . “

Der hier gethane Ausspruch Petöfis, daß er bereit sei, die Worte mit seinem Herzblut niederzuschreiben, ist keine leere Phrase. Bekanntlich kämpfte er nicht nur mit der Leier, sondern auch mit dem Schwerte in der Hand für Vaterland und Freiheit, und als Märtyrer seines glühenden Patriotismus fiel er auf dem Felde der Ehre, bevor der Sturm des Lebens seine junge Lebensblume entblättert hatte!

In allen diesen gleichsam mit Blut geschriebenen Aufzeichnungen bekundet sich der Dichter als ein Radikaler, als ein Unversöhnlicher, dem Ludwig Kossuth noch zu zahm war — in der That hat Petöfi auch nicht eine einzige Zeile zum Ruhme Ludwig Kossuths geschrieben, —; interessant ist in dieser Beziehung noch, was der Dichter über die antisemitischen Neigungen gewisser Freiheitskämpfer äußert, und daraus ersehen wir, daß im „freien“ Ungarn der Antisemitismus schon damals sein Medusenhaupt erhoben hat:

„Die Eintracht, welche bisher ohne Ausnahme in der Hauptstadt geherrscht hat, geht in die Brüche.

„Sie (die Nichtmagnaren) waren es, welche zuerst die Ansicht äußerten, daß sie in die Nationalgarde keine Juden aufnehmen würden, und so haben sie zuerst die jungfräuliche Fahne des 15. März mit Schmutz beworfen! . . . Habt Ihr nicht ausgerufen: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Jawohl, das habt Ihr gethan, aber nicht aus Wahrheitsliebe, sondern aus Furcht.

„Habt Ihr schon zu fürchten aufgehört? Lasset nicht ab, denn die Zeit der Belohnung und der Strafe ist noch nicht vorüber!

„Könnt Ihr Gerechtigkeit gegen Euch beanspruchen, wenn Ihr andern gegenüber keine Gerechtigkeit geübt habt?

„Und warum verfolgt Ihr die Juden, warum wagt Ihr sie bei uns zu verfolgen? Ist ein Tropfen Eures Blutes auf diesen Boden gefallen, als man das Vaterland erwarb oder als man es verteidigte? Nein. Ihr seid hergelaufene Leute; fast niemand ist unter Euch, der beweisen könnte, daß sein Großvater hier gestorben, geschweige denn, daß er hier geboren sei. Als Ihr in's Land kamet, waret Ihr so mager wie das I, jetzt seid Ihr so feist wie das O . . . Ihr solltet soviel Anstandsgefühl haben, daß Ihr, wenn Ihr auch die Nation nicht liebt, die Euch gemästet hat, dieselbe wenigstens nicht verunglimpft.

„Das Traurigste aber ist, daß es keine noch so schmachvolle Sache giebt, die nicht ihre Vertreter, ihre Apostel hätte. Zu den Anwälten dieser himmelschreienden ungerechten Judenverfolgung haben sich einige Winkeladvokaten aufgeworfen, die jetzt überall gegen die Juden zeugen; und wenn jemand für die Wahrheit seine

Stimme erhebt, den beschuldigen verworfene falsche Propheten, daß er von den Juden bestochen sei. Die Glenden! Sie wissen nicht oder wollen es nicht wissen, daß es rechtschaffener Menschen giebt, als sie sind, welche nicht Sklaven des schmutzigen Egoismus, sondern Freunde der reinen Wahrheit und Humanität sind. . . ."

Ich bin begierig zu erfahren, was die antisemitische Partei im ungarischen Reichstage zu diesen Äußerungen des größten nationalen Dichters Ungarns über die Antisemiten sagen wird? Jetzt sind es keine Deutsche und andere Nicht-Magyaren, sondern Vollblutmagyaren, wie Istóczy, Verhovan, Onody, Simonyi und wie sonst alle diese Söhne Arpáds heißen, welche gegen die Juden eiferten. Was würde jetzt Petöfi sagen, wenn er dies erlebt hätte? . . .

Ein eigenes Kapitel verdiente Petöfi als Publizist. Der mir knapp bemessene Raum gestattet aber nur wenige flüchtige Andeutungen. Seine Artikel erschienen in mehreren Zeitungen der Hauptstadt: in „Pesti Hirlap“ („Pester Tageblatt“) dem Organ Kossuths — in „Életképek“ — Lebensbilder — in „Honvéd“, in „Mrázeius tizenötödike“ — dem 15. März — u. s. w. In einem Artikel vom 27. Mai 1848 verteidigt sich Petöfi gegen den Vorwurf, als ob er ein Feind der Monarchie und des Königs Franz Josef von Ungarn sei und die Republik herbeiführen wolle. „Die Monarchie“, sagt er, „hat noch eine Zukunft bei uns, ja wir haben dieselbe jetzt sogar unbedingt nötig — deshalb habe ich auch die Republik nicht ausgerufen — sondern nur die Idee angeregt, damit man darüber diskutiere. Mehr als dies zu thun wäre Thorheit gewesen, aber Vaterland und Menschenliebe haben mir meinen Weg diktiert. Unsere Umgestaltung wird in jedem Falle Blut erfordern, wir müssen daher danach trachten, daß so wenig Blut als möglich fließe. Das beste Mittel hierzu ist aber, die neue Idee langsam, allmählich zu verbreiten. Wehe uns, wenn sie plötzlich hereinbricht! Dann werden wir kein Brot haben, denn die Blutströme werden unsere Saaten vertilgen. Um dies zu verhindern habe ich das geschrieben, was ich geschrieben“ . . . Das Ministerium Batthiányi war nicht nach seinem Geschmack. In einem Artikel vom 10. August 1848 sagt er: „Während die Metternich'sche Gesellschaft durch ihre Thaten uns ruinieren wollte, wird das Batthiányi-Kabinet uns durch seine Unthätigkeit zu Grunde richten. Was nützt es, wenn die Methode eine andere ist? Das Ergebnis ist dasselbe . . . Von Tag zu Tag überzeuge ich mich immer mehr, daß das Ministerium einem Menschen gleicht, dessen Augen verbunden, dessen Hände gefesselt und dessen Füße in Ketten gelegt sind; meine ganze Hoffnung ist die Nationalversammlung“ . . . Sehr interessant ist eine Replik, die er gegen Börösmarty, den gefeiertsten ungarischen Dichter vor Petöfi, in „Pesti Hirlap“ veröffentlichte. Er sagt u. a.: „Börösmarty schleudert mir die Beschuldigung ins Gesicht, daß ich nie sein aufrichtiger Verehrer war — daß ich die Anhänglichkeit an ihn simulierte — kurz, daß ich ein zweideutiger Mensch sei. Es ist dies die nichtswürdigste Charakterlosigkeit, deren ein Mensch fähig ist, und ich darf eine solche Beschuldigung nicht auf mir sitzen lassen. Ich rufe alle diejenigen in der ganzen Welt, die mich kennen, als

Zeugen auf, ob sie bei mir auch nur einen Schatten von Zweideutigkeit bemerkt haben? — Wenn ja, mag die Verachtung der Nation mich treffen! . . . Wenn Börösmarty von Bescheidenheit sprechen will, so erkläre ich hier: ich halte dieselbe für einen sehr wohlfeilen Artikel, dessen Einstudierung ich nie der Mühe wert hielt, denn sie ist die Erfindung der Jesuiten. Goethe hat während seines ganzen Lebens einmal etwas Kluges gesagt, als er den Ausspruch that: „Nur Lumpe sind bescheiden.“ Am Schlusse seines Artikels sagt Börösmarty: „Du bist noch zu klein, um einen Richter abzugeben.“ Ich will dagegen nichts erwidern und erkenne die Richtigkeit dieses Diktums an, wenn auch Börösmarty in der Tábla-biró-Anschauung lebt, daß man so lange zu klein zum Richter sei, bis man einen Schmerbauch hat. Im übrigen meine ich gleich Börösmarty, daß dieser Federkrieg das zwischen uns beiden herrschende gute Einvernehmen nicht vernichten wird. Aber sollte dies auch nicht der Fall sein, so werde ich nicht nur ihm gegenüber, sondern aller Welt gegenüber frei meine Meinung aussprechen. Lieber will ich auch dann, wie bisher, der Märtyrer meiner mutig und unerbittlich ausgesprochenen Überzeugung sein, als daß man mich der Feigheit beschuldigen soll. Ich will mit mir selbst in Frieden leben, nicht aber mit der ganzen Welt.“

Eines der treuesten und rührendsten Freundschaftsverhältnisse, die wir in der litterarischen Welt kennen, war dasjenige zwischen Johann Arany, dem großen Epiker und Verfasser der klassischen Werke: „Buda's Tod“, „Toldy's Liebe“ u. s. w. und Alexander Petöfi. Der Briefwechsel zwischen diesen beiden Dichterheroen ist in litterarischer Beziehung sehr wertvoll. Petöfi ergriff die Initiative zu dieser Verbindung, indem er am 4. Februar 1847 ein Gedicht und folgendes Schreiben an Arany richtete:

„Ich grüße Sie!

„Heute las ich Ihren „Toldy“, heute schrieb ich dieses Gedicht und werde es noch heute absenden. Es wird in „Életképek“ — Lebensbilder — erscheinen, aber ich will Ihnen so früh als möglich von der Überraschung, der Freude und der Begeisterung Ausdruck geben, die Ihr Werk in mir hervorgerufen. Umsonst, die Volkspoesie ist die wahre Poesie. Bestreben wir uns, daß sie zur Herrschaft gelange! Wird erst das Volk in der Poesie regieren, dann wird es auch leichter in der Politik regieren, und das ist die Aufgabe dieses Jahrhunderts, das ist das wünschenswerte Ziel jedes edlen Herzens, das zum Überdruße gewahren muß, wie Millionen Märtyrer sind, damit nur einige Tausende faulenzten und genießen können. In den Himmel gehört das Volk, die Aristokratie in den Abgrund.

„Schreiben Sie mir, wenn Sie's nicht belästigt; schreiben Sie mir von sich, was sie wollen, über alles; wie alt Sie sind, ob verheiratet oder Junggeselle, ob braun oder blond, groß oder klein, . . . alles wird mich interessieren. Gott mit Ihnen! Leben Sie wohl!

Ihr aufrichtiger Freund

Alexander Petöfi.“

Es ist ein schönes Zeugnis für die Selbstlosigkeit Petöfi's, daß er einen gleichstrebenden Poeten wie Johann Arany mit solcher Schwärmerei verehrt und ihm gehuldigt hat. In seiner Liebe, ja Anbetung für ihn kannte er kein Maß. Er stellt ihn hoch über sich selbst und nennt ihn Homer.

Arany antwortete in demselben warmen und herzlichen Tone, und es entspann sich zwischen beiden ein sehr lebhafter Briefwechsel, der für die dichterische Entwicklung der beiden Dioskuren von den heilsamsten Folgen war. Wie traurig die pekuniären Verhältnisse Petöfi's noch im Jahre 1847, als er bereits der gefeiertste Dichter der Nation war, beschaffen waren, ersieht man aus einem Schreiben Petöfi's an Arany vom 23. Februar 1847. Dort lesen wir u. a.: „Ich bin ein anspruchsloser Mensch und pflege mich um meine Zukunft nicht zu kümmern . . . Um die Begräbniskosten mag sich ein anderer bekümmern. Wahrlich die ungarische Litteratur ist ein trauriges Gewerbe! Irgend ein Amt könnte ich vielleicht bekommen, aber davor entfesse ich mich sehr, und so bleibt mir nichts Anderes übrig als: iß, mein Sohn, wenn du was zu beißen hast. Meine Seele schmerzt mich, wenn ich daran denke, welch' Beduine in mir verloren gegangen ist! Aber ich hoffe zu Gott, daß auch bei uns einst die Zeit kommen wird, da auch die die Freiheit anbetenden Heiden werden leben können und nicht bloß die einen einzigen wahren Gott verehrenden frommen Christen. Deshalb heirate ich nicht, denn es kann passieren, daß, was ich nicht wünsche, ich eine Witwe und Waisen hinterlassen könnte. Ich heirate nicht, lieber Freund, aber ach, wenn ich bedenke, wie glücklich du in der Ehe bist, werde ich melancholisch!“ . . . Bekanntlich ist der Dichter seinem Vorsatz nicht treu geblieben. Bald darauf heiratete er seine Juliska — Julie Szendrey — und seine traurige Ahnung ging in Erfüllung: er ließ seine Frau und sein einziges Kind Zoltán unverorgt zurück. Wer konnte es der armen, inzwischen längst verstorbenen Witwe verdenken, daß sie nach dem Tode ihres Gatten den Witwenschleier wegwarf und dem Universitätsprofessor Arpád Horváth die Hand zum ehelichen Bunde reichte? Not kennt kein Gebot!

Ich kann meine Mitteilungen aus dem Geisteschatz Petöfi's nicht schließen, ohne hier, nach den Berichten des Freundes und Kollegen des großen Lyrikers, Maurus Jókai, manche charakteristische Züge, die in Deutschland ganz unbekannt sind, wiederzugeben. Der berühmte Romancier Jókai studierte mit Petöfi zusammen auf dem Gymnasium zu Pápa. „Ich war Student“, erzählt er, „in der „Physik“-Klasse zu Pápa, als Petöfi zum ersten Male auf der Straße in einem schäbigen schwarzen Kragen-Mantel mit zerknittertem Hute und nacktem Halse vor mir erschien. Mein Stuben-Kollege, mit dem ich gerade zur Schule ging, kannte ihn und rief ihm zu: „Guten Morgen, bús magyar! („Melancholischer Ungar!“). Das war sein Spitzname. Jeder von uns besaß einen solchen. Mich nannte man „Jámbor“ (Der Fromme). Er erwiderte den Gruß nicht und machte stets solche Schritte, als ob er im Distanzgehen begriffen wäre. In der Schule begegnete ich ihm nur selten. Drum fing ich an, ihn gering zu schätzen; anstatt in die Schule zu gehen, schrieb er Gedichte, die er in den Sitzungen des „Képzőtársaság“ — Bildungsverein — deflamierte. Da begann ich neidisch zu

werden. Dann lernte ich seine Lebensweise kennen. Von jedem verlassen, kopierte er Arbeiten für die jungen Herren. Da begann ich ihn zu achten. Als wir auseinander gingen, da liebte ich ihn schon. Und dieser fadenscheinige, verachtete und darrende Jüngling wußte damals schon, daß in seiner Brust ein Stern wohne, der ihn so hoch tragen werde, als sich das Firmament einer Nation wölbt, und daß dieser Stern erst dann am hellsten glänzen werde, wenn schon alles von seinem Träger zu Staub geworden sein wird.“ Zókai erzählt ferner, daß Petöfi ein sehr glückliches Familienleben geführt habe. Es muß eine starke Liebe genannt werden, die Julie Szendrey, ein an Reichtum, Luxus und Wohlleben gewöhntes, von Anbetern umschwärmtes junges Mädchen bewog, dem Zorn der Eltern zu trotzen und ihr Leben an einen vom Schicksal verfolgten Dichter zu knüpfen, der seiner Gattin nichts als seine Liebe bieten konnte. Zókai berichtet, daß er mit Petöfi in Pest nach dessen Verheiratung eine gemeinsame Wohnung inne hatte. Dieselbe bestand aus drei Zimmern. Das eine gehörte Zókai, das zweite war das gemeinsame Sprechzimmer, und das dritte war das Zimmer des Petöfischen Ehepaars: ihr Schreib-, Schlaf- und Empfangs-Salon, Helikon und Vacluse zugleich . . . „Das Mittagessen ließen wir aus dem „Goldenen Adler“ bringen und wir speisten zusammen: unsere ganze Ausgabe betrug monatlich 30 Gulden. Keiner von uns trank Wein, ich von jeher nicht, Petöfi aber seit seiner Verheiratung nicht; das Abendessen ersetzte der Thee, und dabei lasen wir uns unsere eigenen Werke oder aus französischen Dichtern vor. Unsere einzige Zerstreuung war hie und da der Besuch des Theaters, wenn man ein Drama gab und wenn Gabriel Egressy spielte. Petöfi und seine Frau gingen nie in eine Oper, auch machten sie keine Besuche, noch empfingen sie solche, diejenigen Arany's ausgenommen. In der Wohnung gab es weder ein Klavier, noch Blumen, noch einen Singvogel. Und diese Frau war dennoch glücklich, denn Petöfi gehörte ihr ganz und gar an. Er war keine ideale Männergestalt. Er war von hagerem Wuchse, von mittlerer Größe, von blasser Gesichtsfarbe, hatte kleine schwarze Augen mit satyrähnlichen Brauen, eine spitze Nase, die an der Wurzel eingedrückt war, das Haar hinaufgestrichen, der Mund klein und infolge eines unregelmäßig hervorstehenden Zahnes zu einem satirischen Ausdruck geneigt. Sein ganzes Wesen und sein Blick waren düster und verschlossen, am Halse trug er nie ein Tuch, was denselben noch unbeugsamer erscheinen ließ. Wenn aber dieses Gesicht die Flamme der Poesie erleuchtete, wenn er seine Werke zu deklamieren begann, dann sah man in jedem seiner Züge seine Seele glühen; da strahlte sein Blick; seine Gestalt wuchs; sie erschien hoch mit der Attitüde einer Statue; wer ihn da sah, wer ihn da hörte, der mußte sich in ihn verlieben. Er riß Männer und Frauen hin, wohin er wollte.“

Unter allen magyarischen Dichtern ist niemand in Deutschland so populär wie Alexander Petöfi, trotzdem wir bisher sehr schätzbare, aber leider noch immer nicht vollendete Übersetzungen seiner Gedichte besitzen. Es ist kein Zufall, daß er in Deutschland so sehr gelesen wird: trotz seiner echt-magyarischen Natur ist der Einfluß deutscher Dichtung auf ihn unverkennbar; das deutsche Ge-

mütsleben und deutsche Denkungsart kommen in seinen Poesieen ganz und voll zur Geltung; auch in der Ausdrucksweise, in der Macht seiner Bilder und in der Form sind deutsche Vorbilder unverkennbar. Körner und Heine haben einen gewaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt, und seine Vorliebe für den zweiten hat er durch die treffliche Übersetzung mancher seiner Gedichte deutlich genug befundet. Und hier ist wohl der Ort, daß ich die Ansichten Petöfis über einige unserer Dichter wiedergebe. Unter allen deutschen Dichtern liebte er am meisten Heine und Lenau. Nur für Goethe konnte er sich nicht erwärmen. Er war entschieden nicht „goethereif“. So sagt er in seinen „Reisebriefen“ — Utilevelek, vegyes müvek. 3 B., S. 80 ff. — „Ich liebe Goethe nicht, ich mag ihn nicht leiden. Sein Kopf ist ein Diamant, aber sein Herz ist ein Stein; in ihm ist keine Liebe; er war auch kein Patriot. Ich könnte mich eher mit demjenigen befreunden, der in seiner Leidenschaft mir tausendfältig Böses zugefügt, wie mit einem kalten Menschen, der mir noch soviel Gutes erzeigt. Ein flammendes Herz oder das kalte Grab! . . . Goethe ist einer der größten Deutschen. Er ist ein Riese, aber ein riesiges Marmorbild . . . Der andre nicht geliebt, den können andere nicht lieben, höchstens anstaunen. Und wehe dem großen Mann, den man nur bewundern, aber nicht lieben kann.“ Die Liebe ist ewig wie Gott; die Bewunderung vergänglich, wie die Welt“ . . . Ich bin überzeugt, das Urteil Petöfis über den größten dichterischen Genius nicht allein Deutschlands, sondern des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt wäre ein ganz anderes und sympathischeres für Goethe geworden, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen. Doch wollen wir nicht mit Petöfi rechten, sondern das Schicksal beklagen, das den Dichterjüngling so rasch von hienieden abrief.



Hat Italien Kolonien nötig?

Brief des Präsidenten des Italienischen Staatsrates, Grafen Cadorna,
an den Herausgeber der Deutschen Revue.

Die „Deutsche Revue“ hat sich stets die Aufgabe gestellt über alle politisch wichtigen Fragen, Ansichten der ersten Staatsmänner der verschiedenen Länder zu veröffentlichen. Die Frage: „Hat Italien Kolonien nötig?“ ist für uns augenblicklich von besonderem Interesse, da hiervon die Stellung Italiens zu den drei Kaiserreichen nicht unwesentlich beeinflusst wird. Wir sind unserm verehrten Mitarbeiter, dem Grafen Cadorna, deshalb sehr dankbar für nachstehendes Schreiben.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

Verehrter Herr!

Sie wünschen von mir die Frage beantwortet zu sehen, ob Italien der Kolonien bedarf. Das ist keine ganz leichte Aufgabe in einer Zeit, wo das Wort Kolonien in einem, ich möchte fast sagen subjektiven Sinne gebraucht wird,

und man darunter die ganze Stufenreihe verstehen kann die der Begriff umfaßt, von bloßen Ansammlungen freier Ansiedler in einem unabhängigen Lande angefangen bis zu gewaltsam annektierten oder eroberten Gebieten, welche mittels Differenzialzölle und unter Anwendung jener Mittel regiert werden, die man als eine Negation aller natürlichen Freiheiten und jeden Rechtes sowohl den Eingebornen als anderen Staaten gegenüber betrachten muß. Jedenfalls handelt es sich bei Erörterung der Frage, ob Italien Kolonien nötig habe, nicht um Untersuchungen rein spekulativer Natur und der aus solchen sich ergebenden Resultate; was man wissen will, ist: ob es geboten sei, daß die italienische Regierung für Erwerbung von Kolonien irgend welche Schritte thue. Da muß ich nun vor allen Dingen erklären, daß die vorliegende Frage für Italien keine internationale, sondern eine rein interne ist; — denn daß überhaupt die Frage aufgeworfen werden konnte, ob Italien, solange es nur die erworbenen Rechte Anderer respektiert, das Recht habe, selbst darüber zu entscheiden, was ihm Not thue, und es zu machen, wie andere Staaten auch — darf man füglich als das Privilegium einiger Schriftsteller und Journalisten ansehen, die auf politischem Gebiete gern als offenerzige Biedermänner und Humoristen glänzen möchten.

Will man nun die vorliegende Frage in diesem Sinne erörtern, d. h. von Kolonien, die einen politischen Hintergrund haben oder als taktische Stützpunkte für kriegerische Operationen der Flotte dienen sollen, hier ganz absehen und nur solche ins Auge fassen, die einen wirtschaftlichen Zweck verfolgen, so hat man sich vor allem der Grenzen bewußt zu werden, welche bei der heutigen Lage der Dinge und als im Wesen der Sache selbst begründet, jeder Regierungs-Initiative von vornherein gesetzt sind. Freilich giebt es immer noch Viele, welche meinen, um Kolonien zu gründen, brauche man nur seine Flagge am Gestade irgend eines Meerbusens oder einer Bai aufzupflanzen. Abgesehen davon, daß ein so abgekürztes Verfahren sich mit dem Wesen der Sache selbst nicht verträgt, welches doch vor allen Dingen das Vorhandensein günstiger Anfahrts- und Bodenverhältnisse für den Ansiedlungsort sowie ein freiwilliges Zuströmen von Menschen und Kapital voraussetzt, so sollte man sich doch meines Erachtens der Thatsache nicht mehr verschließen, daß heutzutage der Staat, als solcher, viel weniger als in früheren Zeiten, in der Lage ist, Ackerbau-, Handels- oder Industrie-Kolonien zu gründen, oder sich für derartige Unterbrechungen in entscheidender Weise zu engagieren. Ein Kolonialsystem, welches sich darauf gründet, daß der Staat, auch nur in der Hauptsache, selbst den Kolonisateur spielt, indem er entweder die Auswanderung zwingt, sich nach einem bestimmten Punkte zu wenden, oder für eine freiwillige ganz oder teilweise die Mittel hergiebt, und seine Kolonie dann mittels Differenzial-Zölle und nach Prinzipien regiert, welche die Freiheit des Gewerbebetriebes und der Schifffahrt völlig verleugnen — ein System ferner, nach welchem nicht die Ansiedler selbst und das frei arbeitende Kapital über die zu treffenden Maßnahmen entscheiden und für deren Folgen auf eigene Kosten und Gefahr aufzukommen haben, hat nach meiner Überzeugung keine Lebenskraft mehr. Die freisinnigen Bestimmungen der seit dem Jahre 1815 abgeschlossenen Staats-Ver-

träge, die große Zahl der speziellen Handels- und Schiffahrts-Konventionen, die Konsulat-Einrichtungen, die auf dem Prinzipie sich gegenseitig zu gewährleistender Freiheit beruhen, das nahezu von der ganzen Welt über die Differenzial-Zölle gefällte Verdammungsurteil, die heutzutage allgemein anerkannte Forderung höflichen Entgegenkommens im Verkehr der Nationen untereinander, ja die in diesem Augenblicke in Berlin tagende Congo-Konferenz, beweisen bis zur Evidenz, daß ein Kolonialsystem wie das eben von mir gekennzeichnete im Absinken begriffen ist. Sollte es noch einen Staat geben, der auch für die Zukunft bei diesem Systeme beharren wollte, so würde er in den Konsequenzen desselben selbst die Strafe für seine Eitelkeit und Begehrlichkeit finden. Die Thätigkeit einer Staatsverwaltung in dieser Beziehung wird sich also in Zukunft darauf zu beschränken haben, einfache Forschungsreisen aus ihren Mitteln zu unterstützen, das Leben ihrer Staatsangehörigen sowie das von ihnen an bestimmten Punkten in kolonialen Unternehmungen freiwillig angelegte Kapital zu schützen, das Protektorat über solche Territorien zu übernehmen und im gegebenen Falle selbst ihre Flagge dort aufzupflanzen, immer freilich nur zum Zwecke der Verteidigung und des Schutzes; daraus wird sich dann, als naturgemäße Konsequenz allmählicher Gewöhnung und der wachsenden Beziehungen zum Mutterlande, ein erhöhter Konsum der Produkte desselben und ein vermehrtes Zufließen von Einwanderern aus den Reihen seiner Angehörigen wie von selbst ergeben. Ich bin der Ansicht, daß eine Staatsregierung, die ohne durch die äußerste Notwendigkeit dazu gezwungen zu sein, zum Zwecke der Kolonisation von irgend einem Gebiete Besitz ergreift, bevor noch der freie Handel und die freie Gewerthätigkeit — als die einzigen kompetenten Richter in der Sache — daselbst mehr oder weniger festen Fuß gefaßt haben, eine schwere Verantwortung übernimmt, und großer Enttäuschungen gewärtig sein muß.

Wenden wir uns nun wieder zu der Frage: „Bedarf Italien der Kolonien,“ oder, wie wir bereits übereingekommen waren, statt dessen zu fragen: „Was liegt der italienischen Regierung nach dieser Richtung zu thun ob?“, so können wir dieselbe nunmehr so fassen: „Liegt die Notwendigkeit vor, daß die Regierung in den soeben bezeichneten Grenzen irgend welche Schritte thue?“ wozu in erster Linie die Okkupation gewisser Gebiete, wichtiger Küstenstriche oder Küstenpunkte gehören würde. Um gegenwärtig, unter normalen Verhältnissen, und zwar immer von rein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten aus — die gestellte Frage zu beantworten, müßte man eigentlich erst die wirtschaftliche Lage Italiens studieren, und ermitteln, ob in ihr denn die Ursachen gegeben sind, aus denen ein Bedürfnis nach Kolonien entspringen könnte. Nun hat Italien, seitdem es seine politische Einheit erlangte, Dank seinem friedlichen und zugleich freisinnigen inneren Regime, einen höchst bemerkenswerten konstanten, wirtschaftlichen Aufschwung genommen, und ist noch fortdauernd in einem solchen begriffen; trotz der völligen Umwälzung, die es in politischer, wirtschaftlicher, finanzieller, militärischer und legislatorischer, kurz, in Beziehung auf alle diejenigen Elemente durchzumachen gehabt hat, aus denen das Leben eines Volkes sich zusammensetzt, und trotz der un-

geheuren Lasten, die es zu tragen, der Opfer, die es zu bringen hatte, um sich die Bedingungen für seine wirtschaftliche Zukunft von Grund aus erst wieder zu schaffen. Überdies steuert Italien alle Jahre ein nur allzugroßes Kontingent zu der europäischen Auswanderung bei; und wenn auch eine Untersuchung der Gründe dieser beklagenswerten Erscheinung ergeben würde, daß das Heilmittel dafür in Italien selbst zu suchen und zu finden sein muß, so giebt uns doch, nach meiner Überzeugung, das Studium aller hierfür maßgebenden Elemente des Volkslebens sowie die gewaltige Lebenskraft unseres Landes, die ihm eine bedeutende wirtschaftliche Entwicklung für die Zukunft verheißt, ein Recht, anzunehmen, daß in nicht allzu ferner, vielleicht schon in gegenwärtiger Zeit sich hier dasselbe wirtschaftliche Bedürfnis geltend machen werde, wie in anderen Staaten auch.

Wozu aber sich in Untersuchungen über die wirtschaftliche Lage Italiens einlassen, die doch in den engbemessenen Grenzen eines Briefes nicht zu erschöpfen sein würden, wenn sich uns Thatsachen und Gründe äußerer Art von selbst aufdrängen, welche die vorliegende Frage ganz unabhängig von dem wirtschaftlichen Zustande des Landes zu lösen vermögen. Seit einiger Zeit giebt sich in Europa ein geradezu fieberhaftes Drängen nach Okkupation überseeischer Gebiete kund. Man nimmt, um zu nehmen, — je mehr, desto besser — und zwar in den meisten Fällen auf zunächst nicht absehbare, unbestimmte Ziele hin; Ziele, die (soweit man die Sache übersehen kann) sich erst aus dem Verlaufe des Unternehmens selbst ergeben können, und ihre Erreichbarkeit erst noch darthun sollen; man pflanzt seine Flagge auf in Territorien, wo bis dahin weder Kaufleute noch Kapital des Mutterlandes sich niedergelassen, und wohin sie sich vielleicht niemals wenden werden. Ja, noch mehr, man okkupiert gewisse Gebiete, nur um zu verhindern, daß kein Anderer sich in den Besitz derselben setze. Angesichts dieser Thatsachen nun — die politischen Gründe, die sich aus ihnen ergeben könnten, wollen wir einmal ganz beiseite lassen — hat man ins Auge zu fassen, daß die große Lebenskraft, welche Italien bis dahin gezeigt hat, ihm für die Zukunft eine ganz bedeutende volkswirtschaftliche Entwicklung verheißt, und es sicherlich eines Tages zwingen wird, neue Arbeitsgebiete zu suchen; es muß sich also beizeiten vorsehen, der Auswanderung seiner Kaufleute und seines Kapitals Wege und Ziele weisen zu können: Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß Italien, sehr zu seinen Nachtheile, seine politische Einheit erst erlangte, als andere Staaten längst ihr Interesse (und in welchem Maße!) durch Erwerb überseeischer Territorien wahrgenommen hatten. Auch darf man nicht vergessen, daß Italien, obschon es bereits vor langer Zeit hervorragende Männer in die Reihen der Afrikaforscher sandte, und als eben es zu politischer Einheit gelangt war, schon ein starkes und wertvolles Kontingent zur Erforschung dieses Erdteiles stellte (darunter eine große Zahl tapferer und ausgezeichneten Männer, die ihr selbstloses, nur der Humanität und Wissenschaft geweihtes Streben mit dem Leben büßen mußten), daraus für sich selbst bis jetzt noch nicht den geringsten Vorteil gezogen hat. Endlich muß man sich klar machen, daß wenn Italien noch länger zögert, das Wenige zu thun, was heutzutage einem Staate, als solchem, noch zur

Vorbereitung kolonialen Erwerbes zu thun möglich ist, dies einem völligen Verzicht auf jeden späteren Versuch zur Gründung einer Kolonie gleichkommen würde.

Nicht selten sieht ein Staat, in Folge des Vorgehens anderer Mächte und nur zum Zwecke der Selbstverteidigung, sich in die Nothwendigkeit versetzt, Dinge zu antizipieren, die er eigentlich erst viel später hatte thun wollen oder vielleicht überhaupt nie gethan haben würde. So sage ich denn, daß Italien — mögen nun zur Zeit Gründe vorhanden sein, die es zum Vorgehen in der Kolonialfrage antreiben, oder nicht — genötigt ist, das zu thun, was die Anderen thun; ja, daß nach meiner Überzeugung seine Regierung die unabweisliche Verpflichtung hat, hierin die Initiative zu ergreifen. Man führe sich nur einmal vor Augen, daß die Nation, der das Vorgehen anderer Mächte diese Nothwendigkeit auferlegt, einen Staat von dreißig Millionen Einwohnern repräsentiert, dessen Seeküstenentwicklung eine ganz außerordentliche ist und der von zwei Meeren bespült wird, und man wird sich der Wichtigkeit und Beweiskraft der von mir gezogenen Schlußfolgerung kaum verschließen können. Aber wohlverstanden — sollte man sich im Sinne derselben zum Vorgehen in der Kolonialfrage entschließen, so dürfte dies nur geschehen unter strikter Innehaltung des Systems, welches Italien bisher stets verfolgt hat, d. h. der gewissenhaftesten Achtung vor den Rechten anderer Staaten, und, wenn auch im vollen Bewußtsein des eigenen internationalen Rechtes, doch mit aller der Klugheit und Voraussicht, welche sorgfältig vermeidet, Anlaß zu einer Differenz oder einem Zwiste mit anderen Mächten zu geben. Außerdem aber hätte die italienische Regierung — genötigt, wie sie nun einmal ist, die Aufgabe selbst in die Hand zu nehmen und damit der freien Handelsthätigkeit vorzugreifen, — bei der Auswahl des zu offkupierenden Gebietes mit der allergrößten Vorsicht zu Werke zu gehen, und sich nicht unter Aufwendung beträchtlicher Kosten auf abenteuerliche Unternehmungen einzulassen, ehe sie nicht thatsächliche Beweise dafür erhalten hat, daß ihre Wahl eine gute war.

In Italien ist die öffentliche Meinung diesem Gedanken durchaus günstig. Ich sehe dabei von all' den Leuten ab, die, wenn es nach ihrem Kopfe ginge, leichtherzig und ohne jedes Bedenken sofort mit Soldaten und Kanonen nach Tripolis zögen, um dort Nachtquartier zu machen; Leute, für die ein Zug ins Innere von Afrika, dem Zwecke, an den Nomadenstämmen die Ermordung Giu-liettis und Bianchis zu rächen, nichts ist, als eine Vergnügungs-Partie; ja, die der Regierung den Rat geben, die unglücklichen, in Süd-Amerika abgewiesenen und jetzt nach Italien zurückgekehrten Auswanderer nach Assab zu schicken, um dort die Sandwüsten mit ihrem Hunger und ihrem Elend zu kolonisieren. Es giebt aber auch genug ernste Männer, die, in der Überzeugung, daß wir niemanden schädigen dürfen, und vor allem für die Befriedigung resp. Abhilfe so vieler schwerwiegender innerer Bedürfnisse und Nothstände Sorge tragen sollten, etwas zu weit gehen und nicht zugeben wollen, daß für die in Rede stehenden Zwecke auch nur einen Matrosen oder einen Scudo Geldes hergegeben werde; allein die große Mehrheit im Lande ist unzweifelhaft dem obigen Plane günstig gestimmt. Fast alle freisinnigen Zeitungen haben die vor kurzem nach Assab gesandte kleine

Expedition gebilligt, und die Bevölkerung hat sie mit Freudenbezeugungen begleitet, die, wenn auch etwas übertrieben, doch der Ausdruck des öffentlichen Gewissens waren; dieses pflegt in Italien, sobald ihm nur etwas Zeit zum Nachdenken gelassen wird, fast immer das Vernünftige und Richtige zu treffen und hat im vorliegenden Falle — wie mir scheint, mit Recht — mehr die Geltendmachung eines Prinzips als eine vereinzelte Thatsache zu sehen geglaubt.

Ich weiß nicht, wie die Regierung, die zwar bis jetzt nicht Gelegenheit hatte, sich auszusprechen, sie aber demnächst haben wird, wenn in der Deputierten-Kammer die über den Gegenstand angekündigte Interpellation zur Diskussion kommt, und sie darauf, wie ich meine, einige Worte antworten muß — über die Sache denkt. Die kleine Expedition nach Assab scheint auch mir ganz am Platze gewesen, ja eher etwas zu spät ins Werk gesetzt worden zu sein, da es sich darum handelt, eine schon alte Besitznahme zu schützen und dem Handel mit dem inneren Afrika die Wege offen zu erhalten. Wozu sonst jene Besitzergreifung hätte dienen sollen, wüßte ich in der That nicht. Um Ihnen endlich meine volle Meinung zu sagen, will ich Ihnen meinen Wunsch nicht verhehlen, daß Italien auf diesem Wege nicht stehen bleibe und, ohne die Geldmittel des Staates zu sehr in Anspruch zu nehmen, sich seiner alten Geschichte erinnere, und auch nicht vergesse, was es seit kurzem wieder geworden ist. Und hierbei wollen Sie beachten, daß derjenige, der diesen Wunsch ausspricht, zu den Männern gehört, welche gewisse verfrühte Finanzmaßregeln tief bedauert haben, die jetzt freilich ein fait accompli sind, uns aber die Verpflichtung, ja die Notwendigkeit auferlegen, in vielen Dingen den Kreis unserer Thätigkeit wesentlich einzuschränken. Wie Italien nun aber auch in dieser Sache vorgehe, das Eine glaube ich versichern zu können, daß es niemals die Rechte irgend eines anderen Staates verletzen, vielmehr, wo immer es auch sein mag, seine Fahne nur für die Sache des Handels, der Industrie oder der Schifffahrt, stets aber zum Schutze wahrer Freiheit entfalten wird.

Ihr ganz ergebenster

Cadorna.



Über lokale und klimatische Einflüsse auf die organische Welt.

Von

E. F. von Homeyer.

Schon seit geraumer Zeit ist man darauf aufmerksam geworden, daß Pflanzen und Tiere in gewissen Klimaten nicht unerheblich von ihrer normalen Färbung abweichen, oft in dem Grade, daß die Naturforscher nicht einig sind, ob diese Verschiedenheiten genügenden, Arten zu begründen oder nicht.

Recht ausführlich hat sich namentlich schon Gloger (Das Abändern der Vögel durch Einfluß des Klimas 1833) ausgesprochen, doch ist derselbe in vielen

Fällen zu weit gegangen, indem er viele unzweifelhaft selbständige Arten die heute wohl kaum mehr von einem tüchtigen Forscher angezweifelt werden, für Varietäten hielt. Man muß hierbei berücksichtigen, daß Gloger damals über ein ungleich geringeres Material zu verfügen hatte, wie es die heutige Zeit bietet, und daß dieser — begabte — Naturforscher es nicht über sich vermochte, sich auf einen unabhängigen Standpunkt zu stellen, sondern den Gesichtspunkt einer möglichsten Beschränkung der Arten mit Eifer verfolgte. Wenn wir das dem Schlusse vorerwähnten Werkes angefügte Verzeichnis einer kritischen Durchsicht unterziehen, so finden wir viele Arten vereinigt, welche die Natur — trotz ihrer ähnlichen Färbung — getrennt hat.

In entschiedenem Gegensatze stehen die Ansichten, welche G. L. Brehm, einer unserer scharfsinnigsten Ornithologen, vielfach entwickelte. Brehm hatte eine Menge neuer Unterarten (Subspezies) geschaffen, von denen die Mehrzahl wohl kaum unterscheidbar, andere wirkliche Arten sind, eine große Zahl aber eigentümliche Verschiedenheiten zeigen, welche es noch heute zweifelhaft erscheinen, oder von persönlicher Auffassung abhängig sein lassen, ob man dieselben trennen oder vereinigen soll. Heftige Kämpfe wurden zwischen den beiden Gegnern geführt (namentlich in Orens Isis), aber, wie gewöhnlich, jeder blieb nicht allein bei seiner Ansicht, sondern wurde darin noch mehr befestigt. So bedauerlich dergleichen Kämpfe nun auch sind, ohne Nutzen für die Wissenschaft blieben sie nicht, denn sie führten beiderseits zu neuen und ernstlichen Forschungen. Im Grunde standen beide Forscher und beide Systeme sich nicht so ferne, als es auf den ersten Blick erscheinen mag, denn sie stimmten darin überein, daß Gegenstände der Natur, die man bei flüchtigem Blick als gleich betrachten kann, bei scharfer Untersuchung Verschiedenheiten zeigen, welche sie unterscheidbar machen. Brehm, der hier offenbar den positiven Standpunkt vertritt, hat zumeist von allen Naturforschern darauf hingewiesen, wie nötig die Beobachtung und Unterscheidung klimatischer Verschiedenheiten sei, namentlich auch für die Beobachtung des Vogelzuges. Es ist nur sehr zu bedauern, daß noch heute manche Schriftsteller in diesem Spezialfache keine, oder sehr geringe Rücksicht auf lokale Formen nehmen. Wenn die Naturwissenschaften auch heute noch lange nicht auf dem Standpunkte stehen, wie dies viele Schriftsteller, die man nicht von einer gewissen Selbstverherrlichung freisprechen kann, glauben oder glauben machen wollen, so gewährt die heutige Kenntnis doch schon ausreichende Mittel, bei genauer Berücksichtigung und Beachtung der lokalen Formen richtige Schlüsse, ja thatsächliche Beweise für die Wanderungen der Tiere nach gewissen Richtungen festzustellen, indem man aus ihrer Form und Farbe ihre Heimat erkennen kann.

Wenn wir hier von klimatischen Varietäten sprechen, so geschieht dies stets im weitesten Sinne dieses Begriffes, nicht allein in Bezug auf Wärme oder Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit, Höhe oder Tiefe, sondern dies alles und noch manches andere mehr zusammengefaßt. Vieles sogar, was wir heute noch nicht erkennen, nur ahnen können, wird eine spätere Zeit in Rechnung bringen müssen. In diesem Sinne ist denn auch alles zu verstehen, was weiterhin von klimatischen Varietäten

gesagt wird. Wenn wir zunächst die alte Welt im ganzen betrachten, so finden wir, daß Afrika wesentliche Hinneigung zu Rothfarben, die Steppen Mittelasiens zu hellen Lehmfarben, der hohe Norden zu weiß, grau und schwarz zeigt. Hier finden wir jedoch bereits Ausnahmen, welche mit dieser allgemeinen Erfahrung nicht übereinstimmen, ja ihnen direct zu widersprechen scheinen. Es sind dies namentlich in rot und blau gefärbte Pflanzen innerhalb des Polarkreises, welche eine Lebhaftigkeit und Pracht in der Höhe der Färbung erreichen, welche die der Ebene Mitteleuropas bei weitem übertrifft, aber ganz ähnlich auf den Hochgebirgen Süddeutschlands und der Schweiz auftritt, wohl in Folge der Reinheit der Luft und des Lichtes. Ähnliche Erscheinungen bemerkten wir auch in der Tierwelt. Bei den Vögeln sind es die — in Sibirien reich, in verschiedenen Arten vertretenen — Finken, welche ein schönes lebhaftes Rot, meist Rosenrot tragen, und einige Sängervogelarten, die ein herrliches, reines Blau zeigen, so schön als einige Arten, welche auch in Europa leben, dies nicht haben. Hierzu kommen noch einige prächtige sibirische Arten, die in Europa ganz fehlen. Im großen und ganzen können wir jedoch den von Gloger aufgestellten Satz der Hinneigung der Tierwelt zu weiß, grau und schwarz (im hohen Norden), nur für richtig halten, indem diese Farben bei verschiedenen Arten an die Stelle von gelblichen oder bräunlichen Tinten treten, welche sie weiter süd- oder westlich tragen. Mit Vorstehendem soll indessen nicht gesagt sein, daß die klimatischen Einflüsse auf die Tierwelt von Süd nach Norden ganz gleichmäßige seien. Wir finden vielmehr — sowohl im Westen als im Osten — nicht unerhebliche Abweichungen. Dies erklärt sich wohl am besten durch den Einfluß des Seeklimas im äußersten Westen und Osten des großen Kontinents der beiden nördlichen Welttheile der alten Welt.¹⁾ Nicht einmal geographisch, viel weniger noch geologisch kann man sie trennen. Will man eine politische Grenze ziehen, so wird dieselbe immer eine mehr oder minder willkürliche sein. Die russische Regierung hat daher auch für nötig befunden auf der von ihr bestimmten Grenze einen Obelisk zu errichten, welcher nach Westen die Inschrift trägt „Europa“, nach Osten „Asien.“

Im Westen dieses mächtigen Kontinentes, ziehen die bedeutenden Inseln Großbritannien und Irland zunächst unsere Blicke auf sich. Irland ist verhältnismäßig arm an Amphibien, wohl aus dem Grunde, weil die Brücke zum Festlande früher abgebrochen wurde, und Großbritannien zeugt von besonderer klimatischer Beschaffenheit durch die eigentümlichen Färbungen, welche wir bei manchen Vögeln finden, die so bedeutend sind, daß man sich veranlaßt gesehen hat diese Farbenänderungen zu eigenen Arten zu erheben²⁾.

Wie das Kontinental-Klima viele Farben in weiß und grau erblasen macht, so scheint das insulare Klima eine Trübung oder Hebung der Farben in gelb und braun zu bewirken.

¹⁾ Europa und Asien müssen naturwissenschaftlich als ein einziger großer Kontinent betrachtet werden.

²⁾ So bei der Tannenmeise (*Parus ater*), der weißen Bachstelze (*Motacilla alba*), der gelben Bachstelze (*Budytes Rayi*), dem schottischen Schneehuhn (*Tetrao scoticus*).

Ähnliche Erscheinungen, doch in weit höherem Maße, finden wir im Kaukasus wieder. Hier erzeugt das — zwischen zwei Meeren belegene — bewaldete Hochgebirge bei Tieren und Pflanzen eigentümliche Färbungen, welche sich teils bedeutend von den Naturprodukten der umliegenden Länder und Gegenden, ja von denen der ganzen übrigen Welt, teils nur durch die ins Rothbräunliche ziehende Färbung, teils auch durch die Form unterscheiden, welche der Fauna und Flora des Kaukasus ein eigenes Gepräge giebt, ja sogar in dem Bestehen einzelner scharf ausgeprägter Arten, welche nur dort vorkommen, gipfelt.

Gehen wir weiter im Norden Asiens, so finden wir, daß ohngefähr in der Mitte dieses Weltteils der Charakter des großen Kontinents am deutlichsten ausgeprägt ist. Selbst ein circumpolarer Vogel, der Hafengimpel, (*Corythus enucleator*), der sowohl in Nordostamerika und Europa als auch in dem größten Teile Nordasiens dasselbe Kleid trägt, verblaßt in Mittelsibirien auffällig, sowohl im Rot des Männchens als im Ockergelb des Weibchens. Dagegen zeigt das Männchen in Nordwestamerika ein höheres, lebhafteres Rot, wiederum in Übereinstimmung mit manchen andern finkenartigen Vögeln, welche ganz gleichartige Färbungen zeigen.

Die Leinzeißige, welche, wenn auch nicht als Art, doch als Gattung, zu den circumpolaren Vögeln gehören, kommen in ihren Färbungen damit sehr überein. In Sibirien finden wir neben unserm gewöhnlichen Leinzeißige den sibirischen Leinzeißig (*Linaria sibirica* Homeyer), der auch durch Nordrußland bis Lappland geht und sich durch fast reines Weiß der Unterseite und sehr liches Grau der Oberseite kennzeichnet. In Lappland schließen sich daran — außer dem gemeinen Leinzeißige — noch zwei Arten: 1. der dunkle Leinzeißig (*Linaria brunescens* Homeyer) und 2. der rotbräunliche (*Linaria rufescens*), der auch in Schottland, auf den süddeutschen Gebirgen, den Karpathen und in allerneuester Zeit in Pommern nahe dem Meeresstrande als Brutvogel lebt. In Nordwestamerika kommt *L. brunescens* gleichfalls vor; aber noch eine andere Art, welche bisher noch nie in der alten Welt gefunden wurde, wenn sie auch von manchen Schriftstellern (durch Verwechslung) aufgeführt ist. Dies ist der graue Leinzeißig (*L. canescens*), welcher in Nordgrönland lebt und ähnlich dem sibirischen eine sehr lichte Färbung hat, bei welcher auch am alten Männchen kaum ein rötlicher Anflug auf der Unterseite wahrgenommen werden kann.¹⁾ Damit steht aber der Leinzeißig aus Nordwestamerika (*Linaria exilipes*) im rechten Gegensatz, denn ähnlich, wie der Hafengimpel hat auch er dort ein schönes, lebhaftes Rot — welches kein Rosenrot mehr ist — an Hals und Brust²⁾.

Wir finden also bei zwei Vögeln, welche zwar zu einer Gruppe (den Finken) gehören, in denselben Lokalitäten dieselben Erscheinungen, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Veränderungen (je nach den verschiedenen Lokalitäten) bei dem

¹⁾ Von ihren Verwandten ist diese Art durch bedeutende Größe gut unterschieden.

²⁾ Diese gut unterscheidbare Art ist bisher unaufhörlich (auch von Dreßer) verkannt und mit dem sibirischen Leinzeißig, auch mit *Linaria canescens* identifiziert worden, wie denn überhaupt die Leinzeißige fast von allen Schriftstellern verwechselt sind.

einen ausreichen, um klimatische Varietäten zu unterscheiden, bei dem anderen aber genügen, um Arten festzustellen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir für diese Gegenden der Beispiele mehr auffuchen, jedoch ist zu bemerken, daß die erwähnten klimatischen Einflüsse keineswegs auf alle nordischen Vögel zu beziehen sind. So ist der europäische Seidenschwanz (*Bombycilla garrula*) über den Norden der ganzen alten Welt (in neuerer Zeit auch für Amerika aufgeführt) verbreitet und überall derselbe ohne die geringste Abänderung, weder in der Färbung noch in den Verhältnissen. Der circumpolare Sanderling (*Calidris arenaria*) ist gleichfalls überall ganz derselbe, möge er im äußersten Osten oder Westen leben, oder auf seinen Wanderungen weit im Süden angetroffen werden.

In den Steppen Mittel-Asiens finden wir eine helle Sandfarbe vielfach vertreten, übereinstimmend mit der Bodenfarbe. Mag man nun diese Übereinstimmung als vom Schöpfer geplant, oder im Sinne des Darwinismus als ein Produkt der natürlichen Zuchtwahl ansehen, die Thatsache bleibt. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß die Tierwelt allgemein das Bestreben hat, Lokalitäten und einzelne Gegenstände aufzusuchen, welche der eigenen Färbung möglichst ähnlich sind. Wir haben dies bereits öfters bei Insekten, Fischen¹⁾ und Vögeln gezeigt. Es wäre daher das Auffuchen solcher Lokalitäten²⁾ auch im großen Maßstabe nicht ausgeschlossen. Andererseits ist auch der Einfluß der Bodenfärbung auf die Farben der Tiere sehr wohl möglich, zumal die Sonnenglut — sowohl in den Steppen Asiens als Afrikas — eine sehr große ist.

Der Einfluß der hohen Wärme zeigt sich recht auffällig bei verschiedenen Arten von Vögeln, welche gleichzeitig in Indien und in Sibirien leben.

Aber auch einzelne, besonders warme Sommer zeigen den Einfluß von Wärme und Licht. Dies konnte man recht deutlich in den sehr warmen und trockenen Sommern von 1834 und 1846 erfahren, namentlich bei unseren gemeinen Hänflingen. Die Männchen dieses Vogels hatten in diesen Jahren ein so hohes schönes Rot auf der Brust, wie dies sehr selten in Deutschland vorkommt.

Aber der Einfluß von Licht und Wärme zeigte sich auch bei einigen anderen Vögeln in demselben Sinne; Vögel, die in ihrer gewöhnlichen Färbung keine Spur von rot haben, auch kein reines Weiß auf der Unterseite — wo diese Färbung sich im Frühjahr bei manchen Möven und Seeschwalben entwickelt — hatten

¹⁾ Von dem Gesichtspunkte der Anhänger der Darwinschen Schule würde die eine Art in ihrer Umwandlung (sic) bereits weiter vorgeschritten sein als die andere. Man kann jedoch sehr wohl glauben, daß die lokalen Einflüsse auf die eine Art wirksamer gewesen seien, um Artenverschiedenheiten zu erzeugen.

²⁾ Wenn man eine Forelle in einen Behälter setzt, auf dessen Boden man stellenweise Sand und dunkle Erde streut, so wird dieselbe sofort letztere aufsuchen, die mit ihrer Rückenfärbung übereinstimmt.

Bei den weiten Wanderungen des Steppenhuhns durch den größten Teil Europas, im Jahre 1863, suchten diese Hühner, da sie keine Steppen fanden, die Dünen an der See auf.

Viele Vögel wählen zu ihren Brutplätzen die ihnen ähnliche Färbung der Pflanzen (Landsvögel) oder die ihren Eiern ähnlichen Stellen des Erdbodens (Strandvögel).

(1834) eine schön rosenrote Färbung der Unterseite. Vielfach kam mir dies bei der Krifente (*Anus querquedula*) vor und einmal bei *Calamoherpe phragmitis*, dem Schilfrohrfänger¹⁾. Gewiß waren diese Erscheinungen in dem erwähnten Jahre auch anderweitig zu beobachten gewesen.

Diese Färbungen dürfen aber nicht verwechselt werden mit Farbenänderungen, welche bei manchen Vögeln vorkommen, jedoch auf ganz andere Ursachen zurückzuführen sind. Dahin gehören rostfarbige oder gelbrote Färbungen der Unterseite bei manchen Enten bei sehr reicher Nahrung, die sich besonders prächtig bei dem Gänsefäger (*Mergus merganser*) zeigen, wo die gewöhnlich weiße Unterseite des alten Männchens im Winter prachtvoll morgenrotgelb (C. L. Brehm) wird, eine Färbung, die leider in den Sammlungen außerordentlich kurze Dauer hat.

Der Gänsefäger ist wohl derjenige unserer Vögel, welcher diese schöne Färbung aus innern Ursachen am regelmäßigsten erhält. Bei seinen Verwandten sieht man gewöhnlich eine bald mehr gelbliche, bald bräunliche Rostfarbe, wenn sie von der regelmäßigen Zeichnung abweichen. Die ersten Wintermonate — Januar bis März — bilden diese schöne Farbe — wohl durch die reichliche Nahrung — aus. Zu dieser Zeit lagert sich auf der ganzen Unterseite ein dickes Fettpolster von morgenrotgelber Farbe, ganz übereinstimmend mit der Färbung der Federn. Magere Vögel bleiben weiß. Sehr eisenhaltige Gewässer können auf mechanischem Wege die Unterseite der Schwimmvögel färben, und dies hat manche Naturforscher zu der Meinung gebracht, daß diese Färbungseinflüsse viel häufiger seien, als es in der That ist. Namentlich war man auch eine Zeit lang geneigt zu glauben (und mancher Naturforscher mag heute noch der Ansicht sein), daß das lebhafteste Rostbraunrot der Unterseite des Geieradlers eine Abfärbung des Felsenstaubes auf die Federn sei. Wenn man aber Gelegenheit hatte, mehrfach alte Geieradler in der Mauser zu untersuchen, dann wird man leicht erkennen, daß die Färbung von innen herauskommt. Beim ausgefärbten Vogel sind alle alten Federn stets hell (abgebleicht), während die neu hervorsprossenden lebhaft rötlich rostbraun sind. Wäre eine äußere Einwirkung die Ursache, so müßten die alten Federn die dunkelsten sein. Einen eigentümlichen Duft auf dem Gefieder tragen manche Vögel, zu vergleichen mit dem Duft einer reifen Pflaume. Derselbe entsteht durch das Abreiben der Federspitzen und ist z. B. an alten Reihern zur Winterzeit und bei trockenem Wetter sehr schön. Führt man dann mit einem weißen Tuche über den Rücken des Vogels, so zeigt sich die Färbung. Wie schon oben erwähnt, findet man auf Inseln oft eigentümliche Naturprodukte, selbst auf solchen, welche dem Festlande ganz nahe gelegen sind.

Am wunderbarsten zeigt sich dies auf vielen Inseln der Südsee, wo fast jede Insel von einiger Größe Naturprodukte hat, die nur ihr gehören und die auf den zunächst gelegenen Inseln fehlen. Selbst bei Vögeln kommt dies vielfältig vor,

¹⁾ In meiner Sammlung befinden sich von beiden erwähnten Arten noch heute Belagsstücke, welche das schöne Rosenrot, zwar nicht mehr in allem Glanze, aber noch sehr deutlich zeigen. S.

bei Vögeln, denen es doch nicht so schwierig sein könnte die Nachbarinseln aufzusuchen.

Wie man sich in heutiger Zeit verpflichtet fühlt alles zu erklären, auch da, wo die Erkenntnis eine sehr unzureichende ist, wo man das Material zu den Schlußfolgerungen noch lange nicht beisammen hat, wo es sich um Dinge handelt, die dem menschlichen Geiste vielleicht für immer verschlossen bleiben, da hat man sich auch hier — vergebens — abgemüht eine Erklärung zu finden, gewöhnlich von der Voraussetzung ausgehend, daß alle höher organisierten Geschöpfe von einem einzigen niedern abstammen sollen, im Widerspruche mit dem, was wir täglich vor Augen haben, zu einer Zeit, wo unsere Erde doch die jugendliche Schöpfungskraft nicht mehr hat, wie sie der Urzeit eigen gewesen. Heute sehen wir aber bei Tieren und Pflanzen eine überreiche Vermehrung. Bei den Tieren, besonders den Fischen und Insekten von damals, soll nur ein Individuum erschaffen sein.

Ähnliche Erscheinungen wie die Inseln des Meeres bieten die Landinseln, die Bergespitzen, namentlich diejenigen isolierter Gebirge. Hier finden wir — gewöhnlich in großer Höhe — Arten, die in weitem Umkreise fehlen, auch in vielen Fällen ganz allein dort leben, bisweilen aber auf anderen entlegenen Höhen — wenn auch etwas variierend — vorkommen. Es treten aber auch Fälle ein, wo Tiere und Pflanzen auf solchen Isolierpunkten entschieden artlich verschieden, aber generisch zusammengehörig sind. Wiederum bietet sich der Spekulation ein weites Feld. Für die eine Richtung würde eine geringe Farbenverschiedenheit, eine mehr oder mindere Größe, eine Folge der lokalen Anpassung sein, für uns eine Wirkung der lokalen Einflüsse auf Form und Farbe.

Sehr auffällig kann man diese Wirkungen bei den Insekten, namentlich bei den Schmetterlingen sehen.

Betrachten wir einen der prächtigsten europäischen Schmetterlinge, den Apollo, der besonders in den süddeutschen und schweizer Gebirgen lebt, mit seiner schönen weißen Grundfärbung und den roten und schwarzen Augenflecken, so finden wir ihn in passenden Lokalitäten verbreitet, durch das ganze südliche Sibirien, bis zum Amurlande — aber — in sehr vielen oft recht charakteristischen und konstanten Varietäten, die man teilweise als Arten betrachten kann.

Will man nun die eine oder die andere Form als eine bevorzugte betrachten, welche etwa einen Augenfleck mehr oder an anderer Stelle hat wie die Normalart und dadurch mehr befähigt wäre den Kampf ums Dasein siegreich zu bestehen, oder erscheint es wahrscheinlicher anzunehmen, daß lokale Einflüsse die Variationen bewirkt haben? Es bleibt ja auch hier noch so vieles dunkel, aber die Thatsache steht fest, während doch ganz unglaublich bleibt, daß ein Augenfleck mehr, oder anders gestellt, das Individuum in irgend einer Weise fördern sollte, am allerwenigsten bei dem Kampf ums Dasein! —

Wenn aber nicht, wie läßt es sich denn erklären, daß nicht nur allgemeine Formbildungen und allgemeine Färbungen bei verschiedenen Tieren und Pflanzen, sondern auch ganz spezielle Zeichnungen an durchaus verschiedenen Arten in ge-

wissen Lokalitäten eine große Übereinstimmung zeigen? Müssen wir nicht mit Sicherheit annehmen, daß diese konstanten Variationen Einflüsse zeigen, welche nur durch lokale und klimatische Einwirkungen (im weitesten Sinne) bewirkt werden können?

Ein sogenanntes Anpassen zum Zwecke des famosen Kampfes ums Dasein erscheint hier ganz ausgeschlossen.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Der neue preussisch-russische Auslieferungsvertrag und seine Ausdehnung auf das deutsche Reich.

Der zwischen Preußen und Rußland am 13. Januar d. J. in Petersburg abgeschlossene Vertrag zur Auslieferung von Verbrechern muß politisch wie juristisch die schwersten Bedenken hervorrufen. Daß eine so folgenschwere Maßregel ohne Zustimmung der Kammern Gesetzeskraft erlangen kann, ist an sich befremdend; die Verfassung des deutschen Reiches erfordert zum Abschluß von Verträgen mit fremden Staaten die Zustimmung des Bundesrates und die Genehmigung des Reichstages; die preussische Verfassung die Zustimmung der Kammern nur in sofern, als es Handelsverträge sind, oder wenn dadurch dem Staate Lasten oder einzelnen Staatsbürgern Verpflichtungen auferlegt werden; es ist also die Berechtigung der Maßregel nach dem Wortlaute des Gesetzes nicht leicht anfechtbar; auch dagegen ist schwerlich ein begründeter Einspruch möglich, daß hier zum erstenmale eine deutsche Vertretung im Auslande einen Vertrag im Namen eines einzelnen Bundesstaates abschließt; denn wenn ein deutscher Botschafter auch an sich nur den Kaiser, beziehentlich das deutsche Reich zu vertreten hat, so ist es doch zugleich seine Pflicht, soweit keine Kollision eintritt, (was hier allerdings zweifelhaft sein kann), die Interessen der einzelnen Bundesstaaten wahrzunehmen.

Anders dagegen muß sich die Auffassung dieses Vertrages gestalten, wenn man den Fall nach dem Geiste der Gesetzgebung beurteilt; alle Auslieferungsverträge, welche seit der Gründung des Reiches abgeschlossen wurden, sind Reichsverträge gewesen, und selbst der Auslieferungsvertrag Preußens mit den Vereinigten Staaten von Amerika ist später, um eine gemeinsame und gleichmäßige Regelung der Materie herbeizuführen, auf das deutsche Reich ausgedehnt worden. So tritt ein Spezialvertrag eines einzelnen deutschen Staates mit einer fremden Macht als eine vollkommene Neuerung auf, die um so bedenklicher ist, als, falls das deutsche Reich früher einen Vertrag mit Rußland abgeschlossen hätte, der neue Vertrag, soweit er nicht mit dem vom Reiche abgeschlossenen übereinstimmt, rechtlich wirkungslos und dadurch unmöglich gewesen wäre.

Demnach müssen die Gründe, welche die preußische Regierung veranlaßten, eine solche politisch weittragende und in die Verhältnisse tief einschneidende Maßregel zu ergreifen, zwingender Natur gewesen sein. Daß sie es für Rußland waren, mag zugegeben werden; für Preußen dagegen lag keinerlei Notwendigkeit zu diesem Vertrage vor, welcher in seiner Ausdehnung den heutigen völkerrechtlichen Grundsätzen und der Überzeugung von dem Schutze politisch Verfolgter, einem seit dem Aufkommen eines freiheitlichen Staatslebens zum Gemeingute gewordenen Grundsätze, sich zum erstenmale bewußt entgegenstellt. Wollen wir uns die volle Bedeutung dieses Vertrages und seiner Anwendungsfähigkeit klar machen, so müssen wir zunächst den dritten Abschnitt desselben ins Auge fassen, welcher lautet: „Der Umstand, daß das Verbrechen oder Vergehen, wegen dessen die Auslieferung verlangt wird, in einer politischen Absicht begangen ist, soll in keinem Falle als Grund dienen, um die Auslieferung abzulehnen.“

Politische Verbrechen sind als solche schwer zu definieren; der Begriff der Delikte, welche in dem vorliegenden Vertrage als „Verbrechen oder Vergehen, welche in einer politischen Absicht begangen sind“ bezeichnet werden, ist in der Gesetzgebung ein verhältnismäßig junger. Ein in den letzten Tagen in der von F. v. Liszt und R. v. Lilienthal herausgegebenen Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft veröffentlichter Artikel¹⁾ zieht diese Frage in eingehende Betrachtung und erläutert die Entwicklung dieses Begriffs historisch wie dogmatisch etwa folgendermaßen:

Unter dem Eindrucke, welchen die Schreckensherrschaft der restaurierten Bourbons nach dem Jahre 1818 in Frankreich hervorrief, und der namentlich durch die zahlreichen, unter Ludwig XVIII. vollstreckten Todesurteile verstärkt wurde, hatte Fr. Guizot 1822 ein Buch veröffentlicht „de la peine de mort en matière politique“, in welchem er die Berechtigung der Todesstrafe bei politischen Vergehungen in Frage stellte. „Die Gerechtigkeit“, sagte er, „hat es hier mit Verbrechen zu thun, deren Strafwürdigkeit moralisch zuweilen zweifelhaft ist, und bei denen die Absicht des Thäters entschuldbar sein kann, sodaß ihm gegenüber der Abscheu weniger groß ist als die Gefährlichkeit.“ So sehr in diesem Buche das Gefühl an Stelle der rechtsbegründeten Abwägung trat, mußte doch der Hinweis auf die Thatsache einen gewaltigen Eindruck hervorbringen, daß im Staatsleben oft die Verfechter berechtigter Forderungen verurteilt werden könnten, welche gegen eine augenblicklich die Oberhand behauptende Strömung ankämpften, und dadurch gewann der Begriff des politischen Verbrechens d. h. eines Verbrechens, welches aus idealen Anschauungen auf eventuell gewaltsame Änderung der Einrichtungen des Staatslebens gerichtet war, eine andere Bedeutung, als der Begriff eines gleichartigen Verbrechens ohne die politische Absicht gehabt hätte. Als nach der Julirevolution 1830 Guizot Minister geworden war, suchte er seiner Auffassung praktische Geltung zu verschaffen, und so ging dieser Begriff in die Gesetzgebung

¹⁾ 5. Bd. 1. u. 2. Heft S. 46—114. Dr. W. Löwenfeld, Rechtsanwalt beim Landgericht I zu Berlin „Erörterung des Begriffes politischer Verbrechen und Vergehen im Sinne der Auslieferungsverträge des deutschen Reichs.“ Auch im Einzelabdrucke: Berlin, J. Guttentag.

über, indem zunächst die Todesstrafe für politische Vergehen abgeschafft, die Verweisung derselben zur ausschließlichen Kompetenz der Schwurgerichte und später die Einführung eines besonderen, nicht entehrenden Strafsystems beschlossen wurde. In die Kategorie dieser Vergehen wurden die gegen das Oberhaupt oder gegen die innere oder äußere Sicherheit des Staates gerichteten Delikte gerechnet. Diese Auffassung und Behandlung der politischen Verbrechen ging darauf von Frankreich in die Gesetzgebung der meisten Staaten über und erhielt sich fast 50 Jahre in mehr oder minder ausgedehnter Geltung. Erst im letzten Jahrzehnt trat eine Reaktion ein, welche ihren Ursprung in der zunehmenden Verwilderung, namentlich der unteren Volksklassen fand, einer Verwilderung, die sich der allgemeinen Sittlichkeit zu bemächtigen scheint: es nimmt fast den Anschein an, daß die Attentate gegen die Herrscher alle Ehrfurcht aus den Herzen verbannt haben, daß die Sicherheit der Gesellschaft durch die Anwendung von Sprengstoffen gefährdet ist und daß Mord und Diebstahl in Diensten der Partei alles Fluchwürdige und Entehrende verlieren. Die Gesetzgebung mußte dagegen einschreiten, und wie fast kein Land von diesen Verbrechen verschont zu sein scheint, so haben auch die gesetzgebenden Körper aller Staaten diesen Angriffen auf ihre Existenz und ihre Sittlichkeit sich entgegengestellt.

Bedeutfamer als die gesetzgeberischen Maßregeln in den Einzelstaaten für ihren Bereich ist aber die Behandlung politischer Verbrecher in dem internationalen Verkehre. Bei der Erleichterung der Verkehrsmittel ist es natürlich, daß ein Verbrecher sich der Verurteilung zu entziehen sucht, indem er sich von dem Thatorte entfernt, um die Früchte seines Verbrechens da genießen zu können, wo ihr Ursprung unbekannt ist; hiergegen sich zu schützen, ist eine gemeinsame Pflicht der Staaten. Bei der milderer Beurteilung der politischen Verbrechen hielt man es für geboten, den politischen Flüchtlingen ein Asyl zu eröffnen, und es drang die Ansicht durch, daß wegen politischer Verbrechen eine Auslieferung nicht stattfinden solle. Als jedoch mit den politischen Verbrechen sich gemeingefährliche Bestrebungen verbanden, wurde dieser Grundsatz infolge der Attentate und mit Rücksicht auf dieselben eingeschränkt und durch das völkerrechtliche Institut bei seiner Jahresversammlung in Orford 1880 dahin formuliert, daß jeder Staat, der um Auslieferung ersucht wird, selbständig nach den vorliegenden Umständen prüfen solle, ob der dem Auslieferungsgesuche zu Grunde liegende Thatbestand einen politischen Charakter an sich trage, und daß er danach die Auslieferung zu bestimmen habe; nur für gemeine Verbrechen, welche in der Ausführung politischer Zwecke begangen waren, sollte kein Schutzrecht gewährleistet werden.

Dies sind die Gesichtspunkte, unter denen wir den preußisch-russischen Vertrag zu prüfen haben. Wir verührten bereits den allgemeinen Punkt, durch welchen die Bestimmungen des Vertrages auf die politischen Verbrechen ausgedehnt werden. Nach den Einzelstimmungen wird das Recht und die Pflicht des ersuchten Staates zur Prüfung der Beschuldigung, des Nachweises von Thatsachen und der Berechtigung der Strafverfolgung vollständig beiseite gesetzt; eine Anschuldigung genügt, um das Auslieferungsbegehren zu motivieren; selbst in den Fällen, welche sich

nicht auf Angriffe gegen das Staatsoberhaupt oder gegen den Staat richten, wird „der Antrag von der preussischen Regierung entgegen genommen“ und demselben eventuell stattgegeben; die Frage, welchem Gerichte in Rußland der Angeklagte unterstellt wird, nach welchen Gesetzen er verfolgt wird, bleibt unberücksichtigt; nur bei Auslieferungsanträgen wegen der Herstellung oder des Besizes von Dynamit soll ein Nachweis verlangt werden, wieweit der Gebrauch nach russischem Gesetz erlaubt sei.

Bekanntlich besteht die russische Gesetzgebung in Bezug auf Strafe und Strafverfahren zum großen Teile aus ministeriellen und Polizeiverordnungen und ist sonach im Gegensatz zu der anderer Staaten abhängig von der Verwaltung und von der Regierung. Somit wird bei diesem Vertrage der im Völkerrechte und durch Gebrauch zur Richtschnur erhobene Grundsatz, daß die Rechtsprechung durch ein dem im Asylstaate geltenden entsprechendes Gerichtsverfahren erfolgen soll, ganz von selbst aufgegeben.

Aber nicht nur Verbrechen und Vergehen werden ohne Ausnahme der Auslieferung unterworfen, sondern es ist der Willkür jeder freie Spielraum gelassen, da die Auslieferung wegen einer „Beleidigung des Kaisers oder eines Mitgliedes seiner Familie“ erfolgen soll. Die Majestätsbeleidigungsprozesse haben bei uns, wo der ordentliche und unabhängige Richter die Fälle zu prüfen hat, nicht selten falschen Denunziationen freie Gewähr gelassen; wie viel mehr in einem Lande, in welchem die allgemeine Sittlichkeit sich auf einer so tiefen Stufe befindet wie in Rußland.

Man darf sich also nicht verhehlen, daß der vorliegende Vertrag einen Rückgang der Sittlichkeit bedeutet, vielleicht in schärferem Maße als die von uns oben charakterisierte Verwilderung in den niederen Ständen, schärfer, weil sie in diesem Falle von den oberen Schichten der Gesellschaft ausgeht.

Die Bedeutung des Auslieferungsvertrages mit Rußland ist jetzt in eine neue Phase getreten, indem der Reichskanzler denselben vor den Bundestag gebracht hat, um seine Wirkung über ganz Deutschland auszudehnen. Dadurch ist er der Möglichkeit einer Diskussion unterworfen, und bereits sind Forderungen in der Presse laut geworden, welche den Vertrag zu verbessern bestrebt sind. Die gemäßigtsten Forderungen konzentrieren sich darin, daß die Bestimmungen denen der anderen Verträge angepaßt und die Verbrechen und Vergehen, gegen welche eingeschritten werden soll, einzeln aufgeführt werden sollen, daß der Grundsatz der Nichtauslieferung politischer Verbrecher zwar eingeschränkt, aber nicht aufgehoben werde, daß der Auslieferung die Untersuchung des Falles durch ein deutsches Gericht vorausgehe, und daß Rußland gegenüber, wo das Institut der administrativen Verschickung besteht, eine bestimmte Formulierung des Grundes der Auslieferung gefordert und Garantien dafür verlangt werden, daß nach erfolgter Auslieferung die Verfolgung wegen einer anderen strafbaren Handlung nicht eintrete. Die deutsche Regierung scheint diese Forderungen in ihrer ganzen Ausdehnung nicht anerkennen zu wollen und namentlich dem allgemein zur Überzeugung gewordenen Grundsatz, daß politische Verbrecher eine Ausnahme-

stellung einnehmen müssen, sich entgegen zu stellen: um so mehr scheint es uns geboten, diese Forderung energisch zu betonen und daran festzuhalten, da ein Aufgeben dieser Grundsätze einen Rückgang der Geseßlichkeit und der Menschlichkeit bedeuten würde.

Berlin.

H. S.

Litteraturgeschichte.

Unser Kriegslied.

Als im August des unvergeßlichen Jahres 1870 pommerische Landwehrregimenter im Ostbahnhof zu Berlin ausstiegen, um sich zu Fuß nach dem Anhaltischen Bahnhof zu begeben, war in Elsaß noch keine Schlacht geschlagen. Die Leute gingen einem ungewissen Kriegsgeschick entgegen. Einzelne marschierten niedergeschlagen, andere plauderten leise. Eine Kompagnie allein sang sich ein Lied. Es war das alte, brave „Schier dreißig Jahre bist du alt“. Die Berliner in den Parterrewohnungen und vor den Häusern gaben den Soldaten Zigarren, belegte Stullen, Obst, andere holten schleunigst aus Fleischer- und Bäckerläden, sogar einige aus Konditorläden etwas und verteilten es wahllos. Mir fiel auf, daß Soldaten, die gar nichts kriegten, weil sie zu weit im Gliede schritten, nach diesen Gaben gar nicht hinsahen. Das Schicksal wollte es eben nicht, sie waren für die am Wege stehende Menge nicht zu erreichen. Plötzlich stimmte einer in der Mitte der Kompagnie die Wacht am Rhein an, die ganze Kompagnie fiel ein, das Bataillon folgte, und von nun an wurden die entgegengereichten Gaben nicht mehr beachtet.

Mir fiel das an jenem Tage nicht auf, desto mehr aber einige Wochen später, als gefangene Zuaven in offenen „Loren“, eskortiert von einem starkbebarteten Unteroffizier in voller Ausrüstung, auf dem Anhalter Bahnhofe ankamen. Die Franzosen kauerten still und feindselige Blicke auf die Menge werfend in ihrem Verschlag, nur als ein Berliner einem derselben seine Schnapsbulle reichte, sprang der Zuave auf, drehte sich einmal auf seinem Bein und stieß einen französischen, häßlichen Fluch aus. Die Schnapsbulle löste die Zungen der Gefangenen. Sie fingen an, mit den Dienstmädchen, die an den Wagen standen, zu schäkern, erst auf ziemlich anständige Manier, dann wurde einer, dann mehrere dreister, die deutschen Gaffer amüsierten sich, und die Zuaven merkten das kaum, als sie französische Kouplets anstimmten, deren Inhalt unsere deutschen Mädchen zum Glück nicht verstanden. Es war das Stärkste von Unzucht, was ich je gehört. Mich faßte der Ekel, und ich entfernte mich.

Hier lag ein Unterschied zwischen der germanischen und romanischen Rasse vor, so dacht' ich, indem ich mich der Lieder meiner Landsleute bei ihrem Ausrücken erinnerte. Die romanischen Krieger sind keine Soldaten für Haus, Weib und Kinder, eine allgemeine Idee wie Patriotismus, Nationalrecht und Nationalgröße entflammt sie nicht; sie kämpfen, ja, aber sie kämpfen, weil sie gefüttert

und getränkt sein müssen, sie kämpfen in der Hoffnung auf Kriegsbeute, sie kämpfen zügellosen Gemüthes willen, sie kämpfen, weil es ihnen befohlen ist, sie kämpfen, wenn es hoch kommt, aus ehrgeizigen Trieben, aber sie kämpfen nicht aus sittlichen Gründen wie der deutsche Soldat. Der Töne reinigende Macht hat nie ein Franzos erfahren, ein elsässischer Franzose, Schuré, der, wie ich gehört habe, sich seines 1868 herausgegebenen Buches über das deutsche Volkslied schämt, wirft den französischen Kriegern vor, daß sie Pariser Zoten zu singen wüßten, aber von einem normannischen, burgundischen, provenzalischen Volksliede, deren sich so viele für das Feld eignen, nicht die blasseste Ahnung hätten. Die Stelle vertreten Offenbachische Melodien und Gassenhauer aus den Pariser Straßen. Ja, ein Kriegslied! Das hatte Napoleon III. doch nicht mobil zu machen gewußt, dafür aber hat das „Was kraucht dort in dem Busch herum“ ihm Thron und Leben gekostet! Kutschke war dem Mahon über! Der Franzose hat eben keinen Begriff von der bindenden, zusammenraffenden Kraft, der Disziplinargewalt und der ethischen Erziehung im germanischen Militär. Und hätte er diesen Begriff, was wüßte er mit ihm anzufangen? Renommieren, rabulieren, bramarbasieren helfen kein Teuerstes verteidigen wie Familie und Vaterland. Den Romanen soll in einzelnen Fällen kein Heroismus abgesprochen werden, aber dieser Heroismus ist nur persönlich und entspringt immer egoistischen Quellen. Cäsar, einer der größten Romanen im Kriege, kämpfte für die Interessen seines Ichs, Ariovist und Arminius wurden die Helden ihres Volkes, aber in ethischem Sinne, weil sie für die Interessen ihres Volkes kämpften. Und da wunderten sich die Römer, die Feldherrn, deren Kriegsrühm über den Erdball scholl, was diese Germanen, von denen man nur als von Barbaren redete, im Krieg vermöchten! Und was that man auf beiden Seiten? Die Römer politisierten, die Germanen — sangen! Sie sangen in jedem Streit, bei allem Anlaß, wo es galt, körperliche oder geistige Kraft zu messen. Wie oft ist unser Volk mit Rom und seiner Hierarchie in Fehde gewesen! Wo ist ein Zeitabschnitt dieser kirchlichen Kämpfe, der nicht in unserer Litteratur sein dauerndes Monument gefunden? Wo ist dasselbe nicht der Fall in der Geschichte des deutschen Sozialismus? Die Gelehrten hadern zwanzig Jahre, und schließlich giebt das Volk sein Votum immer nur singend, in Form eines patriotischen, eines politischen, eines sozialen, eines theologischen Volksliedes ab!

Gewiß lagen 1618 die Gegensätze auf dem Gebiete des religiösen Dogmas nicht weiter auseinander, und die Erbitterung der Parteien war nicht weniger groß als in unseren Tagen, wo wir einen neuen Religionskrieg zu führen haben. Aber es will kein Sturmlied erklingen wie jenes „Ein' feste Burg“, es will keinem Dichter der volksmäßige Ton gelingen, wie er in Hans Sachsens Gruß an die Reformation ertönte: „Wacht auf! Es nahet gen den Tag!“ Ein Zeichen, daß das Volkslied, wo es mitzukämpfen berufen ist, sich auch nur an die Kämpfer in Waffen hält, aber mit einem unblutigen Austrage des Religionskrieges, wie er heute geführt wird und gottlob die Entscheidung nicht mehr auf die Spitze des Degens zu stellen braucht, nichts anzufangen weiß.

Singende Krieger! Die Geschichte kennt wenig Völker, vielleicht nur eins, bei denen das Kriegslied einen Zug ihres Nationalcharakters bildete und nicht bloß als augenblickliche Grille oder als Modeliebhabelei aufträte. Das muß wohl ein tiefbedeutender Grundzug für ein Volk sein, das ihn besitzt, und man braucht nur in das menschliche Leben hinauszuhorchen, um zu erfahren, daß Gesang auf den Lippen keine zufällige, sondern eine physiologisch tief motivierte Erscheinung sei, wobei wir nicht einmal an das bekannte „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,“ erinnert haben wollen. Die Geschichte sagt uns aber erstens, daß kein Krieger das volkstümliche Kriegslied gewissenhafter pflegt und zäher behauptet habe als das deutsche; sie sagt uns zweitens, daß es da, wo es sich findet, nicht gebunden sei an die Begriffe von Barbarei und Zivilisation, sondern zu allen Zeiten und von allen Kulturverhältnissen unabhängig auftritt; sie sagt uns endlich, daß das Kriegslied, das volksmäßige, niemals mit einem erobernden Volke zu thun haben will. Denn um das letztere sogleich zu beweisen, so sangen weder die Römer noch die Franzosen im Felde, und wenn der Germane jemals erobert hätte, so hätte er nicht gesungen. Man könnte auf die Zeiten der Völkerwanderung hinweisen, aber es ist noch sehr die Frage, ob man die Germanen jener Zeit erobernde nennen darf in jenem Sinne, wie wir die Römer oder Napoleon I. so nennen. Der Germane suchte aus angeborener Wanderlust und vor allem, durch mongolische Horden aufgeschreckt, neue Wohnsitze, da er doch irgendwo wohnen mußte, aber am wenigsten hat er seine Grenzen auf Kosten anderer und zu Gunsten seiner Dynastien erweitern wollen. Gesang und Wandern sind des Germanen Lust, daher deutsche Musik und deutsche Kulturverbreitung die bedeutendsten. Der Araber hat allerwegen sein Roß, der türkische Pascha seine Lieblingsklavin (der französische Marschall bei Wörth freilich auch!), der Russe seinen Brantwein, der Zigeuner seine Fidel, aber der deutsche Soldat sein Lied! Es folgt ihm auf die Vorposten, wo er es leise zwischen den Zähnen summt, vertreibt ihm die Zeit im nächtlichen Bivouak, hilft ihm über das Heimweh weg im fremden Quartier, läßt ihn Hunger und Regen vergessen auf seinem Marsch und zieht endlich mit dem Sieger wieder durch das heimatliche Thor. Das Lied, das der Germane haben muß bei Tanz und Gelag, bei Pflug und Hammer, bei der Wiege des Säuglings und am Sarge des Mannes, ja selbst am Altar seines Gottes, es folgt ihm in die Schrecken der Schlacht und verschönt sein Sterben. „Kein sel'ger Tod ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen auf freier Haid', auf grünem Feld darf nicht hören groß Wehklagen!“ Daß ein semitisches Volk im Kampfe gesungen, ist uns nicht überliefert. Finsternes Schweigen begleitete ihre Sklavenheere durch die glühende Wüste. Die Hitze drängt nach innen: den Geist in sich selbst zur regungslosen Beschaulichkeit, den Körper ins kühle Dunkel. In den schweigenden Tempelgrüften von Judien und Ägypten dichteten die Priester von ernster Weisheit, aber Gesang und Saitenspiel war nicht dabei.

Unter den Völkern der gemäßigten Zone sind es zuerst die Spartaner, bei denen wir ein Kriegslied finden. Ein frischer, kräftiger Gedanke im anapästischen Marschrhythmus, das ist der von dergleichen Liedern uns erhaltene Charakter.

Über dem Interesse an der sich entwickelnden Kunstpoesie vergaßen es die Griechen uns ihre gewiß anmutigen Ammenliedchen zu bewahren. Von einem Ammenliedchen: „Mahle, Mühle, mahle, —“ haben wir nur einige Zeilen. Die römischen Krieger sangen nicht; sie waren zu ernst und zu praktisch dazu und mochten das Singen für Kinderei halten. Römische Soldaten schüttelten den Kopf, als sie, auf Vorwacht am Rhein liegend, über die grünen Wellen des Stromes herüber die Schlachtformeln der allemannischen Vorposten klingen hörten. Ein Feind, der sich so wenig Mühe nahm, den Gegnern seine Nähe zu verbergen und sich nur auf die Kraft seiner Arme verließ: das ist ein echt deutscher Zug! Die Römer aber meinten, die Germanen fängen, um sich Mut zu machen, wie die Kinder im Dunkeln thun. Gelimer, der Vandalenkönig, konnte von den Trümmern seines Reiches nicht eher scheiden, als bis er dessen Herrlichkeit und Ende in poetischer Klage zur Harfe gesungen hatte. Schon im 3. Jahrhundert besaßen nach unzweifelhaftem Zeugnis die Goten, der geistig am meisten begabte Stamm der Germanen, einen ausgebildeten Kriegsgefang, und Paulus Diaconus benutzte die longobardischen Lieder zu einer reichen Quelle für die Geschichte dieses Volkes. Im Ludwigsliede vom Jahre 881 heißt es: der König stimmte ein heiliges Lied an (*lioth frano*), und die Soldaten sangen als Refrain das *Kyrie-Eleis*. Karl der Große ließ bekanntlich den Schatz dieser altdeutschen Volks- und Kriegslieder sammeln, Ludwig der Fromme aber dieselben aus den Schulen wieder entfernen und im heiligen Eifer vernichten. Die Missionäre ärgerten sich nämlich noch im 10. Jahrhundert darüber, daß das Volk sich seine altheidnischen Kampflieder, in denen es lieber vom Gotte Donar oder vom Helden Armin als von dem unfaszbaren dreieinigen Gotte singen und sagen mochte, so schwer entreißen ließ. Wer dem Volke seinen Gesang nehmen will, der sehe zu, ob er ihm seine Sprache entwenden kann. Der Elsässer hätte lernen müssen, Lieder seines Landes vergessen, wenn nicht deutsche Dichter und deutsche Forscher, vor allem Stöber, sie uns bewahrt hätten. Was beim Erwachen der Kunstpoesie in Griechenland mit dem volksmäßigen Kriegsliede geschah, wiederholte sich bei den Deutschen, man hatte nicht mehr acht, das Volkslied der Nachwelt zu erhalten, und obwohl wir von einer reichen Fülle solcher Kriegslieder in dieser Zeit hören, ja sogar erfahren, daß das Volk an ihrem heidnisch-mythischen Inhalte bis ins 13. Jahrh. festgehalten, so ist uns doch nichts davon durch Aufschreiben bewahrt worden. Erst als das Volk den feudalen Druck abschüttelt, sich zur politischen Mündigkeit emporringt und dem adligen Sänger die Harfe aus der Hand nimmt, da hören wir seine Krieger auch wieder singen. Wenn man die Kriegslieder der Schweizer und Dithmarsen aus dem 14. Jahrhundert liest, so kann man sagen, hier gab das Volk sein erstes politisches Botum singend ab. Daß uns von den zahlreichen Landsknechtliedern (z. B. Gott grüß dich, Bruder Beite — Innsbruck, ich muß dich lassen — Wohlauf ihr Landsknecht alle — Merkt auf, ihr Reutersknaben u. a.) so wenig erhalten ist, liegt daran, daß der Druck noch nicht erfunden war; später sichern sich diese Lieder immer reichlicher ihr Leben auf „fliegenden Blättchen,“ und im österreichischen Erbfolgekriege, in welchem das Lied

vom Prinzen Eugen entstand, sowie im siebenjährigen steht das Soldatenlied in voller Blüte. Es ist von da ab beachtenswert, daß es der preußische Soldat ist, von welchem fast ausschließlich diese Soldatenlieder ausgehen. Es ist ferner beachtenswert, daß gerade der Franzose es sein muß, der ihm bis in die Gegenwart herauf die kräftigsten und populärsten Lieder eingegeben, die Litteratur der Kriegslieder gegen die Franzosen ist älter, als man gemeiniglich annimmt. Aus Landsknechtmunde haben wir bereits auf die Schlacht von Pavia mehrere Lieder.

Beldflüchtig leut ihr worden sind,
ir seind unsinnig, darzu blind —

singt Peter Stubenjol den fliehenden Franzosen nach, und heute hat sich daran noch nichts geändert.

Ich hab oft sagen hören,
Berachten thut kein gut,
Das thut der Franzos beklagen . . .

so beginnt ein anderes und gilt auch heute noch und wird solange gelten, als französischer Hochmut immer vor dem Falle kommt! Aus der Zeit des großen Kurfürsten haben wir ein Soldatenlied mit der Strophe:

Franzosen die schwören zum Streit,
sie wollen uns gar auffressen,
zeigt, daß ihr Kerrels seid.

Das eigentliche Spottlied des preußischen Soldaten auf seinen Erbfeind beginnt mit dem Tage von Roßbach, und besonders muß Prinz Soubise herhalten. Einen unfehlbaren Reim in diesen Liedern auf die „Franzosen“ bilden immer die „Hosen,“ die sie auf der Flucht verloren. Dem Soubise schabt der preußische Grenadier Rübchen nach:

Soubise — bise — bise
Ach diese, diese, diese
Schläge thun dir weh.

Aber daß neben allem Spott über den Feind der preußische Soldat seinen König vergäße, das ist undenkbar. In den Winterquartieren singt man sein Lob, und so gut wie der Franzose den Spott, muß der alte Fritz sich auch den freilich gutgemeinten, aber oft mehr als derben Witz gefallen lassen. Unter den Regimentern klingt das Lied weiter, wandert mit dem Veteranen in die Heimat, geht von Enkel auf Enkel über, und so kommt es, daß man im Munde des Landvolkes noch eine Menge solcher Lieder findet, die noch nie aufgeschrieben waren, wie man z. B. in Thüringen erfahren kann. Aus dem Feldzuge von 1792 ist das Marschlied bekannt:

Frisch auf ihr tapfern Preußen,
Nach Frankfurt woll'n wir reisen,
Franzosen stehn darin,
Dazu der Schelm Custin.¹⁾

¹⁾ Da hier nun einmal von den Volksliedern in Thüringen die Rede ist, so kann ja diese Gelegenheit benutzt werden, einen litterarischen Zweifel zu beseitigen. In der meisterhaften Novelle Brentanos „die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ kommt ein Lied vor, das der Dichter gleichsam als Grundmotiv der Erzählung benutzt. Sein Anfang lautet:

Aus dem Jahre 1806 ist von den vielen im Gedächtnis des dortigen Volkes fortlebenden Liedern eines auffallend. Man weiß, wodurch die Niederlage von Jena verschuldet ward. Dem Schreiber dieses erzählte seine aus Auerstädt gebürtige Mutter, daß der preußische Offizier, der in ihres Vaters Hause einquartiert lag, von früh 5—6 Uhr am Toilettentisch bei Puder und Salben gesessen, daß sein Bursche voll Verzweiflung und Wut umsonst zum Ausbruch getrieben, obwohl man schon die Kanonen der Franzosen hörte, und daß der Bursch schließlich mit der Muskete aus dem Hause gelaufen sei, seine Kompagnie gesucht und den Offizier im Stich gelassen habe. Ein Jenenser erzählte mir Folgendes: Der General v. S. der bei seinem Vater im Quartier gelegen, habe durch einen Adjutanten die Meldung erhalten, daß Napoleon die (jetzt unter dem Namen Napoleonsberg bekannten) Anhöhen zu besetzen drohe, und auf das Drängen des Adjutanten um schleunige Dispositionsordre geantwortet: „Erst muß ich frühstücken!“ Wem das unglaublich vorkommt, den verweise ich auf den Umstand, daß kein Glied der Familie v. S. bis zum heutigen Tage wieder eine Befehlshaberstelle in der preußischen Armee bekleidet hat und nie mehr bekleiden wird. Nun aber vergleiche man das Lied eines Gemeinen aus der Doppelschlacht:

„Denn noch geschlossen man uns fand,
 Kommt uns kein Teufel trennen! . . .
 Ich hab' meine Fahne tapfer geschwenkt,
 Hurrah, ihr deutschen Brüder!
 Oh' daß ich sie vor dem Franzosen gesenkt,
 Hätt' ich den Tod viel lieber!“

Illustriert das nicht besser als mancher Historiker? Ein bemerkenswerter Zug an dem preußischen Soldaten ist, daß er den Feind schon früher mit seinem Spotte geschlagen hat, ehe er ihn mit dem Säbel erreicht. Den Feind verachten, lernt schon der Knabe, wenn er von alten Invaliden seines Dorfes das Liedchen hört:

Wenn der jüngste Tag will werden,
 Fallen die Sternlein auf die Erden,
 Da neigen sich die Bäumelein.
 Da kommt der liebe Gott gezogen
 Auf einem schönen Regenbogen.
 Ihr Toten, ihr Toten sollt all' aufstehn,
 Ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn.
 Ihr sollt treten auf die Spitzen,
 Da die lieben Englein sitzen u. s. w.

Dieses schaurig-kindische Lied ist meines Wissens dem Brentano selbst zugeschrieben worden und seinem für den Volkston so gewandten Talente wäre das wohl zuzutrauen gewesen. Aber ich habe dieses Lied aus dem Munde meiner Mutter schon in frühester Jugend gehört und zwar bedeutend länger als bei Brentano. Sie berichtete, daß schon ihre Großmutter es gekannt und gesungen habe. Brentano hat bekanntlich seine berühmte Novelle 1816 geschrieben und 1817 veröffentlicht, das mittlere Alter meiner Urgroßmutter aber fällt etwa 1750. Folglich hat Brentano das Lied aus dem Munde des Volkes genommen. Ich habe es außer bei Brentano nirgends mitgeteilt gefunden. Vielleicht geben diese Zeilen Anregung, bei den Großmüttern in Mitteldeutschland danach zu forschen. Von einer steinalten Kinderfrau hört' ich es auch in Jena.

„Napoleon Schustergesellchen“ oder Schlag ihn tot, Patriot, mit der Krücke ins Genick, den Rujon Napoleon!“ Das sang der deutsche Soldat schon, als Fürsten und Diplomaten noch vor Napoleon zitterten. Überhaupt aber wartete das Volk nicht auf seine Kunstdichter, und es ist keine Frage, daß ein kunstgemäßes Kriegslied unserer Freiheitsdichter beim Soldaten viel weniger galt als das „Nun immer langsam voran“ worin es heißt:

„Nu marschieren wir grad nach Paris herin,
Dort, Kinder, soll das Rothen nicht verboten sind;
Die Franzosen schießen so ins Blaue hinein,
Sie bedenken nicht, daß da könnten Menschen sein.“

Und wer gedächte endlich nicht der zwei Zeilen des geheimnisvollen Kutschke: „Was fraucht dort u. s. w. Diese Verse lagen schon lang auf Vorposten bei Saarbrücken und spotteten jenes gichtbrüchigen Cäsar, als wir daheim noch an seine Furchtbarkeit glaubten.

Das militärische Volkslied ist in den Jahren 1864—1871 spärlich gefeimt, es ist, als ob bei den raschen Siegesflügen der Soldat nicht Muße gefunden habe, sich Lieder zu machen. Das meiste sind schwächliche Variationen des Kutschke. Von den zahlreichen Leistungen unserer Berufsdichter ist nur ein Lied populär geworden, denn alle hat sie „die Wacht am Rhein“ überholt, und könnte man Lieder dekorieren, dies Lied verdiente so gut wie der tapferste Feldsoldat das eiserne Kreuz. Wer sich in seiner sogenannten Bildung über den „Blödsinn“ des ehrlichen Kutschke ärgert, der vergißt, daß oft ein tiefer Sinn im kindischen Spiele liegt und auch hinter diesem Blödsinn etwas gar Bedeutsames steckt. Das ist der Humor mit seiner gemütbefreienden Kraft. Laßt den General die begeistertste Rede halten und laßt den Soldaten seine Spottliedchen anstimmen, da ist kein Zweifel darüber, was besser hilft. Römer und Franzosen mußten vom Feldherrn angeredet werden, der deutsche Soldat erspart dem General das Reden und singt. Ihm schlug kein Feind eine tödlichere Wunde als der unbesonnene Feldherr, der ihm das Singen verbieten wollte.

Siegen kann der Soldat nur, wenn er mit fröhlichem Herzen für was Rechtes, für seine heiligsten Güter kämpft. „Böse Soldaten haben keine Lieder,“ mag es hier heißen. Einen volkstümlichen Kriegsgefang gibt es nur bei nicht erobernden Völkern, weil er Herd, Freiheit, Familie und Vaterland zum Inhalte braucht, weil er etwas Ethisches mit verteidigen soll. Der Soldat des Eroberers kennt diese höchsten Interessen nicht, und die abstrakte Glorie ist nicht ausgiebig genug für das Menschenherz. Eines Volkslieds wie der Marseillaise sind wir Deutsche gottlob nimmermehr fähig.

Berlin.

Albert Lindner.



Litterarische Revue.

Erzählende Litteratur.

Unter den Werken, welche das unererschöpfliche Füllhorn moderner Romanproduktion in den letzten Monaten über uns ausgeschüttet hat, müssen wir noch eine kleine Auswahl solcher besonders hervorheben, die aus irgend welchem Grunde Anspruch auf nachhaltigere Beachtung machen können und nicht zu jenen Ephemeriden gehören, welche mehr den ökonomischen Bedürfnissen ihrer Autoren als einem unwiderstehlichen künstlerischen Schaffensdrange entsprossen sind.

Oskar von Redwitz, den Gottschall als den Verfasser der *Amaranth* seinerzeit den Heros des Ultramontanismus der *Toilettentische* nannte, hat (bei Wilhelm Herz in Berlin) einen einbändigen Roman, „Haus Wartenberg“ erscheinen lassen. Der Dichter hat den Lesern der „Deutschen Revue“ (Januar 1884) einen Einblick in seine Jugendentwicklung gestattet, der bisher leider keine Fortsetzung gefunden hat. Wer diese Jugenderinnerungen mit Aufmerksamkeit durchgesehen hat, wird auch über den späteren Gang der litterarischen Thätigkeit und Stellungnahme des Dichters allerlei Andeutendes und Vorbereitendes darin gefunden haben; sei es selbst, daß Redwitz, wenn auch absichtslos, a posteriori allerlei hineinverwebte, sei es, daß er, wie es ja auch Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ gethan, mit der sorgfältig glättenden Hand des Künstlers eine absichtliche *Retouchierung* vornahm. Sedenfalls müssen diese Jugenderinnerungen jeden unbefangenen Leser zu der Voraussetzung führen, daß Oskar von Redwitz jener ultrareaktionär-ultramontane Heißsporn, als welchen er sich in der „*Amaranth*“ gab, oder als welchen ihn eine damals an jeden litterarischen Strohalm sich anklammernde Parteipresse tendenziös proklamieren und feiern zu müssen glaubte — stand doch die Vertretung der reaktionären Weltanschauung jeder Richtung in der belletristischen Litteratur wenigstens damals auf äußerst schwachen Füßen — daß er dieser Heißsporn nicht immer bleiben würde. Diese Prophezeiung nach rückwärts hat bekanntlich in der Entwicklung seiner dichterischen Produktion ihre Bestätigung gefunden; wenn Redwitz heute ein Werk veröffentlicht, schwingen weder die Ultramontanen das Weihrauchsfuß, noch rasseln die Kreuzzeitungsritter mit Speer und Schild — es sind die gemäßigt liberalen, die im freikonservativen Lager stehenden Blätter, die, soweit überhaupt eine Beurteilung vom Parteistandpunkte aus noch vorgenommen wird, besonders gern für den Dichter ins Zeug gehen. Und das mit Recht, denn der ehemalige papistische Glaubensprediger hat sich zu einem begeisterten Verehrer und Herold von Kaiser und Reich entwickelt. Eine solche Umkehr vom Wege zeigte sich schon in einzelnen seiner Dramen, in denen er nach immer objektiverer Gestaltung strebte, trat deutlich und offen zu Tage in dem Romane „Hermann Stark“ (1869), in welchem der Autor für den Liberalismus, wie ihn etwa die Gothaer oder die neue Aera repräsentierten, in die Schranken ritt oder vielmehr gut bürgerlich ging, und wurde mit dem „Lied vom deutschen Reich“, welches trotz seiner gezwungenen Form — eine Reihe von 500 Sonetten — einen großen Erfolg und eine Menge von Auflagen erzielte, in demonstrativer Weise endgiltig ausgeführt. Der Kreis wurde dann durch die Dichtung „*Odilo*“ geschlossen, in welcher Redwitz auch auf kirchlichem Gebiete für die Ideen des Liberalismus, für Toleranz und thatkräftige Humanität, natürlich auf dem Boden einer reinen christlichen Weltanschauung, Zeugnis ablegte.

Können wir nun auch „Haus Wartenberg“ nicht als einen weiteren Schritt auf dieser Bahn der Selbstbefreiung aus Vorurteil und Einseitigkeit bezeichnen, so ist es doch immerhin ein tüchtiges und notwendiges Glied in der oben geschilderten Kette. Wir hatten neulich Gelegenheit, das Hauptwerk der „Grenzboten-sammlung“, „Die Grafen von Altenschwert“ von A. N. M. a. n. einer genaueren Analyse zu unterwerfen (1884, Heft I), in welchem der Autor für den Gedanken eintritt, daß der Adel der Gegenwart die Aufgabe habe, sich den durch die immer allgemeiner vordringende moderne, von der französischen Revolution siegreich inaugurierte

und datierte Weltanschauung veränderten gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen nicht sowohl entgegenzustemmen als anzupassen, und soweit die Grundbesitzfrage in Betracht kommt: „durch Liebe zurückzugewinnen, was die veränderten Zeiten der Macht des grundbesitzenden Edelmannes genommen haben“. Im wesentlichen predigte Niemann einen vollkommenen Bruch mit der feudalen Weltanschauung; er stellte sich auf den Boden, den in unseren Parlamenten die Frei- und Neukonservativen im Gegensatz zu der gesellschaftlich, politisch und kirchlich orthodoxen Kreuzzeitungs- und Reichsbotenpartei eingenommen haben, und neben ihn tritt jetzt Redwitz, nur daß dieser die Sünden des reaktionären Feudalismus bei weitem nicht mit dem Pinsel eines Höllenbreughel malt, wie ihn Niemann zur Anwendung gebracht hat. Redwitz schildert Gegensätze, wie jener auch, aber die Abklärung, zu der sich sein eigener Geist in hartem Ringen durchgearbeitet hat, wirft auch auf die schärfsten Kontraste ihr milderndes und versöhnendes Licht, und wir finden bei ihm überall sympathische Menschen, mit Schwächen, Fehlern, Vorurteilen, Einseitigkeiten und Schroffheiten, aber immer doch Menschen, denen wir nahe treten, die wir verstehen lernen und die wir lieb gewinnen, wenn wir uns auch in Widerspruch zu ihren Welt- und Lebensanschauungen fühlen, während bei Niemann gut und böse in unausgeglichenem, schroffem Kampfe einander gegenübersteht und das Laster mit schwarzer chinesischer Tusche, die Tugend mit Kremsjer Weiß angestrichen wird. Hier zeigt sich in der That der Vorzug des sorgsam abwägenden Künstlers vor dem Sensationschriftsteller; während jener seine Typen auf einen gemeinsamen Boden stellt und so die Entwicklung der Konflikte sachlich und psychologisch wahrscheinlich macht, reißt dieser einen gähnenden Abgrund zwischen ihnen auf und läßt sie beiderseits wie Drahtpuppen agieren. Was die daraus künstlich erzeugten Konflikte an Effekt gewinnen, verlieren sie an innerer Wahrheit. Wir wollen damit Niemann keineswegs auf eine niedrige Stufe unter unseren modernen Romanschriftstellern herabdrücken; im Gegenteil haben wir sein großes Talent immer anerkannt und wir freuen uns sagen zu dürfen, daß seine „Katharina“ (Grenzboten-Sammlung 17/18) ein weit reiferes und abgeklärteres Werk ist als seine beiden großen Romane. Freilich bedeutet sie deshalb noch keinen Fortschritt, denn sie ist eine ältere, bereits vor vielen Jahren in der „Deutschen Romanzeitung“ veröffentlichte und damals wohl nur aus äußeren Gründen nicht veröffentlichte Arbeit des Verfassers; es scheint vielmehr, als sei Niemann durch das Bedürfnis nach schneller, sensationeller Wirkung in seinen neueren Werken auf Abwege von der in der „Katharina“ eingeschlagenen künstlerisch-vornehmen Richtung geführt worden. Auch der Humor des Autors kommt in den Episoden der „Katharina“ viel erfreulicher zur Geltung als in den späteren Romanen.

Der Inhalt von „Haus Wartenberg“, aus dessen kurzer Skizzierung die Absichten des Dichters klar herauspringen werden, ist folgender. Das Haus Wartenberg ist eines der ältesten und vornehmsten Adelsgeschlechter, dessen Chef, Graf Eberhard, ehemaliger Gardekürassier-Regimentschef und gegenwärtig Majoratsherr, stark autokratische Neigungen entwickelt und politisch durchaus auf dem altkonservativen Prinzip steht. Von seinen Kindern schlägt Kurt, der voraussichtliche Majoratserbe, durchaus nach dem Vater, dessen Herz mit allen Fasern an dem flotten, hübschen, schneidigen Husarenleutnant hängt, während der zweite Sohn, Erich, zu Graf Eberhards schwerem Verdrusse allerlei, seiner aristokratischen Abstammung nach dessen innerster Überzeugung wenig angemessenen Allotrien, sogenanntem gelehrten Krimskrams, den ein Graf Wartenberg nicht nötig hat, zuneigt. Daneben steht Else, das blonde Töchterlein, welche zu einem neugeborenen, aus der Industrie hervorgegangenem Freiherrn von Schulzenburg in Liebe entbrennt. Das geht dem Alten zwar auch wider den Strich, aber schließlich läßt er fünf gerade sein. Sehr ergrimmt wird er dagegen, als er vernimmt, daß Erich mit der Ausarbeitung einer Doktordissertation beschäftigt sei, und es bedarf der ganzen Klugheit und liebevollen Zärtlichkeit seiner Gattin, Gabriele, einer prächtigen, vom Dichter mit ganz besonderer Vorliebe und Sorgfalt gezeichneten Gestalt, um den immer drohender am Horizonte aufziehenden Konflikt zwischen Vater und Sohn abzuschwächen und hintanzuhalten. Die Situation wird noch kritischer, als sich zwischen Erich und Margarete, der eigentlichen Heldin der Dichtung, die bürgerlicher Herkunft, aber hochgebildet und reichbegabt und ebenso anmutig in ihrer Erscheinung

wie herzugewinnend in ihrem Wesen, als Elses Gesellschafterin in der Familie aufgenommen und der Liebling aller geworden ist, ein immer stärker sich vertiefendes zartes Verhältnis entspinnt. Jetzt bricht der deutsch-französische Krieg aus, und alle drei Wartenbergs eilen ins Feld. Unter diesen schwierigen Verhältnissen wächst die Gestalt der Mutter riesengroß empor, die Haltung der charakterstarken Frau erinnert, obwohl ihr alles Herbe und Strenge fehlt, an jene der spartanischen Mütter, und ihre Fahrt in Feindesland, um den zu Tode verwundeten Erstgeborenen zu suchen und zu retten, ist eine Episode von erschütternder Wirkung. Mit der Leiche Kurts kehrt die Mutter nachhause; durch eine ihm unter den aktuellen Verhältnissen doppelt schmerzliche Fügung des Schicksals ist Erich Erbe des Majorats geworden. In seiner und Margaretens Seele entsteht ein zehrender Zwiespalt zwischen Pflicht und Liebe, und schließlich entflieht das Mädchen, um die Zukunft und den Frieden des Geliebten zu retten. Erich folgt ihr über den Kanal, und der Vater, dem jetzt die Situation völlig klar ist, gerät in rasenden Zorn. Wie es auch jetzt der sorgenden, entschlossenen Mutterliebe gelingt, den Grafen zu besänftigen und alles zum Guten zu führen, können wir hier nicht entwickeln; Redwiz hat das alles psychologisch so fein und folgerichtig aus den Situationen herauswachsen lassen, daß es der Einwirkung des Zufalls am Schlusse wohl kaum bedürfte. Graf Eberhard stirbt versöhnt, das Majorat geht auf eine würdige Seitenlinie über, und Erich lebt, mit seiner Margarete vereinigt, seinem wissenschaftlichen Beruf. Und so „ist der Widerstreit göttlicher und menschlicher Gesetze versöhnt durch heilige Liebe und eine höhere Weltanschauung.“

Der Glanzpunkt des Buches sind die Charakter schilderungen von Gabriele und Margarete, gegen welche die männlichen Gestalten etwas in den Hintergrund treten. Mit den vielgepriesenen „Gouvernantenliedern“ Margaretens können wir uns allerdings nur wenig befreunden; in dem Bedürfnisse nach einer gewissen einfachen Schlichtheit ist hier die Grenze des Hausbackenen, welches dem Wesen der Heldin sonst durchaus fern liegt, zum mindesten bedenklich gestreift. Stilistisch bedenklich scheint uns die gehäufte Anwendung gewisser Apostrophierungen. So lesen wir auf S. 42: „Und, o der süßen Verwirrung!“ und fünfzehn Zeilen weiter: „Und, o du überglückliches Geschöpf!“ und unmittelbar darauf: „und — o wie über alle Maßen unpoetisch.“ Es läßt sich kaum behaupten, daß diese Exclamationen ihrerseits sehr poetisch wären. Doch sind das selbstverständlich Nebendinge.

Wenn auch nicht ein unmittelbares Zeitbild wie Redwiz, so doch eine kulturgeschichtliche Schilderung aus einer nur wenige Jahrzehnte hinter uns liegenden Periode, deren düstere Einzelheiten von unserer raschlebigen und vertrauensseligen Generation nur allzusehr vergessen worden sind, bietet uns Otto Müller, der treffliche Verfasser von „Charlotte Ackermann“, „der Wildpfarrer“ u. s. w. in seinem dreibändigen Romane „Altar und Kerker“ (Stuttgart, A. Bonz u. Co.). Wenn es Redwiz für nötig hielt in „Haus Wartenberg“ und „Odilo“ die feudalistisch-kirchliche Reaktion vor Übergriffen und Herausforderungen zu warnen, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn Müller, den Alten zur Erinnerung und den Jungen zur Mahnung, eine unheimliche und dunkle, noch heut nicht ganz aufgeklärte Episode aus der Metternich'schen Reaktionszeit uns in lebendiger Darstellung wieder vor Augen führt. Das ist um so willkommener zu heißen, als überströmende Augenblicksbegeisterung heute alles aus dem goldenen Buche der Geschichte und aus dem Gedächtnisse der Nation auslöschen möchte, was die Märtyrer des nationalen Einheitsgedankens, des Traumes von der deutschen Kaiserkrone in den Jahrzehnten nächst den Karlsbader Beschlüssen gelitten haben. Als unverlöschliches und unvergängliches Denkmal dieser traurigsten Periode unseres Jahrhunderts steht in der Litteratur Friß Reuters „At mine Festungstid“, und neben sie wird sich Müllers „Altar und Kerker“ stellen, das den Manen Friedrich Weidigs mit folgendem Distichon gewidmet ist:

Fromm an der Kirche Altar und frei in dem Eisen des Kerkers,
Hast du als Priester und Held Gott und der Freiheit gedient!

Der Verfasser betont ausdrücklich (II, 130 ff.), daß er nicht die Absicht habe einen Gefängnisroman im Stile des Silvio Pellico u. s. w. zu schreiben, sondern daß er nur in Form und Brauch des Romans, mit schuldiger Rücksicht auf noch lebende Personen, den Charakter, die

Zeitgenossen und die Schicksale des größten politischen Märtyrers Deutschlands schildern wolle, den heutzutage selbst unter den Gebildeten nur noch wenige kennen und dessen Charakterbild vielfach von der Parteien Gunst und Haß verwirrt worden sei. Diesem Lebens- und Charakterbilde liegen teils mündliche Mitteilungen von noch lebenden oder erst kürzlich verstorbenen Freunden des Pfarrers sowie Briefe von ihm und seinen nächsten Verwandten — darunter zwei von vielen Thränen aus treuen Augen halbverlöschte Originalbriefe des Gefangenen und seiner Frau — teils Müllers eigene Erinnerungen an den seltenen Mann zu Grunde, zu dem seine zahlreichen Schüler und Anhänger wie zu einem Apostel der Freiheit und der Vaterlandsliebe emporsahen. Der Verfasser wollte es sich nicht versagen, zur Belebung der Bildfläche seiner Erzählung eine Reihe frei erfundener, aber vollständig im Geiste jener Periode gehaltener Gestalten mit einzufügen, indessen wird der geschichtskundige Leser ohne Schwierigkeit herausfinden, was in Müllers Werke Ergebnis der frei schaffenden Phantasie, was historisch feststehende Thatsache ist. Er versagt es sich, über Weidigs gräßliches Ende im Gefängnisse eine bestimmte Erklärung zu formulieren und überläßt es dem Leser, aus dem Zusammenspiel der Thatsachen und der Entwicklung der Charaktere seine Schlußfolgerungen selbst zu ziehen. Ebenso versagt er es sich, Weidigs Aufenthalt in der „schrecklichen Zelle Nr. 32,“ die ihm widerfahrenen Mißhandlungen und Qualen der Seele und des Körpers direkt zu schildern, sondern begnügt sich, diese Lücke durch die Aufzeichnungen eines Mitgefangenen und Leidensgenossen zu ergänzen. Das trägt zwar einen gewissen Miß in die Komposition, erspart dem Leser aber das Durchkosten des Gräßlichsten und Furchtbarsten.

Die kleinstaatliche Misere der dreißiger Jahre, die Barbarei der Reaktion und der Bureaucratie sind knapp und klar mit Meisterstrichen geschildert. Wir befinden uns durch die Kunst des Dichters sofort heimisch auf dem Boden des Landes, in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, in deren Rahmen seine Erzählung sich abspinnt. Unter den freigezeichneten Gestalten begegnen wir einer Reihe höchst lebenswürdiger und gewinnender Persönlichkeiten, der prächtigen Tante Lotte, die „bei aller Freisinnigkeit doch von dem Gottes-Gnadenstern ihres Herzogs felsenfest überzeugt ist,“ der lebensfrischen Irene, dem ernstesten und charaktervollsten Ernst von Dietmar. Das klarste Licht fällt indessen auf die Gestalt Weidigs, seiner Frau und Schwägerin, auf das schlichte Pfarrhaus in Oberwiesen. Niemand wird die allmähliche Entwicklung des über dieses reizende Idyll hereinbrechenden Verhängnisses ohne die tiefste Erschütterung lesen, niemand die seelischen Vorgänge im Innern Augustens, die sich so recht als das geistige Produkt der idealen Erziehung ihres Schwagers darstellt, ohne Aufwühlung des eigenen Gemütes verfolgen, niemand dem Gesichte des hartgeprüften, hochstrebenden und hochgesinnten Mannes und seiner Gattin, einer jener Frauen, die wir mit Vorliebe als „echt deutsch“ zu bezeichnen pflegen, Thränen des innigsten Mitgefühls und entrüsteter Empörung versagen. Nun, die Zeiten, in welchen solche Vorgänge möglich waren, sind dahin, wie wir hoffen und glauben, unwiederbringlich dahin, aber die bittere Frage des Autors, ob denn das heillose Wort Metternichs, daß Deutschland nur ein geographischer Begriff sei, noch heute bei den Nachkommen seine Geltung habe für die Märtyrer von damals, hat doch ihre Berechtigung; hoffen wir, daß sein Buch dazu beitragen wird, daß wir über den Erfolgen der Gegenwart nicht jener vergessen, die in der Vergangenheit die Aussaat machten, welche unserem Geschlecht die Ernte ermöglichte.

Was im übrigen Müllers Darstellungsweise anbetrifft, so ist dieselbe durchaus reflektierend, indem er sehr häufig Verhältnisse und Vergleiche aus der Gegenwart zur Erläuterung der damaligen Zeit heranzieht. Nebenher möchten wir auf den vollkommen regellosen Gebrauch des „als“ und „wie“ aufmerksam machen, bezüglich dessen sich unsere Autoren doch allmählich an eine feste Norm gewöhnen sollten. Müller, sonst ein trefflicher Stilist, macht hier direkte Fehler; er schreibt (II, 88) . . . „damit hat deine Mutter nicht so Unrecht, als du denkst;“ (II, 15) . . . „die Geselligkeit war eine viel genußreichere wie heutzutage;“ (II, 18) . . . — dies hatte für sie ebensoviel Anziehendes, als die edle Weiblichkeit“ u. s. w. Diese Beispiele ließen sich ins zahlreiche vermehren, und man wird zugeben, daß derartige Flüchtigkeiten überaus leicht zu ver-

meiden wären. Wir kannten einen sogenannten Schriftsteller, der sich in solchen Fällen kurz entschlossen mit „alswie“ zu helfen pflegte, das dürfte indes kaum zur Nachahmung zu empfehlen sein.

Um mehr als drei Jahrhunderte zurück führt uns ein kulturgeschichtlicher Roman aus Livlands Vergangenheit von Theodor Hermann Pantenius, der unter dem Titel „Die von Kelles“ in einem stattlichen Bande bei Velhagen und Klasing in Leipzig erschienen ist. Der Autor entwirft im Vorwort eine kurze Skizze der damaligen politischen Verhältnisse des Landes. Unter dem Gesamtnamen Livland waren im 16. Jahrhundert die heutigen Provinzen Livland, Kurland und Esthland, drei Kreise des Gouvernements Witebsk und die Stadt Narwa begriffen, die wiederum in verschiedene Landschaften und Livland speziell in das Erzstift, das Stift Dorpat, die Insel Ösel und das Ordensland zerfielen. Der größte Teil des Landes gehörte dem Deutschherrnorden, dessen Besitz allerdings durch die Stifte vielfach unterbrochen wurde, dem Erzbischof von Riga, den Bischöfen von Dorpat, Ösel, Reval und Kurland. Neben und unter diesen hatten auch die Städte und Ritterschaften ihren Anteil am Regiment, und von Kaiser und Reich abgesehen standen an den Grenzen hier die Polen, dort die Schweden, drüben die Russen und Tataren. Ein kompliziertes Staatengebilde in der That, und wenn man bedenkt, daß dazu noch die vielfachen Gegensätze zwischen dem Adel, dem Pfaffentum und der Bürgerschaft, zwischen den herrschenden Deutschen und der „undeutschen“ wiederum zwiegespaltenen Landbevölkerung, zwischen dem heimischen Adel und dem sich aus Westdeutschland rekrutierenden Adel des Ritterordens, zwischen Freien und Unfreien bestand, so wird man glauben, daß der Autor einige Mühe hat, die Leser in diesem Labyrinth sich kreuzender Interessen auch nur oberflächlich zu orientieren. Wir fürchten, daß es dabei nicht ohne Mißverständnisse abgehen wird; die Fülle der gleich in den ersten Kapiteln auftretenden Personen, die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, unter denen ihre Bestrebungen, ihre Ideen, ihre Handlungen neben- und durcheinander laufen, wirken notwendigerweise verwirrend und ermüden die Aufmerksamkeit. Der Autor hat dem vorgebeugt, indem er gleich in diesem ersten Kapitel eine Fülle von kulturgeschichtlich und an sich gewiß interessantem anekdotischem Material zusammenträgt, indes führt dies wieder den Nachteil mit sich, daß der ohnedies schleppende Gang der Handlung dadurch noch mehr verzögert wird. Die Haupt- und Staatsaktionen, die teils lächerlichen, teils ernsthaften, teils persönlichen, teils sozialen, teils politischen Streitigkeiten, Kämpfe und Kriege, welche sich durch das ganze Buch ziehen, vermögen uns wenig zu fesseln; unsere Teilnahme wird erst rege, als uns der Autor im vierten Kapitel in das Haus der Kruses von Kelles führt, eines alten livländischen Geschlechtes, dessen Mitglieder neben den Thedingheims von Randen den Angelpunkt der vielfach verzweigten Handlung bilden. Unser regstes Interesse nimmt die holdselige Gestalt Barbaras in Anspruch, die, eine Schwester des adelstolzen, übermütigen Jürgen Thedingheim, dem ihr zum Gatten bestimmten Erhard Kruse von Kelles mit seiner ewigen „Kopfschmerz“ und seinem wenig männlichen Wesen allmählich ihr frisches fröhliches Herz abwendig macht, um es dem bürgerlichen Schreiber des Hauses, dem schönen, feurigen, männlichen Bonnius zuzuwenden. Ihre Flucht mit diesem und die Verfolgung seitens der adligen Sippe sowie das hochnotpeinliche Gericht bilden den Höhepunkt des Romans und sind mit nicht zu verachtender Kraft und plastischer Anschaulichkeit geschildert. Diese Flucht war ein todeswürdiges Verbrechen in den Augen des livländischen Adels, welcher für dasselbe auf einem Tage zu Bernau generell schmachvolle Strafe an Leib und Leben festgesetzt hatte: Tod durch den Strang für den Verfänger, Tod durch Ersäufen in einem Sack für die ehrvergeßene Tochter eines vornehmen Geschlechtes.

An Barbara vollstreckt der eigene grausame und unerbittliche Bruder, obwohl selbst von schwerer Gewissensangst bedrängt, das entsetzliche Urteil, mutig und felsenfest geht die Jungfrau in den Tod, da sie den Geliebten gerettet weiß. Die Rache, welche dieser an den Räubern seines Glückes nimmt, füllt, neben dem Austrage von allerlei politischem Zwiespalt, den Rest des Buches — er ersticht Jürgen und läßt ihn den Wölfen zum Fraß, auch Gilhard fällt von seiner Hand, und er selbst erliegt der zufälligen Kugel eines russischen Schützen. So dampft

am Ausgange des Romans eine mächtige Blutlache gen Himmel, und wir fragen uns vergebens, was dem Autor zum Entrollen dieser meist graufigen und fürchterlichen Bilder Veranlassung gegeben haben mag, da es schwerlich die uns endlos fernliegenden politischen Verwirrungen und Kämpfe gewesen sein können, wenn nicht der ethische Gedanke, daß ein in den oberen Schichten in Völlerei und Genußsucht, in den unteren in Aberglauben und Knechtsinn verkommenes Volk keinen Anspruch auf ein selbständiges nationales Dasein haben kann. Der Gedanke ist richtig, wenn er auch nur allzu oft von politischen Gewalthabern als bequemer Vorwand der Unterdrückung mißbraucht worden ist.

An der Wahrheit von Pantenius' kulturgeschichtlichen Schilderungen zu zweifeln, haben wir keinerlei Veranlassung; im Detail läßt sich dergleichen ja nicht kontrollieren, und in vielen Punkten mag wohl eine kleine Übertreibung im Interesse der Wirkung mit unterlaufen. Denn wenn auch bei solch mosaikartigen Darstellungen die Echtheit aller einzelnen Züge beglaubigt ist, so ist immer noch nicht bewiesen, daß sie gerade in der vorliegenden Komposition nunmehr ein unbedingt treues Gesamtbild geben. Die Gefahr falscher Generalisierungen liegt hier nur allzunah, und wir erleben es ja täglich, wie namentlich die Vertreter des archäologischen Romans derselben unterliegen. Jedenfalls ist das Bild, welches Pantenius von dem damaligen Kulturzustand der Ostseeprovinzen entrollt, nichts weniger als erfreulich, und die breit dargelegte allgemeine Roheit der Sitten hat nicht immer die beabsichtigte humoristische, sondern oft nur eine abstoßende Wirkung. Die furländischen Studenten, namentlich aus den Adelsgeschlechtern, waren noch in diesem Jahrhundert auf deutschen Hochschulen wegen ihrer wüsten Trunk- und Händelsucht verrufen; wenn Pantenius Schilderungen richtig sind, waren sie indessen ihrer Väter wert. Gelage, wie sie im zweiten und sechsten Kapitel geschildert werden, stellen alle den alten Deutschen nachgesagten Erzesse in den Schatten. Pantenius geht bei der Schilderung aller dieser Dinge wie auch der verschiedenen Vergewaltigungen und Entführungen, des Verhältnisses zwischen Fürgen und Urjula u. s. w. sehr realistisch zu Werke, und man muß seinen Leuten zugestehen, daß sie reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Ob hier nicht eine gewisse Abschwächung aus rein ästhetischen Gründen gelegentlich möglich gewesen wäre, ohne der Treue des Kolorits Eintrag zu thun, wollen wir des Näheren nicht untersuchen. Das Buch ist außerordentlich fleißig gearbeitet und hat eine Reihe glücklicher, teilweise auch poetischer Partien, und wenn es etwa nicht den erwarteten Erfolg haben sollte, so liegt dies einerseits an dem Mangel an allgemeinerem Interesse speziell für die herausgegriffene Periode, andererseits an der Überhäufung mit an sich fesselndem Detail, welches die Übersicht über das ohnehin komplizierte Ganze noch mehr erschwert. Wir wollen zum Schluß die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das Charakterisierungstalent des Autors ein sehr bedeutendes ist; trotz der überquellenden Fülle von Gestalten ist jede einzelne zu vollster Individualität herausgearbeitet.

Von neueren Erscheinungen der Romanliteratur registrieren wir vorläufig: Carl Weitbrecht: „Der Kalenderstreit in Sendringen“ (Stuttgart, A. Bonz u. Co.); Ludwig Ganghofer: „Almer und Jägerleut, Neue Hochlandsgeschichten“ (ibid.) und Carl Bergen: „Juanita“ (Otto Janke, Berlin).



Litterarische Berichte.

Gaspari, *Italienische Litteraturgeschichte*.
I. Bd. Berlin 1885. Robert Dppen-
heim.

Gegenüber der sehr oberflächlichen Arbeit Sauer's, welche wir jüngst an dieser Stelle kurz charakterisiert haben, können wir der vorliegenden Geschichte der italienischen Litteratur nur

unsere volle Anerkennung aussprechen. Prof. Gaspari (Breslau) ist bereits in Italien vortheilhaft bekannt durch seine Arbeit über die sizilianische Dichterschule. Ebenso gründlich, wenn auch natürlich weniger ausführlich, ist das vorliegende Buch, welches den Manen des besten italienischen Litteraturhistorikers Fran-

cesco de Sanctis gewidmet ist. Dasselbe ver-
rät nicht nur genaue Kenntniss der Schriftsteller
selbst, sondern auch der modernen Litteratur-
historiker und Kritiker Italiens, wie Bartoli,
Alessandro d'Ancona, namentlich der Storia
della Letteratura Italiana und der Saggi critici
von de Sanctis, welchem Gaspari mit Recht
stets Bewunderung zollt. Der erste Band des
Werkes, welcher vorliegt, reicht bis Petrarca,
über welchen der Verfasser weit gründlicher
unterrichtet ist, als Körting in seiner größeren
Arbeit. Führt Gaspari so fort, so wird seine
Litteraturgeschichte zwar sehr umfangreich, muß
jedoch für ernste Studierende der italienischen
Litteratur als eine sehr willkommene Erscheinung
bezeichnet werden. Gespannt darf man sein
auf Gasparis Beurteilung der modernen Littera-
tur, über welche in Italien selbst nicht viel
Genügendes geschrieben worden ist, während
sonst nur drei Bände von Amadé Roux (Paris)
vorliegen, die jedoch in leichtem Feuilletonstile
geschrieben sind und jeder wissenschaftlichen
Grundlage entbehren. S.

Dichtungen von Friedrich Hölderlin. Mit
biographischer Einleitung herausgegeben
von R. Köstlin, Prof. in Tübingen.
Mit 2 Abbildungen. Tübingen, Franz
Fues. 1884. 88. A—G. LXII. 184.
187. 8.

Das vorliegende Buch macht schon durch
die Paginierung den Eindruck, daß von An-
fang an kein fester Plan dafür gemacht war
oder daß der Herausgeber durch äußere Ein-
flüsse darin gehindert worden ist. Wir erhalten
nicht die sämtlichen Dichtungen Hölderlins,
sondern nur eine Auswahl aus den lyrischen
so wie den Hyperion. Weshalb das drama-
tische Fragment Empedokles wegblieb, begreift
man nicht. Zu Grunde liegt die große
Schwab'sche Ausgabe von 1846; dazu sind
nach Herrn Köstlins Angabe erste Drucke und
Autographen verglichen worden, ohne daß
nähere Rechenschaft darüber gegeben würde,
weil in diesem Buche nicht der geeignete Ort
dafür sei. Die Gedichte sind chronologisch ge-
ordnet auf Grund teils der ersten Drucke, teils
der Hölderlinschen Briefe; aber die beweisenden
Noten, welche sich sehr kurz hätten geben lassen,
fehlen und werden durch die Ausführungen
der Einleitung S. XXXII ff. nicht ersetzt.
Auch die Biographie macht einen hastigen Ein-
druck. Wir glauben somit nach allem nicht,
daß dieses Buch für Hölderlin etwas Wesent-
liches geleistet habe. Q.

Amerika in Wort und Bild von Fr. Hell-
wald. Leipzig 1885. Schmidt & Günther.
Lief. 31—40.

Das schon früher von uns besprochene reich
illustrierte Werk schließt mit der 35. Lieferung
den ersten Band ab und bietet in den neuesten
Heften wieder einen reichen und interessanten
Inhalt. Es werden in denselben südatlantische

Staaten zu schildern begonnen; der Anfang
wird mit Virginia, Karolina und Georgia ge-
macht. Die Schilderungen des Autors erstrecken
sich auf alle Gebiete, sowohl in geographischer,
wie in wirtschaftlicher und anderer Beziehung,
namentlich aber in bezug auf das Tier- und
Pflanzenleben werden die interessantesten Mit-
teilungen gemacht; es wird u. a. vielleicht nicht
allen bekannt sein daß die Palmettopalme dort
eine Höhe von 24 m erreicht und daß die Be-
getation in einzelnen südatlantischen Staaten
an Ueppigkeit wohl unerreicht ist. Den Schil-
derungen des Autors sind sehr gut ausgeführte
Illustrationen beigegeben, so daß das ganze
an Lebendigkeit gewinnt. Wir werden, wenn
der zweite Band dieses Werkes abgeschlossen sein
wird, noch einmal auf dasselbe zurückkommen,
und wollen nur noch bemerken, daß Hellwald
seine schwierige Aufgabe bis jetzt vortrefflich
gelöst hat. R.

**Adolf Erman, Aegypten und aegypti-
sches Leben im Altertum.** Mit über
300 Abbildungen im Text und 10 Voll-
bildern. Tübingen 1885. H. Laupp's-
che Buchhandlung. 8. Erste Lieferung.

Obwohl von dem Werke erst diese 48 Seiten
betragende Probe vorliegt, darf man voraus-
sagen, daß es berufen sein wird, in der popu-
lären Litteratur über das alte Aegypten den
ersten Platz einzunehmen. Und mehr als das,
es wird auch für den Aegyptologen von Fach
voraussichtlich sehr viel Neues und Wichtiges
bieten. Es wird Themata erörtern, über welche
Untersuchungen vordem noch nicht angestellt
worden sind. Der Name des Verfassers, dessen
grammatische Studien in der Aegyptologie von
epochemachender Bedeutung gewesen sind, bürgt
für die philologische Gewissenhaftigkeit und
Gründlichkeit der Ausführung. Schon die Ein-
leitung lehrt deutlich, daß es dem Verfasser
nur um eine ungeschminkte und gerechte Schil-
derung, nicht um einseitige Verherrlichung des
Pharaonenvolkes zu thun ist. Der Prospekt
verspricht unter den Illustrationen Rekonstruk-
tionen von Gnauth, Laufer u. A. Hoffentlich
werden diese nicht so schlecht reproduziert wie
manche in der Probenummer mitgeteilte Ab-
bildungen und die überaus dürftige Karte
Aegyptens, die das Werk verunziert. π.

Das Russische Reich in Europa. Eine
Studie. Berlin 1884. Ernst Sieg-
fried Mittler u. Sohn. Kgl. Hofbuch-
handlung.

Je mehr Eisenbahnen, Telegraphen und
andere Vernichter der Entfernung dem abend-
ländischen Europa Rußland auf den Leib ge-
rückt haben, desto mehr steigert sich das Be-
dürfnis, einen Einblick in die innere Struktur,
Lebensform und Lebensbedingungen des be-
drohlichen Kolosses zu gewinnen. Mit der
früher einmal vielleicht vorübergehend richtigen

Bemerkung, daß er auf thönernen Füßen steht, läßt man sich heut zu tage nicht mehr trösten und abspießen. Eingehendere Forschung hat gezeigt, daß er der gesunden Grundlagen durchaus nicht entbehre, gesünderer vielleicht, als mancher historisch glänzende Kulturstaat aufzuweisen vermag und festerer, als manchem derselben erwünscht sein mag. Für den Nachweis derselben und überhaupt für die historisch-politische und kulturgeschichtliche Beleuchtung Rußlands hat das deutsche Schrifttum beinahe ebenso viel gethan, als das heimisch-nationale. Aber mit einigen Ausnahmen gehen diese Arbeiten meist unvermittelt neben einander. Denn es kommt nur zu häufig vor, daß deutsche Autoren sich berechtigt halten, über das „Barbarenland“ Bücher und Aufsätze zu schreiben, ohne das Land jemals gesehen zu haben und ohne auch nur eine ungefähre Kenntnis der russischen Sprache zu besitzen. Der Verfasser der vorliegenden „Studie“ hat sich offenbar mit Fach-, Sach- und Sprachkenntnis in der gesamten einschlägigen Literatur umgethan, und über Land und Volksstämme, über Religionsgemeinschaften und Stände, über Bevölkerungsstatistik und Wohnstätten, über Urproduktion, Gewerbe und Verkehrsweisen, über Handel, Staatsverfassung und allgemeine Verwaltung, über Finanz-, Kriegs- und Bildungswesen knapp gefaßt, aber so instruktive Uebersichten gegeben, daß seine „Studie“ zu einem der besten Staatshandbücher für die rasche und zuverlässige Orientierung angewachsen ist. Wenn es erlaubt ist, den Schleier der Anonymität durch eine Vermutung zu lüften, so möchten wir glauben, daß das treffliche Buch einem tüchtigen und gebildeten Militär sein Dasein verdankt. Die Präzision des Ausdrucks und mehr noch die scharfe Präzision in der Auswahl des Wissenswürdigen, sowie die Klarheit der Uebersicht, führen auf den Gedanken. Ist nun auch die Darstellung kurz angebunden, so ist sie doch keinesweges trocken, sondern von einer lebendigen Frische, die gegenüber der Weitjchweifigkeit sogenannter Fachleute etwas lebhaft Anziehendes hat.

Europäische Kolonien in Afrika und Deutschlands Interessen sonst und jetzt.
Berlin 1884. F. Dümmler.

Der ungenannte Verfasser dieser kleinen Schrift hat im Jahre 1871 einen Aufsatz über Deutschlands Interessen in Ostasien als Manuscript drucken lassen, in welchem zur Erwägung gestellt wurde, ob nicht vielleicht im Friedensschlusse von Frankreich Saigon zu erwerben sei. Dieser Aufsatz ist als Anhang beigelegt. Was die jetzige Schrift angeht, so zeichnet sie sich nicht eben durch Klarheit aus. Wenn der Verfasser dem Holländer beistimmt, welcher darüber spottet, daß Spanien gewisse Kolonien festhält, wenn er schreibt, dem trockenen Myrtheer würde es mehr als spanisch vorkommen, wenn ein bis dahin aller Verpflichtungen (in bezug auf den

Schutz von Kolonien) lediges Volk „die nationale Ehre sehnsüchtigst verpfändet zu sehen wünschte, im Umherstöbern nach Kolonien, ob möglichen oder unmöglichen (und unzeitgemäßen zugleich)“, wenn er nachweist, wie vorteilhaft es sei, wenn der Deutsche handle und der Franzose die Verwaltung (der betreffenden Kolonie) bezahle (S. 18), so erwartet man nicht, daß er schließlich die Erwerbung des „Büchtleins“ von Angra Pequena billigt, vor allem wegen des bei dieser Gelegenheit vom Reichskanzler ausgesprochenen Prinzipes, und daß er mit der Besitzergreifung von Kamerun „den Vogel abgeschossen sein läßt“, während er die, als das Buch erschien, noch nicht vollzogene deutsche Annexion eines Teils von Neu-Guinea nach dem, was er S. 29 schreibt, entschieden mißbilligen muß. Demnach erhält das kleine Buch keineswegs nur durch Mitteilung zahlreicher englischer, französischer und holländischer Aussprüche über Kolonisation und über bestimmte Kolonien einen Wert. Wenn es die phantastischen Kolonisationschwärmer ein wenig abkühlt, so ist das ein Gewinn.

A. B.

Einige Blätter zur Kolonialfrage. Berlin 1884. Ferd. Dümmler.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift verbindet Begeisterung für deutsche Kolonisation mit Nüchternheit und wissenschaftlichem Ernst. „Neue Welten in der neuen und alten Welt“ (Kap. I) nimmt er allerdings an, aber er verlangt ein sicheres Wissen vor dem ausgedehnten Handeln. Er weist auf die Momente hin, welche im oberen Gebiete des Laplata, sowie in dem einiger südlichen Nebenflüsse des Rio Amazonas ein Gebiet vermuten lassen, welches durch eine organisierte deutsche Einwanderung zu einem Klein- oder vielmehr Großdeutschland gemacht werden könnte. Er möchte in Afrika vor allem den von Deutschen entdeckten Benue als deutschen Strom in Anspruch nehmen [Kap. II „Zur Teilung Afrikas (der Benue)“], und er erörtert in Kap. III „Der Kongo (früher und jetzt)“ die Aussichten des internationalen Kongo-Staates, mit dessen königlichem Gründer er lebhaft sympathisiert.

A. B.

Geschichte des römischen Kaiserreichs von B. Duruy, deutsch von Dr. G. Herzberg. Leipzig 1885. Verlag von Schmidt und Günther. Tief. 1—5.

Der deutsche Bearbeiter dieses Werkes ist auch den Lesern dieser Zeitschrift als Mitarbeiter bekannt. Die Geschichte der römischen Kaiserzeit, welche hier vorliegt und mit zahlreichen vortrefflichen Illustrationen versehen ist, ist das Werk eines berühmten französischen Historikers, welches nur die Kaiserzeit behandeln soll. Ein solches Geschichtsbuch, welches im großen Stile angelegt und populär durch Illustrationen und Text gestaltet ist, hat uns bisher gefehlt. Die vorliegenden ersten Lieferungen behandeln die Gründung des Kaisertums durch Augustus

und geben ein sehr lebensvolles Bild der damaligen Zeit. Der Verfasser schildert die Verwaltung der Provinzen, die Gesetzgebung des Augustus, dessen Organisationstalent bekannt ist und dessen Erbschafts-, Ehe- u. Gesetze den schönsten Teil der römischen Zivilgesetzgebung ausmachen. In der 5. Lieferung bieten die Illustrationen zu dem mythologischen Text eine interessante und wertvolle Beigabe. R.

Die deutsche Kolonialpolitik. Erstes Heft. Deutschland in Afrika und in der Südsee. Aktenstücke der deutschen Kolonialpolitik mit einer orientierenden Karte. Leipzig 1885. Kenger'sche Buchhandlung.

Es dürfte überflüssig sein, die Bedeutung einer Publikation wie die vorliegende, eingehend nachzuweisen. Die Kolonialpolitik der deutschen Regierung erregt im ganzen Volk ein Interesse, wie seit der Verjüngung des Kulturkampfes keine andere Angelegenheit. Die Aktenstücke, welche mit Bewunderung erkennen lassen, wie glücklich auch hier überall Vorsicht, Umsicht und Mäßigung mit der höchsten Festigkeit und Entschiedenheit zusammengewirkt haben, sind zwar den Lesern der größeren Zeitungen in ausführlicheren Auszügen bekannt geworden, aber eben dadurch wird in vielen der Wunsch rege geworden sein, diese zum Teil klassisch zu nennenden Schriftstücke nun auch unverkürzt und im Zusammenhange zu lesen. Den Hauptteil des Buches machen die auf die afrikanischen Erwerbungen bezüglichen Dokumente aus. Für die Südsee wird das deutsche Weißbuch in seiner Fortsetzung mehr bieten; ein Mangel des Buches ist die geringe Uebersichtlichkeit. Wie leicht wäre es gewesen, den Anfang jedes Aktenstückes durch den Druck augenfällig hervorzuheben. Auch ein Verzeichnis mit Angabe der Seitenzahl hätte vorangeschickt werden können. Hoffentlich wird das nächste Heft, „Die Kongo-Konferenz“, von dem hier gerügten Mangel frei sein. A. B.

Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universalbibliothek für Gebildete: — Geschichte des Kunstgewerbes in Einzeldarstellungen von Prof. Dr. S. Blümner und Dr. D. v. Schorn. — Das Kunstgewerbe im Altertum von Dr. S. Blümner. I. Abteilung: Das antike Kunstgewerbe nach seinen verschiedenen Zweigen. Mit 133 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig: G. Freytag, und Prag 1885. F. Tempisky.

Der XXX. Band dieser großartig angelegten, im Zusammenhang darstellenden Encyclopädie ist es, der uns vorliegt. Die einzelnen Zweige des antiken Kunsthandwerkes gelangen in demselben zur Schilderung: Textile Kunst; Keramik; Glasarbeit; Arbeit in festen Stoffen; Metallarbeit nebst Emailir-kunst; Steinschneidekunst, Mosaik und dekorative Wandmalerei. In engem

Raume vereinigt finden wir hier alles, was irgendwie unser Interesse in Anspruch nehmen kann; — vom Handkörbchen der griechischen Dame an bis hinauf zum assyrischen Thronstuhl und der Königskrone von Mykenä. Eine Fülle von guten Illustrationen führt uns die Arbeiten der kunstreichen Meister der alten Welt deutlich genug vor Augen; der sorgfältig abgefaßte Text beschäftigt sich eingehend mit der Technik und Produktion der einzelnen Gewerbe, die er uns der Reihe nach vorführt. Obwohl eine gewisse Trockenheit der Darstellung gar nicht zu vermeiden war, wenn der Stoff auf so engem Raum erschöpft und der Zweck der Belehrung im Auge behalten werden sollte, so weiß der Verfasser doch jederzeit unsere Aufmerksamkeit zu fesseln und unser Interesse am antiken Leben zu steigern. Ein folgender Band wird uns als Ergänzung einen Ueberblick über die Erzeugnisse des griechisch-römischen Kunsthandwerkes, unter dem Gesichtspunkte ihrer praktischen Anwendung geordnet, geben; wir werden also gesondert über Mobilien, Geräte, Kleidung, Schmuck u. s. w. unterrichtet werden. Wir sprechen die Hoffnung aus, daß das überaus wohlfeile Buch die weiteste Verbreitung finden möge. —t.

Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes. Von H. S. Johnston, Mitglied der kgl. geographischen Gesellschaft und der zool. Gesellschaft zu London. Aus dem Engl. von W. v. Freedlen. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig 1884. F. A. Brockhaus.

Wer sich des Stanley'schen Kongowerkes, dieser Odyssee unter den Reisebeschreibungen gefreut hat, der wird auch das Buch Johnston's mit Genuß lesen. Der Verfasser, welcher im Oktober 1882 Loanda verließ und, nach einer höchst interessanten Reise anfangs Dezember 1883 von dem äußersten erreichten Punkte Bolobo die Rückfahrt antrat, hat freilich nicht die Gefahren des ersten Entdeckers zu bestehen gehabt — ganz ohne Gefahr ging es allerdings nicht ab, von den vielfachen Beschwerden zu schweigen, aber er hat desto erfolgreicher das Einzelne erforscht und die Ergebnisse der Stanley'schen Reise durch eine Fülle des wertvollsten und mannigfachsten Materials ergänzen können. Es wird die Sache der Fachblätter sein, die klimatologischen, botanischen, zoologischen und ethnologischen Mitteilungen und Untersuchungen zu prüfen, welche teils in die Reisebeschreibung eingestreut, teils in der zweiten, kleineren Hälfte des Buches in eigenen Kapiteln ihr nachgeschickt sind. Hier genügt es, hervorzuheben, daß sie sehr reichhaltig sind. Auch das kleine erklärende Wörterverzeichnis der vier an dem westlichen Kongo gesprochenen Sprachen,

Kongo, Ki-teke, Ki-buma, Ki-joufi, wird nur von wenigen Fachmännern gewürdigt werden können. Aber die Reisebeschreibung verdient auch in Deutschland Tausende und aber Tausende von Lesern zu finden. Der Verfasser hat für alle Gestalten der Oberfläche unseres Planeten und für alles, was auf ihr sproßt und blüht, lebt und webt, ein offenes Auge und ein offenes Herz. In seiner Gabe, „Ansichten der Natur“ zu geben, erinnert er geradezu an jenen großen Meister, der es zuerst unternommen hat, solche zu zeichnen. Die Gemälde der Sandwüste, der Mangrovegebüsch, der Sumpfgenden und der Urwälder mit ihrer namenlos üppigen Vegetation, der Wasserstürze und Stromschnellen, der Himmelserscheinungen sind so farbengefättigt, daß man oft an Hildebrandts Aquarellen gemahnt wird. Aber auch der Forderung Goethes und W. v. Humboldts wird der Verfasser gerecht, daß der Mensch dem Menschen am interessantesten sein soll. Mit wie scharfem Blick hat er in den Seelen seiner drei treuen Sansibarier Begleiter gelesen, mit welcher Liebe ihr durch arabische Beimischung hoch über das Negertum hinausgestiegenes Wesen geschildert! Aber wie wird er auch dem Neger gerecht! Wie freundlich zeichnet er, neben dem schwarzen Schuft, den schwarzen Bruder, der sich als solcher bewährt! Die Szene im 9. Kapitel, wo ein herziges Negerkind ihn an der Hand durch das Dorf führt, ihm Blumen pflückt und aus dem Hühnerneste warme Eier holt, kann man nicht ohne Rührung lesen, wie sie nicht ohne Rührung geschrieben ist. Aber eine Bedeutung des Buches verdient hiernach besonders hervorgehoben zu werden. Es zeigt in genauester und anschaulichster Weise, wie weit das große Werk Stanleys, welches durch Nationengründung und, nach und nach, durch Anlegung von Wegen den ungestalteten Kongo in einen gestalteten verwandeln und der Zivilisation und dem Handel erschließen soll, schon vor zwei Jahren vorgezeichnet war. Die Bilder sind nicht eben Meisterwerke, aber ihre Objekte sind gut ausgewählt, ihre Treue ist unverkennbar.

A. B.

Finland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben von **Gustav Regius**, Professor am Karolinischen Institut zu Stockholm. Autorisierte Uebersetzung von C. Appel, Dr. phil. Mit 93 Holzschnitten und einer Karte von Finland. Berlin 1885. Georg Reimer.

Es ist eine sehr erfreuliche und wertvolle Gabe, welche hier ein bedeutender schwedischer Gelehrter allen bietet, welche ethnologisches und kulturhistorisches Interesse haben, und welche ein deutscher Gelehrter mit liebevoller Hingebung an seine Aufgabe unserm Volke zugänglich gemacht hat. G. Regius hat das merkwürdige Fels-, Wald- und Seenland, das dem Gefühl des Schweden immer noch so ver-

traut ist, mit großer Sorgfalt durchforscht und, so wenig er das Kleine gering achtete, überall das Wesentliche herauszufinden und ins rechte Licht zu stellen gewußt. Für die Vorgeschichte des finnischen Volkes benutzt er unter anderem August Ahlquists schöne Untersuchungen, welcher nach bewährter Methode die Kulturwörter der Sprache zur Herstellung einer Skizze versunkenen Lebens verwendet hat, und ebenso verwertet er Kalewala. Dann folgt, in leichten aber sichern Umrissen, ein Bild des Landes. Darauf geht der Darsteller zu den Spuren echt altfinnischen Lebens über, welchen er unter Mühsalen mannigfacher Art bis in die entlegensten und ärmsten Bezirke nachgegangen ist. Da ist das merkwürdige Kochhaus — einst Wohnhaus — die Kota, da ist die kunstreiche und so praktische Birkenrindenindustrie, da sind die Ueberreste alter Unkultur in der Brandrodung, da ist die nun fast ganz abgekommene eigentümliche Armbrust; da ist in einzelnen Gegenden noch das alte Blockhaus, die Pörte, das Dampfbadhaus, wo beide Geschlechter zugleich völlig nackt schwitzen, oft um sich vielleicht gleich darauf im Schnee zu wälzen u. s. w. Nicht weniger interessiert uns der als Bruder und Gast behandelte Bettler und der „Hausgast“. Mit der unsäglichen Dürftigkeit der großen Mehrzahl der Bevölkerung kontrastiert ein reich entwickeltes Geistes- und Seelenleben und seine Blüte, das herrliche Volkslied, von welchem die schönsten Proben mitgeteilt werden. Ein Bild zeigt uns den Sänger und seinen Gehilfen, wie sie mit eingehakten Fingern die Runen singen, ein anderes einen alten Volksänger — vielleicht den letzten — welchen Regius Runen singen zu hören das Glück hatte, auch die fünfseitige Cantale des Mannes ist abgebildet. Ein Nachtrag behandelt dann noch eingehend die Rassenfrage. Wir glauben dem Buche eine weite Verbreitung voraussagen zu dürfen.

A. B.

Kolonialfragen von **D. Livonius**, Vize-Admiral a. D. Berlin 1885. H. Wilhelm.

Der ehemalige Vize-Admiral Livonius, ein gediegener, den Kennern vaterländischer Geschichte nicht unbekannter Mann, zeigt an dem Beispiel Englands, was geeignete und zweckmäßig verwaltete Kolonien für das Mutterland bedeuten, charakterisiert das Wesen und Benehmen des Briten in seinem größten Kolonialreiche und geißelt diejenigen, welche wähen, den Briten brächten ihre Kolonien nicht viel ein und seien ihnen zum Teil sogar zur Last, mit verdientem Spotte. Deutschland kann, nach Livonius Meinung, kolonisieren, weil es geeinigt und stark ist, es muß kolonisieren, weil ihm sonst der Wandertrieb seiner Bevölkerung schwere Wunden schlägt. Der Hinweis auf die Möglichkeit einer Erwerbung Zanzibars hat gleich nach dem Erscheinen des Buches in der Tagespresse Aufsehen erregt, aber die Reichs-

regierung kann unmöglich auf den Vorschlag eingehen, wenn sie nicht mit dem von ihr proklamirten Prinzipie brechen will. A. B.

E. Wackerhagen, Tagebuch Susannens, Baronin v. Albret-Mioffens. Aus den Jahren 1548—1572. Herausgegeben von... Bremen 1884. J. Rühlmann u. Co.

Man braucht kein wissenschaftlicher Puritaner zu sein, um am Ende zu finden, daß diese Art von Geschichts-Praliné, wie sie in diesem Buche vorliegt, doch wohl etwas zu weit geht. Die Umsehung der Geschichte in moralisch-ästhetische Tableaux hat schon ihr Bedenkliches. Noch verhänglicher wird die Sache, wenn die Historie sich in den Roman umbilden lassen muß, und dennoch immer noch Historie bleiben soll. Aber die Verzuckerung, die hier einem übrigens würdigen und ernstern Geschichtsstoff zugemutet ist, hat höchstens den Vorzug des Aparten, Sonderbaren. Der Stoff ist aber nicht leicht zu erraten: Auf dem äußern Titel steht nur „Tagebuch Susannens, herausgegeben von E. Wackerhagen.“ Was für eine Susanne? Ich will nicht sagen, woran man unwillkürlich denkt. Der zweite Titel ist schon etwas indiskreter: „Tagebuch Susannens, Baronin von Albret-Mioffens, aus den Jahren 1548—1572, herausgegeben u.“ Ein Tagebuch aus jener Zeit, von einer Dame aus dem Hause d'Albret, würde ja eine äußerst angenehme Bereicherung der Quellenlitteratur des XVI. Jahrhunderts sein. Wo hat der Herr nur dieses Tagebuch herbekommen? Liest man weiter, so findet man, daß die zweimalige Versicherung „herausgegeben“ lediglich eine artige Dupirung des Lesers war. Nicht herausgegeben hat Herr W. das Tagebuch, sondern erfunden, verfaßt. Er hat es der Baronin Susanne in den Mund oder eigentlich in die Tasche gelegt, und zwar nicht um ihretwillen, denn die Baronin ist ziemlich gleichgültig in der Sache, sie macht nur den Chorus gleichsam und hört die unvermeidlichen Vögel jagen und sieht die Blumen blühen, und empfindet Sturmwind und Zahn- oder andere Schmerzen, wie das so in Tagebüchern unvermeidlich ist. Aber der Hauptzweck des Buches ist eine Schilderung der Königin Jeanne d'Albret, der Gemahlin des Herzogs Anton v. Bourbon und Vendôme, die ihrem Gatten den Titel eines Königs von Navarra und den Besitz von Béarn zugebracht hat, und hernach die Mutter des unvergleichlichen Henry IV. geworden ist. Dieser Hauptzweck ist aber doch nur in sehr unvollkommener Weise erreicht worden. Bei der großen Belesenheit des Autors würde er vermutlich ein klareres Bild der ausgezeichneten Frau und ihrer Umgebung geliefert haben, wenn er seinem Thema unmittelbarer zu Leibe

gegangen wäre. Vielleicht würde man dann auch einen Begriff davon bekommen haben, daß die treffliche Jeanne einen der fröhlichsten und heitersten Könige erzogen habe, die je auf einem Throne saßen. In dem Tagebuch Susannens geht diese ganze Seite der Béarner in einer unausstehlich hysterischen Weinerlichkeit verloren. C.

Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Nord-Deutschland. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben von K. Dorenwell, Gymnasiallehrer, und A. Hummel, Seminarlehrer. Hannover 1885. Norddeutsche Verlagsanstalt. C. Bödel.

Dies Buch soll „in frischen, lebensvollen Bildern die einzelnen Landschaften unserer deutschen Heimat mit ihren bedeutenderen Städten und ruhmreichen Stätten, sowie die Eigentümlichkeiten des Volkslebens unter Berücksichtigung auch der mundartlichen Poesie zur Anschauung bringen.“ Das ist ein lobliches Bestreben, aber die Ausführung ist, wenn auch nicht mißlungen, so doch nicht überall gleichmäßig gelungen. Hier und da ist die Darstellung ausführlich, anschaulich und in hohem Grade interessant, andere Partien sind wieder recht dürftig. Auch die Anordnung befremdet zum Teil. Warum wird z. B. mit Aufopferung des geographischen Zusammenhanges nach Preußen nicht zuerst Hinterpommern, sondern Neuvorpommern behandelt? Schon der Titel zeugt von einer gewissen Unklarheit. Warum heißt es „Land und Leute in Deutschland“, während dann doch für den ersten Band der Separattitel „Land und Leute in Norddeutschland“ gegeben wird? -- Aber trotz mancher Mängel wird das Buch vielen nützlich und angenehm sein, auch deshalb, weil es viel den wenigsten zugängliches Material bietet. A. B.

Geschichte der freien und Hansestadt Hamburg von Karl Müncberg, der Heiligen Schrift Dr., Pastor zu St. Nikolai in Hamburg. Hamburg 1884. Verlag von H. D. Perstehl.

Der ehrwürdige, in hohem Alter noch immer jugendliche Begeisterung für die Geschichte seiner Vaterstadt wahrende Verfasser, dessen Name jede Empfehlung überflüssig macht, behandelt in dem ersten Kap. der mir vorliegenden ersten Lieferung „die Gründung Hamburgs, die Erzbischöfe als Missionäre.“ Kap. 2 ist überschrieben: „Die Erzbischöfe als Staatsmänner,“ Kap. 3 „Die Erzbischöfe als Landesfürsten.“ Vorläufig mag diese Notiz genügen. A. B.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Börnstein, Dr. Richard, Die lokale Wetterprognose.** 8. (Julius Springer, Berlin.)
- Chleborad, Dr. F. L., Der Kampf um den Besitz.** gr. 8. (Manz'sche Hofbuchhdlg., Wien.)
- Darwin, Charles, Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren.** Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. 4. Aufl. Lex. 8. (E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhdlg., Stuttgart.)
- Duboc, Dr. Julius, Plaudereien und Mehr.** 8. (L. Günther, Hamburg.)
- Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. II. Abtl. Lief. 26 enthält: Handwörterb. d. Mineralogie, Geologie u. Palaeontologie Lief. 8. — Lief. 27: Handwörterbuch der Chemie Lief. 12. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Foerster, W., Ortszeit und Weltzeit.** Ein Beitrag zur Orientirung u. Verständigung. 8. (W. Moeser, Berlin.)
- Froning, Dr. Richard, Zur Geschichte u. Beurtheilung der geistlichen Spiele des Mittelalters, insonderheit der Passionsspiele.** 8. (Carl Jürgels Verlag, Frankfurt a. M.)
- Ganghofer, Ludwig, Almer und Jägerleut'. Neue Hochlandsgeichten.** 8. (Ad. Bonz u. Comp., Stuttgart.)
- Gawalowski, Carl, B., Ramphold Gorenz.** Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit. fl. 8. (Friedrich Goll, Graz.)
- Grawinkel, C., Lehrbuch der Telephonie und Mikrophonie.** Mit besonderer Berücksichtigung d. Fernsprecheinrichtungen der Dtsch. Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung. gr. 8. (Julius Springer, Berlin.)
- Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Palaeontologie,** herausgegeben von Prof. Dr. A. Kenngott. Bd. II. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Hantel, Dr. Georg, Kriegsfahrten aus dem Siegesjahre 1870/71.** Ver. 8. (Reinhold Kühn jun., Elbing.)
- Häselmann, F., Anleitung zum Studium der dekorativen Künste.** Ein Handbuch für Kunstfreunde und Künstler, Kunsthandwerker etc. gr. 8. (Orell Füssli u. Comp., Zürich.)
- Homburger, Dr. Heinrich, Karl Hillebrand.** Ein Nachruf. 8. (Herm. S. Meidinger, Berlin.)
- Kauffmann, Dr. Emil, Entwicklungsgang der Tonkunst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart in ihren Hauptvertretern dargestellt.** 8. (H. Laupp'sche Buchhdlg., Tübingen.)
- Keller, Dr. Ludwig, Die Reformation und die älteren Reformparteien.** Ver. 8. (S. Hirzel, Leipzig.)
- Kriegsgeschichte, Allgemeine des Mittelalters.** Herausgegeben unter der Redaktion des Fürsten N. S. Galitzin. Aus dem Russischen übersetzt von Streccius. Bd. I. II. 1. Lex. 8. (Th. Kay, Kassel.)
- Lasaulx, Prof. Dr. A. von, Einführung in die Gesteinslehre.** Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht und zum Selbststudium. kl. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Litteraturdenkmale, Deutsche, des 18. u. 19. Jahrhunderts.** In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 20: J. J. Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. — Bd. 21: Die guten Frauen von Goethe. Mit Nachbildungen der Originalkupfer. 8. (Gebr. Henninger, Heilbronn.)
- Löher, Franz von, Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde.** Bd. I. Lex. 8. (Litterar. Anstalt [Rütten u. Loening], Frankfurt a. M.)
- Müller, Otto, Altar und Kerker.** Ein Roman aus den dreißiger Jahren. 3 Bde. 8. (Ad. Bonz u. Comp., Stuttgart.)
- Quidde, Dr. L., Die Entstehung des Kurfürstenkollegiums.** Eine verfassungsgeschichtliche Untersuchung. 8. (Carl Jürgels Verlag, Frankfurt a. M.)
- Schießl, Max, System der Stilistik.** Eine wissenschaftliche Darstellung und Begründung der stilistischen Entwicklungstheorie. Ver. 8. (St. Uttenkofer'sche Buchhdlg., Straubing.)
- Sellin, A. W., Das Kaiserreich Brasilien.** I. Abtl. 8. (G. Freytag, Leipzig.)
- Sprachenrechte, Die, in den Staaten gemischter Nationalität.** Nach den von Dr. Adolph Fischhof gesammelten Daten und gemachten Andeutungen dargestellt. gr. 8. (Manz'sche Hofbuchhdlg., Wien.)
- Weddigen, Fr. Heinr. Otto, Neue Gedichte.** 8. (Ernst Kleimenhagen, Kassel.)
- Weitbrecht, Carl, Der Kalenderstreit in Sinsdringen.** Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. 8. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart.)
- Zopf, Dr. W., Die Spaltpilze.** Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet. Mit 41 Holzschnitten. 3. Auflage. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

ENCYKLOPÆDIE DER NATURWISSENSCHAFTEN.

Die im Jahre 1884 erschienenen Bände
enthalten:

- III. **Handbuch der Botanik.** III. Band, erste Hälfte. Herausgegeben von Professor Dr. Schenk. Brosch. 12 Mark, Hlbfrz. gbd. 14 Mark 40 Pf.
- VIII. **Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie.** III. Band. Herausgegeben von Dr. A. Reichenow. Brosch. 16 Mark, Hlbfrz. gbd. 18 Mark 40 Pf.
- XII. **Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie.** II. Band. Herausgegeben von Prof. Dr. Kenngott. Brosch. 15 Mark, Hlbfrz. gbd. 17 Mark 40 Pf.
- XVI. **Handwörterbuch der Chemie.** II. Band. Herausgeg. von Prof. Dr. Ladenburg. Brosch. 16 Mark, Hlbfrz. gbd. 18 Mark 40 Pf.

(Verlag: EDUARD TREWENDT, Breslau.)

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

- Gottschall, Rudolf von, **Blüthenfranz neuer deutscher Dichtung.** 16. 11. Aufl. Eleg. in Ganzleinwand gebd. Preis 5 Mk.
- Holtei, Karl von, **Schlesische Gedichte.** 16. 18. Aufl. Eleg. gebd. Preis 3 Mk.
- Holtei, Karl von, **Schlesische Gedichte.** Gr. 8. 9. Auflage. Illustr. Prachtausgabe. Eleg. gebd. Preis 10 Mk. 80 Pf.
- Kittershaus, Emil, **Gedichte.** 16. 7. Aufl. Eleg. gebd. Preis 6 Mk.
- Köfzler, Robert, **Aus Krieg und Frieden.** Schlesische Gedichte. 8. 2. Auflage. Gebd. 2 Mk.
- Strachwitz, Moritz, Graf, **Gedichte.** Gesamt-Ausgabe. Mit einem Lebensbilde des Dichters von Karl Weinhold. 16. 7. Aufl. Eleg. gebd. Preis 3 Mk. 60 Pf.

WEIDENSLAUFER, Berlin NW.
Pianos } 15 Mark monatlich.
Bell-Orgeln } Katalog gratis.

Auf die im Verlage von Eduard Heinrich Mayer in Köln soeben in zweiter vermehrter Ausgabe erschienene gekrönte Preisschrift:

Die Monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage

von **Wilh. von Reichenau.**

Preis 7 Mark, elegant gebunden 8,50 Mark.

eine der hervorragendsten Erscheinungen, wird hierdurch speziell aufmerksam gemacht.

Im Verlage von Georg Reimer in Berlin ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

FINNLAND.

SCHILDERUNGEN AUS SEINER NATUR,
SEINER ALTEN KULTUR UND SEINEM
HEUTIGEN VOLKSLEBEN.

VON

GUSTAF RETZIUS.

PROFESSOR AM KAROLINISCHEN INSTITUT ZU
STOCKHOLM

AUTORISIRTE ÜBERSETZUNG

VON **C. APPEL**, DR. PHIL.

MIT 93 HOLZSCHNITTEN UND EINER KARTE
VON FINNLAND.

Preis: 5 Mark.

Neuer Verlag von Robert Oppenheim
in Berlin:

Gustav Meyer, Dr. phil., Prof. a. d. Univ. Graz,
Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde.

I. Zur Sprachgeschichte. II. Zur vergleichenden
Märchenkunde. III. Zur Kenntniss des Volks-
liedes.

8. VIII u. 412 S. geh. Mk. 7, gbd. Mk. 8.

Adolf Gaspar, Dr. phil., Prof. a. d. Univ.
Breslau,

Geschichte der Italienischen Literatur.

Bd. I (bis einschl. Petrarca) gr. 8. VIII u. 550 S.
Mk. 9.

Neue, wertvolle Unterhaltungsschriften a. d. Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Caro, J., Beata und Halszka. Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. gebd. 4 Mk., brosch. 3 Mk.

Franzos, K. E., Der Präsident. 2. Auflage. Erzählung. gebd. 7 Mk. 20 Pf., broschiert 6 Mk.

— — **Junge Liebe.** 4. Auflage. Miniatur-Ausgabe. gebd. 4 Mk., brosch. 3 Mk.

Gottschall, R. von, Im Banne des schwarzen Adlers. Historischer Roman. 4. Auflage. gebd. 5 Mk., brosch. 4 Mk.

Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz. Geschichtlicher Roman. 2. Auflage. gebd. 4 Mk. 50 Pf., brosch. 3 Mk. 60 Pf.

Oerzen, Georg von, Vera bei Poetenlicht. gebd. 3 Mk., brosch. 2 Mk.

Schrullen. Vom Verfasser von Adam contra Eva. gebd. 4 Mk., brosch. 3 Mk.

Turgenev, Iwan, Gedichte in Prosa. Übersetzt von R. Löwenfeld. 3. Auflage. geb. 2 Mk. 40 Pf., brosch. 1 Mk. 50 Pf.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Trewendts Jugendbibliothek

84 Bände. Illustriert. Preis pro Band: kart. 75 Pf.,
brosch. 60 Pf., schön gebunden 90 Pf.

Gute Lektüre für Jugend und Volk.

wird empfohlen zur An-
schaffung für Bibliotheken
von Volks-, Bürger- und
Fabrikschulen sowie zu Prä-
mien, Geschenken etc. etc.

Die erste Abteilung (Bd. 1-69)
ist nur kartoniert zu haben.

— Kataloge gratis und franko! —

Bei Eduard Trewendt in Breslau erscheint:

Die Spaltpilze.

Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet

von
Dr. W. Zopf,

Privatdocent an der Universität Halle a. S.

Mit 41 vom Verf. auf Holz gezeichn. Schnitten.

3. sehr vermehrte u. verbesserte Aufl.

Lex. 8. 8 Bogen. Preis 3 Mark.

Fr. Spielhagen's
Sämmtliche Werke

in 100 Lieferungen à 50 Pf.

Prospecte und Lfg. 1. u. 2. in
allen Buchhandl. vorräthig.

Verlag v. L. STAACKMANN in Leipzig.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Die Reformation und die älteren Reformparteien.

In ihrem Zusammenhange

dargestellt

von

Dr. Ludwig Keller,

K. Staatsarchivar.

Groß 8. Preis geheftet: 6 Mk. — in Halbfranz gbd.: 8 Mk.

Inhalt: Die Kirche und die Keker. — Das Glaubensbekenntnis der alt-evangelischen Gemeinden. — Verfassung und Gottesdienst der alt-evangelischen Kirche. — Kaiser Ludwig und die deutschen Bauhütten 1314-1347. — Die Waldenser und die alt-deutsche Litteratur. — Meister Eckart, Johannes Tauler und die deutsche Theologie. — Des Merwinsche Beghardenhaus zu Straßburg. — Ein berühmter Gottesfreund. — Die deutschen Bauhütten und die alt-evangelischen Gemeinden. — Die deutschen Waldenser nach der großen Verfolgungsperiode. — Der Waldenserbischof Friedrich Meiser († 1458) und die „Brüder“ in Franken. — Die „Brüder“ in Böhmen. — Die alt-evangelischen Gemeinden beim Beginn der Reformation. — Die Erneuerung der alt-evangelischen Litteratur. — Johann von Staupitz und Dr. Martin Luther. — Das Täuferthum. — Die Schweizer Brüder. — Die große Zeit der alt-evangelischen Kirche. — Der Kampf um den alten Glauben. — Uebersicht über die späteren Entwicklungen.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit
Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum ge-
während, ist zum Preise von 12 Mark durch
jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der
Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhdlg.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchhdlg.
3 Texthefte bilden stets einen Band.

Breslau.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhdlg.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckeret (Sezerinnenschule).

